Nassovia


VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Nassovia.

Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann,
Grossherzoglich Luxemburgischem Hofrat.

Achter Jahrgang.

1907.

Wiesbaden.
Druck und Verlag von P. Plaum, Wiesbaden.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Gedichte.

Seite

An die Poesie, von J. H. Weinschenk 17
Armes Kind, von Minna v. Konarski 169
Der alte Sänger an den Tod, von Johanna Gasser 41
Der Cellist, von J. H. Weinschenk 181
Der ganze Wunsch, von J. H. Weinschenk 181
Derhaam is derhaam, von R. Dietz 93
Der Stein der Deutschen, von F. Seibert 257
Der tote Postillon, von Th. Gesky 29
Der Ukleisee bei Eutin, von Th. Gesky 193
Der Westerwälder, von C. Spielmann 153
Dichters Sonntagsmorgen, von C. Preser 65
Die Feuerprobe, von C. Spielmann 1
Die Großmutter, von C. Spielmann 229
Die Idee, von J. H. Weinschenk 17
Die Kapelle bei Salz, von Johanna Gasser 41
Die weiße Frau auf dem Brennershof, von F. Seibert 129
Fallende Blüten, von Dora Weiz 205
Friederike Brion, von Th. Gesky 269
Frühlingsnacht, von Th. Gesky 105
Frühlingstag, von Th. Gesky 105
In der Heide, von G. Knauer 29
Landleben, von A. Ammann 141
Liebesklänge, von A. Ammann 245
Nicht verzagen, von C. Preser 65
Rat, von H. Wagner-Wittenberg 53
Rheinweins Rache, von C. Spielmann 77
Rüdesheim, von Luise Göllner 117
Sinnsprüche, von G. Knauer 293
Spätsommertage, von Dora Weiz 205
Sunndags, von R. Dietz 93
Vorfrühling, von Dora Weiz 205
Vox clamantis in deserto, von J. H. Weinschenk 17
Wahrheit, von H. Wagner-Wittenberg 53
Waldklänge, von R. Peter 281
Wipfelrauschen, von A. Lieber 217

2. Biographien.

Grobecker, Ewald, von Th. Gesky 45
Hartmut von Kronberg, von D. E. Knodt 106, 118, 130, 142, 156
Hilchen von Lorch, Hans, von F. C. Jung . . . 182, 194
Hilf, Moritz, von Dr J. Joesten 208, 222
Leiningen-Westerburg, Georg Wilhelm und Johann Anton, Grafen von, von O. Fuchs 236
Ruprecht der Streitbare, Graf von Nassau-Sonnenberg, von A. Herber 70
Viktor, Prinz zu Wied, von Dr. C. Spielmann 2, 18, 30, 42, 54, 66, 80
Wilhelm, Fürst zu Wied, von Dr. C. Spielmann . . 270

3. Aufsätze.

Ardeck, Ruine, von H. Heck 161
Bechtheim, Schreckenstage zur Zeit des 1. Koalitionskrieges 1792—97, von F. Heil . . . 157, 172, 186
Chronik elementarer Ereignisse in Nassau I, von J. Brumm 144
Chronik merkwürdiger Ereignisse in Nassau II, von J. Brumm 249
Diez, Die Entstehung der Neustadt, von R. Heck . . 47
Diezer Schulordnung von 1736, Die, von J. Brumm 159
Fischfang, besonders Salmenfang, bei St. Goarshausen und St. Goar, von H. Pfeifer . . 274, 284
Goethes Beziehungen zu Antonie Brentano, von Th. Gesky 83. 96
Herzog Adolf-Denkmal zu Weilburg, Die Weihe des, von J. Mankel 206
Kampf um den Toten, Der, von G. Lehr 197, 210, 220
Kurhausweihe zu Wiesbaden, von Dr. C. Spielmann 132
Löhnberg, Das Schloß zu, von G. Lehr . . 78, 94, 108
Maifestspiele am Wiesbadener Hoftheater, Die, von Dr. C. Spielmann 136
Mainbrücke, Die neue, bei Schwanheim, von E. Sandmann 211
Nassau-Dillenburg vor dem Dreißigjährigen Kriege, von J. Benner 7, 22, 35
Nassauische Dynasten IV. (Arnstein—Rheingrafen Wied—Herren von Beilstein und Greifenstein), von Dr. C. Spielmann 124
Nassauische Dynasten V. (Katzenelnbogen—Hessen), von Dr. C. Spielmann 147
Nassauische Dynasten VI. (Isenburg), von Dr. C. Spielmann 199
Nassauische Dynasten VII. (Runkel-Westerburg), von Dr. C. Spielmann 234
Nassauische Dynasten VIII. (Sayn), von Dr. C. Spielmann 282
Nassauischer Landtag von 1838, Eröffnung des, in französischer Phantasie, von L. Lüstner . . . 9
Nassauische Truppen auf dem Feldzug in Pommern 1807, Die, von L. Lüstner 262
Nassau-Oranien, Begräbniswesen in, von J. Brumm 298
Nassau-Oranien, Hochzeitswesen in, von J. Brumm 218, 230
Nassau-Oranien, Wiege und Sarg im Hause, von J. Brumm 120
Nassaus Burgen, von R. Bonte (V. Weilburg) 258, 272, 282
Neuenhain im Taunus, von V. Wollweber 174
Nied, Die Kirche zu, von J. Benner 232, 247
Ritterliche Erbteilung im 15. Jahrhundert, von J. Benner 85
Schadeck, Geschichtliches von der evangelischen Kirche zu, von O. Fuchs 85
Schönauer Erinnerungen, von K. Wolf 294
Schwanheim, Die Ortsausstellung in, von E. Sandmann 223
Stein, Frhr. Karl vom, Frankfurter Ehrenbürger, von K. Wolff 122
Stein und das Herzogtum Nassau, von Dr. C. Spielmann 246, 261
Sulzbach, Das Reichsdorf, von J. Brumm 44, 56
Thron, Kloster, von K. Wolff 4, 20, 32
Volkszählung von 1905 in Nassau, Die Ergebnisse der, von V. Wollweber 58 68
Walburgisstift zu Weilburg, Das, von J. Mankel 154, 170, 184
Westerwälder Kirchspiele, Die vier, des Diezer Vertrags v. 1564, von J. Benner 98, 110

4. Sagen und Erzählungen.

Heldin, Eine, von C. Trog 177, 188
Jammertal, Das, von F. Ullius 200
Juliansbrunnen, Der, von A. Herber 213, 224, 238, 251, 265, 276
Ländlich-Anekdotisches, von W. Zimmermann † . . 287
Schwarz-rot-gold, von Sidonie Krücke 10, 24, 36, 49, 60, 72, 87, 100, 112, 124, 138, 148, 162
Vaterliebe, von C. Spielmann 300

5. Miszellen.

Abschaffung des Totengeläutes 1784 115
Alte, schwer ausrottbare Zöpfe 151
Aufruf zur Unterstützung der preußischen Armee 1794 240
Aufruf zur Verteidigung von Mainz am 13. 10. 1792 75
Aus altrunkelischen Akten 290
Aus anno 1866 115
Auszeichnung bei Feuersbrünsten 1778 165
Badereise vor 300 Jahren 289
Beitrag zur Erklärung einiger nassauischer Ortsnamen 254
Beitrag zur Geschichte von Heddernheim 202
Bongart-Walderdorff 89
Breidenloch und Bigen 127
Das nassauische Fulda 1802 202
Das Tiefsee-Aquarium zu Daressalaam 201
Das Untergericht zu Eppstein 226
Der erste nassauische Buchdrucker 1462 254
Der Heddernheimer Feldbergwald 240
Der Krieg kostet Geld, 1796 240
Der Ursprung des Apfelweins am Main 289
Die Hirschkuh auf dem Försterhause 254
Die Jeanette auf der Hohen Schule zu Herborn . . 240
Die Limburger Schiede 114
Die mißlungene Bewerbung 13
Dienstbotenlöhne aus dem Jahre 1643 291
Die Paulinenstiftung zu Wiesbaden 39
Die Pfarrgebäude in Lorsbach 39
Die Schlacht bei Göllheim 190
Die Uneinigkeit der Herborner Professoren 1664 . . 191
Diezer Tag- und Nachtwachen 1632 63
Ein Brief „Wilhelmus' von Nassauwen" 75
Eine geheimnisvolle Brunneninschrift 179
Erinnerung an Diez 267
Fürstliches Kondolenzschreiben bei dem Tode der Gräfin Christine Luise von Wied-Runkel 190
Gegen die Jagd- und Fischdiebe 1576 291
Gemeindeprozesse um 1776 290
Gräber auf dem Hornauer Friedhof 179
Graf Johann Ernst zu Nassau-Weilburg und der Wirt zum Schwanen in Frankfurt anno 1688 51
Heiratsverbot an die Juden 1778 63
Herzog Adolf als Dichter 13

Seite

Jüdische Gauner auf nassauischem Boden 191
Keine fremden Weine im Rheingau 164
Keine Krämer auf dem Lande 103
Keine Lust zur Schanzenarbeit 1795 164
König Adolf von Nassau befreit die Stadt Fulda ein Jahr lang von allen Steuern und Abgaben . . 191
Kriegsbedarftransport von Biebrich nach Limburg 1795 139
Kurmainzer Verordnung wegen der Juden 1797 151
Längenmaß an Kirchen 150
Lob eines oranischen Fürsten 39
Lustige Maskerade von 1866 27
Maßregeln gegen die Ruhr 179
Mer wolle dahle 240
Nassauische Dialektproben XII., XIII., XIV., XV. 27, 38, 150, 267
Nassauische Verluste in der Schlacht bei Waterloo . . 38
Nassauische Wollmärkte 1776 291
Opfer der Pocken in Nassau-Oranien 1780—1800 . 203
Philipp Schmidt 115
Reicher Töchtersegen 164
Reichsunmittelbarkeit der Reichsritter 151
Richtige Holzlänge 127
Steinbach in alter Zeit 241
Stein und die Kaiserin von Rußland 151
Steuerverhältnisse in Griesheim im Jahre 1765 . . 63
Tropfsteinhöhlen 226
„Um den Eppensteiner Pfandschilling“ oder „Schwedenkönig und Frankfurt“ 103
„Und alle die Wähler die sieben“ 191
Verbot des Fruchtverkaufs ins Ausland 1636 . . 203
Verweigerung des Wiederverheiratungskonsenses . . 27
Wappen mit den Eselsohren 14
Wie der hanauische Keller zu Bergen anno 1664 n Nied verfuhr 38
Wolfenhausener Schul-Chronik 127
Zwei Wanderscheine aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts 190

6. Theater zu Wiesbaden.

a) Hoftheater.

Allgemeines . . . 39, 75, 116, 127, 165, 215, 226, 303
Der Andere 303
Der letzte Funke 291
Die Bohême 51
Die Rabensteinerin 241
Ein idealer Gatte 255
Hannele 267
Hedda Gabler 103
Othello 226
Romeo und Julia 27
Salome 90
Tiefland 279

b) Residenztheater.

Allgemeines 40, 104 116, 215
Afrikaner 63
Das Land der Jugend 151
Der Dieb 227
Die große Gemeinde 267
Die Hochzeitsfackel 279
Die schöne Marseillaiserin 51
Die Siebzehnjährigen 27
Die Welt ohne Männer 227
Familie 75
Filia hospitalis 291
Komödianten 90
Maria Stein 139
Monna Vanna 127
Raffles 242
Rosen 303
Scirocco 165
Staatsanwalt Alexander 255
„Unsere Käte“ 14

7. Literatur.

Adam Notmann (Philippi) 40
Adolf von Nassau (Fischbach) 192
Altnassauischer Kalender für 1907 14
Altnassauischer Kalender für 1908 242
Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, 36. Bd. 128
Ansichtspostkarten vom neuen Kurhause zu Wiesbaden (Venn) 166
Aus der Geschichte von Stadt und Burg Biedenkopf (Zitzer) 256
Aus meiner Welt (Knauer) 28
Das Hungerjahr (Bechtoldsheimer) 242
Das neue Kurhaus zu Wiesbaden (v. Thiersch) . . 140
Denkschrift des neuen Kurhauses zu Wiesbaden (v. Ebmeyer) 140
Der Pilot (O'Connor-Hoffmann) 268
Der Vogt von Sylt (Mügge-Geyer) 63
Die Entstehung der Neustadt Diez (Heck) 203
Die Finanzverwaltung der Stadt Limburg a. d. Lahn 1606—1803 (Metzen) 90
Die Kellnerei des kurtrierischen Amtes Montabaur (Thamm) 116
Die Lichtung (Linkenbach-Reutlinger) 40
Die Nassauer bei Waterloo (Gemälde von A. v. Roeßler) 165
Die nassauische Brandversicherungsanstalt (Propping) 76
Die Nassau-Saarbrückensche Kirchenordnung und Agende (von 1576) und ihre Weiterentwicklung (Knodt) 76
Die Paulinenstiftung zu Wiesbaden 1857—1907 (Christian) 152
Die Sporkenburg bei Bad Ems (Linkenbach) . . . 166
Festschrift zur Gedenkfeier des fünfzigjährigen Bestehens der Städtischen Oberrealschule mit Reform-Realgymnasium i. E. zu Wiesbaden (Güth und Bauer) 151
Friedsame Sonette (Weinschenk) 28
Gedichte (Weinschenk) 192
Geographie des Reg.-Bez. Wiesbaden (Jacobi) . . 255
Geschichtliches über den Bergbau bei Ems (Linkenbach) 227
Harakiri und andere Militärhumoresken III. Bd. (Frhr. v. Zedlitz) 215
Heimatbilder (Baltzer) 14
In Krieg und Frieden (Frhr. Langwerth von Simmern) 104
Kollektion von Bildern westerwälder Bauernhäuser (Hardt) 228
Kunst-Wanderbücher, I. Unsere Vaterstadt (Schwindradzheim) 242
Lustige Leut, III. Heft (Dietz) 203
Mitteilungen aus Geschichte und Heimatkunde des Kreises Biedenkopf (Spieß) 28
Mitteilungen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 1906/07 128
Nassauischer Allgemeiner Landeskalender für 1908 . 215
Nassauisches Dichterbuch (Linkenbach) 292
Neuer illustrierter Fremdenführer durch Wiesbaden und seine Umgebung (Normann) 180
Nordlicht 1908 (Wicking) 52
Oberursel (Korf) 267
Photographien der Einweihung des neuen Kurhauses (Schiffer) 140
Postkarten mit Photographien der Adolfsdenkmal-Enthüllung und der luxemburgischen Herrschaften (Kehrer) 292
Pseudo-Nassau's in Frankryk en Pseudo-Oranje's in Calabrie! Door M. G. Wildeman. . 116
Religionsgeschichtliche Bilder aus Nassau II. (Schneider) 116
Rheinische Hausbücherei 14./15. und 16. Bd. (Liesegang) 64
Rosmarin und Nägelein (Ludwig) 203
Sitwwesache for ze Lache (Dietz) 28
Staats- und Kommunal-Adreß-Handbuch für den Reg.-Bez. Wiesbaden für 1907/08 (Leber) 14
Tanzmamsell, Die, (Lauff) 303
Vaterländische Ehrentage (Cornelius) 52
Vier Taunusgeschichten (Hoffbauer) 242
Viktor, Prinz zu Wied-Neuwied (Spielmann) . . . 292
Von der Erde und vom Menschen (Philippi) . . . 279
Westerwaldführer (Hehn) 227
Wiesbadener Badeleben zur Römerzeit (Gemälde v. A. v. Roeßler) 165
Wiesbadener Festwoche (Rhein. Kurier) 140
Wiesbadener Fremdenführer (Hey'l) 180
Wiesbaden nach dem Dreißigjähr Kriege (Grimm) 14
Wildbad Schlangenbad (v. Niessen) 227
Zum siebzigjährigen Jubiläum der Aktiengesellschaft vorm. Burgeff und Co., Hochheim 203
Zur Geschichte des Bannes und Fabrikortes Wirges (Diefenbach) 256

8. Neues aus Nassau.

14, 28, 40, 52, 64, 76, 91, 104, 116, 128, 140, 152, 166, 180, 192, 204, 216, 228, 242, 256, 268, 280, 292, 304.

8a. Nassauische Personalien.

15, 91, 166, 243.

9. Nassauischer Geschichtskalender.

16, 28, 40, 52, 64, 76, 92, 104, 116, 128, 140, 152, 168, 180, 192, 204, 216, 228, 244, 256, 268, 280, 292, 304.

10. Briefkasten.

16, 28, 40, 52, 64, 76, 92, 104, 116, 128, 140, 152, 168, 180, 192, 204, 216, 228, 244, 256, 268, 280, 292, 304.



№ 1. Wiesbaden, den 1. Januar 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die Feuerprobe.

(1849.)

Scharf weht' die Brise von Osten her;
Dumpfrollend schlug das Dänenmeer
An den Strand, den meerentrung'nen,
Schleswig-Holsteins, des meerumschlung'nen.
Fern drüben hoben sich, Küppel an Küppel,
Stark, fest und hoch die Schanzen von Düppel.
Doch nicht mehr auf den Wällen flog
Der weißgekreuzte Danebrog. —
Unter rollenden Donnermelodien
Die Stücke Feuer und Ballen spie'n.
Hinüber — herüber — Blitz und Schag!
So ging's heut' schon vor Tau und Tag,
Und daneben ein höllisch wildes Geratter,
Ein Büchsen- und Gewehrgeknatter.
Unsre braven grünen Buben schossen
Mit den roten Krebsen sich unverdrossen.
Ein Hügel lag im blachen Land:
Kein Grashalm d'rauf, nur Dünensand;
Weißglänzend ragt' er im Sonnenschein
In die Feuerzone mitten hinein. —
Da jagt ein Reiter über die Weite
Den Hügel hinauf, — stolz hält er oben,
Mutterseelenallein, ohne jeglich' Geleite,
Sicher im Sattel, den Blick erhoben.

Auf blauem Hintergrund steht der Vedette
Scharfgezeichnete Silhouette:
Pferd und Reiter wie ein Kentaur,
Starr und fest wie eine Mau'r,
Pferd und Reiter edles Blut!
Hei! das achten die Dänen gut,
Senden herüber eisernen Regen,
Den Mann auf dem Hügel hinwegzufegen. —
Ansprengt das Gefolge: „In diesem Feuer?
Hoheit, Ihr Leben so wert und teuer —
Verlassen Hoheit schnell diesen Platz!" —
Eine Lage: Pferdebäumen, Sprung und Satz;
Kaum kann der Mahner im Sattel sich halten.
Ein Spornstich: seine Mähre saust davon nicht [faul,
Ruhig hält die Hoheit und ihr Gaul.
Dann wendet sich der Fürst, und nickt, lachend [leise,
Den andern zu: „Ich wollt' nur beweise,
Wie mer sein' Gaul zum Feuer trainiert.
Euer hawwe sich doch e bißche blamiert."
Hui, wieder ein Schlag! — Eine Wolke von Sand!
Da hat er endlich sein Roß gewandt.
„Unnerschreibt nur!" ruft er in Seelenruh',
„Guckt, die Däne gewwe schon de Streusand dezu!"

C. Spielmann.

Aus: Herzog Adolf von Nassau. Ein Zypressenkranz von C. Spielmann.

Viktor, Prinz zu Wied.

1) Ein fürstlicher deutscher Freiheitskämpfer. Von Dr. C. Spielmann.

„So lang in festen Kreisen
Noch Mond und Sonne reist,
Wird man dich, Siegrich, preisen,
Wo man die Freiheit preist."
E. M. Arndt.

I.

Das alte wiedische Grafengeschlecht bestand zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch in zwei Linien: Wied-Neuwied und Wied-Runkel, deren Träger 1784, bezw. 1791 in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren. Fürst zu Wied-Neuwied war damals Friedrich Karl (1791—1802), ein eigentümlicher Herr, obgleich äußerst wohlunterrichtet, doch von Jugend auf mit einem Hang zum Sonderbaren, zu Gewissensängstlichkeit und zu religiösem Trübsinn behaftet, wie sein treuer Mentor, der Geheime Rat W. C. C. Beckmann schreibt. Er war vermählt mit der ebenso liebenswürdigen wie geistreichen Fürstin Luise, einer geborenen Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, die ihm zehn lebende Kinder, sieben Prinzen und drei Prinzessinnen schenkte.

Als neuntes Kind und sechster Sohn wurde am 6. November 1783 Prinz Heinrich Viktor geboren. Er war ein schöner Knabe mit dunklem, lockigem Haar und freundlichen, sanften Augen. Die körperliche Schönheit und Stattlichkeit bewunderte man später auch an dem Jünglinge. Dabei entwickelten sich in ihm Geist und Gemüt vortrefflich; mit hellem Verstande und regem Lerneifer paarte sich tiefe Sinnigkeit und lebhaftes Temperament. Es waren die Erbteile der Eltern gemischt, aber dasjenige der Mutter wog vor. Bemerken wir doch auch bei den übrigen prinzlichen Geschwistern ein Ähnliches; fast alle hatten sie die hohe Begabung und den Sinn für Kunst und Wissenschaft empfangen, wodurch die Mutter ausgezeichnet war. Die Kinder schieden sich gewissermaßen in zwei Gruppen, in eine ältere, zu denen die Prinzen Clemens und Christian gehörten, und in eine jüngere, zu welcher die Prinzen August, Maximilian, Viktor und Karl zu zählen sind; zwischen beiden stand vermittelnd die Prinzessin Luise; zwei Schwestern und ein Bruder starben jung. Clemens und Christian traten früh in österreichischen Militärdienst; Viktor war damals noch klein. Die Erziehung der jüngeren Gruppe übernahm die Mutter, Prinzessin Luise, selbst, unterstützt von der Fürstin-Großmutter Karoline und nachher von dem Rat Schröder und dem Hauptmann Hoffmann, von denen jener als Zivil-, dieser als Militärgouverneur fungierte. Alle ließen es sich angesehen sein, individuell zu verfahren, die speziellen Anlagen der Zöglinge zu fördern. August liebte die Musik, Max die Naturwissenschaften, Viktor die Geschichte, Karl die Malerei; die Prinzessin Luise malte, musizierte und dichtete; auch die poetische Begabung ist mütterliches Erbteil gewesen. Doch blieb das künstlerische und wissenschaftliche Wirken der Geschwister nur auf das stille Heim beschränkt; einzig Prinz Max von Wied-Neuwied ist als Weltreisender und Naturforscher berühmt geworden.

Das „stille Heim", haben wir gesagt. Leider ist es nicht immer so still gewesen. Die französische Revolution brach aus; wie ein tosender Vulkan ergoß sie ihre Feuerwogen über die benachbarten deutschen Gebiete. Zunächst waren es die Scharen der adeligen Emigranten, die meist rhein- und moselabwärts kamen, Leichtfertigkeit und Frivolität, Genuß- und Herrschsucht in die gastlichen Länder der deutschen Kleinfürsten verpflanzend. Der alte biedere Fürst Alexander zu Wied-Neuwied verhielt sich den Eindringlingen gegenüber abwehrend; als er aber 1791 starb, nahm sie sein Sohn Fürst Friedrich Karl aus übel angebrachtem Mitleide mit offenen Armen auf. Sie haben der Stadt Neuwied ja manchen Nutzen in pekuniärer Hinsicht gebracht, aber auch durch ihr sittenloses Beispiel viel Ärgernis gegeben und des lenkbaren Fürsten Gutmütigkeit mißbraucht, ihn mit seiner Bürgerschaft, ja mit seiner Familie völlig entzweit. Fürst und Fürstin begannen sich zu meiden; während ersterer sich in widersprechenden Regierungshandlungen erging, lebte letztere ganz mit ihren Kindern, die an ihr wie an der greisen Großmutter umsomehr in inniger Liebe hingen, als sie von den Sonderlichkeiten des Vaters sich abgestoßen fühlten.

Aber bald zerstob der Schwarm der Fremdlinge; — die Revolutionsheere unter den stürmischen Klängen der Marseillaise, nahten dem Rheine. Die kaiserliche Armee, bisher in den Niederlanden im Kampfe mit jenen, wich über den Strom zurück, und noch nicht elf Jahre alt, sah Prinz Viktor 1794 zum ersten Male das Lager einer Abteilung Sansculotten auf dem Heddesdorfer Berge; um dieselbe

Anmerkung. Das Lebensbild ist nach den gedruckten Quellen sowie nach den im fürstlichen Archiv zu Neuwied vorhandenen Briefen des Prinzen verfaßt. Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Wied spreche ich für die Erlaubnis zur Benutzung des Materials meinen ehrerbietigsten Dank aus.

Zeit, da sein Bruder August, erst fünfzehnjährig, in niederländische Dienste trat. Die Franzosen hatten sich angemeldet. Anno 1795 im September überschritt das Maas- und Sambreheer unter dem Obergeneral Jourdan bei Neuwied den Rhein nach einer mörderischen Beschießung der armen Stadt, um gleichwohl vier Wochen später, von dem F.-M. Clairfait geschlagen, wieder zurückzufluten. Fürst und Fürstin flüchteten mit den Kindern, von denen Prinz Karl erst zehn Jahre alt war, aufs Land, wo sie bei den treuen wiedischen Bauern Unterkunft fanden. Leider war die feste Stütze der Fürstin Luise, die Fürstin-Witwe Karoline, kurz zuvor gestorben.

Als im Frühjahre von 1796 das Kriegstheater wieder an den Rhein verlegt wurde, begab sich die Fürstin-Mutter mit den drei jüngsten Prinzen, Max, Viktor und Karl, und der Prinzessin Luise, samt den beiden Erziehern an den befreundeten Hof von Sachsen-Meiningen, indes der Fürst, von der Familie getrennt, an verschiedenen Orten sich aufhielt. Der Prinz Christian trat als Leutnant in österreichische, Prinz August aus niederländischen in preußische Dienste, wo er bald zum Hauptmann in der königlichen Garde aufrückte. Während also in 1796 und 1797 die blutigen Kriegsgreuel um das stille Neuwied herum sich abspielten und die Stadt fünfmal ihren Besitzer wechselte, verlebte Prinz Viktor im ruhigen Meiningen glückliche Tage, bildete seinen Geist weiter und stählte seinen Körper durch Fechtübungen, Fußmärsche, Reiten und Jagen; wie denn die Prinzen alle passionierte Jäger wurden. Aber zugleich wuchs in seinem Herzen der Grimm gegen die fremden Unterdrücker, der sich später auf den großen Gewaltmenschen, den Sohn der Revolution, Napoleon Bonaparte, Europas Zwingherrn, konzentrierte.

Erst im August von 1797 kehrte Fürstin Luise nach Neuwied zurück, der Fürst noch später, 1798; er brachte einen Emigranten, den Grafen de la Ville sur Illon, mit. Dieser ganz gewöhnliche Charakter hatte den Fürsten so für sich einzunehmen verstanden, daß letzterer um des Fremdlings willen alle Rücksichten gegen seine Familie und die Bürgerschaft hintansetzte. Drei böse Jahre galt es durchzukämpfen; aber wacker stand die Fürstin für ihre und ihrer Kinder Rechte ein, duldend, doch nichts aufgebend, und dabei von den braven Bürgern unterstützt. Unter diesen bösen Zeitläuften ist Prinz Viktor eingesegnet worden. Besonders das Jahr 1800 war in mancherlei Beziehung ein trauriges zu nennen. Denn im April starb der älteste Prinz, Clemens, der lange Zeit unheilbar geisteskrank gewesen war; im Juli wurde in dem neuausgebrochenen Kriege gegen Frankreich der zweite Prinz, Christian, österreichischer Dragoner-Rittmeister, tödlich verwundet und starb bald darauf; im Oktober mußte mit dem französischen Obergeneral Augereau ein Neutralitätsvertrag abgeschlossen werden, der schweres Geld kostete.

Das folgende Jahr brachte den vollständigen Bruch zwischen Fürst und Bürgerschaft von Neuwied; im März von 1801 gab es eine förmliche Revolte in der Stadt; die Bürger nahmen die Fürstin mit ihren Kindern in den Schutz und trotzten dem Fürsten die Entlassung des Grafen de la Ville ab. Das verleidete ersterem den Aufenthalt in Neuwied; im September von 1802 legte er die Regierung nieder und lebte fortab als Privatmann zu Freiburg in Baden, wo er im März von 1809 starb.

Prinz Viktor hatte die unglücklichen Auftritte noch durchkosten müssen; im November von 1801 aber trat er, achtzehn Jahre alt, in österreichischen Dienst und zwar als Stabskapitän in das Regiment Erzherzog Karl. Etwas später, im Jahre 1802, ging Prinz Max in preußischen Dienst, und im Jahre 1803 folgte ihm ebenso Prinz Karl, so daß nun alle vier Brüder Militärs waren. Fürstin Luise, von ihrem Gatten geschieden, übernahm für den Fürsten August, preußischen Major, die vormundschaftliche Regierung, bis 1804 der Fürst für mündig erklärt wurde. Der Reichsdeputationshauptschluß brachte dem wied-neuwiedischen Hause keinen Vorteil, da der Exfürst jeder Vergrößerung abhold gewesen war. Die alten isenburgischen Lande, von Rechtswegen wiedisches Erbe, und das viel umstrittene Dorf Irlich wurden Nassau-Weilburg zugeteilt.

Die österreichische Armee, in der Prinz Viktor jetzt diente, erfuhr nach den Schlägen, die sie in den beiden Koalitionskriegen empfangen hatte, durch den Kriegsminister Erzherzog Karl eine durchgreifende Umgestaltung; eine neue Zeit brach an, und der Prinz durfte bei dem Werke helfen. Man wußte, daß man bei der steigenden Macht Napoleon Bonapartes gefaßt sein mußte, neuen Verwickelungen entgegenzugehen. Als der Erste Konsul sich nun gar anno 1804 die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, da erschien im alten Reiche jedermann der Zusammenprall der alten und neuen Macht in absehbarer Zeit unabwendbar. Und der Kaiser des alten Römischen Reichs, der sich nun auch Kaiser von Österreich nannte, er wollte dem Schlag, den der Korse gegen ihn plante, zuvorkommen, ihm, während dieser im Lager von Boulogne England schreckte, in den Rücken fallen.

„Krieg! Krieg!“ tönte es im Frühjahre von 1805 durch die deutsch-österreichischen Gaue; man sah sich nach Bundesgenossen zu einer dritten Koalition um und fand einen solchen nicht im Könige von Preußen, aber im Kaiser von Rußland, der eifrig rüsten ließ. Mit England zur See als drittem im Bunde wollte man den Anmaßer niederschmettern.

Mitten in diese bewegte Zeit hinein versetzen uns die Anfänge der erhaltenen Korrespondenz des Prinzen Viktor mit den Seinen, an deren Hand wir nunmehr seinen weiteren Lebensgang verfolgen wollen.

II.

Der Prinz befand sich im Februar und März 1805 in Garnison zu Wien; schon schwirrten die Kriegsgerüchte durch die Luft; unter Bällen und anderen Festlichkeiten verbarg man noch den Kriegslärm, doch wurde der französische Gesandte schon unaufmerksam behandelt, und Prinz Viktor sprach nur den Wunsch vieler aus, wenn er damals unterm 27. Februar schrieb: „Auch für Sie, beste Mutter, könnte ein österreichischer Krieg nicht anders als erwünscht sein; entweder werde ich schnell mich zeigen, oder Sie werden, stolz wie jene römische Mutter,

Ihre Söhne für das Vaterland sterben sehen, die früh oder spät doch dahin kommen müssen." Ein merkwürdig prophetisches Wort gleich anfangs. Entzückt war er über die „göttlichen" Briefe seiner Mutter, deren patriotische Empfindungen und Gefühle mit den seinen übereinstimmten. „Wo würden die Franzosen sein, wenn jeder so dächte, wenn alle Mütter zu ihren Kindern von Jugend auf in diesem kräftigen Tone sprächen!" schreibt er freudig. Neben den kriegerischen Gedanken fand er aber doch Muße, mit dem berühmten Professor Chladni, einem „interessanten kleinen Manne", dessen Klangfiguren ihm in Meiningen schon vordemonstriert worden waren, und dem Phrenologen Dr. Gall zu verkehren, den er bei dessen Abreise nach Berlin seinen drei dort garnisonirenden Brüdern, besonders Max, empfahl.

Als endlich im August die österreichische Armee aufmarschierte, wurde er anfangs nicht mit einberufen. Sein Jubel über den nachträglichen Marschbefehl war daher groß. Am 26. August rückte die Brigade Bayer, bestehend aus den Regimentern Erzherzog Karl und Auersperg sowie den Savoyen-Kürassieren, ins Lager von Minkendorf; der Prinz hatte die Führung der ersten Grenadierkompagnie, der „schönsten seines Regiments" erhalten. Nach einer Revue vor dem Erzherzoge, zu dessen italienischer Armee die Brigade, von G. M. Graf Auersperg kommandiert, anfangs stoßen sollte, rückte letzterer durch Steiermark und Kärnten südlich, empfing dann aber den Befehl, sich nach Tirol zu wenden. Noch war der Krieg nicht ausgebrochen; aber man wußte, daß er unausbleiblich war. Der Marsch durchs Alpengebiet, teils schön, teils beschwerlich, reizte den Naturfreund in dem Prinzen; mit den Betrachtungen über die Natur mischten sich aber dauernd jene über die politische Lage: Preußen, alle Kleinstaaten müssen sich erheben, um einer Fremdherrschaft entgegen zu wirken. Auf den Beitritt von Preußen zur Koalition hoffte der Prinz wie Tausende guter Deutscher sehnlichst; von den Kleinstaaten, dem „Reiche" erwartete man nichts. Lieber aber wollte man unter Österreich und Preußen das ganze Reich aufteilen, als der Fremdherrschaft sich unterwerfen. Das war die allgemeine Ansicht der Patrioten, wie sie sich auch in den Worten des Prinzen ausspricht: „Österreichische oder preußische Oberherrschaft wäre viel leichter zu ertragen und eine Teilung unter diesen beiden Mächten eher zu wünschen. Sie würde auch vor der Nachwelt keinen Schandfleck auf die Nationalehre werfen, da wir von den eigenen Landsleuten beherrscht würden. Wir wären doch vor den schimpflichen Behandlungen unserer Nachbarn sicher, und das Interesse zerfiele nur in zwei Teile, wo es jetzt in vierhundert zerfällt. Die Zukunft geht mit großen Dingen schwanger; allein ich glaube, daß sie auf keinen Fall die Lage des Reichs verbessern werde." Endlich schlug dann Kaiser Franz los.

Am 8. September gingen die Österreicher über den Inn, um den Krieg zu eröffnen. Die süddeutschen Fürsten hatten sich — zunächst Baiern — Napoleon angeschlossen. Nun ging auch Erzherzog Karl nach Italien ab.

(Fortsetzung folgt.)

Kloster Thron.

1) Von K. Wolff.

Unterhalb Wehrheims, am Eingang des Köpperner Tales, liegt das Throner Hofgut mit schönen Ökonomiegebäuden und etwa 800 Morgen Grundbesitz. Es ist Eigentum des Zentralstudienfonds, wird aber von einem Pächter bewirtschaftet. Vereint mit dem Gut waren ehemals der nahe Wald und die nachbarlichen Mühlen, die Loch-, Sandel-, Brücken- und Pfarrmühle; ersterer ist jetzt Domäneneigentum, letztere sind im Laufe der Zeit in Erbpacht gegeben und zuletzt durch Verkauf ganz vom Gute getrennt worden.

Anstelle des Throner Hofguts stand ehemals das adlige Zisterzienser-Nonnenkloster „Monasterium Sanctimonalium in Throno S. Mariae." Es wurde am 20. März 1243 von dem Diezer Grafen Gerhard III. und seiner Gemahlin Agnes gestiftet, und ein Jahr später auf deren Hofgut „Niedernhain" erbaut. „Der Orth oder Platz, äcker und wiesen, auf denen das Kloster Thron liegt, ist ohne Zweifel ein Hof gewesen, zur Grafschaft Dietz gehörig, welchen die Grafen von Dietz vom Reich zu lehen haben, getragen. Gerhard und Agnes haben aus Andacht und gutter meinung diesen Hoff zur erbauung eines Jungfrauen-Closters hingegeben, und verordnet, welche Gift laut der Donation noch vorhanden ist" (Wsb. St.-Archiv). Zum Baue der Klostergebäude wurden meist Steine des Saalburgkastells verwendet. Bestätigt wurde es am 22. Juli 1244 vom Erzbischof von Mainz und von diesem dem Abt von Arnsburg als Ordinarius unterstellt. Weil der Hof Niedernhain Reichslehen war, so trug im Februar 1249 Gerhard dem König Wilhelm von Holland im Lager zu Ingelheim seine Allodialgüter zu Lauken in der Herrschaft Weilnau zu Lehen auf, worüber im Mai 1249 König Wilhelm von Nassau aus eine Urkunde ausfertigen ließ. Dieser Lehensauftrag der Güter zu Lauken ward im Jahre 1297 von Gerhard IV. von Diez nach einer Untersuchung, die König Rudolf von Habsburg durch den Grafen Eberhard I. von Katzenelnbogen hatte anstellen lassen, erneuert; ebenso 1299 von König Albrecht. Auch Gottfried und Gerhard VI. von Diez bestätigten 1335 die Throner Klosterstiftung.

Von den ehemaligen Klostergebäuden ist außer einigen ruinenartigen Grundmauerresten nichts mehr zu sehen; sie sind modernen Gebäuden unserer Zeit gewichen. Die alte Kolsterkirche ist vor etwa hundert Jahren niedergelegt worden und der letzte Rest des eigentlichen Klosters, der sog. Nonnenbau mit dem Refektorium, mußte 1873 als baufällig

abgetragen werden. Die Kirche war wie der Nonnenbau frühgotisch; letzterer hatte jedoch im Obergeschoß noch Rundbogen. Der Grabstein der letzten, 1576 verstorbenen Äbtin Margarete von Hattstein, am Wappen kenntlich, ist noch vorhanden; er ist in die 1872 neuerbaute Scheune eingemauert worden. Ein beim Abbruch des Refektoriums gefundenes Fußbodentäfelchen trug die lakonische Inschrift „Swig ond lyt." Der alte Klosterkirchhof ist noch vorhanden; ebenso auch ein im Garten befindlicher Grabstein der zur Zeit Walthers von Reifenberg im Kloster Thron verstorbenen Adelheid von Reifenberg. Auf dem Kirchhof wurden noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Verstorbenen des Hofs und der Mühlen beerdigt. Das Kloster war ehemals mit „Rinckmauern" umgeben, die bis zur Sandelmühle herabreichten und sie in ihren Bering aufnahmen. Auch die Fischteiche des Klosters, die nahe dieser Mühle lagen, sind an einzelnen Bodenvertiefungen noch zu erkennen. Das Trinkwasser ward aus einer Quelle des nach der Saalburg zu gelegenen Waldes herabgeleitet. Die Leitung fungiert heute noch und liefert ein herrliches und reichlich sprudelndes Wasser. Von den stattlichen Lindenbäumen, die nach Aussage alter Leute einst in großer Zahl um das Kloster standen, sind schon lange keine mehr vorhanden, sie sind verschwunden, wie die alten Klostermauern und ihre einstigen Bewohner.

Nach seiner Stiftung gedieh das Kloster immer mehr, und gelangte bald zu hoher Blüte. Unter seinen Wohltätern waren besonders die deutschen Kaiser. Wilhelm von Holland verlieh ihm Steuerfreiheit und Wald zu Frankfurt. König Rudolf schenkte ihm Fruchtgefälle und Holz aus dieser Stadt. Auch mehrere Gehöfte in und um Frankfurt erhielt das Kloster von den Burggrafen zu Friedberg, und den Schultheißen zu Frankfurt ward von den Kaisern aufgetragen „gemelt Closterland, die zugehörigen Güter und Personen zu schützen und schirmen und nach bestem Vermögen zu verteidigen." Einem Schutzbrief vom 12. März 1346 sei folgendes entnommen: „Ludwig an Walramen von Spanheim vnsiren Lantvogt in der Wederevbe . . . . vnd den Bürgermeistern . . . zu frankenfordt . . . . . . Wir laßen uch wissen, daz wir dy Ersamen geistliche vrauwen, dy Abtissin vnd den Convent dez Closterz zum Throne, vnsir liebe demutigen mit irn Luden vnd Gut in unsern besundern Schirm, gnade vnd sicherheit genommen haben vnd nemen auch mit diesem Brieff, also daz wir wollen, daz Sie ir lute vnde Gut, swye dy genant odir Swo sie gelegin Sind, Nyman ob sie Edil odir viedil, vnrecht mit sachen laidigen noch beswaren. Da von wollen vnd gebieten wir uch allen gemeinlichen vnd vwir ycliche[n] besundir vstriclichen vnd ernstlichen, by vnser vnd dez Richs hulden, vnd manen uch der trewe, der ir vns vnd dem Riche gebunden seit, daz ir dyselben Clostirvrauwen mit ir lute vnd gut von vnser des Richs wegin gein allir mancher Schirmet, Schutzet vnd nit gestrit, daz sie yman vnrecht laidigen noch Beschädigen. . . . . Gebin zu franckenfordt an Santi Gregorii Tag (12. März 1346).

Auch Kaiser Karl ermahnt Mittwoch vor Reminiscere 1360 von Prag aus Rudolf von Friedberg ernstlich, „das Ihr gemeinlich vndt besundern so, Wie vndt so dicke Ihr darumb von den Geistlichen Jungfrauen ermannt werdet, dieselben . . . . . von vnserer vndt des Richs wegen vestiglich schirmet. schützet vndt getrewlich handhabet gegen allermenlich vndt nicht stattet, daß sie jmand am Recht vndt gerichte, an Ihren Dienern, Leuten, Gütern odir an Ihren Frieheiten leidige, schetige oder beschwehere in Keiner Wis. Vndt wo Ihr das nicht tätet, so wolten Wir vndt vnser nachkommen an dem Riche Romische Kaiser vndt Konige des busse vndt Besserung von Uch haben . . . . .

Da das Kloster so in „besunderm Schirm, Gnade vndt sicherheit stund", außerdem seine Besitzungen und Einkünfte in der besten Gegend der Wetterau, des Mains und der Nidda durch Vermächtnisse und Kauf ständig wuchsen, so gehörte es schon nach kaum hundertjährigem Bestand mit zu den reichsten Klöstern, und es konnte im Jahre 1320 die Zahl der Klosterfrauen vermehrt werden. Aus den zahlreich vorhandenen Besitzstandsurkunden des Klosters sei folgendes erwähnt. Im Februar 1249 beurkunden Schultheiß Wolfram . . . . zu Frankfurt, daß Berthold von Heldenbergen dem Kloster Thron Güter zu Kaichen und Korngulten zu Erlenbach verkauft habe: „Contulerunt unum mansum et dimidiam curiam sita in Caichin tempore perpetuo possidenta . . . . . Am 9. Mai 1249 verleiht König Wilhelm dem Kloster von Nassau aus Steuerfreiheit für seine in den Reichsstädten belegenen Höfe. Vos enim . . . ab omni ex actione pr(a)efatas curias, quas in nostris civitatibus habent vel postmodum poterent adipisci, duximus liberaliter eximendas . . . . . — Den 12. März 1251 beurkunden die Frankfurter daß Berthold von Heldenbergen und Gemahlin dem Kloster Güter in Bonames und Kaichen übertragen haben. — Am 4. Oktober 1254 bestätigt dieselbe Behörde, daß Heinrich Knoblauch und dessen Frau Guda an Thron Liegenschaften zu Bockenheim, Rödelheim und Frankfurt geschenkt und außerdem nach ihrer beider Tode auch das Kindteil ihrer im Kloster befindlichen Tochter Guda zugewendet haben. — Am 18. März 1255 schenkt König Wilhelm dem Kloster Thron sechs Pflüge urbares Land in dem abgeholzten Teile des nach Bockenheim zu gelegenen Waldes Lindau bei Frankfurt unter Vorbehalt der Rückerwerbung für 100 Mark. — Am 18. Juni 1268 stimmen Ritter Rudolf von Praunheim und seine Söhne als Miterben der Schenkung zu, welche Heinrich Knoblauch und Gemahlin dem Kloster Thron und ihrer Tochter Guda zugesichert haben, und verpflichten sich, 50 Mark aus ihrem Anteil an der Erbschaft an die Klosterfrau Adelheid, Rudolfs Tochter, zu entrichten. — Am 30. September 1271 beurkundet Schultheiß Wolfram . . . . . . zu Frankfurt, daß der Pfarrer Eppert zu Frankfurt und Gisela, Witwe des Gottfried Ruschere, als Vormünder der minderjährigen Elisabeth, deren Erbteil dem Kloster Thron geschenkt haben. — Unterm 4. März 1277 bestätigt König Rudolf von Wien aus dem Kloster Thron die Schenkungen des Königs Wilhelm und befiehlt dem Schultheißen von Frankfurt, dem Kloster Thron zwölf Malter Korn jährlich

anzuweisen, und ihm zu gestatten, täglich einen Wagen Brennholz aus dem Reichsforst Dreieich zu holen. — Unterm 22. Februar 1284 verkauft das Templerhaus zu Breisig den Klöstern Thron und Marienborn die von Wicker von Offenbach und dessen Schwager Gipel von Holzhausen zu entrichtenden Korngefälle von Ländereien in Erlenbach und in der Lindau; außerdem an Thron einen Vierling kölnisch aus einem Hause am Kornmarkt in Frankfurt: „Pr(a)eterea dominabus de Trono pr(a)edictis specialiter vendidimus fertonem denariorum Coloniensium in quadam domo Arnoldi dicti zume Pule sita amme Kornmerkete, annis singulis persolvendum."

Am 26. Februar 1284 ward diese Schenkung von Schultheiß Walrad . . . beurkundet. — Unterm 9. April 1291 beurkunden Schultheiß Elias von Frankfurt . . . ., daß Emmerich, Sohn Jakobs von Erlenbach und dessen Frau Guderadis dem Kloster Thron zwölf Morgen Land in Seulberg und einen Hof in Obererlenbach gegen Zusicherung einer Kornleibrente geschenkt haben. — Unterm 26. Juni 1293 bestätigt König Adolf von Friedberg aus dem Kloster Thron die diesem von König Rudolf verliehenen Privilegien mit Ausnahme des Beholzigungsrechts aus der Dreieich. — Am 17. Januar 1295 schenkt Konrad Wobelin von Offenbach, Bürger zu Frankfurt, dem Kloster Thron bezw. seiner Tochter, der Klosterfrau Adelheid, die Hälfte seines Besitzes, und erhält dann die Güter gegen eine Rekognition für das Kloster Thron von diesem für seine Lebenszeit zurück. — Am 1. März 1296 verkaufen Konrad Burnfleck, Ludwig und Johannes von Holzhausen, Konrad Weiß und Wigel Frosch dem Kloster Thron drei und eine halbe Hufe Land in der Gemarkung von Hof-Erlenbach. — Am 19. März 1298 verkauft Ruprecht, Sohn des Ritters Friedrich von Karben, an Thron eine halbe Hufe zu Niederbommersheim. Unter den Zeugen tritt ein Trutvinus de Frankenbord, Laienbruder in Thron, auf. — Den 12. Februar 1299 befiehlt König Albrecht der Stadt Frankfurt, dem Kloster Thron jährlich zwölf Malter Korn anzuweisen, und erlaubt den Bewohnern des Frankfurter Klosterhofs, täglich einen Wagen Brennholz aus der Dreieich holen zu dürfen: „Pr(a)eterea incolis curi(a)e pr(a)edictarum monialium apud Frankinvord concedimus ut singulis diebus unum plaustrum lignorum de silva nostra Dryeich ducere valeant ad cremandum." Am 20. Februar 1299 übergibt Ritter Heinrich von Hattenstein dem Kloster Thron vier Malter Weizen, fünf Schillinge und zwei Kapaunen jährlich von Gütern in Niederursel. — Am 14. August 1300 erklären Volkwin von Wetzlar, Bürger zu Frankfurt und seine Frau, daß sie ihren im Kloster Thron befindlichen Töchtern gleiches Erbrecht mit ihren übrigen Kindern zugesichert haben. — Im Jahre 1308 verkauft das Kloster Thron an die Frankfurter Bürger Wigel Frosch und Wigel von Manebach, neun Mark jährlichen Zinses von dem Haus, genannt das Kaufhaus in Frankfurt. — Den 13. August 1308 erhält Thron Güter in Sodeln, 1311 in Erlenbach von Konrad von Erlebach; 1314 „dun Cunrad ein Ritter von Erlebach unde Yde sin eliche wirtin kund . . . daz sie han verkauft deme closter . . . umme sibenzic marc pennege . . . zwo hube zu Erlebach (nebst) zweie lantsidelin der heizet einir Heynrich verline unde der andere Dieleman, der iecliche sol entwartin all iar vier zehn achteil (Malter) Korner deme Clostern." — Am 18. Mai 1316 verkauft Agnes, Abbatissa in Throno, an Heilmann Wisen, Metzger zu Frankfurt eine unter den alten Fleischbänken gelegene Hofstätte für 3½ Mark Kölner Denare. Am 7. April 1318 entscheidet der Kantor des Bartholomäusstiftes zu Frankfurt im päpstlichen Auftrag den Streit zwischen den Jungfrauen zum Thron und den Brüdern von Ginnheim um eine Korngülte. — Am 15. Februar 1320 verpachtet die Äbtissin Mechtild zum Throne an den Frankfurter Bürger Volrad von Massenheim und dessen Frau Christine auf beider Lebenszeit einen Hof zu Frankfurt und einen Hof und Garten vor dem Bockenheimer Tor nebst sieben Hufen Ackerland in der Frankfurter Gemarkung für 40 Malter Roggen jährlichen Zins. — Den 2. August 1329 verkauft die Äbtissin Mechthild dem Frankfurter Stadtschreiber Gumbert Faust acht Kölner Denare Grundzins auf das Haus „zum Grimle" in der Borngasse gelegen. Den 3. August 1329 verkauft Thron „dem bescheiden manne Heinriche zu dem Wedere zu Frankinford fünftehalben schillinge pennige geldis, die da gelegin sin uf den gartin vor Burnheimer portin, die da etwannen Heilman Fledirnappis warin, umme einen wirdung und zwa marg pennige." Am 9. Oktober 1333 bekennen Heinrich Brendel von Hohinberg und Lysa seine Frau, daß sie dem Kloster Thron alle Jahr „zwenzig achdeyl corngeldis" zu geben haben. — In demselben Jahr erhält das Kloster Grundpacht von einem Gut in Dillingen. — Am 9. September 1335 bekennen Friedrich, Ruprecht und Konrad von Karben, Gebrüder, daß sie mit dem Kloster Thron einen Gütertausch zu Großkarben vollzogen haben. — Am 6. Juli 1335 gibt Gerlach V. Herr zu Limburg seine Zustimmung zu dem Verkaufe von Gütern zu Schuyn durch die Frankfurter Bürgerin Kunzela Feder von Schuyn und ihren Mann Klaus an das Kloster Thron. — Den 22. März 1340 beurkunden der Frankfurter Bürger Volrad von Massenheim und Else seine Frau, daß sie dem Kloster Thron eine halbe Hufe Landes bei Massenheim übergeben haben, das Land aber auf ihre Lebenszeit um eine Mark vom Kloster geliehen haben. — Am 5. Februar 1343 verpflichtet sich Heintze, Landsiedel des Klosters Thron, wohnhaft zu Sulzbach, den Pacht richtig zu entrichten, andernfalls „so möchten sie ine ferdribin von deme gude, one alle wider rede." Am 10. November 1343 bekennt Appelo, Kastellan zu Alsfeld, Bürger zu Frankfurt, daß er dem Kloster Thron sechs Schillinge Heller zu entrichten hat „von eyme acker, der da ist gelegen hinder den wyssen frauwen und stoßit uf den burg grawen". — Den 19. November 1350 verleiht die Äbtissin Kunigunde für zehn Pfund Heller ihren Hof zu Frankfurt, „gelegin in der hellirgaßen obir, bzwendig unsirs buwes, der da gebuwet ist biz uz geyn der wißgerbir gaßen, hindin mit unseme huse, daz hindin uz get alda selbis, und biz an unsin stall, der an dir sit stet da dye gemeyne Straze windet", an Johann Lewenberger und Else

seine Hausfrau. — Den 30. September 1360 bekennt Wenzel Hinterkirchen zu Wiren (Wehrheim), daß er dem Kloster seine Wiesen bei Obernhain für 38 Mk. verkauft habe. Der Brief ist versehen mit dem Siegel des damaligen Pfarrers Wenzel zu Wehrheim. — Den 29. Juni 1386 schenkt Dytzo, genannt Frölich, dem Kloster Thron all sein Hab und Gut zu einem „Seelgerede". „Kunt sy allin luden . . . . daz ich bedrachtit vnd besunnen han, daz nicht sich irre ist dan der drit, vnd nicht vnsichire dan dy zit des dodis. Her vmbs so han ich mit wol vorbedachten mutis, gesundis libis vnde sinne angesehin den lob-lichen gots dinst, der nacht vnd dag stundeclich geschehit von den Ersamen geistlichen Jungfrauwin des Clostirs zum Throne, vnd han ym . . . gebin . . . allis daz ich itz un han . . . iz sy eyain Erbe". — Den 2. August 1392 verkauft Mechthild, Äbtissin dem St. Leonhardsstift zu Frankfurt den Grundzins auf einem Kramladen in Frankfurt. Weitere Güter besaß Thron in Huffheim (Offheim), Dortelweil, Rod im Berg, Hundstall, Arnsbach, Niederbrechen, Kamberg, Eufingen, sowie Bockenheim und Umgebung. Außer diesen bedeutenden Besitzungen besaß Kloster Thron auch noch Triftgerechtigkeiten; so in der Köpperner Blumenweide, in der Seulberger Gemarkung, in dem Obernhainer und Anspacher Feld u. s. f. Daß die Klosterfrauen ihr Recht zu wahren verstanden, darüber gibt uns unterm 29. Oktober 1303 das Weistum vom Bornheimer Berg Aufschluß. Es beklagten sich „die Frauwen vom Throne" mit andern bei König Albrechts „lantfoydc Hern Ulrich von Hanauwe, daz Her Margward und Her Heinrich sin Bruder, Hern Winthers sone von Brunyegisheim sich an namen, herrschaft zu Bockenheim zu haben, die er altern da nye gewonnen, mit atzunge, mit stürunge, mit bußen von freubel, mit sind irn hirten, mit fastnachthunern 2c. 2c." Darauf wurde diese Klage in diesem Weistum zu Gunsten der Kläger entschieden. „Alle, die diesen brief gehöret und gesehint, die sallint wizzen, daz groze clage ist gewesen fon geistlichen luden, unde fon burgern und auch fon anderen guden luden, die gut hant ligen in des kuneges grafschaft zu Burneheimer berge, daz man ir lantsidelen in den dorfen drunge zu unrehteme Dienste von wazzern unde fon weide, daz sie nie manne schuldig sind zu dune den eime konege 2c. 2c."

(Fortsetzung folgt.)

Nassau-Dillenburg vor dem Dreißigjährigen Kriege.

1) Von J. Benner.

Seit dem Erscheinen der „Nassovia" ist schon so manche schöne Arbeit über Nassaus Geschichte gefördert worden, und wenn ich jetzt von Zeit zu Zeit in den sieben Bänden dieser Zeitschrift blättere, so komme ich immer mehr zu der Überzeugung, daß die „Nassovia" nicht nur eine Fundgrube für den nassauischen Historiker und Geschichtsfreund geworden ist, sondern auch für den Nichtnassauer eine interessante Lektüre bildet. Vor einiger Zeit kam ein westfälischer Pfarrer, der sich längere Zeit schon in Nassau aufhält, zu mir und wollte mich aufmerksam machen, auf die schöne gelbe Zeitschrift, die er so gern bei seinem Nachbar lese. — Trotz der Fülle geschichtlicher Ereignisse, welche in der „Nassovia" bereits behandelt sind, dürfte gewiß eine Schilderung über die allgemeinen Verhältnisse Nassaus vor einer so großen Umwälzung, wie sie der Dreißigjährige Krieg mit sich brachte, von Interesse sein. Der Leser kann sich eher ein Bild von den früheren Zuständen machen, wenn er einen Zeitgenossen darüber reden hört. Gerade ein Jahr vor Ausbruch des furchtbaren und verderbenbringenden Krieges, im Jahre 1617, verfaßte Johannes Textor aus Haiger über die Grafschaft Nassau-Katzenelnbogen oder -Dillenburg, welche ja mit das Herz des späteren Nassau bildete, eine Beschreibung, die ich den nachfolgenden Ausführungen zu Grunde gelegt habe.

Die genannte Grafschaft umfaßte damals den Teil von Nassau, der den fünf Gebrüdern nassau-dillenburgischer Linie zugehörte und aus den Graf- und Herrschaften: Beilstein, Dillenburg, Siegen, Hadamar und Diez bestand. Obschon das Land nach dem erwähnten Zeitgenossen fast uneben, bergig und waldig war, so wurden doch auch schöne Auen von Ackerfeldern und Wiesen darin gefunden und ein Teil der Berge zu gewissen Jahreszeiten behauen (Hauberge), während sonst das Gefilde durch des Volkes Fleiß und durch oftmalige Bedüngung merklich bebaut und besämt, sowie die Wiesen gebessert wurden, welche nachher dem Menschen und dem Vieh gute Früchte und Nahrung brachten. Fruchtbar war das Land an allerhand Getreide und Erdfrüchten, wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Heidenkorn, an Hülsenfrüchten wie Bohnen, Erbsen, Linsen, Wicken, Flachs und Hanf. Auch allerlei Gartengewächse und Baumfrüchte brachte die Landschaft: Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Hasel- und Welschnüsse. Staudengewächse und Heckenwerk gab es von allerhand Art und Gattung: Rosen, rote und weiße, „leibfarbig" und vielerlei gemischte Farben. Kräuter, welche nicht allein zu Küchen-, sondern auch zu Arzneizwecken Verwendung fanden, wurden in den Gärten gezogen und wuchsen wild an den Bergen. Wein gab es zwar nicht überall im Lande, aber doch im Bezirk der Grafschaft Diez und sonst an der Lahn.

Wegen der vielen und guten Weiden, die es in den Wiesengründen und Auen, sowie in Wäldern, Hecken und Sträuchern gab, hatte das Land fast allenthalben eine hübsche Viehzucht an Pferden, Kühen, Rindern, Kälbern, Schafen und Schweinen, vorab aber auf dem Westerwald, wo das Volk sich der Viehzucht sehr befleißigte, so daß man manchen Hausmann fand, der einen „großen Haufen" von Kühen, Rindern und Schafen bei einander hatte,

dadurch von den Kühen viele und gute Butter und feinen Käse erzielen und verkaufen konnte, ohne den eigenen Verbrauch für die Haushaltung. Der Westerwälder Käse ward vielfach für holländischen angesehen. Wegen seiner bedeutenden Viehzucht und der reichen Gewinnung von Butter und Käse, wurde der Westerwald damals das „nassauische Holland und Friesland genannt. Auch entstanden infolgedessen viele öffentliche Jahrmärkte, auf denen in- und ausländische Kaufleute, Viehhändler und Metzger sich einstellten. Auf diesen Märkten wurde auch die reichlich im Lande gewonnene Schafwolle von den inländischen Wollwebern gekauft, die sie verarbeiteten und die dann die fertige Ware vielfach in das „Welsche" verkauften.

In der Grafschaft Nassau-Dillenburg gab es damals schon viele Bergwerke von rotem, weißen und schwarzen Eisenstein, namentlich in der Herrschaft Siegen, in den Ämtern Haiger, Dillenburg und Ebersbach und im Grunde Burbach; auch Bleierz war „neulich-kurzer Jahren" vor 1617 gewonnen worden, aus dem ein gutes Blei gemacht wurde. Bei der Stadt Dillenburg war ferner ein Kupferlager entdeckt worden, bei dem Dorf Weidelbach, bei Ebersbach und in der Herrschaft Dillenburg Silber-, Kupfer- und Bleierz.

Wegen der vielen Bergwerke in Eisenstein gab es auch Hochöfen und Hammerhütten, worin rohes und weiches Eisen geschmolzen und geschmiedet wurde, welches zur Herstellung von eisernen Öfen, Töpfen oder Häfen, Gewichten und Kugeln zum Kriegsgebrauch diente. Auch Stabeisen verfertigte man. Auf den Hammerhütten wurden durch den Hammer getrieben allerhand Küchengeschirr, Ackergeräte, Radschönen, Ketten, Hufeisen und allerlei Nägel. Diese Erzeugnisse wurden mit „vielem und großem" Fuhrwerk nach den Messen in Frankfurt und Worms und auch weiter durch ganz Deutschland transportiert und verkauft.

Steinbrüche befanden sich bei Dillenburg und Herborn mit Steinen aus grauer Farbe zu Mauer- und Türgewänden. Bei dem Dorfe Sinn im Amt Herborn wurden Schiefersteine zum Dachdecken gewonnen.

In den drei großen Gewässern der Grafschaft, der Lahn, Sieg und Dill, gab es allerhand gute Fische und in den kleinen Wasserläufen Forellen und Krebse. Sonst war das Land reich an süßem, sauerm und warmem Wasser. Das süße war frisch, klar und lieblich, und pflegte meist aus schönen, lustigen Quellen im Gebirge zu entspringen. Sauerwasser befand sich unter anderem zu Johannisburg in der Herrschaft Beilstein; dieses Wasser wurde von den Professoren und Studenten der Hohen Schule zu Herborn abgeholet und gebraucht und der Brunnen wurde auch sonst oft besucht. Ferner gab es solches Wasser zu Kamberg, bei Dausenau und zu Ems. In letzerem Orte befand sich auch warmes Wasser und ein Bad, welches dem Grafen Ernst Kasimir zu Nassau-Diez und dem Landgrafen Moritz zu Hessen Kassel gemeinschaftlich gehörte. Das Wasser daselbst war von einer so natürlichen Wärme, daß man es auslassen und in ein anderes Gefäß füllen und dann noch darin baden konnte. Sonst waren noch fünf Bäder in Ems, davon drei nassauische, von denen eines wärmer als das andere war. Eine Anzahl weiterer heißer Adern und Quellen konnten nicht verwendet werden, weil sie in der Lahn entsprangen. Einige Jahre vor 1617 hatten die Nassau-Dillenburger Grafen und der Landgraf von Hessen zur Beherbergung der ankommenden Badenden verschiedene Gebäude mit vielen „bequemlichen Gemachen und Losamenten" aufrichten lassen. In dem Nassauischen Bade hatte Herzog Ernst von Baiern, Erzbischof und Kurfürst zu Köln, mit einer Wasserkunst das Wasser in ein besonders für sich zugerüstetes Gemach zum Baden „artig" fassen lassen und durch ein bleiernes Rohr hinaufgeführt. Von Ems hieß es damals schon, daß es wegen seiner warmen Bäder berühmt sei, die ihrer vortrefflichen Kräfte und Güte halber von weit und breit besucht würden: „Kurfürsten, Grafen, Freiherren und Edle" kämen hierher, wie die hinterlassenen Wappen in den Gemächern bezeugten. Auch viele „Manns- und Weibspersonen u n e d l e n Standes" gebrauchten die warmen Bäder und tranken den Sauerbrunnen.

Die Naturkundigen der damaligen Zeit erklärten sich die Beschaffenheit des Wassers so, daß es die Wärme von dem Feuer, welches sich im Innern der Erde befinde, erhalte und den Geschmack und Geruch von den Kalkstein-, Schwefel-, Alaun-, Bergwachs-, Salz-, Eisen-, Kupfer-, Kies-, Bleigängen, welche es durchlaufe.

An Wäldern besaß die Grafschaft große Gebiete, darunter sehr ausgedehnte Waldungen, wie die Kalteich von Wirgendorf im Grund Burbach bis gen Dillbrecht und weiter hinauf reichend; die Haigerstruth, welche bei Haigerhütte ihren Anfang nahm und sich bis gen Wissenbach im Amte Dillenburg ausdehnte; die Dietzhölze oberhalb Ebersbach; den Schelderwald, die Hörr bei Sinn, den Hirschberg im Amt Herborn und Kalmberg (Kalenberg). In diesen großen und den vielen kleinen Wäldern gab es durch die Eichen und Buchen gute Mastung, wenn die Eicheln und Bucheckern geraten waren, und viele Hunderte, ja etliche Tausend Schweine wurden dann darin fett gemacht. Außerdem lieferten die Wälder nicht nur das nötige Holz zum Bauen und Brennen, sondern es wurde auch noch verkohlt für Schmieden und Hüttenwerke. Auch lieferten die Waldungen nicht nur gute Weide für das zahme einheimische Vieh, sondern auch für das große und kleine Wild, wie Hirsche, Damhirsche, Rehe, Wildschweine, Wölfe, Füchse und dergleichen. Auerhähne, Rebhühner, Krammetsvögel, Wachteln, und Lerchen gab es in Menge.

Die vornehmsten Städte und Flecken in diesem Teile von Nassau waren: Siegen, Dillenburg, Herborn, Diez, Nassau, Haiger, Driedorf, Hadamar, Löhnberg, Liebenscheid, Freudenberg, Mengerskirchen, Kamberg, Kirberg und Dausenau. Dörfer und Höfe gab es wohl über 4½ Hundert. — Pfarrkirchen befanden sich in 50 Ortschaften und daneben das Kloster Keppel in der Herrschaft Siegen, das Kloster Gnadenthal bei Kamberg, worin „Edlen, wie auch andern vornehmen Standes Kinder weiblichen Geschlechts in Gottesfurcht, Zucht und Ehrbarkeit und

auch in anderen der Haushaltung nützlichen Tugenden" wohl unterrichtet wurden. Zwei andere Klöster, Beselich und Thron, standen in gemeinschaftlichem Besitz zwischen Nassau und dem Erzbischof von Trier.

Über „der Nassauer Natur" urteilt Textor recht günstig. Das Volk war einfältig, aufrichtig und getreu sowohl gegen die Fremden als auch unter sich selbst, besonders aber gegen seine Obrigkeit. Von Körper war es hart und stark, liebte den Fleiß und die Arbeit, feierte weder daheim noch draußen; es konnte alle Arbeit, Hitze und Frost ertragen, weil es von Jugend auf daran gewöhnt war.

Die Sprache des Volkes war die hochdeutsche, obwohl sich an den Grenzen verschiedene Dialekte zeigten: im Norden und Westen sprach man den westfälischen und kölnischen Dialekt, gegen Mittag und Abend den nieder- und oberrheinischen und gegen Osten den wetterauischen und hessischen Dialekt.

Für die Erziehung der Jugend in „Gottesfurcht, Zucht und Tugenden" sorgten die Eltern, sowie die Schulen, welcher es für Knaben und Mädchen beinahe in allen Dörfern gab, wo sie von den Seelsorgern und Dienern des göttlichen Wortes und den Schulmeistern in der christlichen Religion, in den „freien Künsten", guten Sitten fleißig unterrichtet und erbaut wurden. Wenn die Kinder erwachsen waren und sich zum Studieren qualifizierten, wurden sie dem Vermögen nach gen Herborn auf die Hohe Landschule und ferner in fremde Länder auf Schulen und Akademien geschickt, um ihre angefangenen Studien zu „continuiren", die Sprachen und sonst nützliche Dinge zu erlernen. Diejenigen Kinder aber, die zum Studieren nicht geschickt waren, oder welche die nötigen Mittel nicht besaßen, wurden zu ehrlichen Handwerkern getan, auf daß sie, „heut' oder morgen" sich und die Ihrigen desto besser redlich und ehrlich ernähren und unterhalten könnten, daß also kein Müßiggänger gelitten noch geduldet werde.

Das „gemeine Landvolk", wie auch in etlichen Städten diejenigen, welche kein Handwerk erlernt hatten, nährten sich nach dem uralten deutschen Brauch von dem löblichen Feld- und Ackerbau und der Viehzucht.

Die Städte waren mit hohen Mauern und Türmen, einige auch noch mit Gräben versehen. In den Dörfern waren zwar die Viehställe und Miststätten neben, vor oder hinter den Häusern, aber an den Straßen waren die Bauten und Höfe meist sauber und reinlich gehalten. Dem äußerlichen Ansehen nach waren sowohl die Städte als die Dörfer geziert durch ihre hohen Kirch- und anderen Türme und auch durch die bei oder in den Orten gelegenen hohen Berghäuser, Schlösser und adeligen Wohnungen. Die Häuser waren sowohl in den Städten als in den Dörfern von Eichenholz und Lehm gebaut, in den Städten, nach Gelegenheit, drei, vier und fünf Stockwerk hoch, mit vielen Fenstern geziert und das Dach mit Stroh oder Schiefersteinen gedeckt; in den Dörfern aber waren die Häuser niedriger und mit weniger Fenstern versehen, mit Stroh gedeckt; sie standen nicht mehr wie bei den alten Deutschen, oder wie in Oberdeutschland und in den Niederlanden hin und wieder im Felde, sondern bei einander. Die Scheuern befanden sich nahe bei den Häusern. Sowohl der Bürger als der „Baumann" hatte seine Äcker und Wiesen nicht alle beieinander, sondern in der Feldmark zwischen seines Nachbars Gütern. In den Städten, insbesondere an den Mauern, und auf den Dörfern bei den Häusern fand man schöne Obst- und Krautgärten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eröffnung des nassauischen Landtags von 1858 in französischer Phantasie.

Mitgeteilt von Lothar Süstner.

Im August 1838 begann Alexander Dumas der Ältere seine „Excursions sur les bords du Rhin", die ihn durch Belgien nach Köln und von dort den Rhein hinauf führten und die er dann beschrieben hat. Er hat sich eifrig bestrebt, deutschem Wesen gerecht zu werden; seine Betrachtungen über den Rhein als Nationalgut des deutschen Volkes (im XVII. Kapitel der „Excursions") zeugen von poetischem Schwung und liebevollem Erfassen germanischer Eigenart. Man staunt oft über die vielfachen historischen Reminiszenzen, mit denen er seine Reisebeschreibung geschmückt hat. Hauptsächlich aber galt es ihm, die gegenwärtigen Zustände zu zeichnen, seinen Landsleuten einen Begriff von den Rheinlanden der dreißiger Jahre zu geben. Interessant ist es nun für uns, Dumas über nassauische Zustände reden zu hören; gerade hier zeigt sich eine merkwürdige Oberflächlichkeit: müßten wir ihm glauben, so hätte der damalige Herzog Wilhelm höchst willkürlich geherrscht. Auch sonst setzt sich sein Bericht aus mancherlei Unrichtigkeiten zusammen.

In den Septembertagen wird Dumas „Biberick" passiert haben, und zwar kam er gerade denselben Morgen am herzoglichen Schlosse vorbei, an welchem „Son Alesse" die Landstände zusammenberufen, und mit der gleichen Rede auch wieder aufgelöst hatte, alles innerhalb einer Stunde! Unser Chronist ist sogar in der Lage, diese berühmte Ansprache des Herzogs wiederzugeben. Sie lautet also (Kapitel XXII):

„Messieurs, nous sommes à peu près trois cent cinquante mille aunes dans le duché de Nassau. Depuis les Romains jusqu'à nous, il a été fait à peu près, par mes prédécesseurs et par les prédécesseurs de mes prédécesseurs, trois cent cinquante mille lois; c'est une loi par

homme, ce qui me paraît fort raisonnable. Je vous donnerai donc le conseil, de vous en tenir à nos anciennes lois, et de ne pas en faire de nouvelles. — Quant à ma liste civile de cette année, comme il me reste encore à peu près la moitié de la somme que vous m'avez votée l'année dernière, il est inutile que nous nous en occupions avant l'année prochaine. — Sur ce, messieurs, je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde." [1])

Und diesen, angeblich für Nassau „typischen" Fall verallgemeinernd, fügt Dumas sarkastisch hinzu, C'est ainsi qu'on pratique le gouvernement parlamentaire en Allemagne." [2]) Dann will er in 10 Minuten per Schiff von Biebrich nach Mainz gefahren sein, mit einer selbst heute noch nicht erreichten Schnelligkeit! — Die Akten dagegen sprechen anders als Monsieur Dumas:

Laut Nr. 6 des Verordnungsblatts des Herzogtums Nassau vom 19. März 1838 fand die Eröffnung der Versammlung der Landstände am 30. März 1838 statt und zwar in der alten Real- und Volksschule zu Wiesbaden (an deren Stelle heute die Höhere Mädchenschule am Schloßplatze steht).[3]) Auf „höchsten Spezialbefehl" hielt der Dirigierende Staatsminister, Graf von Walderdorff, nachstehende Rede: (Beilage zu Nr .6 des Verordn.-Bl.)

„Hochzuverehrende und hochgeehrte Herren!

Von Seiner Durchlaucht dem Herzog ist mir der gnädigste Auftrag erteilt worden, die Ständeversammlung des Jahres 1838 zu eröffnen. Es hat sich keine Veranlassung ergeben, Ihnen, hochzuverehrende und hochgeehrte Herren, die Sie während der siebenjährigen Periode unverhältnismäßig viel auf den jährlichen Landtagen haben arbeiten müssen, diesmal besondere Gesetze zur Zustimmung vorzulegen: das letzte Jahr Ihrer verfassungsmäßigen Wirksamkeit glaubt vielmehr die Regierung lediglich für das Finanzgesetz in Anspruch nehmen zu dürfen. Den Zustand unserer Finanzen aber werden Sie fortwährend gut finden, und aus den Voranschlägen, welche Ihnen in gewohnter Ordnung und Vollständigkeit vorgelegt werden sollen, ersehen, daß, obgleich mehrere ansehnliche Beträge für neue Gebäude und Wasserbauten in Aussicht genommen werden mußten, demungeachtet mit drei Simpeln direkter Steuer ausgereicht werden wird. Im Namen Seiner Durchlaucht des Herzogs erkläre ich den diesjährigen Landtag für eröffnet."

Dumas' Behauptung, er habe an dem Tage der Eröffnung der Ständeversammlung Biebrich passiert, ist also einfach falsch, denn er reiste im September und diese Rede wurde (nicht einmal im Biebricher Schlosse, sondern zu Wiesbaden) am 30. März gehalten; auch geht aus dem Dokument klar hervor, daß von einem gleichzeitigen Schluß der Ständeversammlung überhaupt nicht die Rede gewesen ist. Wie kam nun der, wie es scheint, sonst so gewissenhafte Schriftsteller zu solchen Kombinationen? — Herzog Wilhelm (Dumas führt ihn namentlich nicht auf) pflegte nach dem offiziellen Eröffnungsakte zu Wiesbaden die Mitglieder beider Kammern im Biebricher Residenzschlosse zu empfangen, um sich mit ihnen zwanglos zu unterhalten. Es ist möglich, daß der Herzog, bekanntlich ein sehr geistreicher und witziger Herr, hierbei, auf die große Arbeitslast der vergangenen Sessionen anspielend, in scherzhafter Weise ähnliche Äußerungen getan hat, wie sie Dumas wiedergibt. Der Passus, betreffend die Zivilliste, bezieht sich vielleicht auf den Umstand, daß im Jahre 1836 die leidige Domänenfrage, der Zankapfel zwischen Herzog und Ständen, vorläufig zu gunsten des ersteren erledigt worden war. Ein Spaßvogel mag die Sache dem Franzosen in obiger Form angehängt haben, letzterer nahm die verschiedenen Äußerungen für bare Münze und verarbeitete sie zu jener „feierlichen Rede," um daraus dem deutschen Parlamentarismus einen Strick zu drehen.

[1]) „Meine Herren! Wir sind jetzt ungefähr 350 000 Seelen im Herzogtum Nassau. Von den Römern bis auf unsere Tage sind von meinen Vorgängern und den Vorfahren meiner Vorgänger ungefähr 350 000 Gesetze erlassen worden; das bedeutet ein Gesetz pro Kopf, was mir außerordentlich vernünftig erscheint. Ich gebe Ihnen also den Rat, sich an unsere alten Gesetze zu halten und keine neuen mehr hinzuzufügen. Was meine Zivilliste für dieses Jahr anbetrifft, so verbleibt mir davon noch ungefähr die Hälfte der Summe, die Sie mir vergangenes Jahr bewilligt haben; es ist daher unnütz, daß wir uns damit vor Anfang nächsten Jahres beschäftigen. — Ich bitte Gott, meine Herren, daß er Sie in seinen heiligen und gnädigen Schutz nehme."

[2]) „Auf diese Weise übt man das parlamentarische System in Deutschland aus."

[3]) Die Versammlung der Landstände fand erst nach Erbauung des herzogl. Ministerialgebäudes (1838—1842) in diesem statt.

Schwarz-rot-gold.

1) Erzählung von S. Krücke.

I.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ists Preußenland, ists Schwabenland?
Ists wo am Rhein die Rebe blüht?
Ists wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein,
Und gib uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deubtschland soll es sein!

Es war im Jahre 1828. Die burschenschaftlichen Studentenverbindungen hatten nicht die Erlaubnis, in öffentlichen Lokalen ihre Versammlungen abzuhalten, aber heimlich kamen sie doch, bald hier, bald dort zusammen.

So war auch heute eine große Schar Studenten in einem wenig besuchten Vororte der Universitätsstadt, zur nächtlichen Stunde versammelt. Das Haus war geschlossen worden, sobald alle zur Verbindung Gehörenden anwesend waren, und rings um das

Haus waren Wachen aufgestellt worden, um Spione fernzuhalten oder deren Anwesenheit sofort zu verkünden.

Ein mäßig großer Saal war es, in dem die Burschenschaft sich zu einer Abschiedskneipe zusammengefunden hatte. Das liebe deutsche Fragelied war verklungen, und lebhaft schwirrten jetzt die Stimmen durcheinander in dem niedrigen Raume. Da erhob sich der Präsident aus dem dunkelgebeizten Sessel, schlug mit dem Schläger auf den Tisch und rief: „Silentium! von Breita hat das Wort.“ Die Burschen verstummten, und Hans von Breita erhob sich. Die Augen blitzten in dunkler Glut, als er sie über die Burschen hingleiten ließ; dann sprach er: „Meine Brüder, zum letzten Male weilt Karl Aslar in unserer Mitte, darum laßt mich noch einmal daran erinnern, was unsere Burschenschaft sinnt und will. Wir nennen uns deutsche Burschen; wir wollen nicht getrennt sein, durch Länder und Provinzen; wir sind hier nicht Preußen, nicht Schwaben, nicht Nassauer, wir sind d e u t s c h e Burschen; wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern. Und nun, da einer, der jahrelang Freud' und Leid mit uns getragen, aus unserer Mitte scheidet, um als Philister in die Welt zu ziehen, so laßt uns ihm noch einmal ans Herz legen, die Hoffnung und das Streben unserer Burschenschaft nicht zu vergessen. Er soll uns heute noch einmal versprechen, in seinem Berufe, so viel in seinen Kräften steht, danach zu ringen, daß das Volk ergriffen werde von der Begeisterung für die Einigkeit des deutschen Reiches, von jeder Fremdherrschaft frei, stark nach innen, stark nach außen. Karl Aslar, jetzt gelobe uns mit einem Händedruck, daß du dein Leben, dein Streben, wenn es sein muß, Gut und Blut einsetzen willst für die Verwirklichung unserer großen Hoffnung. Deutschlands Einheit, das soll der Grundton sein in deinem ganzen Leben, in all deinem Reden und Handeln. Alles zu des Vaterlandes Ehr' und Nutzen.“

Die Burschen waren aufgesprungen; Karl Aslar reichte freudig dem redenden Freunde die Hand und sprach: „Alles für des Vaterlandes Ehr' und Nutzen; wenn es sein muß, Gut und Blut, Weib und Kind. Ich gelobe, treu zu sein, so lange ich atme, an meinem Teile beizutragen, was ich vermag, um unser Ziel zu erringen, ein einiges deutsches Vaterland. Hoch lebe unser schwarz-rot-goldenes Banner! Halten will ichs stets auf Ehre, stets ein braver Bursche sein!“ Begeistert setzten alle Studenten ein und sangen in lautem Chore:

„Halten will ich stets auf Ehre,
stets ein braver Bursche sein.“

Nur einer sah besorgt drein: das war Ludwig Hersfeld, der den Freund zum Reden aufgefordert hatte. Er teilte im Herzen die Wünsche und Hoffnungen seiner Brüder; aber seinem besonnenen, bedächtigen Wesen war es immer bedenklich, wenn die Freunde allzu laut von dem Ziel, das ihnen vorschwebte, redeten. Er sah auch jetzt mit seinen treuen Augen auf Karl Aslar und Hans von Breita. Er fürchtete für die beiden Feuerköpfe; es kamen zu viele Verhaftungen vor; der unschuldigste Mensch, der öffentlich nur einmal von Deutschlands Einheit schwärmte, wurde gleich als politischer Verbrecher verhaftet, und er konnte nie genug die beiden Freunde warnen, vorsichtig zu sein.

Auch jetzt saßen Karl Aslar und Hans von Breita wieder in eifrigem Gespräch, darum sprang Ludwig Hersfeld auf und rief: „Silentium! wir schreiten jetzt zur Philistrierung.“

Karl Aslar bekam einen weißen Frack angezogen und einen Papierdreimaster auf den Kopf gesetzt. Der Präsidesessel wurde auf den Tisch gestellt, Karl Aslar schwang sich hinauf und nahm auf dem Sessel Platz; zwei Freunde stellten sich mit zwei brennenden Kerzen hinter ihn. Die übrigen Burschen zündeten jeder eine kleine Kerze an und klebten sie auf das aufgeschlagene Kommersbuch; alle Lampen im Saale wurden gelöscht. Einer setzte sich an das Klavier und spielte die Melodie, die anderen stellten sich hinter einander auf, und nun klang es aus jugendlichen Kehlen:

„Bemooster Bursche zieh ich aus,
Leb wohl, leb wohl, Philisterhaus.
Zur alten Heimat geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein!“

Jedes Mal wenn sie an dem zu philistrierenden Burschen auf dem Präsidestuhl vorüber kamen, stießen sie mit ihm an und zogen so, in langer Reihe, einer hinter dem andern, mit den brennenden Lichtchen auf dem Kommersbuch und dem Krug in der Hand durch den dämmerigen Saal.

Das Lied war verklungen; die beiden Freunde hinter Karl Aslar steckten den Papierdreimaster in Brand und schwangen ihn in die Luft. Die Asche flog durch das Zimmer; Karl Aslars Studentenleben war verweht. Er stieg vom Tische herunter. Der Präsidestuhl wurde an seinen alten Platz gestellt und die Kerzen in zwei langen Reihen auf den Tisch geklebt. Karl Aslar übernahm das Präsidium, die Kneipe ging weiter; aber er selbst konnte sich eines wehmütigen Gefühles nicht erwehren, das auch die andern Burschen ergriffen hatte.

Du liebe, schöne Studentenzeit, nimmer kehrst du wieder! Wohl keiner ist ohne Wehmut geschieden von dem frischen freien Burschenleben, von den Freunden, von den lieb gewordenen vertrauten Räumen. Aber das Leben stellt seine Forderungen; die Jünglinge müssen weiter und in ihrem Wirken beweisen, daß das Studentenleben bei aller Ungebundenheit doch den Grund gelegt und gefestigt hat zu ehrenfesten deutschen Männern. So mußte auch Karl Aslar jetzt hinein in den Ernst des Lebens und scheiden von den Freunden, von dem sorgenlosen, frischen, fröhlichen Kreise.

„So sei's ihr Brüder, denn, weil's muß, das letzte Glas, der letzte Kuß!“

Die beiden Freunde Karl Aslar und Ludwig Hersfeld bewohnten zwei Stuben nebeneinander. Nach der Abschiedsfeier auf der Kneipe hatten sie sich, halb entkleidet, zur kurzen Ruhe niedergelegt. Karl Aslar erwachte zuerst wieder, es war noch dämmerig, erst 5 Uhr früh; aber in der kühlen Morgenluft geht sich's gut. Er sprang aus dem Bett und klopfte an die Tür seines Freundes. Drinnen regte sich nichts. Eine Weile wartete er, dann ging er an Ludwigs Bett und rüttelte ihn an der Schulter. Der knurrte ärgerlich und wandte sich

nach der Wand. Aber Karl ließ ihn nicht mehr einschlafen, sondern machte ihm klar, daß sie doch 10 Stunden zu laufen hätten, wenn sie heute noch nach Braunfels wollten. Ludwig brummte ärgerlich: „Du lieber Himmel, es ist ja noch stockfinstere Nacht; ich stehe noch nicht auf.“ „Dann kannst du mir meinethalben nachlaufen“, sagte Karl, „ich gehe in einer halben Stunde los“. Ärgerlich tapfte er zurück in in sein Zimmer.

Als eine halbe Stunde vergangen war, erschien tadellos gekleidet, aber mit halboffenen Augen Ludwig in der Tür seines Freundes. „Bravo“, sagte Karl, „aber bester Junge, was denkst du? Willst du in deinem besten Rock einen Marsch von 10 Stunden machen? Zieh' dich 'mal sofort um; deinen schwarzen Anzug packen wir mit in den Koffer, den besorgt die Wirtin mit dem nächsten Fuhrwerk, und du nimmst nichts mit als ein reines Taschentuch, verstanden? Dein Taschenmesser steck' ein, so; wieviel Geld hast du eigentlich noch Alter? Meins langt gerade noch, daß wir nicht unterwegs verhungern müssen. Na sieh' da, du Krösus, du Musterkind hast am Ende des Monats noch mehr wie wir andern armen Studenten zusammen. Meinem Vater wirst du gehörig in die Augen stechen, der ist sehr für Solidität, und sein Herr Sohn . . . . na Alter, setz' dich nicht erst lange hin, sonst schläfst du mir wieder ein. Hier trink diesen Kaffee, ich habe ihn extra stark gemacht.“

Endlich waren die beiden Freunde zum Abmarsch bereit und durchwanderten die stille, schlafende Stadt. Grau und fest stand das Schloß auf der Höhe und grüßte die beiden Wanderer. „Leb' wohl Alma mater Philippina, hab' Dank für deine Gastfreundschaft!“ rief Karl und um keine Abschiedsstimmung aufkommen zu lassen, sang er in die frische Morgenluft hinaus: „So leb denn wohl, du kleines Städtchen, nun ade du stilles Haus!“ so daß auch Ludwig mit einstimmte in den fröhlichen Sang.

Am letzten Hause der Stadt warteten sie, hier wollten die Freunde sie treffen, um sie ein Stück Weas zu geleiten. Es erschien aber noch keiner von ihnen, und so beschlossen sie, schon langsam voran zu gehen; die andern würden sie dann schon einholen.

Ludwig fragte seinen Freund nach seinem Vaterhause, das er heute zum ersten Mal mit ihm betreten sollte.

„Ja Alter“, sagte Karl, „mein Vater ist ein gestrenger Herr, voll starren Gerechtigkeitssinnes; er wankt und weicht nicht von dem, was er für recht hält, wodurch er auch bei dem Fürsten manchmal in Ungnade fällt, der ihn aber doch nicht entbehren kann, eben weil er fest und klar seine Meinung sagt. Meine Mutter ist dagegen wie Mondschein, der alles mit sanftem Lichte verklärt. Sie vergöttert meinen Vater; aber sie weiß auch immer den rechten Zeitpunkt zu finden, mit ihm zu reden, und hat ihn durch ihre sanfte Zusprache zur rechten Zeit schon oft vor zu schroffem Handeln bewahrt. Ich kann mir meinen Vater nicht ohne die Mutter denken, und meine Mutter nicht ohne den Vater. Wann ist dein Vater gestorben, Ludwig?“ unterbrach er sich dann. „Als ich erst 13 Jahre alt war,“ sagte Ludwig mit einem Seufzer, „und ich bin der älteste von sechs Brüdern.“ „Du bist aber auch ein Prachtkerl; wenn die andern so werden wie du, kann deine Frau Mutter zufrieden sein.“ „Sie plagt sich sehr für uns“, sagte Ludwig, „aber nun erzähle mal weiter, Karl: du hast doch auch noch Schwestern?“ „Ja,“ sagte Karl lachend, „die habe ich; die eine ist zehn Jahre älter als ich, Vaters rechte Hand, und kommandiert uns alle; die andere ist fünf Jahre jünger als ich, noch ein Kind.“ „Hm“, meinte Ludwig, „da muß man sich wohl mit der ältesten gut halten; weißt du, mir ist etwas bange, ich bin Mädchen so gar nicht gewohnt.“ „Schadet nichts“, erwiderte Karl, „wenn Ernestine eklig ist, hältst du dich zur Mutter, und die Kleine macht dir noch keine Not.“ „Ist sie klug?“ „Wer?“ „Die Älteste.“ „Und ob: die steckt uns alle beide in die Tasche; aber das lassen wir uns nicht merken; ich tue immer, als imponierte sie mir gar nicht. Sonst ist sie aber ein guter Kerl, und wenn man krank ist, versteht sie mehr als ein Doktor.“ „Sieh nur mal, Karl!“ rief Ludwig plötzlich und stand still, mit der Hand auf das Panorama deutend, das sich vor ihnen ausbreitete. Die Sonne war erwacht, aber sie lag noch hinter den Bergen in süßer Ruh'. Der Himmel war in rosige Glut getaucht; auf den ernsten Tannen lag ein feuriger Schein, und die Blumen sehen aus wie Augen, die unter Tränen lachen. Die beiden Freunde setzten sich still auf einen Steinhaufen am Wege und sahen in die erwachende Natur. Die Vögel rings in den Wäldern zwitscherten, und vor ihnen aus dem Felde schwang sich eine Lerche trillierend hoch zum Himmel empor.

Ein heller Jauchzer durchbrach plötzlich die friedliche Morgenstille. Die Mütze keck auf dem Ohr, kam Hans von Breita mit langen Schritten auf die Freunde zu, ein Stückchen hinter ihm die andern Burschen. „Ihr Ausreißer, haben wir euch endlich eingeholt!“ rief Hans, und ein fröhlicher Morgengruß schallte herüber und hinüber. „Im nächsten Dorfe kehren wir ein und trinken noch von einem Wein“, trällerten die Burschen, und munter zog nun die ganze Schar die Straße.

„Nun, mein alter Junge, sag' mir 'mal, was du zuerst vorhast“, wurde Karl von Hans von Breita gefragt. „Ich bleibe bei meinen Eltern bis ich in das Theologische Seminar in Herborn aufgenommen werde.“ „Famos!“ sagte Hans, „in einem halben Jahre hoffe ich mein Referendarexamen zu machen und lasse mich dann bei meinem Alten in Weilburg nieder.“ „Und ich muß um dieselbe Zeit auch nach Herborn aufs Seminar; so werden wir uns noch öfters sehen können“, sagte Ludwig.

Singend zogen sie im nächsten Dorfe ein. Die Buben und die Mädel, die gerade zur Schule gehen wollten, liefen gaffend neben und hinter ihnen her Sie besannen sich erst wieder auf ihre Pflicht, als die Studenten im Gasthause verschwanden. Ein feuchtfröhlicher Abschiedstrunk wurde hier veranstaltet; frohes Lied und heiteres Scherzwort sollte über den Abschied hinwegtäuschen. Kurz und leicht trennten sie sich dann, nur Karl Aslars und Hans von Breitas Hand lagen einen Augenblick länger ineinander, und fest sahen sich die beiden ins Auge. Sie verstanden einander. Stärker als in allen andern und heißer brannte in ihnen beiden die eine große Liebe: Deutschland! Deutschland über alles!

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

C. S. **Herzog Adolf als Dichter.** Wir hatten in der „Großherzognummer“ vom vorigen Jahre bereits ein Gedicht unseres verstorbenen alten Herrn veröffentlichen können. Ein zweites folgt hierunter; es ist entnommen dem Buche: „Fünfzig Jahre Gräfenberger Erinnerungen“ von Hans Ripper und verherrlicht den Gründer der berühmten Wasserheilanstalt:

Vinzenz Prießnitz.

Neptun saß einst in tiefen Meeresfluten
Auf seinem Thron von Gold und Edelstein,
Geborgen vor der heißen Sonne Gluten,
Geborgen vor dem bleichen Mondenschein.

Najaden lieblich standen bei dem Throne
Des Herrn des Meeres und der Wasserkraft;
Sie flochten ihm aus nassem Schilf die Krone,
Kredenzten ihm den goldnen Rebensaft.

Er sprach: „Wozu soll dieser Trank mir helfen?“
Behaglich saß er da in süßer Ruh';
Sein Blick schweift' weithin zu den schönen Elfen.
Und freundlich sah er ihrem Tanze zu.

Entzückt sieht er die reizenden Gestalten;
Denn ew'ge Jugend ziert die Wasserwelt.
Da plötzlich läßt den Tanz er inne halten
Und winkt herbei, die ihm zumeist gefällt.

Sie kam von weitem her, von den Sudeten,
Wo einen Born zur Wohnung sie gewählt;
Sie hätte eine Gnade gern erbeten,
Wozu bisher der Mut ihr hat gefehlt.

„Du hast, mein Kind, du hast mich längst entzücket
Durch deine Tugend, deiner Schönheit Glanz;
Sag' an, was ist's, was dich zumeist beglücket;
Wenn ich's vermag, gewähr' ich dir es ganz!“

„Kenn' einen Jüngling dort auf jenen Höhen,“
Sie spricht's, verneigend tief sich vor dem Herrn,
„Den hab' ich oft im Walde weilen sehen,
Wie er vor Sehnsucht zu mir sah von fern,

Wenn heiter tanzend ich mit den Gespielen,
Wie neckend ihn, an ihm vorbeigeschwebt.
Ich weiß, von welch lebendigen Gefühlen
Für Menschenwohl sein Herz ist längst belebt.

Ergriffen ganz von meiner Jugend Prangen —
Er sieht, daß nur das Wasser sie verleiht —
Erfaßt sein Herz ein sehnsuchtsvoll' Verlangen
Und wieder dann die tiefste Traurigkeit.

Er ahnet wohl in seines Geistes Helle,
Daß auch den Menschen es die Jugend bringt,
Zu tauchen tief in meine Sprudelquelle;
Doch noch vergeblich er nach Wahrheit ringt.

Erlaub', o Herr, daß ich mit ihm verkehre,
Daß ich ihm zeig' des klaren Wassers Kraft;
Vergönne gnädig mir, daß ich ihn lehre,
Wie er der Menschheit damit Heilung schafft!“

„Es sei,“ sprach er, „was du von mir begehret,
Gestattet dir zum Wohl der ird'schen Welt;
Es sei die edle Bitte gern gewähret,
Bekehr' ihn, doch nur so, wie's dir gefällt.“

Drauf schwebt sie fort und eilt zu ihrer Quelle,
Auf jener Höh', die Gräfenberg man nennt;
Sie findet da auf der gewohnten Stelle
Den Jüngling, der sie freudig gleich erkennt.

Sie führet ihn zu ihrer stillen Klause
Und setzet auf die Moosbank ihn gelind,
Am Sprudel dort in ihrem feuchten Hause,
Der schäumend ab von Fels zu Felsen rinnt.

Sie lehret ihn noch in derselben Stunde,
Mit Eifer lauschet er und frommer Lust,
Was er zu tun, auf daß der Mensch gesunde;
Das Herz schlägt dankbar ihm in treuer Brust.

Und als er dann den trauten Ort verlassen,
Das Haus der Elfe, zart und lieblich mild,
Da kann vor Glück sich kaum der Jüngling fassen;
Sein ganzes Streben jetzt der Menschheit gilt.

Mit Mut geht er ans Werk und ohne Wanken;
In seiner Brust die Lehre er bewahrt;
Mit ihrer Hilfe heilet er die Kranken,
Manch starken Mann und manches Mägdlein zart.

Verblendet kommt einher der Neid geschritten;
Die Mißgunst ist der Lohn für Menschenlieb';
Verleumdung folgt und störet ihn inmitten
Der edlen Tat, weil treu der Fee er blieb.

Doch sieget er und schlägt die Feinde nieder;
Denn Wahrheit ist, wonach er einzig strebt.
Auf's neu gestärkt, beginnt sein Werk er wieder,
Von frischem Mut und frischer Kraft belebt.

Und immer weiter in die weit'sten Kreise
Dringt vor die Lehr', die ihm die Fee erteilt;
Und Vinzenz Prießnitz wirkt in seiner Weise,
Bis unerbittlich ihn der Tod ereilt.

Und als von dieser Welt er ward gerufen,
Nahm ihn die Elfe freundlich bei der Hand.
Sie führt' ihn zu des gold'nen Thrones Stufen,
Wo einstmals sie für ihn Erhörung fand.

Der Wassergott das reichste Lob ihm spendet;
Sein Name soll, verspricht er, nie vergeh'n.
So mög' er denn, bis einst der Weltlauf endet,
Geehrt und hochgepriesen fortbesteh'n.

Er mög' besteh'n bis in die spät'sten Zeiten,
Er mög' besteh'n, ein flatterndes Panier
Für alle, die für seine Fahne streiten,
Ein leuchtend' Bild — der Menschheit eine Zier!

Gräfenberg, am 24. und 25. Juni 1874.

Adolph, Herzog von Nassau.

F. H. **Die mißlungene Bewerbung.** Der Fürst von Solms-Braunfels hatte während seiner Regierungszeit (1761—1783) viel Kummer auszustehen. Als Erbprinz hatte er auf seiten des Kaisers Karl VII. unglücklich gegen Maria Theresia gekämpft, und als er zur Regierung kam, setzten es seine vier jüngeren Stiefbrüder trotz des Solmser Hausgesetzes beim kaiserlichen Reichshofrat durch, daß sie zu Mitregenten ernannt wurden. So hatte das Fürstentum fünf Fürsten. Unter diesen Stiefbrüdern des eigentlichen Fürsten waren die bekanntesten: Fürst Christoph und Fürst Ludwig. Letzterer war ein tüchtiger Herr und hat sich dadurch um die Lehrer der Grafschaft Solms-Greifenstein große Verdienste erworben, daß er seinen Nachlaß von 50 000 Gulden zu einem Schulfonds bestimmte, dessen Zinsen heute noch die Lehrer der einstigen Grafschaft als persönliche Zulage beziehen. Fürst Christoph dagegen war durch seine Wunderlichkeiten bekannt. Deshalb hieß er auch: „der tolle Christoph“. So haßte er z. B. Weib und Gesang. Der Kammerdiener B. aber benutzte die Wunderlichkeiten seines Herrn zu allerlei losen Streichen. Als Mitregent hatte Fürst Christoph auch einen Teil der Schulstellen zu besetzen. Nun war die fetteste Stelle des Greifensteiner Ländchens frei geworden, nach der jeder Lehrer die zehn Finger leckte. Der Organistendienst brachte allein 4 Achtel Korn, 4 Mesten Gerste, 2 Mesten Hafer, 1 Karre Heu, 1 Karre Grummet, ein Fuder Stroh und verschiedene Zinsen und Gülten ein. An

einem bestimmten Audienztag hatte sich daher eine größere Anzahl Lehrer mit ihren Gesuchen auf Hof Heisterberg eingefunden, wo Fürst Christoph gern residierte. Schmunzelnd trat Kammerdiener B. ins Wartezimmer und erklärte den Bewerbern, Serenissimus liege noch zu Bett, werde aber große Freude empfinden, wenn die Herren ihn durch ein schönes Lied weckten. Die ließen sich das nicht zweimal sagen und stimmten einen Choral an. Da tat sich plötzlich die Tür des Nebenzimmers auf. Herein stürzte, halb angekleidet und wutentbrannt, der Fürst. In der Rechten schwang er die Reitpeitsche und hieb unbarmherzig auf die verdutzten Sänger ein. Diese flüchteten darauf — hast du nicht gesehen — durch Tür und Fenster. Im Hintergrunde des Zimmers aber stand der Kammerdiener B. und freute sich königlich seines Streiches.

C. B.-R. Den „**Wappen mit Eselsohren**" in Nr. 24 der „Nassovia" kann noch folgende Mitteilung beigefügt werden. Auch das freiherrlich vom Steinsche Geschlecht in Nassau führte ein solches Wappen. Dasselbe ist in alter Schlosserarbeit an der Haupttüre des Schlosses in Nassau als sog. „Klopfer" angebracht. Als der Freiherr vom Stein vor nun bald 100 Jahren von Napoleon geächtet war und sein Vaterland verließ, ließ er dieses Wappen von der Tür abmachen und nahm es mit, um dadurch sein Eigentumsrecht an das Haus und die Besitzungen seiner Familie zu wahren. An der genannten Türe kann man das Wappen mit den zwei Eselsohren noch sehen.

Theater zu Wiesbaden.

Residenztheater.

„**Unsere Käte**", nach dem englischen Lustspiel in 3 Aufzügen von Hubert Heinrich Davies, für die deutsche Bühne bearbeitet von B. Pogson. Zum 1. Male am 15., zum 3. Male am 20. Dezember. — Käte Curtis ist Romanschriftstellerin in London. Sie ist der „gute Engel" der Frau Spencer, ihrer Cousine, und von deren Haus. Wo es etwas zu raten und zu helfen gibt, muß „unsere Käte" einspringen.. So ist auch eben die Familie in großer Not; denn der Verlobte der Tochter Annie, der Maler Frank Desmond, ist drei Tage vor der Hochzeite ausgetniffen wie Frau Spencer sagt. In Wirklichkeit hat sich die stets das „Korrekte" wollende Braut mit ihm gezankt und ihm sozusagen den Laufpaß gegeben. Beide sahen aber nun doch wohl ein, daß sie zu weit gegangen waren. Der Maler reist zurück und zwar — ohne, daß beide sich vorstellen — in Gesellschaft Kätes. Sie haben gleiche Lebensauffassungen und — kurz und gut — gefallen sich. Durch Zufall treffen sie sich wieder in dem Hause Franks, wohin Käte, um nach dem Rechten zu sehen, von ihrer Freundin gesandt wird. Sie verleben ein allerliebstes Teestündchen und verabreden sich auf den andern Tag. Nun kommt das Verhängnis: sie erfahren wieder zufällig, wer sie sind. Nach einer Szene mit ihrer Verwandten will Käte sich verabschieden, um den Geliebten seiner bisherigen Braut nicht zu entfremden; aber der gütige Zufall hilft nochmals: die Gartentüre fliegt plötzlich auf und läßt ein nettes Bildchen sehen: die „Braut" in den Armen des Herrn Vikars, — der schon länger um die züchtige Haustochter herumscharwenzelte und ihr auch die frommen Bedenken einflößte, die sie ihrem Verlobten gegenüber ausgesprochen hatte. So löst sich der Bann von selbst. Denn nun darf „unsere Käte" ihren Herzallerliebsten heiraten, nun hat sie ihr der anderen nicht „weggeschnappt". — Sämtlichen Mitwirkenden gebührte Anerkennung; besonders sind die Leistungen der Hauptdarstellenden, des Frl. Rosner als Käte und des Herrn Hetebrügge als Frank lobend hervorzuheben; ihr Zusammenspiel im 2. Akte in Franks Hause war ganz reizend. Frl. Arndt gab mit Bedacht die „gute, fromme" Annie, Frl. Krause die stets aufgeregte Mutter Spencer und Herr Bartak den salbungsvollen Herrn Vikar Bartlett. Alles in allem: ein nettes Repertoirestückchen.

Literatur.

* **Heimatbilder.** Von Jeanette Baltzer. 373 S. **Hanau, Clauß und Feddersen.** — Es sind fünf Erzählungen, die das Buch darbietet; einfache Motive aus dem Lande an der Lahn liegen ihnen zugrunde. Aber die Ausgestaltung ist derart, daß sie jedem Einheimischen Interesse abnötigt. Die Verfasserin versteht es, in kräftigen Strichen die Charaktere zu markieren; sie besitzt die Gaben einer vorzüglichen Milieuschilderung, die auf sinniger Betrachtung der Natur- und der Lebensverhältnisse beruht. Sie hält sich auch fern von unwahrscheinlicher und übertriebener Darstellung; die Leute denken, fühlen und handeln, wie ihre Sphäre es mit sich bringt, und namentlich ist auch der Dialekt gut getroffen. „Der Teufel" ist ein Nachtbild mit bösem Ausgang, „Auf dem Buchhäuserhof" eine tragische Handlung mit versöhnendem Ausklang; beide sind fein psychologisch ausgearbeitet. Reizend ist die Skizze: „Wie sich das Kamillenweibchen die himmlische Herrlichkeit dachte". „Es ist eine alte Geschichte" ist wieder ein trübes Bild, etwas alltäglicher gehalten und wohl das schwächste Stück. An „Der Franzosenstein" erprobt sich die Erfindungsgabe der Verfasserin am ausgiebigsten und zwar sehr glücklich; der historische Hintergrund gibt eine gute Folie ab. Wir können das auch äußerlich recht schön ausgestattete Erzählbuch unserer Landsmännin nur mit einem herzlichen Glückauf! begleiten.

* **Wiesbaden nach dem Dreißigjährigen Kriege.** Von Prof. Dr. iur. J. Grimm. 22 S. Pr. 60 Pfg. Wiesbaden, C. Schnegelberger u. Comp. — Professor Grimm hat vor Jahren interessante Veröffentlichungen über Wiesbadener Lokalgeschichte, namentlich im „Rheinischen Kurier", gebracht. Eine Kondensation davon gewissermaßen ist das vorliegende Heftchen; Neues will es nicht bringen. Eine jede derartige Publikation ist willkommen, weder der Altertumsverein, noch auch die Wiesbadener werden, wie der Verfasser wohl richtig vermutet, darob zürnen. Auch der „Nächste dazu" nicht, der Wiesbadener Stadtarchivar.

* **Staats- und Kommunal-Adreß-Handbuch für den Regierungsbezirk Wiesbaden für 1907/08.** Bearbeitet und herausgegeben von C. Leber. 575 S. Wiesbaden, Selbstverlag. — Mit Freuden begrüßen wir jedesmal diesen eingehenden und zuverlässigen Wegweiser und Handleiter. Wir können konstatieren, daß auch der vorliegende Band in gewissenhafter Weise bearbeitet ist, und daß sämtliche während des Druckes erfolgten Änderungen getreulich nachgetragen worden sind. Daß die Bearbeitung eines Adreßbuchs keine Kleinigkeit ist, weiß jeder, der Personalien zu bearbeiten hat: Neu ist hinzugefügt worden: Privatversicherungsunternehmungen; die Übersicht über die Reichs- und Landesgesetze ist allen Exemplaren beigegeben worden. Das Register ist gründlich bearbeitet. Wir vermögen uns keine Bibliothek und kein Bureau ohne den „Leber" zu denken.

* **Altnassauischer Kalender für 1907.** 64 S. Pr. 25 Pfg. Wiesbaden, Tagblatt-Verlag. — Das hübsch ausgestattete Büchelchen bringt außer dem Kalendarium und Zubehör die Sage von Adolfseck (wie sie sich das Volk erzählt) von Schulte vom Brühl, von demselben eine Beschreibung der Pfalz im Rhein, eine wunderliche Geschichte vom „Hoheitsstock" von H. Diefenbach und eine Skizze über Weilburg von demselben. Zwei Bilder und eine Anzahl Kopfleisten beleben das Ganze.

Neues aus Nassau.

Die Historische Kommission für Nassau ist recht rührig. Für die nächste Zeit haben wir die Veröffentlichung der Matrikel der Herborner Höheren Schule und des Pädagogiums (Zedler-Sommer), der Geschichte der Gegenreformation in Nassau-Hadamar (Pagenstecher) und von Mechtels Fortsetzung der Limburger Chronik (Knetsch) zu erwarten.

Am 6. Dezember wurde die katholische Kirche zu Dorchheim eingeweiht.

Am 15. Dezember ist zu Dillenburg dem Gründer der ersten deutschen Forstschule, Oberforstrat G. L. Hartig, eine Gedenktafel mit Relief von Bömper-Herborn) geweiht worden. Aus den reichlich vorhandenen Mitteln kann ihm noch ein Denkmal errichtet werden.

Die Kosten des neuen Bahnhofs zu Wiesbaden belaufen sich in allem auf 20 271 000 Mark, wovon 6 179 000 Mark auf Grunderwerb kommen. Zur

Erweiterung der Anlage (einschließlich 2 000 000 Mark für das Gebäude und 900 000 Mark für die Halle) wurden 11 449 000 Mark aufgewendet.

Der Bau der Bahn Usingen — Wilhelmsdorf wurde begonnen.

Die Rheinstraße Rüdesheim-Oberlahnstein wird ausgebaut; der Kreisausschuß des Kreises St. Goarshausen hat die Gelder bewilligt. Oberlahnstein will ein Altertumsmuseum errichten.

Die Unteroffiziervorschule in Weilburg soll ein ganz neues Gebäude erhalten. Kostenanschlag: 900 000 Mark.

Der † Landwirt F. Kaiser zu Erbenheim und seine Frau haben 30 000 Mark zum Bau eines Krankenhauses und 10 000 Mark ihrer Dienstmagd, die 34 Jahre bei ihnen war, vermacht.

Neunzigjährige Christkinder sind der Schneidermeister W. Maus in Idstein (geb. 24. 12. 1816) und der nassauische Gendarm a. D. Strobel in N.-Ingelheim (geb. 26. 12. 1816), beide noch völlig rüstig.

Schloß Johannisberg soll keine Sektkellerei werden.

Nassauische Personalien.

IV. Quartal 1906.

Ernennungen u. a. Ger.-Assessor Effelberger, Frankfurt, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Steuerinspektor Krack, Barmen, a. s. i. Wiesbaden. Kurwirt F. Winter, Schlangenbad, z. Bürgermeister. Postassistent O. Wiegand, Wiesbaden, z. Postsekretär. Kaplan Speyer, Hochheim, z. Pfarrverwalter i. Laufenselden. Pfarrvikare Goethe, Dotzheim, a. Hilfsprediger i. Darmstadt und Wisseler, Frankfurt, a. s. i. Dotzheim. Eisenbahnpräsident Thomé, Frankfurt, z. Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat. Ger.-Assessor Dr. Müller, Limburg, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Kaplan Ungeheuer, Hallgarten, z. Pfarrverwalter i. Lahr. Chefarzt d. Wilh.-Heilanstalt O.-Stabarzt Dr. Huber, Wiesbaden, z. Professor. Ger.-Assessoren Jung, Wiesbaden, z. Landrichter i. Limburg, Voigt, Halle a. d. S., z. Staatsanwalt i. Limburg, Rüdinger, Wetzlar, z. Hilfsarbeiter d. Staatsanw. i. Limburg. Lehrerin H. Schwantes, Limburg, z. Leiterin d. Mädchen-Fortbildungsschule i. Diez. Kaplan P. Becker, Kiedrich, z. Pfarrverwalter i. Schloß-Hasselbach. St.-Einnehmer Mund, Frankfurt, a. s. i. Langenschwalbach. Opernsänger Warbeck (gb. Wiesbadener), Mainz, a. d. Hofoper Berlin. Lehrer Kröller, Dietenhausen z. Präp.-Lehrer i. Herborn. Schulkandidaten Kuhmichel, Schmelz, z. pr. Lehrer i. Lautzenbrücken; Grimm, Oberscheld, i. Singhofen; A. Müller, Mensfelden, i. Manderbach; Huth, Nassau, i. Laimbach; W. Hoffmann, Bierstadt, i. Bicken; R. Cronberg, Goslar, i. Kleeberg; O. Weber, Sinn, i. Gusternhain; J. Kraft, Kringenstein, i. Dillbrecht; H. Diehl, Kölschhausen, i. Waldaubach; P. Maurer, Frankfurt, i. Fleisbach; F. Steinebach, Burg, i. Nanzenbach; E. Hain, Dillenburg, i. Kombach; Constabel, i. Emmerichenhain; Maurer, Niederseelbach, i. Hundsdorf; A. Bieber, Hirzenhain, i. Achenbach. Reallehrer Kissel, Nassau, z. Sem.-Lehrer i. Brieg. Kat.-Landmesser Schmidt, Wiesbaden, z. Kat.-Kontrolleur i. Neuerburg. P.-Assistent P. Vogel, Niederbrechen, z. P.-Verwalter. P.-Verwalter Kunz, Aßmannshausen, z. P.-Sekretär. Rechtskandidaten St. Oppenheimer, Wiesbaden, u. L. Bouschong, Johannisberg, z. Referendaren i. Hochheim, bz. St. Goarshausen. Pfarrer Salz, Bleidenstadt, des. Pfarrkandidat Deitenbeck, Höchst, z. Vikar i. Kroppach. Pfarrvikar Knodt, Herborn, a. s. i. Runkel. Oberlehrer Steffler, Seesen, a. s. a. d. Landwirtschaftsschule Weilburg. Landwirt Ph. H. Rühl, Rod a. W., z. Bürgermeister das. Ass.-Arzt d. L.-H.- u. Pf.-Anstalt Dr. Schneider, Weilmünster, z. Oberarzt. Schulkandidaten Sturm i. Geroldstein, Neumann i. Naunheim, Wagner i. Holzhausen b. B., Klein i. Frohnhausen b. B., Oppermann a. Hahnstätten i. Bromskirchen, Gabriel a. Herbornseelbach i. Wilsbach, Große a. Frankfurt i. Weidenhausen, Surhan a. Krofdorf i. Bälsberg, Schneider a. Werdorf i. Stein-Neukirch, Willwacker a. Ritzhausen i. Weißenberg, Würz i. O.-Hattert, Bernlhard i. Neuhof, Fischer i. Hennethal, Felte i. Blessenbach, Schmidt i. Dörsdorf, Schneider i. O.-Roßbach, Kasteleiner i. Waldernbach, z. Lehrern. Dr. Hoegg, Schussenried u. Dr. Frotscher, Rotenburg a. d. F., zu Ass.-Ärzten a. d. Heil- u. Pflegeanstalt Weilmünster. Pianist H. Spangenberg, Wiesbaden, z. Kgl. Musikdirektor. Landwirt J. Heep, Langendernbach, z. Bürgermeister. Reg.- u. Baurat Saran, Wiesbaden, z. Hilfsarbeiter i. Eisenbahninisterium Berlin. Reg.-Assessor Dr. Graf S. Adelmann v. Adelmannsfelden, Wiesbaden, z. Adlatus d. Landrats i. Osterburg. Wiss. Hilfslehrer Dr. Fischer, Frankfurt, z. Oberlehrer i. Diez. Schulkandidaten Kappus z. Lehrer i. Dausenau; Lug, Haiger i. Merzhausen; Mehl, Limbach, i. Springen; Rahm, Niederrad, i. Niederlibbach. Mittelschullehrer F. Gelhard, Wiesbaden, z. Rektor das. Lehrer Riebeling, Heuzert, a. d. Forstschule in Hachenburg. Ober-Landger.-Rat Haas, Celle (früher in Wiesbaden), z. Reichsgerichtsrat. Ass.-Arzt Dr. Schwarzkopf, Wiesbaden, z. Oberarzt. Stat.-Assistent Reiffenberger, Niedernhausen, z. Verwalter in Niederbrechen. R.-Assessor Dr. Czéh, Wiesbaden, z. Adlatus d. Landrats z. Ragnit. Reg.-Assessor Frhr. v. Seherr-Thoß, Liegnitz, z. Adlatus d. Landrats z. Wiesbaden. Dom-Pächter R. Staffen, Hattenheim, z. Kgl. Oberamtmann. G.-Assessor Schwab, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Wissen a. d. S. Aktuar K. Arthelm, Wiesbaden, z. G.-Sekretär i. Hochheim. Mittelschullehrer H. Rosenkranz, Wiesbaden z. Rektor das. Schulkandidaten Witt, Rödelheim, z. L. i. Mornshausen; Reineck, Oberkleen, i. Barig-Selbenhausen; Saam, Hanau, i. Zimmerschied; Charitasar, Katzenelnbogen, Hettenhain. Lehrer Oppermann, Ilfeld, a. s. i. Dauborn. G.-Assessor Henrich, Limburg, z. Hilfsrichter i. Braubach. R.-Kandidat W. Hülcker, Wiesbaden, z. Referendar. T.-Assistent Beilstein, Wiesbaden, z. T.-Sekretär. Kaplan Grandpair, Niedernhausen, z. Pfarrer i. Meudt. Lehrerin Munsch, Flörsheim, wiederangestellt. G.-Assessore Manns, Höchst, z. Hilfsrichter i. Altenkirchen; Dr. Schaffner, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das.; Gruner, Wiesbaden, i. Limburg. Tierarzt Gerharz, Wiesbaden, z. Schlachthausdirektor i. Limburg. Ger.-Referendar Wittgen, Wiesbaden, z. Hilfsarbeiter b. d. Gew.-Insp. das. Pfarrvikar Stein, Erbach, z. Pf.-Verwalter i. Würges. Kaplan Siegfried, Frickhofen, z. Vikar i. Erbach. R.-Anw. Kriese, Neustadt, a. s. i. Wiesbaden. Bahnhofsvorsteher Gründler, Wiesbaden, z. Rech-R.-Baumeister. O.-P.-Inspektor Goudefroy, Hamm-ungsrat. R.-Bauführer Ch. Philippi, Wiesbaden, z. burg, z. Postdirektor i. Höchst. Kaplan Zentgraf, Hadamar, z. Pfarrverwalter i. Haintchen; Müller i. Sindlingen. Lehrer Bertsche, Holzhausen a. d. H., und Kutting, Pohl, z. Präp.-Lehrer i. Montabaur. Postmeister Spieß, Burgweiler, a. s. n. Soden. Pfarrkandidat O. Kräling, Biebrich, z. Pfarrer i. Schönborn. Schulkandidaten Mehlhaas, Limburg, z. Lehrer i. Büdingen; Börner, Oberrodenbach, i. Eitelborn; Latsch, Orb, i. Astert; Golbach, Fulda, i. Fußingen; A. Flettner, Frankfurt, i. Pfaffenwiesbach; W. Bouschong Niederselters, i. Schloß-Hasselbach; Hundler, Darmstadt, i. Seelenberg. Kaplan Jeut, Meudt, z. Expositus i. Niederahr. San.-Rat Dr. F. W. Schenk, Oberlahnstein, z. Geh. San.-Rat. San.-Rat Dr. med. Fachinger, Limburg z. San.-Rat. Landrat v. Ehrenberg, Daun, a. Reg.-Rat n. Wiesbaden. R. Hehner, Wiesbaden, z. 2. Direktor d. Vorsch.-Vereins das. Stabsarzt Dr. R. Otto, Frankfurt, z. Professor. O.-Steuer-Kontrolleur Biertümpel, Limburg, z. St.-Inspektor. Dir.-Ass. Dr. P. Ostermann, München (gb. Wiesbadener) z. Direktor d. Großh. hess. Priv.-Sammlungen, Darmstadt. Reg.-Assessor Dr. v. Brüning, Wiesbaden, z. komm. Landrat i. Stolp. Rentmeister Kirsten, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Schulkandidatin Sach, Limburg, z. Lehrerin i. Kriftel. Tierarzt Marcus, Marburg, z. Schlachthaus-Tierarzt i. Wiesbaden. Landg.-Direktor Schmidt, Limburg, z. Geh. Just.-Rat. Kandidat d. h. Sch.-Amts Reuter, Frankfurt, a. d. Realschule Ems. Prof. Sauerborn,

Geisenheim, z. Dez. f. d. nass. Gew.-Schulwesen. Dr. med. A. Friedländer, Hohe Mark, z. Hofrat. Kreissekretär H. Müller, Langenschwalbach, z. Rechnungsrat. Oberlehrer Pagenstecher, Wiesbaden, z. Prof.

Jubiläen u. a. September: 25. Magaziner F. Hofheinz, Eibelshausen, 50 J. i. D. — 26. Feuerwehrhauptmann G. Schweighöfer, Usingen, 70 J. a., 25 J. i. A. — **Oktober:** 1. Lehrerin K. Nickel, Diez, 25 J. i. D. — Bahnmeister Stillger, Weilburg, 25 J. i. D. — O.-L.-G.-Präsid. W. G. O.-J.-Rat Dr. Hagens, Frankfurt, 50 J. i. D. — 12. Bahnassistent Mathus, Geisenheim, 25 J. i. D. — Bürgermeister Christ, Niederseelbach, 25 J. a. O. — 16. Lehrer Heymach i. Wallau, J. Bastian i. Ried, Haas in Bromskirchen, 25 J. i. A. — **November:** 1. Wächter der russ. Kapelle, Ph. Häuser, Wiesbaden, 25 J. i. D. — Mag.-Sekretäre L. Vogel u. W. Weiß, 25 J. i. D. — Lehrerin E. Emmerich, Winkel, 25 J. a. N. — 2. Landessekretär R. Tischer, Wiesbaden, 25 J. i. A. — 7. Kirchenrechner Wagner, Dachsenhausen, 50 J. i. D. — 24. Steueraufseher P. Fehringer, Homburg, 40 J. i. D. — 30. Pfarrer A. Schmidt, Sulzbach, 50 J. i. A. — **Dezember:** Oberjäger L. Huck, Wiesbaden, 25 J. b. Frhr. v. Knoop. — 15. Kurmusiker R. Seidel, Wiesbaden, 25. J. i. D. — 30. Bürgermeister Heimann, Panrod, u. Bürgermeister Retert, Adolfseck, 25 J. i. A. — 17. Landger.-Präsident Geh. O.-Just.-Rat Hagemann, Limburg, 50 J. i. D.

Pensionierungen u. s. w.: Kurdirektor v. Koeller, Soden, Amt niedergel. O.-Tel.- Leemhuis, Wiesbaden. Pfarrer Dausenau, Hallgarten, Verz. gel. Stadtrechner J. Kunz, Kronberg (30 J. i. D.). St.-Einnehmer Scheidt, Langenschwalbach. P.-Sekretär Plath, Homburg. O.-P.-Assistent Lüderitz. O.-Leutnant d. L. Schlitt, Limburg, Absch. bew. Gem.-Förster J. Keller, Geisenheim (33 J. i. D.). Hegemeister Holzappel, Oberjosbach (50 J. i. D.). Kanzleirat Nowak, Hochheim. Bürgermeister Aßmann, Unterliederbach, susp. v. Goerne, Major i. Inf.-Regt. 87, Absch. bew. Stadtrechner A. Bienstadt, Elfeld (33 J. i. D.). Domänenrat Blum, Nassau (50 J. i. D.). Bürgermeister Löw, Rod a. B., niedergel. Domänenrat Müller, Ems. Taubstummenlehrer Jäger, Kamberg (47 J. i. A.). Lehrer Stahl, Kettern-schwalbach; Lehrer Reidhöfer, Breckenheim. Reallehrer Heuß, Grenzhausen. Postagent Schoth, Aumenau. Hauptlehrer Dillmann, Wirges.

Todesfälle: September 10.: Oberpostsekretär a. D. G. Bohrmann, Frankfurt a. M. — Bergverwalt. a. D. W. Frick, Weilburg. — 21. Gen.-Direkt. d. Plattenfabrik Riemax, Ransbach. — 23. Landrat a. D. Geh. Reg.-Rat Rabe (früher Limburg) Wiesbaden, (gb. 1841). — 24. Dekan a. D. Eisel, Elfeld. — Pfarrer Smitmans, Würges (gb. 1845). — 26. Schiffsbaudirektor a. D. E. Mollier, München (gb. 1830 in Montabaur). — 29. Kreissekretär a. D. H. Bender, Diez. — Gymn.-Oberlehrer Professor Dr. Lohberg, Höchst. — **Oktober:** 1. Graf Karl Emich v. Leiningen-Westerburg, Pasing. — 2. Schiffer W. Göttert, Elfeld (alter Eckernförder) (gb. 1825). — 4. Rechnungsrat Ph. Holstein, Wiesbaden. — Hauptlehrer a. D. K. Jungmann, Wiesbaden (gb. 1817). — 11. Oberlehrer a. D. W. Meuser, Ems (gb. 1835). — 16. Hauptlehrer a. D. A. Usinger, Wiesbaden (gb. 1832). — Pfarrer J. Wolf, Meudt. 20. Pol.-Sergeant Werner, Höchst — 21. G.-Rechner J. Battes, Herschbach (gb. 1837). 24. Gymn.-Prof. Dr. A. Fischer, Frankfurt (gb. 1848 i. Wied). — 25. Bankvorsteher K. Wasmuth, Worms (gb. Nassauer, gb. 1869). — 29. Direktor Prof. Dr. O. Klein, Wiesbaden (gb. 1857). — Bergverwalter L. Staudt, Langhecke (gb. 1856). — 30. Polizeiwachtmeister a. D. Kahlert, Wiesbaden. — **November:** 12. Dekan Brückmann, Sindlingen. — 13. Gend.-Wachtmeister a. D. M. Hild, Wiesbaden (gb. 1828). — 18. Freifrau v. Schwartzenau, geb v. Preuschen (gb. 1820). — 23. Dekan a. D. L. Cellarius (früher Battenfeld) (gb. 1826). — Lehrer a. D. Fink, Höchst (gb. 1825). — 25. Landger.-Präsident G. O.-J.-Rat J. Cramer, Wiesbaden (gb. 1831). — 28. Dr. Ph. Jung, Annen, (gb. Oberlahnstein 1843). — **Dezember:** 6. Lehrerin K. Schönberger, Weilbach (gb. 1866). — 7. Dr. med. Kalker, Herschbach (gb. 1835). — 8. Zimmermeister H. Fischer, Griesheim (gb. 1815). — 13. Lehrer W. Mager, Wiesbaden (gb. 1843). — Buchhändler H. Diesterweg, Weilburg (geb. 1862). — 2. Hauptlehrer A. Müller, Soden. — 22. Lehrer L. Presber, Langenschwalbach (gb. 1884). — 23. Orgelbauer G. Raßmann, Möttau (gb. 1833). — 25. Gymn.-Prof. Dr. B. Spieß, Wiesbaden (gb. 1845).

Nassauischer Geschichtskalender.

Januar.

1. 1712. Karl, Fürst zu Usingen, wird geboren. Er kam nach dem Tode seines Vaters Wilhelm Heinrich I. zugleich mit seinem nachgeborenen Bruder unter Vormundschaft seiner Mutter Charlotte Amalie zur Regierung, wurde 1734 großjährig, erhielt 1735 bei der Teilung Usingen-Idstein-Wiesbaden und Zugehör und starb am 21. Juni 1775.

3. 1778 Die Nassau-saarbrückische Kanzleiordnung erscheint.

12. 1391. Der Burgfriede zu Sonnenberg wird vereinbart zwischen den Grafen Walram von Nassau-Idstein, Philipp von Nassau-Weilburg und der Gräfin Anna, Witwe Ruprechts von Nassau-Sonnenberg. Danach behielten die Grafen die Hälfte der Burg. Anno 1404, nach Annas Tode, bekamen sie sie ganz.

13. 1298. König Adolf von Nassau überweist dem Kloster Klarenthal öffentlich die zu dessen Unterhalt bestimmten Güter.

16. 1381. Gräfin Johanna von Nassau-Weilburg, 2. Gemahlin Johanns I., stirbt. Ihr Sohn, Graf Philipp I., erbt dadurch völlig die Grafschaft Saarbrücken mit den Herrschaften Commercy und Morley. Die beiden letzteren wurden 1443 an die lothringischen Herren von Pontàmousson verkauft.

17. 1455. Gräfin Elisabeth von Nassau-Weilburg stirbt. Sie war eine Tochter des Grafen Friedrich von Lothringen und Vaudemont, geboren um 1390, vermählt 1412. Nach Aufhören der Regentschaft für ihre Söhne Philipp II. und Johann II. widmete sie sich den Wissenschaften. Sie gilt als die älteste deutsche Romandichterin.

Briefkasten.

K. S. in C. Ihnen und anderen zur Nachricht, daß der Herausgeber gefunden hat, die Geschichte von Nassau lasse sich nicht in einen Band zusammenquetschen. Beschlossen ist vielmehr, drei kleinere Bände zu je ca. 12 Bogen erscheinen zu lassen, und zwar mit der Einteilung: 1. Politische Geschichte, 2. Kulturelle Geschichte und 3. Quellenstücke. Dadurch wird es auch dem Minderbemittelten möglich, sich die Teile nach und nach anzuschaffen. Der erste Teil wird gegen das Frühjahr hin druckfertig und dann erscheinen. Dann kommt wahrscheinlich der 3. Teil heraus und zuletzt der 2., der die meiste Mühe verursacht. Der Herausgeber hofft dann, auf wissenschaftlicher Grundlage einen populär-verständlichen Handleiter geschaffen zu haben.

H. R. in G. Besten Dank für Ihre Freundlichkeit.

Dr. S. in W. Nein, Sie haben das mißverstanden. Ob der Verfasser uns persönlich sympathisch ist, das bleibt für die Beurteilung eines Werkes doch vollständig aus dem Spiel. Hier gilt nur die Sache.

H. H. in M. Wird unter der Hand kommen.

Redaktionsschluß: 28. Dezember.

Inhalt: Die Feuerprobe. (Gedicht.) Von C. Spielmann. — Viktor, Prinz zu Wied. Von Dr. C. Spielmann. — Kloster Thron. Von K. Wolff. — Nassau-Dillenburg vor dem dreißigjährigen Kriege Von J. Benner. — Die Eröffnung des nassauischen Landtags von 1838 in französischer Phantasie. Von L. Lüstner. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauische Personalien. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Nassovia
Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.
Herausgegeben von Dr. C. Spielmann
Druck und Verlag P. Plaum, Wiesbaden.

№ 2. Wiesbaden, den 16. Januar 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Vox clamantis in deserto.

Hört! Höret endlich auf, euch und das Eure
Nur immer zum Erwerbe zu gebrauchen!
Soll das Erworbene nur dazu taugen,
Daß es euch wieder zum Erwerb' anfeure?

O sorget lieber, daß sich euch erneure
Ein Schauspiel, angenehm zu schau'n den Augen,
Wie alles Tun gleich süßem Frühlingshauchen,
Nach einem liebenswerten Ziele steure!

Ist es zu schwierig nun, zu der Natur,
Zur ewig-reinen, froh zurückzukehren,
So soll euch eure beff're Einsicht lehren:

Zu flieh'n, zu meiden jede Unnatur!
Sucht euch statt Güter Güte zu erstreiten,
Und habt die Sucht, die Habsucht zu vermeiden!

Die Idee.

Mag ein geheimer Trieb den Menschen heißen,
Zu dem ihm liebgeword'nen Gott zu beten;
Mag er auch seinen Geist von den Propheten
Der Weltlichkeit sich lassen unterweisen;

Bringt herber Liebesschmerz dem Mann von
Als Trost die Spielereien der Poeten; [Eisen
Und mag's beglücken, in gewandten Reden
Die Künste und die Wissenschaft zu preisen:

Es stärken alle Guten ihren Mut
An einem innerlich geweihten Heute;
Auf ihrer Höh' dräut Reue nicht und Weh.

Sie fühlen reiner Flammen heiße Glut,
Und selig bringen sie die Sinnenfreude
Als Opfer am Altare der Idee.

An die Poesie.

Das Glück, das Glaube, Hoffnung, Liebe bringt,
Das süßeste Heil vermagst auch du zu spenden.
Den Blick von dieser Erde aufwärts wenden
Läßt du den Jünger, dem dein Ruf erklingt.

Wie fühlt sich freier, wen dein Hauch beschwingt!
Denn um des Geistes Erdenqual zu enden,
Muß man den Geist nach andern Sphären senden;
Und es vergißt die Erde, wer da singt.

So singe, reime dichte, wer verzagt ist!
Klein ist der Schmerz, der seelenvoll geklagt ist,
Vorbei das Leid, wenn es im Lied gesagt ist.

Sollst, Poesie, in Fährden dich bewähren,
Den Menschen allezeit ihr Leid erklären,
Und nicht allein erklären, auch — verklären!

Jakob Hugo Weinschenk.

Viktor, Prinz zu Wied.

2) *Ein fürstlicher deutscher Freiheitskämpfer.* Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.)

Am 25. September kam die Brigade Auersperg in Brixen an. F.-M.-L. von Hiller vereinigte hier seine Division, und nun ging's nordwestlich über Innsbruck, Kempten und Memmingen der Donau zu, um zur Armee des F.-Z.-M. von Mack zu stoßen, den der Prinz wie so viele irrtümlich für einen großen Feldherrn hielt. Am 7. Oktober kam die Division Hiller bei Günzburg am südlichen Donauufer auf dem äußersten rechten österreichischen Flügel an und bekam alsbald die Franzosen drüben zu sehen. F.-Z.-M. Mack hatte sich in die bekannte Falle von Ulm locken lassen; von allen Seiten rückten die französischen und süddeutschen Heeressäulen heran, ihn zu umzingeln. Schmerzlich bedauerte es der Prinz, daß letztere es waren, die am 9. Oktober Brücke und Stadt Günzburg angriffen. Er berichtet über diesen Kampf folgendermaßen: „Gestern machte ich die erste Affaire in meinem Leben mit, die zwar sehr hartnäckig, aber in ihren Folgen unbedeutend war. Der Feind griff nachmittags die Brücke und Stadt Günzburg an, welcher Angriff wütend war und mit einem rasenden Geschrei geschahe. Die Franzosen hatten viele Baiern, Württemberger und Badener bei sich. — Unsere braven Grenadiers verteidigten die Brücke hartnäckig; endlich aber fanden die Franzosen eine Furt oberhalb derselben, gingen durch und kamen von der Seite in die Stadt, wodurch die Brücke von hinten angefallen und genommen wurde. Neun Bataillons rückten nun vor, griffen die Stadt, die von allen Seiten mit Kanonen beschossen wurde, an, und jagten den Feind hinaus. Nach diesem ersten Angriffe wurde es schon finster, worauf die Stadt von den Franzosen noch dreimal angefallen wurde, aber nicht genommen werden konnte.

Dieser nächtliche Kampf war fürcherlich schön, am meisten erschütternd aber das Schreien von allen Seiten. Ich kann nicht sagen, daß mich die Kugeln in eine Art von Kanonenfieber versetzt hätten, welches, wie man sagt, zum erstenmale geschehen soll: wohl aber machte das Schreien der Blessierten und ihr Anblick einen grauslichen Eindruck auf mich. Wir haben bei dem Regimente einen Offizier tot, einige blessiert und etwa ein paar hundert tote und blessierte Leute."

Stets kämpfend, kämpfen müssend, zog sich die Armee um Ulm zusammen, immer enger von den Franzosen umklammert. Das Regiment Erzherzog Karl verteidigte bei Günzburg, wo die Franzosen Macks rechte Flanke umfaßten, den ganzen 10 Oktober hindurch allein das Hauptquartier und rettete dadurch die vorderösterreichische Kriegskasse, dann mußte auch Division Hiller zurückgehen. Am 11. Oktober griff Mack auf seiner Rechten heftig an, und es gelang ihm auch, den Marschall Ney zurückzuwerfen; doch überschätzte man — wie auch Prinz Viktor — diesen Sieg, der die Katastrophe nicht hinderte. Das Wetter war scheußlich. Schrecklich duldeten die Braven. „Alte Soldaten", schreibt Prinz Viktor, „die noch unter Theresia gedient haben, versichern, daß sie in allen Kriegen zusammen nicht so viel gelitten hätten, als in dieser unbegreiflichen Kampagne von vierzehn Tagen. Beständige Biwaks in anhaltendem kalten Regenwetter, ohne etwas zu essen zu haben, als ein wenig Kommißbrot; das Getränke Wasser, höchstens einen Schluck Branntwein des Tages; beständiges Fechten bei Tage und bei Nacht gegen wohlgenährte, viermal stärkere Feinde, kurz, man hat keinen Begriff, wie es zuging! Offiziers und Soldaten fielen um, entweder weil sie im Gehen einschliefen oder ohnmächtig wurden; mehrere starben vor Müdigkeit; andere ertranken, nicht in Strömen, sondern in Wegen, die durch den Regen bodenlos geworden waren. Ich selbst wundere mich, wie es möglich war, daß ich so etwas aushalten konnte."

Der Rest der am 14. und 15. Oktober total geschlagenen Armee warf sich verzweifelt nach Ulm hinein; von 3000 Mann des Regiments Erzherzog Karl waren noch 600 übrig. Dennoch fochten diese bei der Verteidigung der Stadt gleich andern Kameraden aufs heldenmütigste, bis Mack schließlich und zwar über die Köpfe der Unterbefehlshaber hinweg gegen das Reglement die Kapitulation abschloß. Die brave Garnison wütete. „Die Wirkung," schreibt der Prinz, „welche diese Übergabe auf mich machte, war ein kurzes Übelbefinden, wobei ich viele Galle brach." Am 20. Oktober rückte die kriegsgefangene Armee, nur noch 24 000 Mann stark, aus; die Gemeinen wanderten in die Kriegsgefangenschaft, die Offiziere behielten Degen, Pferde und Bagage und wurden auf Ehrenwort, bis zur Auswechselung nicht zu kämpfen, entlassen.

Man kann sich den Zustand des zur Untätigkeit verurteilten tatendurstigen Jünglings von zweiundzwanzig Jahren denken. Durch Tirol, Steiermark und Kärnten ging er über Marasdin nach Preßburg, ein Stück Wegs in Begleitung seines alten Freundes, des dänischen Kammerherrn von Rantzau; dann wurde er von da als Kurier zum Kaiser ins Kriegslager nach Olmütz gesandt. Er kam gerade recht, die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz am 2. Dezember mitzumachen: „Ich schloß mich", berichtet er, „an das erste beste Bataillon an, jedoch so, daß ich den

Säbel nicht zog, sondern bloßer Zuschauer war." Schmerzlich bewegt, schildert er die Vernichtung des verbündeten Heeres, bitter äußert er sich über den bevorstehenden Frieden, über den Abfall der Russen, die bald nach der Schlacht abzogen. „Wir werden die Ehre haben, für Bonaparte zu fechten, wenn sich in irgend einem Winkel von Europa noch ein Funke von Widerstand gegen seine Herrschaft zeigen wird. Lieber will ich aber nach St. Domingo gehen und mit den Schwarzen gegen diese abscheuliche Nation fechten als mich ihrer übermütigen Herrschaft fügen." Ich möchte um alles in der Welt meinen Grundsätzen nicht untreu werden; denn ich bin stolz auf meine Denkungsart, und würde mich selbst verachten, wenn ich ihr zuwiderhandelte. Lieber lasse ich mein Leben, als meinen unbeugsamen Sinn, der auf durchdachten Grundsätzen beruht. Schlimm ist es für die Welt, wenn man Menschen, die wie ich denken, für Sonderlinge hält. Ich setze meinen Stolz darin, mich in diesem Punkte nicht durch das allgemeine Urteil bestimmen zu lassen, sondern meinen regelmäßigen Weg zu gehen."

Der Mißmut machte ihn gereizt; er forderte wegen Beleidigung eines abwesenden Freundes einen Kavallerierittmeister heraus, gab diesem einen Hieb über den Kopf, empfing aber ebenfalls einen über die Stirn, der ihn indes nicht so wie die Wunde im Innern schmerzte. Er konnte aber doch deshalb nicht, wie bestimmt, mit kaiserlichen Depeschen zum Palatin von Ungarn reisen, sondern mußte im Hauptquartier zu Holitsch bleiben. Er wohnte hier bei dem Major Prinz Gustav von Hessen-Homburg.[1]) Um nicht während des Waffenstillstandes in Galizien Rekruten einexerzieren zu müssen — Gamaschendienst war ihm immer verhaßt —, nahm er Urlaub, um heim zu reisen.

Über Olmütz und Königgrätz begab er sich nach Dresden, wo seine kunstsinnige Schwester Luise sich in der Malerei und im Gesange bei berühmten Meistern vervollkommnete. Er überraschte sie, indem er plötzlich in ihr Atelier trat, und beide waren sehr glücklich. Sie erheiterte ihn durch ihre Munterkeit und ihren Gesang; er hingegen lobte ihre Fortschritte in beiden Künsten, ohne zu schmeicheln. Sechs Tage blieb er bei ihr, dann, wohl um Weihnachten herum, reiste er nach Leipzig weiter. Die preußische Armee in ihrer bösen „bewaffneten Neutralität" stand in der Nähe; Viktor ließ seine drei Brüder benachrichtigen; sie besuchten ihn. Karl war als Gardeleutnant (s. o.) eingetreten. „Sie können sich leicht denken, beste Mutter, was da für ein Hallo entstand!" berichtet er. Er blieb bei seinem Bruder August im Quartier zu Langendorf bei Weißenfels, um abzuwarten, ob Preußen nicht losschlüge. Es kam nicht dazu. „Ich fürchte, ich fürchte, nur zu spät wird es der König bereuen, wenn er jetzt nicht zuschlägt," sind des Prinzen ahnende Worte damals gewesen.

Die Reise ging Ende des April von 1806 durch Thüringen weiter nach Frankfurt, wo der Prinz wegen schlechter Postverbindung halt machen mußte und im Theater sich über die vielen Franzosen ärgerte, die das Parkett anfüllten, anderseits aber auch sich über die Erbitterung freute, die gegen Bonaparte herrschte. Über Königstein auf der alten kölnischen Poststraße ging's dann durchs heutige Nassauer Land, von Limburg über Montabaur, Ehrenbreitstein nach Neuwied heimwärts, wo die treue, patriotische Mutter den heldischen Sohn ans Herz drückte. Sie war voller Sorgen um den Besitz ihres Hauses; man wußte schon damals, daß Napoleon an die Angliederung eines Deutschen Bundes an sein Kaiserreich dachte, und daß eine Reihe nicht gefügiger Fürsten und kleinerer Reichsstände mediatisiert werden sollte. Aber die Fürstin wollte sich nicht dem Bunde anschließen, und Prinz Viktor hat sie in den zwei Monaten, die er bei ihr weilte, darin bestärkt. Er reiste dann wieder nach Österreich ab.

Anfangs des Juli schreibt er von seiner neuen Garnison Krems aus zuerst wieder. Die weitere Heeresumbildung war schuld, daß er nun eine Füsilierkompagnie erhielt, was ihm leid tat. Aber trotzdem erfreute er sich auch wieder an der eifrigen Reorganisation und an den erneuten Rüstungen. Die anderen bangen Sorgen drängten sich indes immer wieder auf. Napoleon verhandelte tatsächlich ernsthaft mit den deutschen Kleinfürsten wegen Stiftung des Deutschen Bundes; voll Besorgnis schreibt Fürstin Luise über die Machenschaften in Paris, an denen sich das wiedische Haus nicht beteiligte; sie fügt einige ironische politische Verse, — „komische Boutsrimes", nennt sie der Prinz — hinzu, die ihn erheitern sollen und ihre Wirkung auch nicht verfehlen, ja „ihn noch mehr in Flammen setzen." Allein der „Wetterstrahl" fährt herab: Kaiser Franz legt die römische Kaiserkrone nieder; der Prinz erfährt, daß der Rheinbund in Kraft getreten ist. „Ist denn unser Schicksal noch nicht entschieden?" fragt er beklommen. „Unser Name steht ja schon in den Zeitungen unter den Schlachtopfern. Wir sollten alles, Stück vor Stück verkaufen, unsere Siebensachen suchen, gut anzubringen und in einem entfernten Winkel der Erde, wo wir ruhig und zufrieden leben könnten, einen Wohnsitz suchen." Die zu erwartenden „Oberherren" — er wußte noch nicht welche es waren — „werden ihren unerträglichen Stolz zeigen, und ihre Kreaturen werden uns so plagen, daß wir unsere Existenz verwünschen müssen. Zwar kann man nicht leugnen, daß die Liebe zu dir, o Vaterland, mächtig ist; allein die Liebe zu dir, o Freiheit, ist allmächtig!" Ein ausgearbeiteter Plan zum Verkaufe aller Besitzungen und zur Auswanderung in ein fremdes Land ist diesem Schreiben beigefügt.

Die beiden Fürstentümer Wied, deren Inhaber in Paris nicht zu schmeicheln verstanden, wurden in der Tat mediatisiert und unter die Hoheit des Herzogs von Nassau gestellt. Furchtbar bricht der Schmerz des Prinzen aus. „Das ist zuviel! Die Niederträchtigen triumphieren jetzt über die Ehrlichen, die Selbstgefühl und Nationalsinn genug hatten, um nicht vor dem übermütigen Unterdrücker der Freiheit zu kriechen." Aber doch tröstet er sich. „Immer

[1]) Die hessen-homburgische Landgrafenfamilie war dem Fürstenhause Wied befreundet. Es dienten damals vier prinzliche Brüder im österreichischen Heere, ein weiterer (der zweite) im preußischen. Alle fünf sind später nacheinander Landgrafen geworden.

besser, das Unglück mit den Stolzen und Würdigen zu tragen, als mit den Niederträchtigen eine prekäre Existenz teilen und unter die Vaterlandsverräter von Zeitgenossen und Nachkommen gezählt zu werden." Er glaubt momentan alles verloren, da Preußen und Russen allem untätig zusehen. „Retten wir uns für unsere Person aus der Sklaverei und warten wir in einem fremden Lande bessere Zeiten ab. Vielleicht kommt der günstige Augenblick, wo wir für unsere Freiheit fechten und handeln können."

(Fortsetzung folgt.)

Kloster Thron.

2) **Von K. Wolff.** (1. Fortsetzung.)

In einem Streit mit den Anspachern wurde folgendermaßen entschieden. „Actum Werheim uff dem Kirchehobe am 4. Oct. 1463 ist man über kommen einer einträchtigkeit undt eines gütliches entscheids zwissen Frawe Litzen von Limburg . . . uff ein vndt der gantzen Gemein zu Antzbach uff die ander syte Inmaßen aß herach geschreben steht." Es sollen die von Anspach „macht haben, ein Schwein in der Jongfrawen Walt zu trieben wann eckern ist vndt nit mer." Hat ein „Hußgesaß" kein Schwein, so darf er „synes Nachbars Schwein darin lassen gen." Es sollen die von Anspach „Ihr Schwin selbst Verhuten vndt Versorgen vndt nit Trieben oder fahren unter der Jongfrawen oder Closters Schwein, es sei denn mit Ihrem guten Wissen vndt Willen." Verkaufte ein Anspacher sein zur Weide gegangenes Schwein, so durfte er in demselben Jahr keins mehr auftreiben. Des Nachts sollten die Anspacher keine Schweine in des Klosters Wald treiben, „vndt wann der Jonfraven Schwein nit in den Walt gen, so sollen die von Anspach auch Ihr schwein nit in den walt trieben, es wäre dann sach, daß die Jongfrawen kein Schwein hätten, so sollen die von Anspach doch Ihren Trieb haben." . . . „Auch ist Bereth, solch Brot vndt Cäse, das die Jongfrawen Vor Zeiten den von Anspach uff den helligen Pingstetag vndt Sanct Johannistag gegeben hatten, solich Brot vndt Katze soln die Von Anspach den Jongfrawen forter erlassen, dorch des willen, daß sie Ihre Schweintrieb in den Walt han zuvorgeschrieben." Weiter wurde am 27. April 1545 auch ein „Zwiespalt wegen Beholzung im Throner Waldt, zwischen der Abbatissin zum Throne und den Möllern der ober- und nidder moile, zwischen dem Throne und wyrheim gelegen," also entschieden. Zum ersten. Der Waldt ist eigenthumb des Closters und sunsten niemandes anders zuständig. Darumb ist von den Amptleuthen abgeredt worden, daß jeder der Möller nur sinen karn voll Holzes dem Throner Walde vff den mittwochen und sunsten keinen andern tag holen vider verprauchen sollen, doch Ihnen die Beholzung in der wyrheimer mark vnabbrechlich seye. Zum andern. So sollen die Möller keinen stamm, er sey grune oder dorre, im obgeschrieben walde hawen auch keinen vmbgefallen baum, so zum Bauen dienlich, hinwegführen. Zum dritten. Abbatissin beklagte sich, daß ihr durch der Möller Fuhrwerk an Äckern und Wiesen viel Schaden zugefügt werde. Darumb wird von dem Ambt Leuthen befohlen, daß die Möller nun mehr mit dem Fuhrwerk die gemein wege und straßen gebrauchen und fahren sollen und dann von Throne die wießen und äcker vnbescheddigt lassen . . . . vnd wo die Möller darüber mitt irer fure oder geschirre vff benannten äckern oder wissen bedretten würden, so sollen die vom Trone die Möller zu pfänden macht haben."

Die Frauen des Klosters Thron waren adligen Geschlechts. Dies geht deutlich aus einem Briefe der letzten Äbtin Margarete von Hattstein von 1570 hervor, den sie an Johann, Grafen von Nassau-Katzenelnbogen geschrieben und worin sie bittet, „daß dieß Closter wiederumb mit tauglichen A d e l s Personen, mit verrichtungen Gottes diensten, Christlicher Erbarer Zucht, löblicher vnd christlicher Ordnung vnd Ordentlichem nützlichem Regiment, mehr Restaurirt, bestelt, beschützt vnd beschirmbt werde. Herumb werden Ew. G. sonder Zweiffel die Belohnung von dem Allmächtigen Gott empfangen vnd die A d e l i g e R i t t e r s c h a f t, die solches Closter durch v n t e r h a l t u n g i h r e r K i n d e r geniessen Vnd dies nirgens sehnlicher begehren, auch von hertzen begehren vollstreckt zu geschehen. Die werden daßelbige mit Dankbarkeit vnerdähniglich verdiehnen. So wil ichs die zeit meines Lebens mit meynem anmutig gebeth nimmer mehr vergessen".

Von Äbtinnen des Klosters sind folgende Namen überliefert: Agnes 1316, Mechthild 1320, Anna von Dirscheid, Dilpe von Schwalbach, Eva von Wallendorf 1507, Lucie von Mohnheim 1513, Lucie Schenkin 1530, Lisa von Limburg und als letzte Margareta von Hattstein. Aus der Zahl der Nonnen werden in Urkunden genannt Guda Knoblauch, Adelheid von Offenbach (Wobelin), Adelheid von Praunheim, Adelheid, Katharina, Jutta und Margareta von Wetzlar. Laienbrüder des Klosters waren Trudwinus um 1298, Wenzel von Birklar, Eppert, Ertmar und Peter. Als Beichtvater wird ein Priester Kraft genannt.

Ein Bruchstück der alten Klosterordnung hat uns die letzte Äbtin Margarete von Hattstein aus dem Jahre 1564 hinterlassen: „Erstlich soll im Closter ein offrichtiges Vrdlich, erbar, vnd tugendhaftig leben gefüred vnnd alle Jungfrawe der Abtissin als Oberster mit Vorstehung der Kirche vnnd anderer geistlichen Sachen gebührlichen gehorsam gutwillig leisten.

Margareth von Hattstein soll sein Weinmeisterin, Lyse von Wallndorff kornmeisterin, Eva von Trohn soll sein brotmeisterin.

Dann sollen alle tag vnnd yedes ymbs auß der Küche gegeben werden vier gericht nach geligenheit vnnd bequemlichkeit yeder Zeit von fleischs, visch-

werk vnd gemüß. Vnnd sollen alle wochen drey tag gepratis gegeben werden, Nemblich Sonntags, Dienstags vnndt Donnerstags. Danach sollen auch des Closters Hemel, Kälber, stier, schwein, hüner, gänß vnnd dergl. zur nottdurfft gebrauchen.

Conventspersonen erhalten alle tag zu den zwei ympser ½ Maß weins.

Das Korn soll alle Jahr treulich vnnd fleissig Inn gebracht vnnd der korn meisterin gelibbert werden, die es treulich vnnd vleissig vffzeichnen vnnd auch jeder Zeit vffschreiben soll, waß sie ausgibt. Ohne Wissen der Aptissin vnnd des Convents soll keine Frucht veräussert werden. Auch soll die kornmeisterin vffschreiben was vff die Mollen kommt.

Auf dem Closter soll zur Bequemlichkeit ein Backhauß eingerichtet sein. Die kleien sollen vff dem Backhauß durch die kornmeisterin verschlossen, behalten vnnd zur schweinemast gepraucht werden.

Waß brots gebacken wird, soll der brotmeisterin gelibbert werden.

Aller wein, so auf dem land hin vnnd wider dem Closter fällig vnnd wachset, soll in ein Celler Im Closter gefüret vnnd der Weinmeisterin gelibbert, offgezeichnet vnnd Rechnung darüber gethan werden.

Die Jungfrauwen sollen auch alle beieinander In der Conventstube eßen vnd sich aller erbarkeit vnd züchtigen wandels bevleißigen bey höchster straff, ob angezeigten punkten biß auf weitteren bescheit vnnd verordnung gehorsamblich nachkommen."

Im Jahre 1528, als Eva von Wallendorf Äbtin war, ward das Kloster Thron reformiert. Der Pfarrer von Wehrheim predigte dem Konvent die Lehre Luthers, was Trier und der Abt von Arnsburg, dem das Kloster in geistlicher Beziehung unterstand, zu hindern suchten. Der Abt stellte im Kloster einen Pater als Prediger an; allein auch dieser ward bald von der neuen Bewegung ergriffen, und alle weiteren Bemühungen Triers, den Übertritt zu verhüten, blieben erfolglos. Nach der Reformierung blieb die klösterliche Einrichtung noch bestehen; doch wurden keine Klosterfrauen mehr aufgenommen. Da einzelne davon austraten und die übrigen allmählich mit Tod abgingen, so waren des Klosters Tage gezählt. Die geistlichen Übungen der Klosterfrauen hatten mit der Reformation aufgehört, und nur der Gottesdienst durch den Pfarrer von Wehrheim fand noch statt. Die letzte Äbtin Margarete von Hattstein, die zuletzt weltliche Kleidung trug und mehr die Stelle einer Verwalterin versah, starb 1576. Zwei Jahre vor ihrem Tode, den 11. Februar 1574, nahm sie auf Fürbitte des Erzbischofs Marquard zu Speier den Eucharius Müller von Usingen, Sohn des dortigen Bürgers Wendel Müller, als Kaplan von Wehrheim an, der dann auch am 14. März 1575 die Bestätigung des Abtes Konrad Tertor von Arnsburg erhielt. Bis zu ihrem Tode glaubte Margarete von Hattstein an eine Restaurierung des Klosters, wie aus zwei Briefen von 1563 und 1570 an den Grafen Johann VI. von Nassau-Dillenburg hervorgeht. „Da der Gottesdienst mit Haltung der gezeitten jetzt etlich Zeit eingestellet, da neben mihr nit mehr alß drey Jungfrauen, so noch nit Profes gethan, auch nit genugsam In der Kirche ervarn und der verwaltung Regiments auch nit vils tuglich, So bin ich nuhn als ein eintziges weiblich Person fast unvermuglich, soliche Last und beschwerung länger allein zutragen, sonderlich dieweil der Keller, so dißem Kloster nuhn lange Zeit gedient, alters und leibes schwachheit halber nit außreichend beystand leisten kann . . . So gelangt an E. G. mein underthänigst bith, sie wolden sich mit dem hochwirdigsten . . . Ertzbischof zu Trier vergleichen, damit . . . das uberschüssige Geld . . . so in Vorrat gepliwen samt dem, das itzt vorhanden sayn wird, dem Kloster zu nutzen angelegt wird, auch wie das Kloster widderumb mit verrichtung Gottesdienst, Christlich erbarn Zucht vndt ordentlichem nutzlich Regiment möge Restaurirt, bestelt, beschützt vndt beschirmet werde."

Nach dem Tode der Margarete von Hattstein ward das Kloster aufgelöst. Vergeblich versuchte unterm 14. Januar und 27. März 1577 Kurfürst Daniel von Mainz es wiederherzustellen; doch erbot sich Nassau, die Klostereinkünfte „zu einem Gott gefälligen Gebrauch" verwenden zu wollen. In dieser Zeit des Übergangs waren „große Unrichtigkeiten und Mangel in Closter Thron und dessen Verwaltung eingerissen." Demzufolge ward am 12. Juli 1584 von Heinrich von der Fels und Dr. Jakob Schwarz bei einer Zusammenkunft auf Kloster Thron unter anderm angeordnet: „Es wird den Dreyen Gemeinden zu Wehrheim, Ansbach und Obernhayn bey höchster Straff gebotten, sich des Throner Waldes mit abhauung fruchtbahren Holtzes zu enthalten und nach deme den Einwohnern zu Oberhayn gegönt worden ist, sich des Vhrholtzes im Throner Walde zu gebrauchen, Ist Ihnen aufferlegt, sich damit begnügen zu lassen und ferner mit dieser angehefften erklärung, wo sie diesem Verbott zu widerhandeln werden, daß sie des hergebrachten Gebrauchs sich selbst Verlustigt gemacht haben sollen." — Den Märkern soll von den Schultheißen „ernstlich gebotten werden", sich der Throner Hecken zu enthalten. Würde einer darin „bedretten", soll er mit „1 Gulden zur straff Verfallen seyn." — „Denen Obernhaynern soll zur abholung Ihres Nötigen Brenholtzes ein gewißer Tag wochentlich bestimbt und als dann im beysein des Förstors das Vhrholtz abzuholen Ihnen erlaubt werden." Da die kurtrierschen und nassauischen Herrschaften alljährlich „altem Herkommen nach" in der Fastenzeit nahezu sechs Wochen „zum Throne gelegen und daselbst mit aller nöthigen Atzung versehen haben müssen werden, ward bestimmt, daß statt dieses „fasten Atzs, so auff Jager, Pferde und Hunde ginge", den g. H. jährlich 25 Malter Korn aus des Klosters Gefällen geliefert werden sollten. — Zu dieser Zeit müssen die Wehrheimer häufig Throner Lehngüter geteilt und gar verkauft haben, darum ward „zur abschaffung solcher Vnrechtmeßigen Theilung der Lehen Güther" beschlossen, daß „die Vnderthanen schuldig sein sollen die Lehengüther beyeinander bleiben zu lassen und den Pacht auß einer hand zu liefern." Wo dies nicht mehr gehe, solle ein Mann bestimmt werden, der sich verpflichte, für alle Miterben die Pacht in einer Summe zu liefern. — Weiter soll „von Wehrm bericht erfordert werden, aus was bewegnussen sie Vor etlichen Jahren understanden haben, Ihres

Gefallens umb das Closter Thronen ohn desselben Vorwissen stein zu setzen. Vnd wo sie nicht erhebliche Vrsachen Vorbringen würden. Sollen solche stein wieder ausgezogen und dem Closter seine bewußtliche Gerechtigkeit gelassen und gehandthabt werden." — „Auf empfangenen Bericht ist den Einwohnern zu Wehrm ihr Vnfleiß so sie in Anhörung göttliches Worts ein Zeitlang gebraucht, mit Ernst fürgehalten und eingebunden worden, sich Gegen ihre Obrigkeit und Kirchendiener mehrerer Bescheidenheit, dann bis anhero etwa geschehn ist, zu befleißigen, auch insonderheit deß unzeitigen Fressens und Übermäßigen Sauffens bey nächtlicher Zeit zu enthalten. Und damit solches so viel müglich nicht für Kommen möge, ist verordnet und gebotten, daß bey Straff zweyer Gulden Kein abend Zeith in Wirtshaußen länger biß zu Neun Uhren zu gelassen, noch außerhalb beweißlichen Nothfällen, einigen Inwohnern von den Wirthen Wein gelassen und zu Hauß gefolgt soll werden" — „den Gemeinden und Jedermann ist das Wildprethschießen bey ernster Straff verbotten, dagegen gleichwohl erlaubt worden, das Wildpreth, so zu Schaden gehet, zu scheuchen, auch wo dasselbe übrig vorhanden wäre, alsdann dessen Uns zu verständigen und was man sich verhalten soll, bescheid zu erwarten." — „Über die Gaißen, so hin und wieder gehalten werden, ist große Klag fürbracht worden, und da offenbahr, wie schädlich dieselben zu seyn pflegen, ist verordnet, daß hinfürters die Gaißen allenthalben in dem Amt Wehrm abgeschafft und die Verderbung der Bäum hierdurch fürkommen soll werden." — „Die Unterthanen zu Wehrm, Antzbach und Oberhain sollen sich „großen und übermaßigen Ungehorsams, Verachtung der angelegten Verbott" schuldig gemacht, sowie sich geweigert haben, den Herrn „ungemessene Dienste" zu leisten . . . ." Es wird ihnen daraufhin mitgeteilt, „daß sie dem Grafen zu Nassau zu viel und mancherley Diensten, die ihnen ohne Milderung wohl zu Verderben gereichen würden, könnten verpflichtet werden, deren sie aber aus Gnaden auf eine geringe Anzahl Jahr gegen das verordnete Dienstgeld erlassen seyn worden: Mit dem ausdrücklichen Fürbehalt, daß nach Ausgang der bestimmten Zeit wohl vermeltem Herrn freystehen sollte, das Dienstgeld aufzukündigen und sich der Dienst wie vormals zu gebrauchen." Unterschrieben: „Geschehen zu Thron den 12ten Julij (15) 81, Heinrich von der Feltz, Jakob Schwartz D.

Am 15. November 1590 kam zwischen Johann, Erzbischof zu Trier, und Johann, Graf zu Nassau, ein Erbvertrag zustande, laut welchem Trier den Hof zu Niederbrechen, Nassau den zu Frankfurt erhielt. Thron selbst blieb gemeinsam bis zum Jahr 1803. Der Keller Gerlach Urant im Kloster Thron erhielt die sogenannte Throner Hecke bei Dombach, sowie Äcker und Wiesen daselbst entweder eigentümlich oder als Lehen. Die Mobilien des Klosters wurden so verteilt, daß Nassau die profanen, Trier die kirchlichen Geräte erhielt. Das alte Marienbildnis und das Tabernakel des Altars kamen in die Kirche zu Villmar. Die Trier zugefallenen Einkünfte des Klosters gab Kurfürst Karl Kaspar dem Seminar ad S. Lambertum, die nassau-dillenburgischen wurden der 1584 gegründeten Hochschule zu Herborn übermacht. Steubing schreibt in seiner Geschichte jener Hochschule. „Zur Dotation wurden gegeben ad 3. Die Hälfte der Einkünfte des Klosters Thron. Sie wurden ganz eingezogen, von Trier 1628, doch durch den Westphälischen Frieden in statu quo gesetzt. Da bekam man zuerst 250 Gulden, danach 300 Gulden, bis endlich Fürst Ludwig Heinrich zu Dillenburg den Nassauischen Anteil 1657 auf zwölf Jahre für jährlich 300 Taler für die Schule von Herborn an Freiherrn von Hohenfeld verlieh, welcher damals die ganze Grafschaft Diez gepachtet hatte." Auch in späteren Jahren ward das Throner Gut verpachtet, auch einigemal „mit des Closters eigenen Pferden und Gesindt Erbauet." Am 23. April 1803 ging das ganze Gut mit dem Amt Wehrheim in nassau-weilburgischen Besitz über. („Kund und zu wissen sey hiermit öffentlich, daß heute jener halbe Teil des Kloster Throner Hofgutes, welcher dem ehemaligen erzbischöflichen Trierischen Clementinischen Seminarium zugehörig gewesen, derenmalen Sr. Hochfürstl. Durchlaucht zu Nassau-Weilburg mit den Kurtrierschen diesseits des Rheines gelegenen Ämtern anerfallen ist.") Damals ward der ganze Hof an den nassauischen Schultheißen Eichhorn von Obernhain verpachtet. (Schluß folgt.)

Nassau-Dillenburg vor dem Dreißigjährigen Kriege.

2) Von J. Benner. (1. Fortsetzung.)

Das Innere der Häuser war zwar nicht zu vergleichen mit demjenigen der Häuser der Niederländer, die ihre Stuben mit „hübschen Gemähldten von weissen oder aber, wie gemeinlich, mit feinen illuminirten, eyngefaßten Landcharten, oder mit der öl- oder wasserfarben überauß künst- und artiglich gemalten stücken, von schönen controfaicten, lustigen Historien und Landschaften außgezieret haben"; aber nichts destoweniger waren die nassauischen Häuser doch reinlich. In den Städten hatten die Häuser etliche Stuben und Gemache; erstere waren mit Kalk hübsch weiß gebunden, auch mit Farben bemalt, getäfelt und mit Tresoren von künstlicher Schreinerarbeit versehen, auf denen in allerhand Farben schöne und liebliche Gläser und Trinkgeschirre standen, wie auch Zinnwerk. Schöne Tische, Bänke, Stühle und Schemel bildeten das übrige Mobiliar. Die Kammern enthielten stattliche Bettladen mit gezierten Betten, große und kleine Kisten. Im Hauserdin (Ehrn, Flur = Küche) unten befanden sich allerhand kupferne, messingene, zinnerne, eiserne und reinliche hölzerne Haushaltungsgegenstände, „wie Eimer, Schüsseln, Löffel, Kanthen, Teller, Töppen, Kessel und Pfannen", die, blank geputzt, den Eingang des Hauses

zierten. Der Erdin vertrat gleichzeitig die Stelle unseres heutigen Hausganges. In den Dörfern war bei den Bauernhäusern gewöhnlich nur eine Stube und Kammer, der Herd stand mitten im Hause und zu beiden Seiten befanden sich die Viehställe. Wegen dieses engen Zusammenseins von Stall und Küche machten die Häuser auf dem Lande nicht den sauberen Eindruck, wie er oben hinsichtlich der Stadthäuser geschildert wurde.

Die Hausspeisen sowohl bei den Bürgern in den Städten wie bei den Bauern auf den Dörfern waren entweder von reinem oder aber mit Gerste, Hafer, Bohnen und dergleichen gemengtem Korn gebackenes Brot (hie und da gab es auch Weck- oder Weizenbrot), frisches Kalb-, Hammel-, Schaf- und Rindfleisch, oder geräuchertes Rind- und Schweinefleisch. Suppen oder Brühen wurden von Wein, Bier und Milch gekocht oder von Hirse, Reis, Wecken, Weizen; auch war ein Brei aus Hafermehl, mit Milch oder Wasser angemacht, gebräuchlich. Andere Nahrungsmittel waren: geschälte Gerste, Erbsen, Linsen, weiße und gelbe Rüben, weißes und süßes oder eingelegtes gelbes Sauerkraut, grünes oder gedörrtes Kohlmus, Eier auf verschiedene Weise gesotten, oder zu Kuchen gebacken und sonst zugerichtet, Milch, Butter, Käse, Äpfel, Birnen und anderes.

Als Getränk diente ein gutes, gewöhnlich von Gersten- oder Weizenmalz und Hopfen „gekochtes“ oder gemachtes Nachbier oder aber ein „gemein“ von gebackenen, gedörrten wilden Äpfeln und Birnen mit Wasser gesottenes Schenkbier. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Ehrenmahlzeiten und Gastereien gab es neben dem feineren Essen, das aus Hühnern, Enten, Gänsen und allerhand Fischwerk bestand, und dem ein „stattliches Bei- oder Nachessen“ folgte, außer dem guten Bier, ober- oder niederrheinischen Weiß- oder Rotwein.

Die tägliche Kleidung des „gemeinen Mannes“ war von weißem oder schwarzem Leinen gemacht, oder aus Zwilch, blauem oder grauem, auch gemengtem schlechten Wollentuch. An Sonn- und Feiertagen aber war sie aus Leder, Barchent und allerlei farbigem guten Wollentuch, so daß man mit Recht sagen konnte:

Bauer, Bürger und Edelmann
Am Kleid man oft nicht kennen kann.

Gleichwie das Volk durch seinen starken Körperbau und durch seine Abhärtung zu jeder Arbeit sich schickte, so war es auch für den Kriegsdienst wohl geeignet. Im Alter von 15, 16, 17 oder 18 Jahren wurden die jungen Burschen im „Auszug“ auserlesen und je nach ihrer Geschicklichkeit mit „dem Musquet“, „der Picque oder langen Spieß“ bei den gewöhnlichen monatlichen Scheibenschießen, bei der Wache, die sie wöchentlich auf der Reihe in den Städten und Dörfern rottenweise und zudem auf den Schlössern und bei den Hofhaltungen hielten, wie auch bei den gewöhnlichen Landmusterungen von den ihnen vorgesetzten Landkapitänen und verordneten Wachtmeistern in den gebräuchlichen Kriegsexerzitien „fleißig und gut“ ausgebildet und „zum Kriege präpariert“. Man fand nicht leicht einen „Gemeinesmann“, der nicht in solchem „Soldatenauszug“ gewesen war. Die Nassauer waren daher bekannt als gut geübte und tapfere Kriegsleute, und in den niederländischen und anderen Kriegen waren sie sehr gut verwandt worden; manche hatten sich dabei „so tapfer, männlich und wohl verhalten“, daß sie zu „Kriegsbefelchen“ und „Kapitainschaften“ gelangt waren und auch in den Städten und Festungen zum Dienen kamen. Zur Berühmtheit brachten es unter anderen die aus gemeinen Soldaten hervorgegangenen Helden wie Friedrich Wilhelm von Siegen, Jakob Heckmann von Dillenburg, Eberhard Hanenkrot von Herborn, Kyse von Liebenscheid und besonders Melander von Hadamar. Auch der in der Grafschaft vorhandene „ziemliche große und stattliche“ Adel ließ sich in den Kriegszügen tapfer gebrauchen und brachte es zu hohen Befehlshaberposten.

Die „hohe Oberkeit“ hatten die den „Untertanen angeborenen Grafen und Herren“, welche bei Hofe ihre besondere Kanzleiräte und Befehlshaber, Kammerrentmeister und Kellner hielten und ferner in einer jeden Stadt oder einem Kirchspielsdorf ihre Amtsdiener, wie Kellner oder Schultheißen, die ihr vorgeschriebenes Maß von Befugnissen und Geboten hatten, einsetzten. In den Städten wurde außerdem jährlich zu gewisser Zeit und gewöhnlich im Beisein etlicher Räte und Befehlshaber der hohen Obrigkeit Bürgermeister gewählt und zwar einer aus den Ratsverwandten und der andere aus der gemeinen Bürgerschaft. Diese Bürgermeister hatten mit Zutun der Ratspersonen die Stadt in gutem Bau und Wesen, die Bürger und Einwohner aber durch gute Gesetze, Ordnungen und alte Bräuche in Gehorsam, guter Zucht und Ehrbarkeit zu halten. Von wegen der hohen Obrigkeit wurde ihnen ein Beamter als der Schultheiß oder Heimberger vorgesetzt, welchem vier vereidete und geschworene Männer beigegeben wurden, um auch in den Dörfern alles in guter, richtiger Ordnung zu halten.

Was die Polizei und Justiz anbelangte, so war solche sowohl in dem geistlichen als auch weltlichen Stande mit guten, nützlichen und heilsamen Ordnungen versehen. Für die Geistlichen waren in den vornehmsten Städten „Inspektoren oder Episcopi“ eingesetzt, welche zu gewissen Zeiten ihre bestimmten „Synodos oder Konvente“ abhielten, in welchen der Seelsorger Lehre in rechter Verkündigung, Auslegung und -teilung des Wortes Gottes, Ausspendung der Sakramente an ihre Zuhörer und Pfarrkinder und auch sonst deren Leben, Wesen und Wandel erforscht und auf die Probe gelegt, Schulen und Kirchen visitiert und der Jugend und Zuhörer „Profectus“ im Lernen, Besuchen, Anhören und Betrachten des Wortes Gottes examiniert und erkundigt wurde. Neben diesen höheren Geistlichen waren in den Städten und Pfarrdörfern Lehrer, Prediger und Seelsorger, welchen ihr Kirchspiel von Dörfern, Pfarrkindern und Zuhörern als ihre Herde anvertraut war; ihnen wurden einige Älteste, wie man sie nannte, in den Städten vier und in den Dörfern zwei, beigeordnet, welche die Seelsorger unterstützten in der Aufsicht über die Zuhörer, die Säumigen zur Kirche antreiben sollten und diejenigen, die mit ihrem Leben und Wesen Ärgernis und böses Beispiel gaben, erforschen und nach Ge-

stalt der Sache vorfordern und mit gelinden oder scharfen Worten abmahnen mußten, damit der Gottlosigkeit und dem ärgerlichen Leben und Wesen soviel als möglich gesteuert und die Gottesfurcht, Zucht und Ehrbarkeit gehegt und gepflegt werde.

Die weltliche Polizei und Justiz sollte ebenfalls zur Beförderung christlicher Zucht und Ehrbarkeit und zur Abschaffung und Ausrottung von allerhand Gottlosigkeit, Aberglauben, ärgerlichem Leben und Wesen durch die im Jahre 1615 publizierte und öffentlich abgelesene, jeder Stadt und jedem Dorf zugestellte Polizeiverordnung dienen. In letzterer waren Vorschriften enthalten wegen Besuchens der Predigten und des reinen Gottesdienstes, Warnung vor Ketzerei und verdammter Lehre, Zauberei, Wahrsagerei, Kristallenseherei, Segnerei und anderen abergläubigen Dingen, ferner Strafbestimmungen über die Zauberei Treibenden und über die, welche von Gott abfielen und mit dem Teufel in Verbindung traten. Es war ferner darin die Rede von der Strafe der Kristallenseher und Wahrsager, von der Strafe für diejenigen, welche den Kristallensehern nachlaufen und der Segnerei nachhangen; vom Fluchen und Schwören und besonders von dem Gotteslästern und wie dasselbe zu ahnden sei; von der Entheiligung des Sabbats; von der fleißigen Anhörung der Predigt und der Anhaltung der Kinder zur Kinderlehre; von Jahrmärkten, die nicht auf den Sonntag gehalten werden sollten, von den Sonntagstänzen und dem Verbot an Sonntagen Feldarbeiten zu verrichten, vom Amt der Kinder gegen ihre Eltern und die Obrigkeit und umgekehrt, von Aufrührern und anderen Ungehorsamen, von den Dienstboten, von Verwundung, von der Strafe des Totschlags, von denen, die sich selbst entleiben, von Schmähungen, von „Außfordern", von Abtreibung der Leibesfrucht, vom übermäßigen Trinken, von Spinnstuben, „Faßnachtreyen" und anderen heimlichen Tänzen, von unehelicher Vermischung zweier lediger Personen, vom Ehebruch, von Sodomiterei, vom Diebstahl, von Felddieberei, von Ellen, Maß und Gewicht, vom Brot- und Weckbacken, von falschen Waren, von den unbekannten Hausierern und Landfahrern, vom Verkauf der Gewürze, von Fälschung und Beschneidung der Münzen, von „wucherlichen Kontrakten", von den Juden, von den Müßiggängern und der Vergeudung ihrer Güter, von „Gebung Kund und Kundschaft", von Verleumdung und falscher Bezichtigung, von Famosschriften oder Pasquillen usw., vom Auf- und Annehmen Ausländischer, von Handwerkern und ihren Lehrjungen, vom Wollenkauf und den Tuchmachern, von den schädlichen Monopolien, vom Vor- und Aufkaufen besonders der Viktualien, welche zu Markt feilgetragen werden, wie imgleichen von den Vorhöckern und wie es mit dem Viehkauf und Metzgern zu halten ist; vom Weidgang und Schäfereien, von den Bier-, Weinwirten und Gasthaltern, von allerhand Weinkaufs-, Hochzeits-, Kindtaufskosten, Leichengelagen und anderen unnötigen Kosten, die sich bei Erkaufung und Ertauschung der Güter und bei Annehmung der Handwerksgenossen zutragen; von den Plackereien: „gartenden", herrenlosen Knechten, Zigeunern, „starken Bettlern" und anderem losen Gesindel; vom Eisenhandel, von einer Feuerordnung und was für Ordnung in Sterbensläuften zu halten wären. Also ein ausführliches bürgerliches Gesetzbuch!

(Schluß folgt.)

Schwarz-rot-gold.

2) Erzählung von G. Krücke. (1. Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Der Archivrat Aslar saß grollend in seiner Stube. Er hatte des Fürsten Ungnade erfahren, und wenn ihm das auch schon öfters geschehen war, heute schmerzte es ihn besonders tief. Er stützte den Kopf in die Hand. Im Dienste des alten Fürsten, dem Vater des jetzigen, war er grau geworden und hatte bei ihm in Ehren gestanden. Seine Gedanken flogen zurück in die vergangenen Zeiten. Der Fürst und er waren beide leidenschaftliche Jäger; alljährlich wurde er zu den Jagden eingeladen und wohnte dann im Schlosse. Der Fürst hatte ihm einmal seine Geweihsammlung gezeigt und in heiterer Weinlaune gesagt, er solle sich eins davon aussuchen. „Zu Befehl Durchlaucht", antwortete Aslar und suchte sich ein besonders schönes Geweih aus. Als die Jagden vorüber waren und er nach Hause zurückkehrte, hatte er den Fürsten an das geschenkte Geweih erinnert. Dem war es aber inzwischen leid geworden und er sagte: „Ach was, Aslar, das war ein Scherz." „Durchlaucht verzeihen, aber da muß ich Durchlaucht beim Wort nehmen; ein Mann — ein Wort." „Mit Ihnen binde der Kuckuck an", hatte der Fürst gerufen, aber sofort Befehl gegeben, das seltene Geweih zu holen. Heute prangte es über dem Schreibtisch des Archivrats, und er freute sich der damaligen Zeit, so oft er es ansah.

Häufig wurde er auch zur Frühstücks- oder Mittagstafel ins Schloß befohlen. Einmal gab es beim Frühstück Morcheln, die er noch nie gegessen hatte, überdies hatte er auch keinen Hunger, da er schon zu Hause gefrühstückt hatte. Der Fürst sagte, er hätte heute ein seltenes Gericht für seinen Gast, darum biß Aslar kräftig in die Morcheln hinein, aber entsetzt war er dann über den ihm mehr als widerlichen Geschmack. Er wünschte brennend einen Schluck Wein hinterhergießen zu können, aber der Fürst hatte noch nicht getrunken und schien auch heute besonders lange zu warten, da er sich königlich über das Gesicht seines Gastes amüsierte und ihn animierte, noch mehr von den Morcheln zu nehmen. Ähnlich ging es ihm auch mit Krebssuppe, die er nicht essen konnte, und die der Fürst besonders liebte. Einmal fragte ihn der Fürst, ob es wohl eine bessere Suppe gäbe als Krebssuppe. „Ja, Durchlaucht", antwortete Aslar, „Erbsensuppe." Seitdem bekam er an der Tafel, so oft es Krebssuppe

gab, einen Teller Erbsensuppe gereicht, den er mit Freuden leerte.

Der Fürst gab in allen Angelegenheiten seiner Regierung viel auf das Urteil seines Archivrats, der kein Blatt vor den Mund nahm, und sich durch nichts und niemand in seiner klaren Erkenntnis beirren ließ. Einmal hatten alle Räte einer neuen Verordnung des Fürsten zugestimmt, nur Aslar hatte mit aller Energie, fast Rücksichtslosigkeit, dagegen gesprochen. Darob war der Fürst ernstlich ergrimmt und hatte ihn für lange Zeit aus seiner Nähe verbannt. Zum Überflusse hatte er ihm noch einen scharfen Brief geschrieben, der den Archivrat in tiefster Seele kränkte, denn er hatte es bei aller Schärfe treu und ehrlich gemeint. Der Brief schmerzte ihn mehr, als er sich eingestehen wollte, und ein bitterer Groll gegen den geliebten Fürsten zog in sein Herz. Er hätte sich sonst nie erlaubt, die Fehler und Schwächen seines Herrn hervorzusuchen und zu kritisieren, aber dieser Brief brachte es in ihm fertig; grollend nahm er die Feder in die Hand und schrieb an den breiten weißen Rand des Briefes alles, was er an dem Fürsten zu tadeln fand, auf. Dann hielt er seinen Tadel und den Tadel des Fürsten gegeneinander, und nun wich allmählich der Groll; er hatte ihn sich vom Herzen herunter geschrieben.

Die neue Verordnung erwies sich als unhaltbar, und es gab dadurch manche Unannehmlichkeiten. Der Fürst war verstimmt, und eines Tages schellte er heftig dem Kammerdiener und befahl, den Archivrat Aslar aufs Schloß zu holen.

„Sie sind ein Grobian,“ fuhr er bald darauf den Archivrat an, der sich tief vor ihm verneigte, „aber Sie sind doch noch der Einzige, mit dem ein vernünftiges Wort zu sprechen ist. Aslar, was fangen wir nun an?“ Der Archivrat verbarg seine Herzensfreude hinter einem strammen Wesen und sagte kurz, was er für das Richtige hielt, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Die Verstimmung des Fürsten wich allmählich, und er gewann seine gute Laune wieder. Beim Abschiede reichte er dem Archivrat die Hand und sagte: „Wir wollen wieder Frieden schließen, Aslar, und den Brief, den bringen Sie mir morgen mit herauf, den will ich hier im Kamin verbrennen.“ „Wie Durchlaucht befehlen,“ sagte Aslar, aber es lief ihm heiß und kalt über den Rücken, was hatte er für Bemerkungen über den Fürsten an den Rand des Briefes geschrieben! Nun sollte er ihn dem Fürsten zurückgeben, das war eine böse Geschichte.

„Was hast du nur, Vater?“ fragte Ernestine, die bei dem Vater arbeitend in der Studierstube saß, und zu ihrem Erstaunen bemerkte, daß ihr Vater schon längere Zeit, in Gedanken verloren, vor seinem Schreibtische saß. „Der vertrackte Brief“, sagte der Archivrat und erzählte der Tochter seine Verlegenheit. Ernestine verbiß sich das Lachen, um den Vater nicht zu reizen und sagte: „Streiche den Rand doch schwarz an, Vater.“ Der Archivrat schüttelte ärgerlich den Kopf, aber dann schien ihm der Gedanke gar nicht so dumm. „Du Blitzmädel, ja, das ist die einzige Rettung“, sagte er. Eilfertig holte Ernestine ihren Farbkasten, und nun bemühten sich Vater und Tochter, den Brief des Fürsten mit einem Trauerrande zu versehen.

Leutselig empfing der Fürst am anderen Tage seinen Ratgeber, aber befremdet sah er auf seinen eigenen, schwarzgeränderten Brief. „Was soll das, Aslar?“ fragte er unwillig. „Verzeihung, Durchlaucht, aber ich mußte meinem bitteren Schmerze über die Ungnade meines gnädigsten Herrn sichtbaren Ausdruck geben, der Brief enthielt für mich doch eine herbe Trauerbotschaft, und so wollen Durchlaucht gnädigst verzeihen. . . .“ „Schon gut, schon gut, Aslar,“ und mit vergnügtem Gesicht warf der Fürst den Brief ins Feuer.

Vor 10 Jahren war der Fürst gestorben, und sein junger Sohn zur Regierung gekommen. Er war ein vornehmer Charakter, für sich selbst anspruchslos, und tat im stillen viel für die Armen unter seinem Volke. Aber er war noch jung und bedurfte des Rates des Älteren. Das eben war es, was dem Archivrat das Herz schwer machte. Bis vor 2 Jahren hatte der Fürst auf ihn gehört und seinem erfahrenen Rate vertraut. Aber seitdem der Hofkammerrat Waldhaus, dieser schmeichlerische Heimtücker, zu den Räten des Fürsten zählte, war der alte Archivrat überflüssig geworden. Er stützte den Kopf in die Hand. Der Kammerrat Waldhaus war von draußen hereingekommen, er kannte die Eigenart des Volkes nicht, und doch hörte der Fürst auf ihn; nimmer ging das gut! Seit acht Tagen fast hatte der Fürst den Archivrat nicht mehr rufen lassen, war auch nicht zu ihm auf das Archiv gekommen; es war offenbar, der Fürst konnte den alten Mann entbehren. Sollte er nicht lieber seinen Abschied nehmen? Schwer seufzte er auf. Er hing an seinem Fürstenhause; er hing an seiner Arbeit; sollte er nun, da er noch rüstig war, schon zur Untätigkeit verurteilt sein? Nein, er wich nicht diesem fremden Eindringling, es sei denn, daß der Fürst selbst — aber das konnte ja nicht sein!

Da klopfte es an die Tür. Er fuhr aus seinen Gedanken auf und rief: „Herein!“ Die Tür öffnete sich und schloß sich und dann blieb alles still. Der Archivrat wandte sich auf seinem Sessel um; da stand wartend an der Tür, mit lachendem Gesicht, seines Herzens Freude, Marianne, seine jüngste Tochter. Im nächsten Augenblicke war sie neben dem Vater, der sie mit dem Arme umschlang. „Vater“, sagte sie, „Karl ist eben angekommen, und er hat noch einen Freund mitgebracht.“ „Und da freut sich meine wilde Hummel, wie?“ Prüfend sah er dem sechzehnjährigen Töchterlein in die Augen, aber ehe Marianne antworten konnte, kam es rasch, immer ein paar Stufen auf einmal nehmend, die Treppe herauf, und Karl Aslar stand vor seinem Vater.

„Mein Junge“, sagte der Archivrat und reichte dem Sohne die Hand. Helle Vaterfreude leuchtete in seinen Augen auf, und vergessen waren in diesem Augenblicke alle Kränkungen.

Es wäre schwer zu sagen gewesen, als die beiden stattlichen Gestalten einander gegenüberstanden, und der Alte mit durchdringendem Blicke, die Züge des Jüngeren prüfte, welchem von beiden man die Palme zuerkennen sollte. Während in den Zügen des Mannes im grauen Haar sich neben stark ausge-

prägtem Selbstgefühl ein sinnender Ernst und eine gewisse Herbigkeit ausdrückte, lag im Gesicht des jüngeren mehr jugendliches Feuer, der Zug nach dem Idealen unverkennbar ausgeprägt. Der Vater schien mit seiner Prüfung zufrieden zu sein und reichte noch einmal dem Sohne die Hand; dann wanderten alle drei hinunter ins Familienzimmer, wo Ludwig Hersfeld bei der Frau Archivrat saß.

Der Vater begrüßte herzlich den Freund seines Sohnes, und bald saß die ganze Familie um den einfachen, aber mit kräftigen Speisen besetzten Abendtisch. Marianne saß neben Ludwig und bot ihm schüchtern und rot werdend die Schüsseln an. Ludwig dankte ihr sehr höflich, und unterhielt sich so ernsthaft und ehrerbietig mit ihr, daß das junge Kind des Hauses sich ordentlich gehoben fühlte, und sich heute abend zum ersten Male wirklich zu den Erwachsenen hinzugerechnet sah. Sie hatte die weichen Züge der Mutter und auch deren Frohsinn geerbt, während Ernestine, die älteste Tochter, ganz die Art des Vaters hatte, ernst, streng und schweigsam.

Sonst verliefen die Mahlzeiten ziemlich still, heute ging es aber durch die Ankunft der beiden Studenten etwas lebhafter zu. Sie erzählten von dem Studentenleben, der letzten Feier, und dem Versprechen, das sie sich untereinander gegeben hatten. „Töricht ist euer Versprechen," sagte der Vater, „denn nimmer wird erreicht, was ihr jungen Tollköpfe euch denkt. Deutschland einig? Pah, es gibt nichts Jämmerlicheres, als die deutsche Politik. Ich stehe treu zum angestammten Fürstenhause und tue meine Pflicht, wenn es auch manchmal kläglich am Hofe zugeht; ich bin ein Bürger dieses kleinen Staates; daß ich je der Bürger eines freien, geeinten deutschen Vaterlandes sein sollte, das, nimm es mir nicht übel, mein Junge, sind Utopien, wie sollte es dazu kommen? Ihr Jungen strebt zwar mit jugendlichen Idealen einem neuen Höhenpunkte zu, aber ihr werdet euch getäuscht sehen, wie auch wir uns 1813 getäuscht sahen, wo auch so mancher sein Liebstes, sein Bestes geopfert, ohne daß wir die Früchte ernteten, zu denen damals der Same in blutigem Schweiße gesät wurde. Mit leidenschaftlichem Bemühen opferte das deutsche Volk, mit Preußen an der Spitze, seine Kraft, sein Leben für die Freiheit des Vaterlandes, und hat die heiße Sehnsucht des Volkes Befriedigung gefunden? Nein, und nochmals nein! Nach außen sind wir die Unterdrücker los geworden, und innen sind wir schwach geblieben! Wir sollten die Herrenrolle in Europa spielen, aber wir sind zu schwach, uns dauernd zu erheben, und Sieger zu werden über die innere Schwäche. Ihr, meine Söhne, solltet tun was eures Amtes ist, und nicht unerfüllbaren Plänen nachsinnen. Ihr schadet euch selber, und nützen tut's nichts.

„Doch Vater", rief Karl Aslar mit Feuer, „es muß wieder dahin kommen, daß es eine Freude ist, ein Deutscher zu sein. Die Sehnsucht unseres Herzens wird sich erfüllen; wir können jetzt auch nur den Samen ausstreuen, aber er wird aufgehen, er wird seine Frucht tragen."

Der Vater schüttelte den Kopf, aber doch lag in seinen Augen eine herzliche Wärme, als er sie auf dem Sohne ruhen ließ, der in jugendlicher Kraft das Kühnste hoffte. „Ihr seid doch zu schwach", sagte er nach einer Weile, die er sinnend gesessen hatte. „Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft", sagte Ludwig Hersfelds ruhige Stimme. Der Archivrat reichte ihm besiegt die Hand über den Tisch.

„Ihr könnt einem das Herz warm machen mit eurem festen Glauben; ihr Jungen seid ja auch die Hoffnung der Alten. Das was in euch gährt, will zum Ausdruck kommen und wollte Gott, es erfüllte sich, wonach ihr strebt. Ich aber bin froh, daß mein Beruf mir erlaubt, mich mit der Wissenschaft und Kunst des Altertums zu beschäftigen. Sitze ich im Archiv, unter den Tausenden von Büchern oder unter den ausgegrabenen Altertümern, dann steigt vor meinem Geiste eine längst vergangene Zeit empor; ich bin der Gegenwart entrückt und lebe in der Zeit unserer Ahnherrn, die keinen Schlag vertrugen, sondern ihn zurückgaben, und sich in stolzer Kraft zum Alleinherrscher ihres Landes machten. Sehe ich dann von dem freien Höhepunkte aus in unser jetziges politisches Leben hinein, dann jammert mich des Volks. Der Einzelne gilt nichts und kann nichts in politischer Beziehung; Willkür und Unfreiheit herrscht überall, aber in Wissenschaft und Kunst leisten wir Deutsche Großes. Versenke dich in deutsche Kunst und Wissenschaft und du empfindest es mit tiefinnerster Befriedigung, ein Deutscher zu sein. Darauf sind wir stolz, und sehen mit Glück und Freude auf unsere Geistesheroen, deren hervorragendster unser alter Herr in Weimar ist."

Die Familie hatte sich im Wohnzimmer niedergelassen, und während die Männer redeten, war der Mutter Spinnrad leise weitergeschnurrt. Ernestine aber, die sich mit einer Zeichnung an den Tisch gesetzt hatte, ließ den Stift ruhen und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit der Unterhaltung. Ging es nicht auch sie an, was da geredet wurde. Hatte sie 1813 nicht auch ihren Liebsten geopfert, der in den Kampf gezogen war, um nie zu ihr zurückzukehren? Als ihre Augen jetzt denen des Vaters begegneten, die in ernster Liebe auf ihr ruhten, da wußte sie, er empfand auch heute noch mit ihr den Schmerz, den sein Kind betroffen hatte. Als damals die Trauerkunde gekommen war, hatte der Vater sie zu seinem Famulus ernannt, und dadurch, daß er sie an seinen Arbeiten teilnehmen ließ, hatte er ihr einen Ersatz für ihr jäh zerstörtes Glück geboten, der sie in tiefster Seele erhob und befriedigte. Aber ernst war sie geworden, und die Mutter und Marianne mußten für den Sonnenschein im Hause sorgen.

Marianne lag eben, wie ein Kätzchen zusammengerollt, im Schaukelstuhl und wippte langsam auf und nieder. Ihre Gedanken schienen in weiter Ferne zu weilen, denn manchmal lag ein lustiges Lächeln auf ihren Lippen; als sie aber den Vater „Weimar" nennen hörte, war sie sofort wieder in der Gegenwart. Sie empfand eine schwärmerische Verehrung für den Dichterfürsten; nur daß er die Friederike von Sesenheim sitzen gelassen hatte, das konnte sie ihm nicht verzeihen.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Nassauische Dialektproben XII.

De Hannes om Billettschalter.

„Eich will e Koort uff Erwenum!"
De Hannes saat am Schalter.
„Bloß hin?" — De Hannes guckt su dumm.
„Bloß hin?" krisch de Verwalter.

„Bloß hin?" zum drittemol er freht
Un hott'n aa'gestoße. —
Der Hannes guckt sich um un seht:
„Wohi' soll eich dann bloße?"

Rudolf Dietz.

J. H.-J. **Lustige Maskerade von 1866.** Die Bewohner eines Dorfes auf dem Westerwalde, ziemlich weit von der großen Heerstraße gelegen, zeichneten sich von jeher durch Reichtum und eine damit verbundene Ängstlichkeit aus. Nach Urgroßvaters Sitte wurde das erübrigte Geld in Schweinsblasen in alten Truhen aufgestapelt. — Nun kam der Krieg 1866. Die „beherzten" Burschen wurden als mutige Krieger eingezogen. Es war daher nicht zu verwundern, wenn die Angst der zurückgebliebenen Dorfinsassen wegen ihrer Batzen wuchs, zumal als von durchziehenden Händlern von nahenden Preußen gesprochen wurde. Einige Schalksknechte eines benachbarten Dorfes hielten jetzt den Zeitpunkt für geeignet zur Vollführung eines genialen Streiches. Nachdem ein Kriegsplan gehörig erwogen, schritt man zur strategischen Durchführung. Man besorgte sich einige fromme Ackerpferde, einige alte Spatzenflinten und Soldatenröcke, die Nachtwächtertute und vom Schulzenspeicher die dicke Trommel aus dem Jahre 1848. So ausgerüstet betraten gegen Abend die „feindliche Preiße" den Kriegspfad nach N. Von dem nahen Waldesrande aus sollte der Angriff beginnen. Bald ertönten Kriegssignale, der laute Kommandoruf des Führers erscholl, ein Adjutant sprengte auf seinem Schimmel durchs Kappesfeld, auch die Spatzenflinten gingen los. Der Vorgang war wachsamen Bewohnern nicht entgangen. Ein kleines Häuflein der Mutigsten lugte schon hinter der Brücke am Eingang des Dorfes nach dem anziehenden Feind. Die meisten jedoch verbrachten ihre „Doler und Gille" in Kochtöpfe und vergruben sie unter perlendem Angstschweiß im Keller und Stall, ja sogar hinter der Scheune in die Brennesseln. Doch da wurde ganz deutlich der Befehl zum Sturm gegeben. Schon sieht man eine Anzahl Pferde in gestrecktem Galopp heransprengen, Fußvolk folgt. Das ist ernst. Das Häuflein an der Brücke hört und sieht. Mit den Worten: „Laaft, laaft!" flieht alles in entgegengesetzer Richtung aus dem Ort. Einer wollte noch schnell einen Laib Brot vom Speicher mitnehmen (man konnte nicht wissen, ob sich nicht die Preußen in dem Orte festsetzen wollten), blieb aber in der Eile mit seiner etwas kräftigen Oberlippe an einem Türschloß hängen und bekam davon einen schiefen Mund. Zur eigentlichen Einnahme des Ortes kam es indessen nicht. Man wollte eben keine Beute machen und zog deshalb auf Schleichwegen mit dem Gefühle einer vollführten strategischen Leistung ins Standquartier zurück. Die versprengten Bewohner des heimgesuchten Ortes sahen bald ein, daß sie „geuzt" waren, und mit stiller Beschämung ob ihrer Heldenhaftigkeit suchte jedes sein Heim. — Vor einigen Jahren fand man beim Umbau eines Hauses einen Topf nassauischer Münzen, welche vermutlich bei der erwähnten Gelegenheit ein sicheres Ruheplätzchen gefunden hatten und von dem damaligen Eigentümer wohl für „verloren" betrachtet wurden.

J. B.-G. **Verweigerung des Wiederverheiratungskonsenses 1635.** An die Fürstl. Kanzlei zu Dillenburg wandte sich am 30. Dezember 1635 ein Witwer um die Genehmigung, sich wieder verehelichen zu dürfen. Ihm wurde folgender Bescheid: Da des Supplicanten Hausfrawe seelig den 25. Septembris jüngsthin verstorben vnd ein ehrlich Zeugnis ihres geführeten Lebens, Handel vnd Wandel hinterlassen vnd hierumb von Supplicanten billich die Trawerzeit außzuhalten ist, so wird er zu Verhütung von Ärgernis, auch unausbleibenden Consequenz oder Nachvolge angehalten, ihr zum wenigsten noch fünff Monat lang zu trawern, um damitt die zu ihr, als seinem ehr- vnd tugendliebenden Eheweib getragene eheliche Lieb zu erweisen vnd zu bezeugen.

Theater zu Wiesbaden.

* **Romeo und Julia.** Trauerspiel in 5 Akten von William Shakespeare. Neu einstudiert am 12. Januar. — Die Tragödie der Liebe ist des großen Briten großes Drama längst getauft wie Macbeth die Tragödie des Ehrgeizes, Othello die der Eifersucht, König Lear die der Undankbarkeit usw. In jedem Drama ein gewaltiges, alles erregendes und durchdringendes Motiv. Kein Wunder, daß man sich diesen seltenen klassischen Sprößling des Schauspiels unter der erdrückenden Wucht der Opern — nichts als Opern! — mit Wonne wieder einmal ansah. Zumal unter Meister Köchys Regie fast tadellos gespielt wurde. Glänzend war die Verkörperung der Titelheldin durch Frl. Ressel, die ein ebenso nach allen Seiten hin abgetöntes Spiel entwickelte, wie ihre Sprache schön und die Auffassung der Rolle psychologisch vertieft war. Der Romeo des Herrn Weinig ging anfangs wenig aus sich heraus; doch fand der Künstler allmählich die echten Herzenstöne, die erwartet werden. Den witzigen Lebemann Mercutio und den rohen Raufbold Tybalt gaben die Herren Schwab und Tauber mit guter Charakteristik. Eine prächtige Leistung boten ferner Frl. Ulrich als Amme und Herr Steffter in der kurzen Rolle des Peter. Die feindlichen Väter, Herr Kober (Capulet) und Herr Andriano (Montague) standen einander gleichwertig gegenüber. Erfreulich war auch Herr Zollin als guter Pater Lorenzo. Dagegen wollte uns Herr Leffler als Prinz weniger gefallen; das undeutliche Sprechen bei geschlossenen Augen sollte sich der Künstler abgewöhnen. Die übrigen Teilnehmer füllten ihren Platz gut aus; auch die Volksszenen, namentlich gleich die große am Anfang, waren lebendig und natürlich. Die dekorative und kostümliche Ausstattung war reizend; es sei nur an die herrliche Maskenball- und an die Gartenszenerie erinnert. Das Haus war nicht gefüllt, aber die Hörer spendeten nach jeder Szene lebhaften Beifall.

Residenztheater.

= **Die Siebzehnjährigen,** Schauspiel in 4 Aufzügen von Max Dreyer, zum 1. Male am 5., zum 3. Male am 10. Januar. — Werner von Schlettow ist Gutsbesitzer, aber er selbst kümmert sich um nichts weniger als um seine Wirtschaft, sondern ist (früher Offizier) mit Leib und Seele Künstler — Musik und Malerei. Sein schönheitsdürstendes Auge sucht stets nach Idealen. Seine Gattin Annemarie ist die geschäftige, umsichtige Gutsfrau, wie sie nur verlangt werden kann. Sie fühlt zwar, daß sie für ihren Mann nicht mehr die rechte Augenweide ist, aber sie ist koulant im guten Sinne; sie nimmt ihre siebzehnjährige Adoptivschwester Erika zu sich, „damit Sonnenschein ins Haus kommt". Gleichzeitig mit Erika langt des Ehepaares Sohn, der Kadett Frieder aus Ferien an. So herrscht nun Jubel auf dem Gute. Nach 14 Tagen wendet sich leider die Gemütlichkeit. Die beiden Siebzehnjährigen verlieben sich, und zwar Frieder in seine Tante Erika, diese selbst in — seinen Vater Werner, ihren Schwager. Die Hexe bringt den anfangs widerstrebenden Mann wirklich so weit, daß er sich in ihrem Netze verfängt, und — beide verabreden ein Stelldichein im Mondschein im Pavillon am See. Frieder wird nun unfreiwillig Zeuge dieser Absprache und ist entsetzt. Sein Vater war sein Freund; mit Schwärmerei und Begeisterung hing er an ihm, und nun muß er solches frevelhaftes Spiel von ihm erfahren. Der arme Junge, der noch das reinste unschuldige Kind ist, weiß sich nicht zu helfen; er erschießt sich, gerade an dem Orte, da jene Zusammenkunft stattfinden soll, um so der Tugendwächter zu werden, der tote; denn zum lebenden ist seine Scham zu groß. So wird er aufgefunden von seinem Großvater; es ist gerade Erntefeier, helle Musik ertönt, und alles auf dem Hofe gibt sich der Freude hin. Da wirkt

nun der grenzenlose Schmerz der Mutter doppelt herzbewegend. Erika gesteht halb die Schuld; halb ahnt die Unglückliche sie. Nun kommt aber das Schwerste, die Nachricht schonend dem Vater beizubringen; denn dieser hat ein Augenleiden und soll vor Seelenschmerz bewahrt bleiben. Trotz des Bemühens der Betrogenen und der Verführerin, ihm die Katastrophe zu verbergen, errät er diese, fragt und — wird vor Erschütterung blind. Da zeigt sich die erhabene Größe der Frau, der alles geraubt wurde. Sie vergibt dem Gatten und gelobt, ihn treu zu pflegen, für ihn weiter zu arbeiten wie bisher, und tief beschämt beugt er sich auf ihre Hand. Und auch die Schwester erhält ihre Verzeihung; mit den Worten: „Komm Erika, du gehörst zu uns“! gehen alle vereint zu dem armen Toten. — Das Publikum erschien von dem Schauspiel tief ergriffen, namentlich vom letzten Akte. Die Leistungen sämtlicher Mitwirkenden waren trefflich; besonders Fräulein R o s n e r als Annemarie, Fräulein B l a n d e n als Erika, Herr W i l h e l m y als Frieder und Herr M i l t n e r - S c h ö n a u als Werner ernteten wohlverdienten Beifall.

Literatur.

* **Mitteilungen aus Geschichte und Heimatkunde des Kreises Biedenkopf** nennt sich eine zwanglose Gratisbeilage des „Hinterländer Anzeigers“. Sie wird redigiert von unserem Mitarbeiter Pfarrer K. Spieß in Bottenhorn, der zugleich Vorsitzender des neugegründeten Geschichtsverein des Hinterlandes ist. Wir geben ein herzliches Glückauf! mit.

* **Friedsame Sonette.** Von J a k o b H u g o W e i n s c h e n k. 207 S. Langensalza, H. Beyer u. Söhne. — Das Sonett ist eine schwer zu handhabende poetische Kunstform. Unsere „Jüngsten“ haben es in die Ecke geworfen. Aber der Umstand, daß Meister des Reims und des Verses, wie Platen und Rückert, das Sonett liebevoll pflegten, ist der beste Beweis für seine dichterische Berechtigung. Umsomehr freut es uns, einen jüngeren Dichter zu begrüßen, der sich an die schwierige Aufgabe gemacht hat, die Sonettform durchgängig zu verwenden. Er hat in der Reimstellung und der Reimform sich öfter Freiheiten gestattet, die mannigfache Abwechselung bringen und der Eintönigkeit vorbeugen. In den Gedichten entfaltet sich ein reiches Innenleben, tiefe Beobachtung von Welt, Menschen und eigenem Ich, eine humane Auffassung der Dinge und eine edle Philosophie. Dem derzeitigen Materialismus wird ein aufwärtsstrebender Idealismus entgegengesetzt. Eine Probe der schwungvollen, erfreuenden Dichtungen bringen wir am Anfang dieser Nummer.

* **Si wesache for ze Lache.** Von R u d o l f D i e tz. I. Heft. 32 S. Wiesbaden, Verlag des Verfassers. — Dietz ist unerschöpflich. Die „Lustige Leut'“ haben wir kaum empfohlen, so gibt er nebenher schon wieder ein neues Heftchen heraus. Der Humor ist in diesem derber und ebenso die Ausdrucksweise; aber die Motive sind alle dem Leben entnommen, nicht gemacht. Das Lachen vergeht einem nicht. Eine Probe, die fürs Ganze spricht, haben wir S. 27 dieser Nummer gegeben.

* **Aus meiner Welt,** Gedankenlyriken und Spruchdichtungen von unserem sinnigen dichterischen Mitarbeiter Dr. G e o r g K n a u e r, die wir in Nr. 1 von 1906 warm empfehlen konnten, haben bereits die 2. Auflage erfahren. (Wiesbaden, E. Behrend).

Neues aus Nassau.

Heinrich Weil †. Am 1. Januar starb zu Wiesbaden der Stadtrat und Stadtälteste H e i n r i c h W e i l, dessen rege Wirksamkeit für ganz Nassau von Bedeutung war. Weil, ein geborener Wiesbadener (1834), widmete sich nach dem Besuche der Schule zu Holzminden und einer Studienreise in England der Landwirtschaft, in der er zuerst manche Verbesserungen von auswärts einführte. Sein praktischer Sinn brachte ihn bald in der Heimat zu Ansehen. Er wurde Stadtrat, Mitglied des Feldgerichts, Beirat der Landesbank, Kommunallandtagsabgeordneter. Er half das Landwirtschaftliche Institut Hof Geisberg als Privatinstitut (nach Verlegung der Staatsanstalt nach Weilburg) neu gründen, ebenso die Nassauische Hauptgenossenschaftskasse. Mannhaft trat er für die Erhaltung der berechtigten nassauischen Eigentümlichkeiten ein. Der Herausgeber der „Nassovia“ rechnet es sich zur Ehre an, neben Weil und den schon längst verewigten Altnassauern: Präsident Bertram, Amtsgerichtsrat Meister, Abgeordneter Wintermeyer und den noch lebenden Herren Stadtrat Thon und Beigeordneter Körner 1895—1900 im Kampfe fürs Stockbuch „auf der Schanze“ gestanden zu haben, so daß wenigstens die Ortsgerichte behauptet wurden. Stets war hier Weil der Bannerträger. Möge dem wackeren Streiter, der bei all seinen Erfolgen, auch in materieller Beziehung, ein einfacher Wiesbadener „Birre“ mit echtem Herzen geblieben war, die Erde leicht sein.

Am 25. J a n u a r finden die R e i c h s t a g s w a h l e n statt. Wahlfehden sind in vollem Gange.

Der H e r r n g a r t e n (Seminargarten) zu U s i n g e n soll nun eine ihn verschönende W a n d e l h a l l e mit einem P a v i l l o n, der zur Aufnahme eines historibeim Kriegerdenkmal e r h a l t e n.

Der K a u b e r K r i e g e r v e r e i n hat vom Kriegsministerium 2 K a n o n e n aus 1870/71 zur Aufstellung beim Kriegerdenkmal erhalten.

Für den K r e i s B i e d e n k o p f hat sich ein G e s c h i c h t s v e r e i n gebildet. (S. u. Literatur.)

Nassauischer Geschichtskalender.

Januar.

15./18. 1808. Die Einimpfung der Schutzpocken gegen die Kinderblattern wird von beiden Regenten des Herzogtums Nassau durch Edikt empfohlen.

17. 1370. Graf Adolf I. von Nassau-Idstein stirbt. Geboren um 1312, übernahm er nebst seinem jüngeren Bruder Johann I. 1344 die Regierung der walramischen Gebiete aus des Vaters Gerlach Hand und teilte 1355 mit dem jüngeren Bruder, so daß er Idstein, dieser Weilburg bekam. Er war verheiratet mit Margarete von Zollern zu Nürnberg.

21. 1829. König Oskar II. von Schweden wird als 2. Sohn des Königs (damaligem Kronprinzen) Oskar I. geboren. Er vermählte sich am 6. VI. 1857 mit der Prinzessin Sophie von Nassau, folgte 1872 seinem Bruder Karl XV. auf den Thronen von Schweden und Norwegen, verzichtete auf letzteren 1905.

25. 1475. Kaiser Friedrich III. besucht mit seinem Sohne Maximilian Wiesbaden.

30. 1781. Rektor a. D. M. Johann Michael Stritter vom Gymnasium zu Idstein stirbt daselbst. Er war 1705 zu Schierstein geboren, 1735—1766 und 1772/73 Rektor des Augusteums, das unter ihm seine höchste Blüte und den gleich darauf folgenden tiefsten Verfall erlebte.

31. 1630. Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar beginnt mit der Gegenreformation in seinem Lande.

Briefkasten.

Allen freundlichen Neujahrsgratulanten an dieser Stelle herzlichen Dank und Erwiderung ihrer guten Wünsche.

In einem Teil der Ausgabe von Nr. 1 ist ohne Verschulden des Herausgebers leider eine Anzahl Fehler stehen geblieben, was darin seinen Grund hat, daß die Nummer am 31. Dezember übereilt fertiggestellt werden mußte. Es ist Vorsorge getroffen worden, daß sich die Sache nicht wiederholt. Die geehrten Leser werden übrigens bei anderen Zeitungen und Zeitschriften ebenfalls schon die Tücke des Maschinensatzes erfahren haben.

Redaktionsschluß: 14. Januar.

I n h a l t: Vox clamantis in deserto. Die Idee. An die Poesie. (Gedichte.) Von J. H. Weinschenk. — Viktor, Prinz zu Wied. Von Dr. C. Spielmann. (1. Forts.) — Kloster Thron. Von K. Wolff. (1. Forts.) — Nassau-Dillenburg vor dem Dreißigjährigen Kriege. Von J. Benner. (1. Forts.) — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (1. Forts.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 3. Wiesbaden, den 1. Februar 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Der tote Postillon.*)

Von Jena nach Apolda schmettert mit hellem Ton
Des Posthorns muntere Weise der alte Postillon,
Bis in der Ferne verklungen die heit're Melodie;
Fort geht's im schnellen Trabe so hurtig dann wie nie.

Der Schwager sitzt gemütlich auf dem altgewohnten Bock,
Er kennt ein jedes Dörfchen und jede Kirchenglock'.
Auf der bekannten Straße begrüßen ihn alle Leut' —
Wie kommt's nur, daß der Alte nicht grüßend danket heut'?

Die Pferde traben weiter; schier wird es ihnen warm;
Da kommt der Post entgegen gegangen ein Gendarm.
„Wie viele Passagiere habt heut' Ihr, Schwager, sagt?"
Doch stumm und unbeweglich der Alte vorwärts jagt.

Da hemmt der Gendarm die Pferde, steigt auf zum Bocke schon,
Und blickt — ins gebrochene Auge dem toten Postillon.
Der sitzt wie immer aufrecht, hält fest die Zügel noch,
Und ist ins bessere Jenseits hinüber gefahren doch. —

O schlaf' in Frieden, Schwager! Du hast dein Ziel erreicht;
Der Tod, der schwer so vielen, dir ward er wahrlich leicht.
Er nahte dir, freundlich grüßend, auf deiner letzten Station. —
Nun blast in die Gruft sein Leiblied dem toten Postillon!

Theodor Gesky.

*) (Nach einer wahren Begebenheit.)

In der Heide.

Wir wanderten weit, so weit hinaus
Zu Lust und Leide;
Da pflückt' ich dir den roten Strauß
Von blühender Heide.

Viel rote Heide am Wegesrand
In lichtem Erblühen;
Und krampfhaft zitterte deine Hand
In heißem Glühen.

Kein Vöglein sang, ein Traum lag schwer
Ob weiten Landen;
Und durch die Stille rauscht' ein Meer
Mit wildem Branden.

Ich weiß nicht, rauscht es glutdurchloht
Zu Lust oder Leide? —
Der Abend dämmert so still und rot
Ob blühender Heide. —

Georg Knauer.

Viktor, Prinz zu Wied.

3) Ein fürstlicher deutscher Freiheitskämpfer. Von Dr. C. Spielmann. (2. Fortsetzung.)

Die Mutter tröstet den Verzweifelten; sie hofft auf die Wiederherstellung der Dinge, auf Preußen, auf die historische Gerechtigkeit; aber er glaubt, obwohl er ruhiger wird, wenig erwarten zu dürfen. Und doch gibt er nicht allen Glauben auf. „O, wenn wir so glücklich wären, am Ende aller dieser Stürme das Reich frei und selbständig herausgehen zu sehen, auch ohne Fremde, wenn wir an der Spitze von wirklichen Landsleuten, ohne fremde Hilfe dazu zu gebrauchen, unsere Freiheit behaupten könnten! Das ist aber nicht das Werk eines einzigen, sondern des Gesamtwillens, dieses muß immer das letzte Ziel jedes Deutschen sein." Aber die rechte Führung gehört allerdings dazu. „Wenn doch endlich ein hoher, vielvermögender, folglich unabhängiger deutscher Mann aufstände, der den Kopf und den eisernen Willen hätte, der dazu gehört! Er allein wäre Napoleon furchtbarer als eine ganze Armee." So ruft der Prinz aus und erfreut sich an Gentz' Fragmenten zur neuesten Geschichte des Gleichgewichtes von Europa, worin es hieß: „Die Deutschen allein können Europa wieder aufrichten." Aber vier Wochen nach diesem Briefe war die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt geschlagen und Preußen, das zu spät Napoleon den Krieg erklärt hatte, tief gedemütigt.

Abermals ergeht sich, anfangs Novembers der Prinz in lauten Klagen; Österreich hatte nicht, wie er erwartet, Preußen unterstützt. „So ist denn unsere letzte Hoffnung zernichtet und Deutschland unwiederbringlich verloren!" schreibt er und sieht, Napoleon nach Unterjochung auch Rußlands bereits in Asien unerhörte Eroberungen machen." Ein tiefes Mitleid fühlt er mit den braven Preußen, mit ihrer unglücklichen Königin; er ist froh, daß sein Bruder August durch Krankheit den Katastrophen ferngehalten war.[2]) Aber merkwürdig, nun im Unglück, hofft er mehr als je auf die Regeneration. „Die traurige Epoche ist vielleicht das Mittel, die ganze Nation zu vereinigen, den Provinzialgeist in echten Patriotismus umzuschaffen. Auf keinen Fall kann ich es mir möglich denken, daß diese große, kraftvolle und kriegerische Nation auf lange Zeit unter dem Joche des verdorbensten Volkes von Europa schmachten wird." Aus den Trümmern der alten Staaten sieht er einen neuen aufsteigen; erfüllt sich diese Prophezeiung nicht, so könnten „alle Soldaten schließlich Schneider werden." Aber das wird doch die Vorsehung nicht wollen. „Gewiß, der Glaube an eine gerechte höhere Leitung wird auf eine harte Probe gesetzt; allein, wenn wir auch diesen Glauben aufgäben, so könnte uns nichts vor Verzweiflung bewahren." Deshalb empfiehlt er der Mutter, die nassauische Oberhoheit, von der sie sich beschwert fühlte, mit Entschlossenheit und Festigkeit, gestützt auf den treuen, „unschätzbaren" Geheimen Rat Gärtner, ihren Berater, zu tragen. Er billigt ihren Plan, zu Monrepos, dem fürstlichen Jagdschloß und Sommeraufenthalt auf luftiger Bergeshöhe, ein Denkmal deutscher Freiheit zu errichten, bei dem alle Sprößlinge der Familie den Schwur des Hannibal: Napoleon Todfeindschaft, schwören müßten. Er bleibt nicht beim Theoretisieren, er erkennt, daß das Volk, das gegen den Feind mobil gemacht werden soll, eine neue Kampfestaktik gelehrt werden muß, die zerstreute Fechtweise, das Tiraillieren, gegen die der Soldheere, welche schuld an der „despotischen Gestalt aller Staaten, an der Herabwürdigung des Nationalcharakters und der Vaterlandsliebe sind." Die genannte Volkswehrhaftmachung ist das einzige Mittel, den schändlichen Egoismus und Kosmopolitismus zu stürzen, die Gesinnungen zu vereinigen und endlich aus den Trümmern der veralteten Reiche Nationalstaaten in freier Verfassung hervorgehen zu lassen. „Dann wird man keine Tyrannen und keine Sklaven mehr sehen, sondern freie Bürger werden nach Art unserer Urväter, gewaffnet in der gesetzgebenden Versammlung das Wohl des Staates beraten. Unter dem mächtigen Schutze der Freiheit werden Künste und Wissenschaften blühen, und die Menschheit wird mit Riesenschritten sich der Vollkommenheit und dem Zustande von Glückseligkeit nähern, deren sie auf diesem Planeten fähig ist."

So schrieb ein deutscher Fürstensohn, nota bene um Weihnachten von 1806, da man die Volksempörung der Spanier und Tiroler noch nicht ahnen konnte, da Stein und Scharnhorst noch zurückgedrängte Leute waren. Es sollte aber bald kommen, wie er prophezeit hatte.

Allerdings mußte er diese patriotischen Gefühle momentan verborgen ausdrücken. Die napoleonischen Späher, Deutsche in des Zwingherrn Sold, und die Agenten der Rheinbundfürsten achteten das Briefgeheimnis gering. Ein Zwischenkorrespondent vermittelte die gegenseitigen Schreiben. Unterdes ging es mit der nationalen Sache immer noch bergab. Die Rheinbundfürsten mußten für Napoleon rüsten. „Welche schreckliche Dinge gehen bei uns vor! So wird wirklich ausgehoben, und unsere Leute sollen für die Franzosen fechten! Das ist mehr, als man

[2]) Dasselbe war mit seinem Bruder, Prinzen Karl, preußischem Gardeleutnant, der Fall.

zu ertragen vermag! Diese Unglücklichen sehen ihren sichern Untergang vor Augen; denn was nach Polen geschickt wird, kann auf keine Rückkehr hoffen. Warum aber, wenn sie doch hingeschlachtet werden sollen, warum greifen sie nicht zu den Waffen und machen einen verzweifelten Versuch gegen ihre schändlichen Unterdrücker? Ich bin sicher, nichts ist leichter, als das, und da alle benachbarten Länder ebenso in Verzweiflung sind, so wird die Flamme reißend um sich greifen. Könnte ich doch die Großen mit meinem Feuer anstecken! Aber leider sind sie aus keiner feuerfangenden Materie geschaffen, sie sind kalt, wie Marmor." Es ist der knirschende Zorn des Patrioten, der aus den Worten spricht.

Aber die Erniedrigung Deutschlands schritt weiter Die mit so großen Hoffnungen auch vom Prinzen begleitete Volkserhebung in Kurhessen, bei der falsche Angaben einen Prinzen von Wied als Führer beteiligt sein ließen, verlief kläglich. Die Schlacht bei Eylau wurde geschlagen; Viktor vernahm es in seinem einsamen Garnisonsorte Imbach, wo er die aus preußischem Dienste heimgekehrten Brüder, die jetzt im Friedrichstale bei Monrepos der Jagd oblagen, beneidete, und Sehnsucht nach dem Rheine hatte.[3]) Dann wird es eine Zeitlang ganz still. Die Korrespondenz ist wahrscheinlich aufgefangen und unterschlagen worden; vom Anfange des März bis zum Ende des Septembers von 1807 hören wir nichts von ihm. Unterdes war der Friede zu Tilsit geschlossen worden. Der Zar und die Engländer, die „perfides insulaires", wie sie der Prinz nennt, hatten Preußen im Stiche gelassen.

Dann schreibt er wieder aus Salzburg, wo er in Urlaub war. Er hat seine Kompagnie im Manövrieren nach dem „neuen Reglement", besonders im Tiraillieren, also in der neuen Fechtweise, die endlich akzeptiert worden war, ausgebildet, und vor dem Erzherzog Karl hatte das Regiment die „Produktion glücklich überstanden." Er war vom Erzherzog sehr gelobt worden. Mit zwei Kameraden durchreiste nun Prinz Viktor die steirischen und salzburgischen Gebiete, ergötzte sich an der Pracht der Alpennatur und erinnerte sich dabei der Naturpoesie seiner Mutter; er nahm das Bild eines Lawinensturzes: anfängliches Anschwellen und endliches Zerstieben der Schneemassen, als ein Gleichnis des Schicksals von Napoleons Macht hin. Dann begann wieder eintöniges Garnisonleben zu Drost bei Wien, nur von einigen Touren und Jagden unterbrochen. Lesen war seine Lieblingsbeschäftigung; außer einem „fatalen Romanenschwarme" einer Leihbibliothek entdeckte er Goethes Werke und „eine ganz gute Geschichte der Kreuzzüge[4])", die seine liebste Lektüre bildeten. Erst die rauschenden Karnevalsbälle und -festlichkeiten zu Wien im Januar von 1808 brachten größere Abwechselung; er beschreibt sie mit Vergnügen und hat dabei nicht vergessen den Wunsch seines Bruders Max vorzutragen, der wegen einer Forscherreise nach Brasilien Verwendung des Kaiserhofes erbat.[5]) Er sah erfreut den künftigen Ruhm des Bruders voraus. Im übrigen war er mit der Mutter eines Sinnes, in politischen Dingen eine Zeitlang „mit dem Strome zu schwimmen", „wider Willen zum Egoisten gemacht, sich auf den Augenblick vorzubereiten, wo vielleicht durch nicht zu berechnende Wendungen des Schicksals die Erlösungsstunde herbeigeführt werde." Froh war er, zu bemerken, daß „die gemeinschaftliche Schmach jedes andere Gefühl zu tilgen begann." „Ich glaube", schreibt er, „daß große Resultate entstehen werden, wenn der aufgeblasene Übermut unserer Unterdrücker diese glückliche Stimmung erst völlig wird zur Reife gebracht haben." Und so wie er dachten ja damals viele, duldeten, schwiegen und harrten.

Man sprach zu jener Zeit in Wien von einer französisch-russisch-österreichischen Allianz gegen die Türken; es kam aber nicht dazu, Rußland focht allein seinen Strauß mit den Osmanen aus. Der Prinz hätte sonst wohl oder übel mitgemacht, lieber aber noch eine Fußtour, die seine Brüder Max und Karl durch die Schweiz unternahmen. Auch das ward ihm nicht zu Teil; er wurde im Juni von 1808 auf kurze Zeit in Wien dienstlich beschäftigt. Da hörte er denn nebenbei Konzerte, wohnte Bällen, Sommerfesten, Balletten und Theatervorstellungen bei; am besten gefielen ihm die musikalischen Vorführungen und die Deklamation der „Glocke" durch die Schauspieler Krüger und Frau Fleck-Schröckh; lebhaft schildert er alles. Sein Franzosenhaß hindert ihn dabei nicht, den künstlerischen Leistungen des Pariser Balletttänzers Duport Lob zu spenden. Eine rechte Freude gewährt ihm das Zusammentreffen mit der Herzogin von Sachsen-Meiningen und ihren beiden Töchtern. Aber zugleich verspürt er wieder Kriegsluft, offen und geheim. Der Kaiser versammelte um sich die Gouverneure der Provinzen, um Konferenzen über die Landesbewaffnung zu halten, auf allen Straßen Wiens wurde der Krieg wieder so offen behandelt wie vor drei Jahren, ohne daß doch nahe Aussicht auf einen solchen war.

III.

Nach kurzem Aufenthalte zu Wien ging der Prinz wieder in die Garnison, diesmal nach Langenloys, wo es galt „menschenartige Tiere in Soldaten umzuformen." Eine für ihn, wie wir wissen, langweilige, geistestötende Arbeit, während welcher er immer wieder die Mutter um den Aufenthalt in Monrepos und Friedrichsthal beneiden muß. Kasernenkost neben Kasernendienst dient nicht dazu, das

---

[3]) Prinz Max war bei Prenzlau kriegsgefangen, wurde aber bald ausgewechselt und trat dann aus dem preußischen Heere aus, um den nassauischen Oberherren keinen Grund zur Klage zu geben. Fürst August hatte schon vor der Schlacht bei Jena den Dienst quittiert, und Prinz Karl verließ diesen ebenfalls. Denn Napoleon hatte den Mediatisierten untersagt in anderen Diensten zu verbleiben, und die Rheinbundfürsten mußten schon in ihrem Interesse den Wünschen des „Protektors" nachkommen. Das Verbleiben des Prinzen Viktor in Österreich war dem Herzoge von Nassau höchst unangenehm.

[4]) Er meint wahrscheinlich Wilken. Geschichte der Kreuzzüge, wovon der 1. Band 1807 erschienen war.

[5]) Es kam nicht zu der Reise; die politischen Verhältnisse ließen es nicht zu. Nach den Befreiungskriegen aber ließ sich Prinz Max nicht mehr zurückhalten, sein Vorhaben auszuführen, und er hat es glücklich vollendet.

Leben angenehmer zu machen. Doch hat der Lernbegierige sich wenigstens in dem Garten des Grafen Gundermann „im Schatten alter Ulmen ein Lesekabinett etablieren können." Um etwas heim zu berichten, beschreibt er genau die Stärke und Einteilung der reorganisierten Armee, der Reserve, der Landwehr, die neuen Uniformen, die Ausrüstung und die Änderungen in den Kommandostellen, ohne darüber erzürnt zu sein, wenn er etwa nicht befördert werde. „Unerträglich wäre es für mich", schreibt er, durch Begünstigungen zu steigen und für solche danken zu müssen." Ein Brief des Bruders Max von dessen Schweizerreise aus Bern bedeutet für ihn mehr als eine Gunstbezeigung, und sein sehnlicher Wunsch ist, die „Jeanne Darc", die seine Schwester malt, zu sehen, und den „Leonidas", an dem seine Mutter dichtet, zu lesen. Er will sogar „alten versuchten Vormännern" nicht „auf die Nase gesetzt werden", und protestiert bei seinem Oberst dagegen. Er befolgt hierin die Ratschläge der Mutter. „Ohne im geringsten eine Sache zu suchen, die mich, aufrichtig gesagt, nicht einmal glücklich machen würde, ziehe ich mich" — schreibt er dann aber — „auch nicht so zurück, daß man mein Betragen für Wirkung des Stolzes halten könnte, die man uns Reichlern[6]) oft schuld gibt."

(Fortsetzung folgt.)

[6]) Offiziere aus dem alten Reich, Nichtösterreicher.

Kloster Thron.

3) Von K. Wolff (Schluß)

Als im Jahre 1629 Trier die katholische Konfession im Amte Wehrheim einführte, zog es auch die gesamten Throner Gefilde ein. Als aber unter dem Schutze der Schweden 1631 die evangelische Konfession wieder hergestellt wurde und die Pfarrer Roßbach und Fabricius nach Wehrheim und Anspach zurückkehrten, erhielt der Rektor der Herborner Schule die Throner Einkünfte wieder zugewiesen. Die beiden Hofmänner des Klosterguts führen in diesem Jahre bittere Klage über Plünderung und Gewalttätigkeiten der Soldaten. Sie seien vollständig „ausgeplündert und verderbt" worden. Sie baten um einen Nachlaß der Pachtschuld sowie um Herabsetzung der Pachtsumme, „sonsten könnten sie länger nicht im Closter bleiben." Auch verlangten sie ein „Achtel (Malter) Haffer zum sehen . . . . . sonsten könnten sie das lentzen veldt nicht besehen, sondern müssig liegen lassen müssen."

Über den Zustand des Klosters geben die zahlreichen Pachtverträge Aufschluß. Im Jahre 1710 fand eine große bauliche Veränderung auf Thron statt, „damit man den völligen niedergang und ruin deren Clostergebäude nicht zu befürchten habe." Der Hof wurde durch neue Stallungen in ein „reguliert quadrum" gebracht. Die Giebel einiger Stallungen wurden „mit leyen überdeckt, umb Von wind und wetterschlag befreyet zu pleiben." Das Hirtenhaus im Innern wurde niedergelegt und das am „Eingang des Closters rechter hand stehende kleinere Haus" dazu benutzt. Alle im Kloster befindlichen Strohdächer wurden generaliter abgeschafft und „das alte Clostergebäud, wo der Kuhhirt sich dermalen aufhalten, indem es scheinbarlich dem einfall bedrohet und nicht zu erhalten, auch gantz nichts dienlich ist, solle abgetragen, dagegen eine neue Wand, damit der Hof auch derseits geschlossen seye, gemacht werden." „Die Kirch soll in einem guten, trockenen Dach, Wiesen Äcker und Weingüter sollen in guter Besserung erhalten werden. Die Obstgärten sind mit einer guten Anzahl träglicher Bäume zu beypflanzen an platz derer, so letzhin gewichenen winter (1709) über durch die ungewöhnliche große Kält zu schanden gegangen." — Nach einem „Inventarium" vom 9. Mai 1764 befand sich auf Thron „ein alt, baufällig Hofhaus mit schlechten, alten Türen und Fenstern, in der Wohnstube ein alter eiserner Ofen mit irdenem Auffsatz, in der Küche ein alter, zersprungener Herd." Neben dem trierischen Hofhaus lag der gemeinschaftliche Ochsenstall und ein zwischen Trier und Nassau abgeteilter Schafstall. Im sogenannten Bau befand sich der Kuhstall, rechts und links davon gewölbte Kälberställe, darüber der nassauische „ungeböddemte Speicher." Neben der Kirche lagen die „gemeinschaftliche Drittelscheuer", schlechte Schweineställe und eine große, wohlgebaute Scheuer. Neben der Hirtenwohnung stand ein schlechter Rinderstall.

Die alte Klostermühle, die innerhalb der „Rinkmauern" lag, drohte 1710 einzufallen. Sie mußte daher, „sambt der Wassermauer" abgetragen und neu aufgeführt werden. Die Mauern sollten aber „nicht von Leimen, sondern guter Kalkspeisen verfertigt werden." Aus ihr zog das Kloster „14 Achtel Korn. Friedberger Maß, Kaufmanns gut, druckener Fruchtel", sowie ein Fastnachtshuhn. Ein Erbleihbrief von 24. Februar 1571 bestimmt: „Wir Margarethe von Hattstein, Verwalterin im Gotteshaus und Closter Thron und der Convent daselbst, thun kund und bekennen unsere Mülten inwendig unserem Closter gelegen . . . durch Abzug Johann Deisings und Agnessen seiner ehlichen Haufrauwen widerumb zugestellt . . . dem Ehrsamen Dinges Greven von Rosbach, Greden seiner ehrlichen Hausfrauwe mit Äcker und Wiesen von der Mühle an bis an die Schleife und unsere Closters rinckmauern zu verleihen. Daran sollen sie jedes Jahr 14 achtel Corns, Friedberger maß . . . zwischen den zweyen unser lieben Frauwen Tagen, als sye zu Himmel fuhr und geboren wurdt, dazu jährlich ein Fastnachtshuhn in unser Closter auf ihre Kosten liefferen und bezahlen." . . . Im Throner Wald dürften beide Eheleute kein Bau- und Brennholz hauen ohne Vorwissen des Closters, ebenso dürften sie nicht mit dem Vieh in die Schleifmühlen fahren. Den Propst oder Beichtiger von Arnsburg mußten sie auf ihre „Kosten

und Arbeit" holen und wieder „dafüren so offt Vonnöten." Im Jahre 1798 ging diese Throner Mühle in Erbleihe über. „Kund und zu wissen sey hiermit offentlich, daß das Kloster Thron seine in dem Kloster Bezirk gelegene eigenthümliche und bisher durch Temporal bestand verliehene Mahl und Walkmühle nach Erbbestandsrecht an den Nikolaus Weidinger von der Sandelmühle bei Köppern für sich und seine Ehefrau und seiner in gerader Linie nachfolgenden ehelichen Leibes erben . . . in Erbpacht gegeben." (Weidinger war wegen seiner Herkunft „Sandelmüller" und von da ab nach ihm die Throner Mühle „Sandelmühle" bis heute genannt.) Der Ankauf des Erbbestandsrechts betrug 1825 Gulden, die jährliche Lieferung ans Kloster 20 Malter Korn. Den Fahrweg auf die Mühle hatte der Erbbeständer in Stand zu halten. Der älteste Erbleihbrief über die Lochmühle datiert vom Jahre 1571. Den 27., resp. 30. Juni genannten Jahres erhielt Jakob Heil von Wehrheim für 1580 Gulden Frankfurter Währung das Erbbestandsrecht derselben. Das Holz zu „Mahlwerkszwecken" ward ihm „ohnentgeltlich", das nötige Bauholz zu „leidlicher Zahlung" geliefert. Das Vieh durfte er der Throner Herde beitreiben, hatte jedoch von jedem Stück Rindvieh ein Maß und vier Gescheid, von jedem Schwein zwei Gescheid Korn Hirtenlohn abzugeben. Dem Kloster lieferte er jährlich auf Martini 15 Malter Korn, 4 Gulden Wiesenzins und 2 Hühner in natura oder pro Huhn 6 Albus. Die Mühle durfte er nicht zerfallen lassen und nicht „durch Geldaufnahmen beschweren." Das Gelände bestand aus 15½ Morgen Ackerland, 21 Morgen Wiesen und zwei Morgen Gärten. Im Jahre 1804 erhielten Konrad Müncker aus dem Riedeselischen und seine Ehefrau Anna Katharina geborene Hofmännin diese Erbleihmühle für 4500 Gulden.

Der Throner Hof zu Frankfurt.

Der Throner Hof zu Frankfurt, später auch Dillenburger und Schönburger Hof genannt, lag an der Mainzer und Karmeliter-Gasse. Er kam an das Kloster zur Zeit des Königs Wilhelm von Holland. Im Jahre 1590 ging er laut dem nassau-trier'schen Erbvertrag an Dillenburg über. Die Hofgebäude waren damals sehr baufällig, dazu lag der Hof an einem „unbequemen Ort." Graf Johann ersuchte deshalb den Rat der Stadt Frankfurt, ihm zu erlauben, an einer besseren Stelle, „auf dem Hirschgraben bei der neuen Mauer", eine Wohnung zu erbauen. Er sei alsdann erbötig, dem Rate oder sonst jemandem den Throner Hof zu verkaufen oder zu vertauschen, auch keine andere Gerechtigkeit dem neuen Bau anzueignen, als die, welche der Throner Hof von altersher gehabt habe. Da der Rat der Stadt Frankfurt ähnliche Ansuchen von Standespersonen abgeschlagen hatte, konnte er hier nicht anders handeln. Infolgedessen ward 1591 der alte Hof niedergelegt und neu aufgebaut. Beim Neubau verlangte unterm 19. Mai 1591 Graf Johann der Jüngere, daß ihn die Stadt mit Steinwerk und Kalk versehe. Das schlug jedoch der Rat zu Frankfurt rundweg ab. Die Stadt sei von den römischen Königen und Kaisern von solchen Lasten befreiet, und kein Fürst, Graf, Herr, Ritter ꝛc. könne sie in ihren Privilegien stören. Im Jahre 1597 verkaufte Johann der Jüngere den Throner Hof an Graf Philipp zu Nassau-Saarbrücken. Als dies der Rat zu Frankfurt erfuhr, ersuchte er kraft eines Privilegiums, wonach keinem Fremden, der nicht Bürger zu Frankfurt sei, erlaubt sei, daselbst Häuser zu erwerben, den Kauf rückgängig zu machen. Dem widersprach unterm 28. März 1598 Graf Johann ganz energisch, da der Hof nie unter die Jurisdiktion des Rats gehört habe. Der Rat beschloß, darauf, den Verkauf nur deshalb zuzulassen, weil „alß dieser Hoff von dem Churfürst von Trier an den Grafen kommen, solche alienation daßmahlen nit widersprochen, sondern zugelassen worden sei" . . . „der hoff auch inmittelst so stattlich erbauwet worden. . . . jedoch aber dieweil Graf in dem Schreiben melden, daß Rat auch die Jurisdiktion über gemelden Hoff nit haben sollte vnd denselben dardurch exempt machen vnd zu freyen unterstehen wollen, solte ein Rat daßelbig in alle weg gegen Graf glimpflich vnd schriftlich vertheidigen, in Erwegung Mann viel underschiedliche Fäll anzeigen könnt, so im gemeldeten Hoff, alß er noch Trierisch gewesen, verübt vnd zeitlichen Mahlen bey denjenigen, so darin gewohnt vnd Würtschaft gehalten, Mißthätige vnd andere personen, so sich unbescheiden erwiesen, abgeholet worden. Es ist auch dabey guter Meinung vnd fernerem bedenken angeregt worden, danach der Throner Hoff, als der noch ein geistlich guth gewesen, ein Rat uff den Nothfall in Heer Zügen von alters mit zwey Pferden vnd eynem Karn zu ziehen vnd dienen müssen . . ." Der Syndikus Christoph Kelner erklärte außerdem, daß das Haus kein geistlich Gut mehr sei, sondern ein weltlich Wohnhaus und als solches in der Jurisdiktion des Rats liege, dessen „recht vnd gerechtsgkeit (wir) awsdrücklich vorbehalten wöllen." Zum Beweis, wie der Rat von alters her die Jurisdiktion über den Hof geübt, werden aus dem alten Ratsprotokoll folgende Daten angeführt:

„1431. Throner Hof heut zugesagt zwey Pferd „vnd ein knecht.

„1433. Die von Thron ihr Pferd wieder gegeben.

„1440. Wie man es an den Zöllen halten mit „den Bürgern, also solle man es mit den vom Thron „halten.

„1457. Den Jungfrawen zum Thron die Nieder„lag erlassen.

„1461. Die vom Thron han ein Knecht vnd ein „Pferd hie in ihrem hoff.

„1474. Alß die Abtissin zum Throne geschrieben „hat von Pferden wegen, ihr wiederschreiben, daß „der Rath ihr freundlich gewest vnd ihr erlassen.

„1491. Alß die Jungfrauen zum Thron bitten, „Sie der Reyß zuerlassen, Ihnen sagen, der Rath „könne sie nit erlassen.

„1492. „Als Abtissin schreibt vnd bittet, sie des „Reyßwagens zu erlassen, uff was maß man sie an„schlagen wolle. abschläglich Antwort geben.

„1498. schreiben sie des Wagens zu erlassen. „Antwort: Das best zu tun wie vor alters.

„1507. Alß jungfrauen zum Throne bitten, sie „zu dem Römerzug bey einem halben wagen bleiben „zu lassen, nachdem sie auch unserem gn. Herrn von

„Rießen (?), Königstein vnd Nassau in dieser Reiß „müssen dienen, ihn etlicher maß vnd glimpflich „abschlagen. Als Erw. von Wallendorf, Abtissin vnd „Convent, Jungfrauen zum Throne bitten, bey „einem halben wagen zu lassen, dießmahls Mitleiden, „doch dem Rath seyn alt Recht hiermit unüber„geben vnd schreiben, zwey Täglich pferd schicken.

„1532. Alß Abtissin vnd Convent zum Throne „schreiben, daß in ihrem Vermögen nit sey, ein „Wagen mit vier Pferden zu geben, sie noch ein mahl „zu beschreiben, daß die Nothurfft erfordern, vnd „ein Rath solches nit vnbegehen möge.

„1585. Alß auch H. Bürgermeister anbracht, es „sey, Dr. Johann von Glauburg bey ihm erschienen „vnd bericht, daß die Grävin zu Hanau-Bodenhausen „an ihn geschrieben und begehrt beim Rat zu erkun„digen, ob gestatten wolle, daß sie den Throner hoff „allhier in Bürgershänd verkauffen vnd hingegen „den Schnellhof an sich erkauffen vnd bauen möchte, „wäre sie bedacht, solches alßo zu thun, vnd dero„wegen bescheids begehrt: Soll man ihr Begehren „glimpflich abschlagen.

„Alß ermelder Herr Bürgermeister anbracht, es „sey der Gräfin von Nassau Wittib Sekretarius „abermals bey ihn im Römer erschienen vnd von „seiner gnäd. Frau gebeten, Rat wolle ihr gestatten, „daß sie den Throner Hoff gegen ein anders gele„genes Hauß vertauschen oder aber sonsten ein Hauß „allhier an sich nehmen mögen, seye sie erpötig, einen „Bürger darin zu setzen, welcher auch bürgerliche „Beschwerde tragen sollte: Soll man ihr das erst „Begehren füglich abschlagen, das andere berat„schlagen."

Dieser Streit um die Jurisdiktion über den Throner Hof begann erst recht, als der Hof 1625 durch Kauf an die Freiherrn von Schönburg übertragen wurde. Die Kaufsumme betrug 10 500 Gulden, dafür ging der Hof mit „aller freyheit und immunität" an Karl, Freiherrn von Schönburg, kurmainzer Kämmerer, Rat und Oberamtmann zu Königstein, und seinen Bruder Otto von Schönburg, mainzischen Kriegsrat und Obristen, mit dem gesamten Mobiliar, Gefällen und Zinsen über. Allein der Frankfurter Rat erkannte die Freiheit und Immunität des Hofes nicht an, und zog die Schönburger zu „Ungeld, Niederlag, Zoll und dergleichen Abgaben" heran, wie jeden anderen Frankfurter Bürger auch. Vergebens erklärten die Schönburger, daß sie die Freiheiten des Hofes mitgekauft hätten, der Rat erkannte sie als solche nicht an; auch eine 1664 beim Kaiser angestrengte Klage nutzte nichts, zumal der Rat erklärte, daß keines der Frankfurter Freihäuser sich der Stadt Jurisdiktion entziehen könne, „was die im Solmsischen, Arnsburger, Engelthaler Hofe und anderen mehr, von einer Zeit zur anderen mit Hausvisitationen, Absignationen, Arresten und sonst zum öfteren ausgeübten actus jurisdictionalis sattsam bestärkten."

Von den Schönburgern ging der Throner Hof durch eine Schönburger Erbtochter gegen Ende des 17. Jahrhunderts an die Reichsgrafen von Degenfeld über. Auch diese bemühten sich vergebens, als Mitglieder der Reichsritterschaft den Throner Hof von Zöllen, Akzis und dergl. zu befreien. Ihnen verbot sogar der Rat die Fortsetzung des reformierten Gottesdienstes im Throner Hof, den die letzte Schönburgerin „sechszehn Jahre lang mit obrigkeitlicher Vergünstigung" daselbst hatte halten lassen. Als die Grafen von Degenfeld aus ihrer Kanzlei im Throner Hof zu Frankfurt Urkunden erließen mit der Unterschrift:

„Urkundlich haben wir dieses mit dem Hochgräflich Degenfeldschen Schönburger großen Kanzlei-Siegel bedrucken lassen. Geschehen Frankfurt a. M. . . . .

L. S. Zur Hochgräflich Degenfeldschen Schönburger Gesamt-Canzlei verordnete Räthe",

ging der Rat wiederum gegen Degenfeld vor. „Da die Fertigung aus hiesiger Stadt datirt, könnte es leicht seyn, daß man auswärts bey Vorzeigung solcherley Unterschriften auf den Gedanken kommen möchte, als ob die Herren Grafen von Degenfeld ein Recht hergebracht hätten, in hiesiger Stadt eine Kanzlei zu halten und actus jurisdictionis auszuüben. Nachdem aber das Gegenteil in der allgemeinen Offenkundigkeit beruhet, Rat sich aber bemüßigt sieht, hiesige Stadt gegen allen Nachteil sorgfältig zu verwahren, so wird Rat Kazner (der Degenfeldsche) hierdurch benachrichtigt, die Unterschrift der Gesamtkanzley in hiesiger Stadt aus den Expeditionen wegzulassen, wo inzwischen diesem Vorgang die feyerlichste Protestation hierdurch entgegengesetzt und hiesiger Stadt die alleinige Übung der ihr anklebenden Gerechtsamen auf das nachdrücklichste vorbehalten wird. Man erwartet hierüber eine baldige beruhigende Erklärung. 13. März 1781. Die Stadtkanzlei."

Allein erst auf mehrmalige Mahnung erfolgte am 13. März 1782 von Hofrat Kazner-Frankfurt die Antwort, daß diese Unterschrift schon im vorigen Jahrhundert von den Räten öffentlich gebraucht worden sei. Eine Untersagung könnten sie nicht annehmen. Doch erteilten sie dem Rat die Versicherung, daß es den Grafen niemals in den Sinn komme, aus dieser Unterschrift, zu welcher sie von Standes wegen befugt seien, und deren sich die Räte während vieljährigen Aufenthalts in der kurfürstlichen Hauptstadt Heidelberg ohne Widerspruch bedient hätten, das mindeste zum Präjudiz der freien Reichsstadt Frankfurt zu folgern. Am 23. März 1782 erklärte jedoch der Rat zu Frankfurt, er könne sich mit dieser Antwort nicht beruhigen, „weilen das jenseitige unbefugte Benehmen auf ein rechtliches Herkommen sich gründe, wovon diesseits gar nichts bekannt seye, wenigstens ohne allen Rechtsbestand angeführet würde, daher man schlechterdings darauf bestünde, jenseits sich der gebrauchten Unterschrift künftig zu enthalten." Von einem alten Herkommen wisse der Rat nichts, genannte Unterschrift habe er zum erstenmal am 10. Juli 1780 bemerkt. Diese Erklärung des Frankfurter Rats hatte zur Folge, daß die Degenfeldsche Unterschrift von nun an lautete: „Gräflich Degenfeldsche Schönburger Räte", wie aus Nr. 176 der Oberpostamtszeitung vom 3. November 1787 in einer Weinversteigerungsankündigung der gräflich Schönburger Weinkellerei zu Geisenheim ersichtlich ist.

Nassau-Dillenburg vor dem Dreißigjährigen Kriege.

3) Von J. Benner. (Schluß.)

Die Städte und einige vornehme Amts- und Kirchspielsdörfer hatten ihre Untergerichte, welche mit einem Schultheißen, Stadt- oder Land- und Gerichtsschreiber und zwölf vereideten Schöffen besetzt und auch mit anderen zum Gericht gehörigen Personen, einem Gerichtsknecht, und zwei Rednern oder Fürsprechern versehen waren. Streitigkeiten der Bürger und Bauern, welche alten, guten und üblichen Landgebräuchen, kündlichem Recht und der Billigkeit und Ordnung zuwider waren, wurden hier angehört, aufgezeichnet, gerichtet und geschlichtet. Fand sich der eine Teil in dem Bei- oder Endurteil oder sonst beschwert, so stand ihm eine Appellation an den Oberhof, bei den gräflichen Kanzleien u. s. w. zu.

Im Jahre 1616 wurde dann eine Gerichts- und Landordnung publiziert, verlesen und jedem Untergericht zugestellt, worin Unterricht davon gegeben wurde, wie es in dem einen und andern Fall gehalten werden solle, und zwar in der Gerichtsordnung von den Gerichtsschöffen und Büchern, wie auch in dem ganzen Prozeßverfahren in der Landordnung in sechs verschiedenen Teilen: von den vornehmsten Kontrakten, die unter dem gemeinen Mann gang und gäbe waren, von den Ehesachen, von Testamenten, von Erbschaften, von Vormundschaften, von Verjährungen, Dienstbarkeiten und Verträgen.

Zum Schlusse fügen wir noch den Ortsbestand der Grafschaft Nassau-Katzenelnbogen oder „Dillenburg an, wie er bei Beginn des Dreißigjährigen Krieges war.[1]) In dieser Zeit waren die Unterabteilungen des Landes schon „Ämter“ genannt. Nassau-Dillenburg, wie wir die Grafschaft weiter nennen wollen, hatte folgende Ämter: 1. Amt Siegen mit den Ortschaften Siegen, Selbach, Trupbach, Bewerbach, Caan, Volntzberg, Ober- und Nieder-Dielffe, Weidenau, Isern, Rimbsdorf, Iserfelde, Oppersdorf, Wilnsdorf, Tielenhütte, Geyswaide, Niederscheld, Clafeld, Schneppenkauthe, Bösch-Gotthardshütte, Vor der Hardt, Münkershütte, Fickenhütte, Meißnershütte, Vor der Meinhardt, Unterthan, Gössenbach, Achenbach, Hambach, Fusselsbach, Birlenbach, Solbach, Hengsbach, Wingenbach und zum Rötgin; 2. Amt Ferndorf mit Ferndorf, Disthelden, Müssen, Crombach, Stentenbach, Buchhain, Holdinghausen, Ernßdorf, Ahe, Merkelghausen, Bockenbach, Dalbruch, Langenau, Lohe, Fälnighausen, Schweißfurth, Eichen, Zum Weiden und Haase; 3. Amt Hilchenbach mit Hilchenbach, Oberndorf, Watzenseifen, Rodenberg, Haden, Wellerzech, Schreiberg, Klingelseifen, Helberhausen, Vorm Wald, Lützel, Im Grunde, Ginsberg; 4. Amt Netphe über der Kirchen mit Netphe, Ober- und Nieder-Unckelghausen, Eschenbach, Bottenbach, Ruckersfeld, Nauholz, Treispe, Afholderbach, Buchhayn, Eckmanshausen, Ober-Setze, Nieder-Setze, Bayenbach, Obernahe, Frohnhausen, Herzhausen, Keppel, Credenbach, Olgershausen, Hilehütte, Brauersdorf; 5. Amt Netphe unter der Kirchen mit Netphe, Wilgersdorf, Zum Hayn, Girnsdorf, Salchindorf, Irmgarteichen, Deutz, Crissenbach Nenckersdorf, Ober- und Nieder-Walpersdorf, Werdenberg, Antzhausen, Helgersdorf, Feuersbach, Breidenbach, Flamersbach, Rudersdorf; 6. Amt Freudenberg mit Freudenberg, Anstoß, Oberndorf, Bül, Nieder Holzklau, Meißwinkel, Lintenberg, Oberfischbach, Niederndorf, Orndorf, Horlingen, Dröningen, Oberheese, Langen-Holdinghausen, Zeidenbach, Heißberg, Blittershayn, Ubach Stöcken, Ober-Holzklau, Mittelheese, Ailch, Obern-Hönßlingen, Oberscheld, Eichen, Dirlenbach, Battenberg, Maußbach; 7. Amt Marienberg mit Marienberg, Zur Bach, Ritzhausen, Eichenstruth, Zur Hard, Stangenrode, Zum Hof, Zum Fall, Ilfärth, Langenbach, Erbach, Bilespergen, Zum Pful, Stockhausen, Gränseyffen, Onnau; 8. Amt Rotzenhayn mit Rotzenhayn, Enspel, Büdingen, Dotenberg, Langenheim, Stockheim, Locheim, Ober-Bellingen und Nieder-Bellingen; 9. Amt Heen (Höhn) mit Heen, Gersassen, Pathen, Berndtshain, Ellartge, Naustadt, Gerkenrod, Irmtraut, Püssen, Schönberg, Wilmrod, Walckmühl und Dappricht; 10. Amt Emmerichenhayn mit Emmerichshayn, das zwei Jahrmärkte hatte, den ersten auf Montag nach St. Georgen und den andern Montags nach Johannis Baptist, Kindschuch, Märndorf, Zur Nister, Salzburg, Ober- und Nieder-Roßbach, Homburg, Zum Stein, Zienhausen, Breidenbach, Waigandshain, Rehe, Zur Neukirchen, Bretthausen, Willingen, Lenfelde; 11. Amt Rennerod mit Rennerod, Urdorf, Öllingen, Hildenhain, Hinderkirchen, Kackenberg, Winnen, Schellenberg, Schörnberg, Häen, Dreyspach; 12. Amt Elsof mit Elsof, Mittelhofen, Oberrod, Westernahe; 13. Amt Ellar mit Ellar, Lahr, Walddernbach, Fussingen, Hausen, Hintermeilingen; 14. Amt Zeutzheim mit Ober- und Niederzeutzheim, Langenmeilingen, Dalheim; 15. Amt Frickhofen mit Frickhofen, Dorndorf, Langendernbach, Dorchheim, Waldmanshausen, Mülenbach; 16. Amt Hadamar mit Ober- und Niederhadamar; 17. Vogtey Uselbach mit Ruppenrod, Eppenrod und Obernhof; 18. Amt Esten Gericht mit Langenscheid, Geilnau, Kalkhofen, Laurenberg, Dornberg, Rheyde, Esten, Horhausen, Bergen, Bruchhausen, Billenstein, Zum Hayn, Kirchheyner und Girshausen; 19. Amt Dausenau mit Dausenau, Zimmerschied, Kemnau, Mauch, Ems, Frucht-Becheln, Kemnau ober dem Weg und Eppenrode; 20. Amt Nassau mit Nassau, Scheuren. Denethal, Hoinberg, Solzbach, Mistelberg, Elberwiese, Gudenau, Schirfingen; 21. Amt Vier-Herren-Gericht mit Mirenfels, Denighofen, Winterwerbe, Oberbachheim, Niederbachheim, Kelbach, Dessinghofen, Geissig, Dörnholzhausen, Ringhofen, Hontzal, Berg; 22. Amt Walmenach mit Walmenach, Heirath, Irgishausen, Niederfischbach, Mittelfischbach, Greberth, Rittershausen; 23. Amt Kirdorf mit

[1]) Rechtschreibung damaliger Zeit. Das Verzeichnis ist zugleich Kontrolle der dem Namen nach bekannten ausgegangenen Dörfer vor dem Dreißigjährigen Kriege.
D. H.

Kirdorf, Nattenhausen und Brambach; 24. Amt Diez mit Freyen- und Altendiez, Auel, Jückingen, Oberstaffel, Niederstaffel, Hirsberg, Heisternbach; Hambach, Hüblingen, Neunkirchen, Allendorf, Haselbach und Beselich; 25. Amt Flacht mit Flacht, Niederneyse, Heuchelheim, Holzheim und Linter; 26. Amt Honstetten mit Honstetten, Oberneyse, Kaltenholzhausen, Larheim, Betzbach, Rhossen, Dauborn, Eufingen, Fachingen und Birlenbach; 27. Amt Kirberg mit Kirberg, Nauheim, Neßbach, Heringen, Aarn; 28. Amt Derner Cent mit Dern, Ofheim, Dickirch, Albach, Niederalbach, Ober- und Niederweyer, Steinbach, Malmen-Eich, Niedertiefenbach und Faulbach; 29. Amt Altenberg mit Altenberg, Lautert, Weyer, Obertiefenbach, Bettendorf, Hilgarten, Martert und Eher; 30. Amt Kamberg mit Kamberg, Erbach, Wirges, Oberselters, Donbach, Schwickershausen und Haingen; 31. Amt Altenweilnau mit Altenweilnau, Rudelbach, Fischbach, Mauluf, Emmershausen, Winden; 32. Amt Werheim mit Werheim, Anspach und Obernhayn; 33. Amt Thron mit Blesberg und Petersberg; 34. Amt Lönberg mit Lönberg, Odersbach, Waldhausen, Dierstein; 35. Amt Beilstein mit Beilstein, Wallendorf, Hayern, Rodenberg, Selbe, Enterod, Ober-Rolshausen, Zur Johansburg, Arborn, Odesberg, Mengerskirchen, Tielhausen, Brabach, Winkelseß, Niederrolshausen; 36. Amt Driedorf mit Driedorf, Seylhofen, Rabenscheid, Münchhausen, Madenmülen, Hohenrod, Heisterberg, Wald-Aubach, Gosternhayn; 37. Amt Herborn mit Herborn, Burg, Herbornselbach, Ballersbach, Bicken, Offenbach, Sind, Fleißbach, Merckenbach, Herbach, Hirsberg, Gontersdorf, Rode, Heiligenborn, Schönbach, Breitscheid, Erbach, Amdorf, Ockersdorf und Medenbach; 38. Amt Tringenstein mit Tringenstein, Eisenrod, Oberndorf, Ibernthal, Waldenfels, Hirtzenhain und Eyershausen; 39. Amt Dillenburg mit Dillenburg, Fronhausen, Wissenbach, Nanzenbach, Eibach, Oberscheld, Niederscheld, Feldbach, Donsbach; 40. Amt Ebersbach mit Ebersbach an der Straße, und Ebersbach am Berg, Mandeln, Steinbrücken, Eibelshausen, Ober-Naspe, Weidelbach, Ofdilln, Rüdershausen, Neuhütte; 41. Amt Häger mit Häger, Langen-Aubach, Flamersbach, Allendorf, Häger, Selbach, Steinbach, Dilbrecht, Fellerdalle, Niederraspe, Rodenbach, Manderbach, Sexhelden, Hägerhütte. 42. Amt „Die vier Dörfer" mit Holzhausen, Ober- und Niederdreseldorf und Lützeln. 43. Liebenscheid, Weißenberg; 44. Amt Burbach mit Burbach, Gilzbach, Wirgendorf, Lippe, Heistern, Eichen, Walbach, Heller, Widerstein, Zeppenfeld, Nünkirchen, Altenselbach, , Salchindorf Unterste, Mittelste, und Oberste Wilde.

Schwarz-rot-gold.

3) Erzählung von S. Krücke. (2. Fortsetzung.)

„Vater", rief sie jetzt und sprang auf, „willst du Ludwig Hersfeld nicht 'mal die Briefe von Goethe zeigen? Ach, bitte, Vater." Der Archivrat lächelte, aber er willfahrte dem Wunsche der Tochter und holte die Briefe.

Marianne bat, sie vorlesen zu dürfen, und wenn der Inhalt auch nur von Altertümern handelte, Marianne las mit einer Empfindung, als wäre es das schönste Liebesgedicht:

„Wohlgeborener, Insonders hochgeehrtester Herr! Schon zu Anfang Oktobers vergangenen Jahres, als Ihro des Herrn Fürsten von Solms-Braunfels Durchl. für das mitgeteilte antiquarische bedeutende Werk meinen schuldigen Dank darzubringen nicht verfehlte, nahm ich mir zugleich die Freiheit zu vermelden, daß unter denen in hiesiger Gegend aufgefundenen Altertümern, sich eins befindet, das vielleicht dem dortigen, Tab. XI dargestellten einige Aufklärung geben könnte. Mancherlei Umstände verhinderten mich an diesem angenehmen Vorhaben, und jetzt erst sehe ich mich im Stande, Zeichnung und Nachricht zu übersenden, welche mit meinen untertänigsten Empfehlungen Ihro Durchlaucht vorzulegen bitte.

Das Instrument, welches wir für eine Art von Cymbel hielten, ist zerbrochen dargestellt, wie es in meiner Sammlung befindlich. Man sieht auf diese Weise besser das Innere und die Zartheit des Gusses. In dem neuesten Stück von Kunst und Altertum ermangelt es nicht an ehrvoller Erwähnung Ihres, jedem Altertumsforscher gewiß höchst interessanten Werkes.

Der ich mit den besten Wünschen für das nächste Jahr und devoter wiederholter Empfehlung an Ihro Hochfürstliche Durchlaucht die Ehre habe mich zu unterzeichnen

Ew. Wohlgeb.
ergebenster Diener
Weimar, den 12ten Goethe.
Jänner 1820.

„Vater hat nämlich ein Buch über Altertümer geschrieben, und Ernestine hat die Titelzeichnung gemacht", erklärte Marianne wichtig, „und Goethe hat das Buch in der Zeitschrift von Kunst und Altertum erwähnt und gerühmt."

„Nun sei 'mal still, Plappermäulchen", sagte die Mutter, „und hole mir eine neue Spule." „Haben Sie noch mehr Bücher geschrieben, Herr Archivrat?" fragte Ludwig Hersfeld. „Noch eins über unser Fürstenhaus, das mit dem Hause Nassau gleichzeitig aus Salischem Königsstamme erblüht ist."

Mrianne brachte der Mutter eine neue Spule für ihr Spinnrad, und übergab dem Vater einen Brief, der noch am Abend abgegeben worden war. Er öffnete ihn und sagte: „Es ist eine Einladung von meinem Freund, dem Kirchenrat, der wie alljährlich ein Fest in seinem Garten gibt." Marianne jubelte und sah verstohlen auf Ludwig Hersfeld, den

der Vater gerade fragte, ob er Lust hätte, an dem Feste teilzunehmen. Ludwig in seiner bescheidenen Art sagte nicht ja und nicht nein, aber Karl rief: „Natürlich nehmen wir teil, das gibt einen Hauptspaß, die ganze Haute volée von Braunfels lernst du kennen.“ „Dann kommt auch Melanie von Waldhaus hin“, sagte Marianne mit einem Seitenblick auf ihren Bruder. „Das ist mir höchst gleichgültig“, sagte der. „Sie mag dich aber gern leiden“, beharrte Marianne. „Sei still, Kind“, meinte Ernestine, und die Mutter, die aufgestanden war und sich neben ihren Mann gesetzt hatte, sagte: „Spiele uns etwas vor, Marianne.“

Marianne ging gehorsam zum Klavier. „Nun, liebe Alte“, sagte der Vater, indem er den Arm um die Schulter seiner Frau legte, „wir haben wohl wieder etwas viel geredet, von dem, was uns freut und was uns kränkt, und nun willst du unsere Gemüter zum Frieden stimmen?“ Sie winkte ihrem Eheherrn zu, und dann waren alle still: denn tadellos gespielt, zogen die Klänge einer Beethovenschen Sonate durchs Zimmer. Ludwig saß still in seinem Sessel und sah auf Marianne. Sie spielte frei, ohne Noten, und hielt das Gesicht emporgerichtet, als höre sie von oben herab die Töne, die sie selbst dem Instrumente entlockte. Ein lieblicher Ausdruck lag auf ihrem jungen Gesicht: Ludwig hätte sie stundenlang ansehen mögen. Aber sie war zu Ende und ließ die Hände in den Schoß sinken. „Nun noch ein Abendlied, Maus“, sagte die Mutter. Marianne intonierte leise, und dann sangen sie und Ernestine zusammen, mit klaren, hellen Stimmen:

„Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Weh'n;
Nun hört man aller Orten
Der Engel Füße geh'n.
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Macht:
Wirf ab Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!“

Drittes Kapitel.

Muntere Stimmen schwirrten durch den Park, der sich an den Garten des Kirchenrats anschloß. Die Honoratioren von Braunfels waren fast alle der Einladung gefolgt, auch der Fürst, eine hohe, edle Erscheinung, hatte sich eingefunden und unter die Gäste gemischt. Die junge, holde Fürstin saß unter den älteren Damen und unterhielt sich leutselig mit ihnen.

Geschmeidig scharwenzelte der Hofkammerrat Waldhaus um den Fürsten herum, und stimmte ihm in allem was er sagte, untertänigst zu. Dem Fürsten wurde diese bedientenhafte Jasagerei bald zuviel, und er wandte sich darum immer häufiger dem Archivrat zu, der in gerader Haltung an seiner anderen Seite ging. Dann blieb der Fürst, an eine Eiche gelehnt stehen, und unterhielt sich so geflissentlich mit dem Archivrat, daß Waldhaus sich erstaunlich überflüssig vorkam, den jungen Aslar am Ärmel erwischte und in ein Gespräch verwickelte.

Der war wenig erbaut von dieser Liebenswürdigkeit des Hofkammerrats. Er hatte etwas anderes im Sinn, als sich mit dem ihm unsympathischen Herrn zu unterhalten. Aber er durfte nicht unhöflich sein und stand Rede und Antwort. Als aber nun Melanie von Waldhaus noch hinzutrat und in liebenswürdigster Redewendung Karl Aslars Aussehen und seine Tüchtigkeit lobte, wurde es ihm schwül; er murmelte eine Entschuldigung und verschwand. Verdutzt sahen die beiden ihm nach, und Zornesröte stieg in Melanies Wangen.

Ihr Vater wandte sich nach dem Fürsten hin; aber der sprach noch immer mit dem Archivrat und beachtete ihn nicht. Waldhaus knirschte mit den Zähnen. Immer wieder kam dieser Dickschädel, dieser alte Aslar zu Ehren, und er mußte dann hinter ihm zurückstehen. Aber es kamen auch wieder andere Zeiten, und dann wollte er den beiden Aslars die Zurücksetzung und Kränkung heimzahlen, die er und Melanie eben durch sie erduldeten. Seine Tochter einfach stehen zu lassen, der unverschämte junge Fant; was bildete der sich überhaupt ein? Er nahm den Arm seiner Tochter, die noch immer auf demselben Flecke stand, und ging mit ihr auf und ab. Die Tochter zog ihn tiefer in den Wald hinein, sie wollte sehen, wohin Karl Aslar gegangen war. Als sie ihn und die mit ihm waren entdeckt hatte, zog sie rasch wieder ihren Vater zurück, und zornige Tränen stiegen in ihre Augen.

„Warte nur Kind“, sagte der Vater, „warte nur, ich zahl's ihm heim, geht's heute nicht, so gehts in der Zukunft. Es soll für den Alten, der mich bei dem Fürsten aussticht, und für den schwarzrotgoldenen Sohn schon noch die Stunde schlagen, wo sie es fühlen sollen, daß man den Hofkammerrat Waldhaus nicht ungestraft beleidigen darf. Siehe, da kommt der Junker Hollersfeld, Offizier in preußischen Diensten, alte Familie, reich; sei liebenswürdig zu ihm, Melanie; für solchen Windhund wie den jungen Aslar bist du mir viel zu gut.“

Mit Zuvorkommenheit wurde der Junker begrüßt und wandelte mit den beiden, bis sie in die Nähe des Fürsten kamen, der jetzt Waldhaus heranrief, so daß Melanie mit dem Junker allein weiter ging. Der Junker erschöpfte sich in Artigkeiten der schönen Melanie gegenüber, die ihn sonst kalt behandelt hatte, heute aber, mit den zornigen Schmerzen im Gemüt und eingedenk den Worten ihres Vaters, äußerst liebenswürdig war.

Karl Aslar hatte, als er sich von den Waldhausens frei gemacht, seinen Freund aufgesucht und ihn an eine Ulme gelehnt gefunden, wie er mit glänzenden Augen eine Szene beobachtete. Marianne war, als sie die Gastgeber begrüßt hatte, mit einem Jubelruf auf ein junges Mädchen zugestürzt und, hatte sie weg von den andern, tiefer in den Park hineingezogen. Ludwig war ihnen gefolgt und beobachtete sie, und so fand ihn Karl. Letzterer kannte die Freundin seiner Schwester nicht, es mußte eine Fremde sein. Dunkles Haar lag in schlichten Wellen um ihren Kopf; die Haltung war stolz wie die einer Königin, aber auf dem jungen Gesicht lag ein schwermütiger Ernst, der noch verstärkt wurde, wenn sie die große Augen voll auf einem anderen ruhen ließ.

Die beiden Freundinnen saßen auf einer Bank unter einer knorrigen Eiche, und man konnte sich keinen schärferen Kontrast denken, als die dunkle Fremde im rosa Kleid mit einer weißen Rose an der

Brust, und die lebhafte kleine Marianne in duftiges Weiß gekleidet, mit ein paar roten Rosen im blonden Haar. Eben sah sie auf und sah ihren Bruder und dessen Freund. Flink wie ein Wiesel kam sie angelaufen, faßte ihres Bruders Hand und zog ihn, indem sie Ludwig fragte, ob er mit käme, zu ihrer neuen Freundin.

Dorothea von Arnfeld hieß sie, war eine Nichte des Kirchenrats und die Tochter eines Offiziers in österreichischen Diensten. Karl Aslar zuckte zurück. „Österreich?" Er war kein Freund von Österreich; niemand verfolgte die schwarz-rot-goldenen Farben mehr als der österreichische Minister. Aber was konnte dieses junge Mädchen dafür, daß sie Österreicherin war!

Er holte sich einen der Feldstühle, die überall verteilt standen, herbei und setzte sich ihr gegenüber. Ludwig hob Marianne den heruntergefallenen Fächer auf und sah ihr freundlich in das liebe Gesicht. Sie wurde rot; als er aber dann sehr ernsthaft mit ihr zu sprechen begann, gab sie ihrem kindlichen Wesen einen ordentlichen Ruck, um sich der respektvollen Unterhaltung würdig zu zeigen. So hatten sie es beide nicht gemerkt, daß Karl und Dorothea aufgestanden waren und sich von ihnen entfernt hatten.

Die zwei gingen durch den Wald. Karl erzählte Dorothea von seiner Studentenzeit, aber wann er sie ansah, wurde er verwirrt und schwieg still. Die Sonne lag warm auf dem dunklen Grün und spielte mit dem trocknen Laub auf dem Erdboden. Es raschelte unter den Schritten der beiden jungen Menschenkinder, deren Augen sich immer wieder suchten, als hätten sie nur auf einander gewartet, und endlich sich gefunden. Karl wollte so gern von ihrem Leben, ihrem Vaterhause hören, aber sie sagte nur kurz, daß ihre Mutter schon frühe gestorben sei und eine Base den Haushalt führe. Sie sei das einzige Kind ihres Vaters, und dann brach sie kurz ab, und der melancholische Zug, der ganz verschwunden gewesen war, während sie mit Karl durch den Wald ging, erschien wieder, wie ein geheimer Schmerz auf ihrem Gesicht.

Aus der Ferne klangen muntere Fanfaren, und Karl und Dorothea schritten dem Sammelplatze zu, wo ein Picknick die ganze Gesellschaft vereinte. Eine Musikkapelle spielte heitere Weisen, die Dämmerung sank leise herab, und bunte Lampen glühten zwischen den Bäumen auf.

Das Fürstenpaar war nach Hause gefahren. Auf dem Gesicht des Archivrats lag stille Freude, er war wieder mit seinem geliebten Fürsten in Frieden. Er wandte sich einer Gruppe Herren zu, bei denen sich auch Waldhaus befand, der aber wegging als Aslar herankam. Aslar ließ ihn ruhig gehen; um seine Lippen spielte ein leises Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Nassauische Dialektproben XIII.

Bauern-Stoßseufzer.
(Wispertal-Dialekt.)

Maant m'r dann deß's meeglich wär'
Bei dene schleechte Zeire!
Jetzt soll e Wasserlaring her;
Die Gemaan kann des net leire.

Was hot die Laring nor for'n Zweck?
Des waaß de liewe Gott.
De' Karre stickt genu im Dreck;
Die Gemaan, die mächt Bankrott.

So'n dicker Bauer, der kann lache;
De arm Mann kimmt uff de Hund.
De Vollemaaschter, der kanns mache;
Die Gemaan die geht ze Grund.

O je, des gibt e bees Geschicht!
Was koscht d'r des Monete!
Die Berjer wer'n ze Grund gericht;
Die Gemaan, die geht dran pleete.

Des ganze Geerschtche geht jetzt druff;
Des is noch gor net alles.
Die Wasserlaring frißt uns uff;
Die Gemaan, die krieht de Dalles.

Un alles krieht des Ungemaach,
Ehr liewe Leit, kaa Wunner!
Die lausig Laring treibt jo aach
Die Gemaan die Bach enunner.

O weh, was wern m'r ingesaaft!
M'r komme an de Judd.
M'r sin verrote un verkaaft;
Die Gemaan, die geht kaput.

Heit saar ich uff em Roothes noch:
„Ehr treibt's doch bal zu arig!
Die Laring is for uns Gemaan
De Dodena'el!" saar' ich.

C. Jung.

J. B. G. **Nassauische Verluste in der Schlacht bei Waterloo.** In dem letzten entscheidenden Kampfe gegen Napoleon bei Waterloo haben auch die Nassauer wacker mitgeholfen. Schon ein Blick auf die Verlustliste läßt das erkennen. Es fielen aus den einzelnen Ämtern: Braubach 17, Diez 5, Dillenburg 6, Eltville 6, Hachenburg 12, Hadamar 4, Herborn 3, Hochheim 7, Höchst 17, Idstein 14, Königstein 20, Langenschwalbach 2, Limburg 10, Marienberg 8, Montabaur 13, Nassau 6, Nastätten 4, Rennerod 2, Runkel 10, St. Goarshausen 3, Selters 20, Usingen 19, Walmerod 25, Wehen 7, Weilburg 13 und Wiesbaden 5 Mann; im ganzen blieben 6 Offiziere und 270 Unteroffiziere und gemeine Soldaten. Teils leicht, teils schwer verwundet waren 35 Offiziere und 694 Unteroffiziere und Soldaten. Dabei sind die Gebliebenen aus den 1815 preußisch gewordenen Gebietsteilen nicht eingerechnet.

K. W. **Wie der hanauische Keller zu Bergen anno 1664 in Nied verfuhr.** Ein an Köpenick erinnerndes Stückchen leistete sich anno 1664 der hanauische Keller zu Nied. Der Ort war zwar hanauisch; die Oberherrlichkeit und das Recht, den Schultheißen zu ernennen, stand jedoch dem Mainzer Kurfürsten und seinem Oberamtmann zu. Hierüber kam es zu manchen Übergriffen auf beiden Seiten, zumal Hanau als Erbe der Grafschaft zum Bornheimer Berg keinen Oberherrn außer dem Kaiser wollte. Am 13. Juni 1664 drang nun der Keller des Berger Amtes mit einigen handfesten, bis an die Zähne bewaffneten Männern unverhofft in Nied ein und erklärte dem ganz verblüfften Schultheißen, Mainz habe auf sein Hoheitsrecht verzichtet; er, der Schultheiß, sei abgesetzt und

müsse sofort die bereits erhobenen Gefälle an ihn abliefern. Zitternd und ohne Widerrede rückte der Schultheiß alles heraus. Darauf versammelte der Keller die erstaunte Gemeinde, stellte ihr den „Newen Würth und Biersieder von Nidda" (namens Tempel), einen hanauisch gesinnten „unruhigen Kopf", als Schultheißen vor, ließ Treue gegen Hanau geloben und befahl dem alten Schultheißen bei Strafe, sich nunmehr jeglichen Dienstes zu enthalten. Der Oberamtmann von Höchst, Wolff Hartmann, Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, war über dieses Verkommnis höchst erstaunt, da ihm seine Behörde gar nichts mitgeteilt hatte. Auf seine eilige Anfrage erfuhr er dann von seinem gnädigen Herrn, Johann Philippsen, wie sehr sich die Nieder hätten ins Bockshorn jagen lassen. Ganz ergrimmt rückte am andern Tag Dalberg sofort mit „genugsamer Mannschaft" in Nied ein, dessen „Nachbarn" nun denselben „Staatsstreich" noch einmal, aber in umgekehrter Form erlebten. (**Wiesbadener Staatsarchiv.**)

J. B.-G. **Die Pfarrgebäude in Lorsbach.** Sowohl das hiesige Pfarrhaus, als auch die danebenstehende Scheune machen einen recht altertümlichen Eindruck. Sie sind beide nicht mehr zeitgemäß, nicht mehr modern, dazu auch recht baufällig. In lobenswerter Weise hat man nun beschlossen, vorerst die Scheune niederzulegen und es wird dann später auch dem alten Wohnhaus an den Kragen gehen. Die Pfarrscheune wurde 1695, das Pfarrhaus 1720 erbaut. Die Chronik berichtet hierzu: Nachdem das alte Pfarrhauß, so im Jahre 1569 soll erbauet seyn werden und also die lange Zeit über sehr Baufällig worden war, so daß man ohne große Lebensgefahr nicht mehr darinnen wohnen konnte, alsbald wurde sogleich hoc in anno 31. Maji mit Zimmerleuth und Maurern, bono cum deo, der Anfang gemacht, und den 29. July glücklich aufgeschlagen, sondern auf den 14. November huius anni von mir Andreas Koch, der Zeit Pfarrer allhier, mit Gottes Hilfe und Gnade Bezogen und Bewohnt. Die beiden Gemeinden Lorschbach und Langenhain habens müssen Bauen. — Seit der Erbauung haben vierzehn Pfarrer in dem Pfarrhause gewohnt.

J. B.-G. **Lob eines oranischen Fürsten.** In einer im Jahre 1814 erschienen Broschüre, die die Frage „Was könnte für Europa in Wien geschehen?" behandelt, gibt der Verfasser seiner Bewunderung für den Fürsten Wilhelm Friedrich von Oranien in folgenden begeisterten Worten Ausdruck: Gott hat im Westen von Deutschland, in dem Fürsten Wilhelm Friedrich von Oranien, einen Schutzengel, nicht nur für seine Länder, sondern für ganz Europa hingestellt, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften für deren Sicherheit und Wohlfahrt unermüdlich besorgt ist. Verweilet, ich bitte, einige Augenblicke bei diesem Muster der Fürsten; gebet ihm tausend Millionen und er besinnt sich keinen Augenblick, sie alle zur Erleichterung der schweren Schuldenlast seines Volkes und zu dessen Bestem anzulegen. Heil dir, trefflicher Fürst! Einst wirst du glänzen neben Alfred und Heinrich und Georg von Anhalt und Ernst von Gotha und Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Franz Ludwig von Bamberg und anderen, ähnlichen Fürsten. Heil dir, Niederlands Volk! Wie sanft muß dir der Wechsel von dem schweren unerträglichen Joche des Tyrannen zu dem gerechten Zepter geworden sein. Es soll Uneinigkeit bestehen, ob ihm die Königskrone anzubieten sei? Er selbst wird nicht darauf antragen. Eine trägt er schon in seinem Herzen, und eine andere wird ihm noch werden, gegen die alle Kronen der Erde eine Schmach sind. Wie sehr dieser Fürst von der hohen Aufgabe seines Herrscherberufs durchdrungen war, davon geben die Worte Zeugnis, die in Ph. A. Nemnichs Tagebuch, Tübingen 1809, zu finden sind, wo die Rede ist von dem, was der Fürst von Oranien während seiner leider nur kurzen Regierung des Bistums Fulda zum Flor dieses Landes getan hat. Da wird die Äußerung wiedergegeben, welche ihn als echten Fürsten kennzeichnet; sie lautet: „Ich gehe bei meiner Regierung immer von der Ansicht aus, daß mir meine Länder nur als einem Verwalter anvertraut sind, und diese Verwaltung muß ich so führen, daß ich jeden Augenblick zur strengsten Rechenschaft bereit stehen kann." Wer so von seinem Fürstenberuf denkt, der hat ihn richtig erfaßt.

L. L. **Die Paulinenstiftung zu Wiesbaden.** (Zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum.) Eine der letzten segensreichen Taten, durch welche Herzogin Pauline ihr Land beglückte, war die Erwägung von Plänen und Projekten zur Errichtung einer Wohltätigkeitsanstalt, die sich der Kinder- und Krankenpflege, sowie der Ausbildung von Schwestern widmen sollte, und zugleich auch Dienstmädchen ohne Anstellung als Herberge zu dienen bestimmt sei. Die edle Fürstin erlebte die Verwirklichung ihrer hochherzigen Pläne nicht mehr. In pietätvollem Gedenken nahm Herzogin Adelheid das Werk in die Hand, um es, in Gemeinschaft mit Herzog Adolf, im Sinne der Verewigten auszubauen. Klein waren die Anfänge: 1857 wurde durch zwei evangelische Krankenschwestern aus Kaiserswerth in der Schwalbacher Straße ein Station errichtet. Anfang der sechziger Jahre entstanden am Anfange des Nerotales die ersten Anstaltsgebäude, bescheiden ausgestattet, welche jedoch mit der Zeit durch Um- und Anbauten vergrößert wurden. Auf die Ausbildung von Dienstmädchen und Erziehung kleiner Kinder ward jetzt das Hauptaugenmerk gerichtet, aber auch der Krankenpflege ward Sorge getragen (seit 1867). Während des Feldzuges 1870/71 diente das Institut durch Verpflegung von mehr als 60 Offizieren treu dem Vaterlande. Eine Stiftung von Frau Pauly-Vogel bot erwünschte Gelegenheit zum Neubau eines Krankenhauses. Aber bald genügten auch diese Räumlichkeiten nicht mehr. Durch die 1890 von Verlagsbuchhändler Kreidel testamentarisch überwiesene Schenkung von 200 000 Mark wurde die Erwerbung eines großen Terrains an der Schiersteiner Straße ermöglicht. Es erfolgte die Umwandlung des Stifts in ein Diakonissen-Mutterhaus. Am 15. Dezember 1896 erfolgte die Einweihung des prächtigen neuen Gebäudes. Architekt Schellenberg hat es für die Summe von 360 000 Mark in praktischer und zweckdienlicher Weise errichtet. Der viergeschössige Bau, berechnet für 250 Personen, enthält zunächst die Kranken- und Schwesternstation, Räume für Beherbergung der Kinder und zu pädagogischen Zwecken dienende Säle, Hallen und Veranden; auch eine Kapelle ist dem Stifte angegliedert. Besondere Verdienste um die Leitung der Anstalt, der sie ihre Kräfte rückhaltlos widmeten, erwarben sich Frau Landoberforstmeister Freifrau von Massenbach und ihre Tochter Freifräulein Auguste von Massenbach, die bis 1890 als Oberin wirkte. Unter der Leitung der jetzigen Oberin, Freifräulein von Wintzingerode ist die Anstalt in stetem Aufblühen begriffen: 78 Schwestern, darunter 30 Diakonissen waren 1905—1906 mit der Pflege von 840 Kranken beschäftigt (291 Männer, 373 Frauen, 176 Kinder). Die Säuglingsstation versorgte 37 Kinder. Das Mutterhaus zählt 23 Außenstationen (darunter auch das Fliednerheim in Eppstein), in denen 31 Schwestern tätig sind; 3862 Personen fanden hier Aufnahme und Pflege. — Viel Not, Elend und Jammer ist schon durch das humane Wirken seitens der opferwilligen Krankenpflegerinnen und Schwestern gelindert worden. Allgemein und herzlich war deshalb auch die Teilnahme an dem 50. Jubelfeste am 23. Januar, wobei Generalsuperintendent D. Maurer in Gegenwart des Regierungspräsidenten und anderer Spitzen der Behörden die Festrede hielt. Die Kaiserin sandte einen Glückwunsch telegraphisch. Großherzog Wilhelm von Luxemburg, durch Kammerherrn von Brandis bei der Feier vertreten, dekorierte den Anstaltsgeistlichen Christian und den leitenden Arzt Dr. Pagenstecher. Die Oberin erhielt eine Medaille mit den Bildnissen des alten Herzogspaares.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

Das Hoftheater brachte in der letzten Zeit keine Novitäten oder Neueinstudierungen. Die Oper beherrscht das Repertoire nach wie vor.

Der Kaiser wird zur Einweihung des Kurhauses nach Wiesbaden kommen und längere Zeit hier verweilen. Für diese Zeit sind Festspiele im Hoftheater in Aussicht genommen. Joseph Lauff wird ein Festspiel zur Eröffnung des Kurhauses dichten. Dann sollen zur Aufführung kommen: „Herodes und Mariamne" von Hebbel, „Samson und Dalila" von Saint-Saëns, „Das Nachtlager von Granada" von Kreutzer und „Armide" von Gluck.

Residenztheater.

Das Residenztheater hat in den vergangenen Wochen bei zwei Schwänken volles Haus gehabt, bei dem neuen „Der Tanzhusar" von W. Jacoby und H. Pohlmann und dem alten „Madame Bonivard" von A. Bisson und A. Mars.

Literatur.

* **Adam Notmann.** Ein Leben in der Zelle. Roman von Fritz Philippi, 343 S. Berlin, G. Grote. — Fritz Philippi ist Pfarrer am Zuchthaus zu Diez geworden. Die Frucht seiner kurzen Wirksamkeit liegt bereits in Form eines Zuchthausromans vor. Wir haben diesen mit Interesse gelesen; denn Philippis Gestaltungskraft ist groß, und er weiß sich psychologisch in das Menscheninnere zu vertiefen. Aber wir sagten, als wir zu Ende waren: Vielleicht hätte er den Roman besser nicht geschrieben; denn er erhebt nicht, er drückt nieder, mindestens aber läßt er unbefriedigt. Der Inhalt ist kurz der: Adam Notmann, ein Bauernsohn, der Theologie studiert hat, hat in einem Streite mit seinem Vater, den er wegen Mißhandlung seiner Mutter und als Ursache von deren vorzeitigem Tode haßt, erschlagen und dafür seine Zuchthausstrafe erhalten. In der Einsamkeit der Zelle zieht nun sein ganzes vergangenes Leben an ihm vorüber; er durchlebt es noch einmal und kämpft den schweren Seelenkampf durch: Bin ich zu Recht verurteilt oder nicht; hat man das Recht mich zu verurteilen gehabt; wie steht es um mein Heil, um Vergebung und Erlösung? Ob er mit sich zum Klaren gekommen, ist trotzalledem nicht erkennbar. Seite für Seite verfolgen wir dies Grübeln und Selbstquälen, in die inneren Vorgänge sind die äußeren eingeflochten; es ist mitunter wie ein Wandeln im Labyrinth. Wenn wir den Roman von dem Standpunkte des Zellenmenschen aus betrachten, denn müssen wir sagen, Philippi hat es meisterhaft verstanden, aus dem Innern der gefolterten, verwirrten Seele heraus zu schildern. Aber eben dieses Martyrium zu verfolgen, ist für den Leser schrecklich, weil es endlos ist. Und noch eins. Der Erzählton ist zu pastoral. Liest man nur das erste Kapitel, so meint man, man höre eine Predigt; später wird es ja wohl etwas besser. Möge Philippi sein anerkanntes Talent künftig an einem freundlicheren Stoffe und in einer lebendigeren Sprache erproben.

* **Die Lichtung.** Deutsche Monatsschrift, herausgegeben von Hans Ludwig Linkenbach und Georg Ludwig Reutlinger. Verlag von Dieterich (Theodor Weicher), Leipzig, 12 Hefte 5 Mk. jährlich. — Der vorigen Nummer der „Nassovia" lag ein Prospekt des neuen Unternehmens bei, das von zwei poetischen, optimistischen jungen Landsleuten ausgeht; Linkenbach ist den „Nassovia"-Lesern aus seinen Beiträgen bereits bekannt. Die Zeitschrift soll „eine Lichtung sein im Dunkel egoistischer Parteigetriebe wie im Schattendasein sich kleinlich befehdender Literatur- und Kunstbestrebungen, im engen, hastenden Kleinleben aber ein Ruhepunkt und ein Ausblick, lichte Gedanken weckend, friedliche, doch auch kampfesfrohe. Frischfreiem Wort, jungfroher Dichtung ein Hort, ein Heim! — unser Zweck!" Das läßt sich hören. Wir haben in unserer Zeit tatsächlich so viele Richtungen und Strömungen in der Literatur, die einander entgegen und durcheinander laufen, daß einem ängstlich zumute werden kann. Um so löblicher ist es, wenn sich die beiden redlich Wollenden als rechte Fischer betätigen, die aus dem Quirl gute Fische zu angeln verstehen, einerlei ob Hechte, Karpfen, Schleien u. s. w. Mit anderen Worten, sie mögen sich bemühen, die Vertreter der verschiedenen Richtungen zu Worte kommen zu lassen mit dem Besten, das diese zu bieten vermögen. Die Leser können sich dann selbst ein literarisches Urteil bilden. Wir empfehlen die neue Zeitschrift, die sich auch in der Ausstattung modern elegant präsentiert, der Geneigtheit unserer Leser.

Neues aus Nassau.

Am 23. Januar feierte die Paulinenstiftung oder, wie die Wiesbadener sagen: das Paulinenstift ihr fünfzigjähriges Bestehen. (S. letzte Miszelle in dieser Nummer.)

Die Stadt Kaub kann in diesem Jahre ein vierfaches Jubiläum begehen. Anno 1507 (400 Jahre) wurde sie nach Beendigung des pfälzisch-hessischen Krieges Hessen zugesprochen, das aber nie in ihren Besitz gelangte. Im Jahre 1607 (300 Jahre) ließ Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz den Eisbrecher am Pfalzgrafenstein anbringen. Im Jahre 1807 (100 Jahre) wurde Burg Gutenfels auf Abbruch versteigert. Endlich 1867 (40 Jahre) wurde der Rheinzoll aufgehoben.

Limburg hat die Zahl von 10 000 Einwohnern überschritten.

Die bekannte Champagnerfirma Henckel u. Komp., bisher in Mainz, hat an der Adolfshöhe, auf der Ostseite der Wiesbadener Allee, auf Biebricher Gemarkung ein ausgedehntes Terrain erworben und wird dort ihr Etablissement einrichten.

Nassauischer Geschichtskalender.

Februar.

2./4. 1809. Rekognoszierungsgefechte des 2. Regiments Nassau unter Befehl des Brigadegenerals von Schäffer bei Almaraz. (Spanischer Feldzug.)

9. 1804. Infolge der Neuerwerbungen durch den Reichsdeputationshauptschluß nehmen die beiden nassauischen Regenten (Usingen und Weilburg) den übereinstimmenden Titel: Fürst zu Nassau, Pfalzgraf bei Rhein, Graf pp. an.

12. 1673. Kurfürst-Erzbischof Johann Philipp von Mainz aus dem Hause Schönborn stirbt. Sohn eines kurmainzischen Amtmanns, am 6. VIII. 1605 zu Laubuseschbach geboren, wurde er 1619 Kleriker, Domicellar zu Würzburg und Mainz, Rittmeister (eine Zeitlang), Domkapitular, 1642 Bischof zu Würzburg und 1647 Kurfürst-Erzbischof zu Mainz. Um das Zustandekommen des Westfälischen Friedens hat er sich sehr verdient gemacht.

14. 1718. Fürst Wilhelm Heinrich I. von Nassau-Usingen stirbt. Geboren am 2. März 1684, folgte er seinem Vater Walrad 1702 in der Regierung nach, zunächst unter Vormundschaft. Er heiratete 1706 die Prinzessin Charlotte Amalie von Nassau-Dillenburg, welche die Vormundschaft über ihre Söhne übernahm.

15. 1582. Die Erstürmung von Reifenberg, von Friedrich von Reifenberg und seinem Vetter Marsilius versucht, wird von den verwandten Besitzern der Burg abgeschlagen. Friedrich war ein besitz- und ruheloser Landsknechtführer.

17. 1402. Graf Diether VI. von Katzenelnbogen stirbt. Er war der Sohn des Grafen Johann I. von der neukatzenelnbogischen Linie und regierte seit 1357. Sein Sohn Johann III. vereinigte durch Heirat die altkatzenelnbogischen Gebiete mit den seinen.

Briefkasten.

H. S. in W. Graf Philipp I. von Nassau-Weilburg (1371—1429) brachte Saarbrücken an Nassau.

Dr. **H.** in **S.** Wir verweisen Sie auf die betr. Notiz in Nr. 23 von 1906.

K. S. in B. Besten Dank für Zusendung der „Mitteilungen".

Redaktionsschluß: 25. Januar.

Inhalt: Der tote Postillon Von Th. Gesky. In der Heide. Von G. Knauer. (Gedichte.) — **Viktor, Prinz zu Wied.** Von Dr. C. Spielmann. (2. Forts.) — **Kloster Thron.** Von K. Wolff. (Schluß) — **Nassau-Dillenburg vor dem Dreißigjährigen Kriege.** Von J. Benner. (Schluß) — **Schwarz-rot-gold.** Von S. Krücke. (2. Forts.) — **Miszellen.** — **Theater zu Wiesbaden.** — **Literatur.** — **Neues aus Nassau.** — **Nassauischer Geschichtskalender.** — **Briefkasten.**



№ 4. **Wiesbaden, den 16. Februar 1907.** **8. Jahrgang.**

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die Kapelle bei Salz.

(Unterwesterwald.)

Alte, schlichte Waldkapelle!
Beten sah ich fromme Wesen
Oft an deiner hehren Schwelle
Und von herbem Leid genesen.

Ernst blickst du, wie eine Nonne,
Aus der weißen Mauerhülle
Sinnend in die Abendsonne
In des Feiertages Stille.

Viele kommen, viele gehen,
Die den Glauben nicht verloren,
Die in Herzensinbrunst flehen
Und zum Trost dich auserkoren.

Selig, die zu dir sich flüchten,
Alles Leid vergessen lernen
Und den Blick nach oben richten,
Nach des Himmels ew'gen Sternen!

Alte, schlichte Waldkapelle,
O wie bist du mir so traut!
Hab' ich doch an deiner Schwelle
Wahre Andacht stets geschaut.

Der alte Sänger an den Tod.*)

Reiße nicht mit wilder Hast
Von der Harfe mir die Saiten;
Laß mit meinem letzten Lied
Sachte meinen Geist entgleiten.

Sieh', nur her, du milder Tod!
Sieh', es zittern meine Hände!
Nur noch einen Mollakkord:
Bald, sehr bald bin ich zu Ende.

Laß den alten Sänger erst
Noch sein Abschiedsliedlein spielen!
Leichter wird das Sterben sein
In harmonischen Gefühlen.

Johanna Gasser.

*) Komponiert von Eugen Eschwege.

Viktor, Prinz zu Wied.

4) Ein fürstlicher deutscher Freiheitskämpfer. Von Dr. C. Spielmann. (3. Fortsetzung.)

Napoleon hat nach seinen anfänglichen Erfolgen in Spanien Niederlagen seiner Generale zu verzeichnen. Das spanische Volk erhebt sich; — helle Freude, die der Prinz darüber empfindet, spricht sich in den folgenden Briefen aus. Das ist der Volksaufstand, den er gewünscht hat. „Ich bewundere unsere katholischen Spartaner auf der Pyrenäischen Halbinsel von ganzem Herzen, wenn ich nicht an den Fanatismus denke, der sie eigentlich begeistert." Aber er hat wenig Hoffnung, weil sich niemand ihrer annimmt. Sollten sie nicht die Deutschen zur Nacheiferung anspornen! Ein Signal für den Norden, ein Mann an die Spitze des Volkes, und Österreich würde beispringen. Der König von Preußen käme zurück (er residierte bekanntlich damals in Königsberg); auch Süddeutschland würde sich besinnen und der deutschen Sache wieder zufallen. „O, nur zu träumen, macht vor Freude zittern! Allein keinen gewöhnlichen Krieg dürfen wir gegen Räuber führen. Millionen, wie in Spanien, müßten sich gegen sie erheben, alle ersinnliche Wut und Begeisterung muß in das Volk gebracht, keine Gefangenen dürfen gemacht und kein Blut darf geschont werden. Mir kommt es im Geiste vor, daß noch mit der Zeit ein Tag der Nationalrache kommen werde." Man sieht, es sind — im September von 1808 — die Wünsche und Hoffnungen vorausgenommen, die man im folgenden Jahre bei der Erhebung Österreichs hegte. „Wenn wir nur alle wollen", meint der Prinz immer und immer wieder; aber es wollten eben nicht alle. Broschüren über dies Thema, Aneiferungen zum Wollen, erschienen eine Anzahl; doch dabei blieb es.

Bereits im Dezember von 1808 hatte Napoleon seinen zweiten Feldzug nach Spanien siegreich beendet. Die Ansicht des Prinzen, daß die Spanier geschickt manövrierten, um ihn in die Falle zu locken, war unrichtig. Es kam das Jahr 1809, wegen einer alten Prophezeiung allenthalben, auch von der Fürstin, für ein Glücksjahr gehalten. Napoleon sah nunmehr selbst einen neuen Krieg mit Österreich als unvermeidlich an; er legte es deshalb darauf an, den Gegner herauszufordern. Der Prinz schreibt im Februar wieder hoffnungsreicher: „Vielleicht ist das Maß der französischen Schandtaten durch die spanische Geschichte voll geworden, vielleicht ist Europa genug gestraft und Deutschland aus seiner schmählichen Lethargie geweckt; der Himmel hat vielleicht seine Absicht erreicht und ist nun im Begriff, das Werkzeug seiner Korrektion selbst zu zerstören!" Nur zweierlei betrübte ihn, die Aussicht, im bevorstehenden Kampfe wieder gegen deutsche Brüder fechten zu müssen, und der Umstand, daß bei den erneuten Offizierstellenbesetzungen Befähigung und Verdienst oft durch Protektion und Intrigue beeinträchtigt wurden. Auch er litt darunter unangenehm, blieb aber, was seine Person betraf, deswegen gleichgültig: „Ich suche nichts, ich beklage mich aber auch nicht, sondern denke, daß ich diene, um für die gute Sache zu fechten, nicht aber um Karriere zu machen." Er studiert zur Ablenkung Humboldts „Ansichten der Natur", die er auch seinem Bruder Max empfiehlt.

Anfangs des März schreibt er aus Sobieslaw, nordöstlich von Budwies in Böhmen:[7]) „Es ist mobil gemacht worden. Erzherzog Karl ist Oberbefehlshaber einer Armee von 10 Korps, die zusammen fast 240 000 Mann stark sind und durch Böhmen gegen Mittel- und Norddeutschland vorbrechen sollen, wo sich der Volksaufstand vorbereitet. Es wird immer schwieriger, die Briefe durchzubringen. Der Prinz muß durch die Blume sprechen. Märsche werden als Reisen, Operationen als Heiratsprojekte, der Sieg als die Braut, der Kaiser als der Chef des Hauses, die Armee als die Hauptversammlung, die Unterjochung als Bankerott bezeichnet u. s. w. Nach verschiedenen Zickzackmärschen ging es, nachdem der ursprünglich beabsichtigte Einfall in Mitteldeutschland aufgegeben war, wieder südwärts zur Donau, über diese, und zu Anfang des April folgte plötzlich die Kriegserklärung an Napoleon, und der Einmarsch in Baiern, um den Gegner zu überraschen.

Aber Napoleon war schnell, und wie er vor vier Jahren den österreichischen Feldzug „mit den Beinen gewann", so auch den jetzigen. Der Erzherzog Karl war kaum bis zur Isarlinie vorgerückt, da traf er schon auf die Franzosen und Süddeutschen; vom 18. bis 23. April lieferte ihm der Kaiser die Schlachten und Gefechte bei Regensburg, von denen die Schlacht bei Eckmühl am 22. die Entscheidung für die Franzosen brachte. Der Prinz kämpfte bereits am 18. April mit seiner Kompagnie tapfer bei Kloster Rohr und schlug sich zwei Stunden weit bis auf eine sumpfige Heide durch große Übermacht durch. Am 23., dem Tage des Angriffs der Franzosen auf Regensburg selbst, hatte er das Dorf Weinring zu verteidigen. Die französische Infanterie war aus dem Orte hinausgeworfen worden, da setzten feindliche Karabiniers zur Attacke auf die nachdrängenden Österreicher an. Der Prinz, tapfer allen voran kämpfend, geriet ins dichte Reiterge-

[7]) Um diese Zeit starb der frühere Fürst Friedrich Karl, des Prinzen Vater. Das Ereignis wird in den Briefen nicht erwähnt.

tümmel und wurde umringt. Die Aufforderung sich zu ergeben beantwortete er mit einem wilden Ausfalle; dabei zersprang sein Degen an dem verborgenen Küraß eines der Gegner, und alsbald empfing er selbst einen Hieb, der von der rechten Braue unter dem Auge her über die Nase lief und zugleich einen Stich in den rechten Arm, so daß er die Waffe fallen lassen mußte. Blutüberströmt, geblendet, wurde er von den Feinden vom Pferde gerissen. Sein Feldwebel Fensel warf sich zwischen ihn und die Gegner, bekam einen Hieb, der ihn niederwarf, raffte sich aber auf und verband mit seiner Halsbinde den Prinzen, der dadurch wieder zu sich kam. Die Franzosen wollten beide trennen, vermochten es aber nicht, da der wackere Feldwebel seinen Hauptmann fest umklammert hielt. Die Gefangenen wurden darauf vor den Kronprinzen Ludwig von Baiern nach Egloffsheim gebracht. Dieser damals dreiundzwanzigjährige, ritterliche, echt deutsch denkende Prinz ließ den Verwundeten durch seinen eigenen Leibarzt regelrecht verbinden und verfügte dann seine Abführung und gute Pflege; er wurde nach der Universitätsstadt Landshut, einige Stunden südlich vom Schlachtfelde, gebracht und dem Professor und Hofrat Tiedemann in Behandlung gegeben.[8]) Fensel war von Egloffsheim aus entkommen.

Die Mutter mag von tiefem Schmerze ergriffen worden sein, daß das bildschöne Antlitz ihres geliebten Sohnes jetzt so zerrissen aussah. Er selbst blieb heiter, erklärte seine Wunde für nicht schwer und bemühte sich, recht schön zu schreiben, um ja nicht den Glauben aufkommen zu lassen, es sei schlimmer als er berichtet hatte. Er plauderte nebenbei von allem, was ihn bewegte. Es schmerzte ihn, daß eine so große Menge tapferer Soldaten tot oder blessiert war und der Feind doch gesiegt hatte. Manchen Freund hatte er durch den Tod verloren, den er gleichwohl „mehr beneidete als beklagte.“ Er zeigt sich untröstlich darüber, daß seit sechs Wochen kein Brief seiner Mutter eingetroffen ist. Die gütige, sorgfältige Behandlung durch Tiedemann lobt er dankbar; der brave Arzt versorgte ihn mit Büchern aus der Universitätsbibliothek, und mit Zeitungen, u. a. Winkopps „Rheinischem Bunde“, in welchem er die Aufsätze des Geheimen Rates Gärtner zu gunsten der wiedischen Ansprüche las.[9]) Laut jubelt er, als endlich zu Anfang des Mai die Briefe seiner Mutter und der drei Brüder auf einen Tag einlaufen, neben 800 Gulden, die ihm sehr zu statten kamen. Er läßt trotzdem den „kleinen Ladenvogel“, d. h. den Kommis des Kaufmanns, der die Zahlung vermittelte, stehen und rennt zuerst spornstreichs nach der Post, um die Briefe zu holen. Leid tut es ihm, den Vorschlag seines Bruders August, seine völlige Heilung in Neuwied abzuwarten, nicht Folge leisten zu können. Er will weiterkämpfen. „Der Stich im Arme ist beinahe ganz geheilt, die Eiterung der Wunden hört auf. Ich bin hergestellt; in einigen Tagen lege ich meinen letzten Verband ab und bin wieder frischer als vorher“, schreibt er, obgleich es noch lange nicht soweit war, — nur um die Seinen zu beruhigen. Sehnlichst begehrt er ausgewechselt zu werden und richtet wiederholt sein Gesuch durch den Platzkommandanten General Berton an den Fürsten Alexander (Berthier) von Neufchâtel, was auch zur Folge hat, daß er nicht wie die andern transportablen Verwundeten nach Augsburg abgeführt wird. Unterdes beschäftigt er sich weiter, liest den Agathodämon von Wieland, den ihm die Mutter empfohlen hat, und vertieft sich in Goethe, den er seinen „Abgott“ nennt, besucht auch einzelne Vorlesungen an der Akademie Neu-Athens, wie er Landshut bezeichnet. Einen freundlichen Verkehr knüpft er mit der Familie des Professors von Savigny an, die er sehr lobt.[10]) „Diese vortreffliche Familie“ schreibt er, „sollten Sie kennen. Der Hausherr ist ein sehr gelehrter, aber offener, freundlicher, ehrlicher und in jeder Rücksicht gutgesinnter Mann, dessen Umgang eben so interessant als lehrreich ist.“ Im übrigen beschwert er sich über die andern, „durch die Philosophie zu vollständigen Narren gewordenen“ Gelehrten, die „eine so sehr verkehrte Ansicht aller großen Angelegenheiten hatten“; sie wollten von nationaler Gesinnung nichts wissen.

Daneben verfolgte er die kriegerischen Ereignisse mit großer Aufmerksamkeit. Die Schlacht bei Aspern erfüllt ihn wieder mit Hoffnung; er muß aber seine Gefühle in den Briefen verkleiden, und immer das Gegenteil sagen von dem, was er meint. Seine Ansichten und Ausdrücke sind deshalb ironisch zu zu nehmen, wenn er sich im Lobe des unbezwinglichen Napoleon ergeht, und die aufständischen Tiroler Banditen nennt, wenn er von der Kur des braven Freundes, d. i. Österreichs, durch Aderlässe spricht. Doch schreibt er trotzdem etwas ruhiger. Auch die schöne Frühlingszeit trug dazu bei, ihn wieder etwas aufzuheitern.

Da ereignete sich ein Vorfall, der ihm verhängnisvoll werden sollte. Es wurden einige Gefangene eingebracht, unter denen sich ein Mann aus seiner Kompagnie befand. Er besuchte die Leute und erkundigte sich nach dem Schicksale des Regiments und der Armee. Die bewachenden französischen Soldaten ließen ihn auch ruhig gewähren; ein herzukommender betrunkener Bürger aber befahl den Gefangenen, zu schweigen, und stieß gegen den Prinzen Beleidigungen aus. Der leicht Erregbare versetzte dem Betrunkenen ein paar Ohrfeigen mit der Faust, und einen Hieb mit dem Stock über den Kopf; aber sofort nahm sich die Bürgerwache der Sache an, machte dem Kommandanten Meldung, und noch am selben Abend wurde der Prinz für arretiert erklärt, und samt seinem Bedienten scharf bewacht. Das geschah am 16. Juni; alle Reklamationen und der wiederholte Wunsch, doch vom Kommandanten gehört oder verhört zu werden, wurden nicht berücksichtigt. Es mußte also, das merkte er sofort, eine

---

[8]) Landshut war damals baierische Universitätsstadt. Die Universität wurde 1800 von Ingolstadt hierher verlegt; 1826 kam sie nach München.

[9]) Darstellung der rechtlichen Verhältnisse und künftigen Staatsverfassung der Herren Fürsten zu Wied-Runkel.“ „Rhein. Bund“, Heft 5, Nr. 19.

[10]) F. K. von Savigny (geb. 1779, gest. 1861), der berühmte Rechtsgelehrte, der später eine Zeitlang preußischer Minister war,

ganz falsche Angabe gegen ihn erfolgt sein, da er sich sonst keines Vergehens schuldig wußte. Er bat daher, seine Mutter oder sein Bruder möchten sich wegen seiner Befreiung, d. h. Auswechselung an den König Max Joseph von Baiern wenden; für Unterstützung des Gesuchs in München durch einen ihm dort Bekannten habe er gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reichsdorf Sulzbach.

1) Von J. Brumm.

Ungefähr in der Mitte zwischen der industriereichen Mainstadt Höchst und dem vielbesuchten Taunusbade Soden liegt das wohlhabende Bauerndorf Sulzbach, das wegen seiner reichen und eigenartigen Geschichte verdient, an dieser Stelle eingehender gewürdigt zu werden.

Das Dorf Sulzbach ist uralt. Gleich vielen anderen Ortschaften der reichgesegneten Mainebene ist Sulzbach aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem kaiserlichen Meierhofe, Curtis regia, hervorgegangen und hatte den Vorzug, ein Staat en miniature zu sein, ein freies, deutsches Reichsdorf, das unter der direkten Oberhoheit des jeweiligen deutschen Kaisers stand und bei jedem Regierungswechsel vom Kaiser die Bestätigung seiner Rechte und Freiheiten erhielt. In dieser Beziehung liegt uns eine ganze Reihe von Urkunden deutscher Kaiser vor, von denen wir nur eine hier wieder geben wollen, zumal sie im wesentlichen übereinstimmen. Wir wählen die vom Kaiser Sigismund aus dem Jahre 1431, die also lautet:

„Wir Sigmund von Gottes gnaden, Römischer Kaiser vnd zu Hungern, zu Böhmen vnd Dalmatien, König Bekennen vnd thun kunth offenbar mit diesem Brieff allen denen, die ihn sehen oder hören lesen, daß für uns gekommen ist der Dörffer vnd Gerichte trewe Bottschaft der Kirchspiel Sulzbach vnd Soden (Sulzbach bildete mit Soden und Neuenhain eine Vogtei, d. V.), vnsere vnd des Reichs liebe Getrewen, vnd hat vns von deroselben Dörffer, Gerichte und Gemeinden wegen Demütiglich gepetten, daß wir Ihnen Gerichte, Freiheit, almende, gute gewohnheit vnd wie sie dann mit vnserer vnd des Reichs Statt Frankfurth herokommen sein, trewlich gebraucht vnd gehalten haben, zu lassen. Wir haben darumb mit wohlbedachtem Mute vnd rechtem Wissen den obengenannten Dörffern, Gerichten vnd Gemeinden der vorgenannten Kirchspiele zu Sulzbach vnd Soden: Gerichte, Freyheit, Almende, gute gewohnheit vnd herokommen gnediglich bestettigt, Konfirmirt vnd erneuert. Wir gebieten allen vnd jeglichen Fürsten, Geistlichen vnd Weltlichen, Grafen, Freyen, Herren, Rittern, Knechten, Amptleuten, Schultheissen, Bürgermeistern, Schöffen, Gemeinschaften vnd sonst allen anderen vnsere vnd des Reichs Vnterthanen vnd getrewen, ernstlich vnd festiglich mit diessem Brieff, das sie die vorgenannten Gemeinden Sulzbach vnd Soden an solchen Gerichten, Freiheiten, Almenden, gewohnheiten vnd herokommen nicht hindern oder irren, sondern sie dabei schützen vnd schirmen, handhaben vnd ruhig lassen, als liebe Ihnen sey vnser vnd des Reiches schwere vngnade zu vermeiden.

(S. Abschrift aller Kaiserlichen Privilegien der Dörfer Sulzbach und Soden i. Jahre 1614.)

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder einige Zeit zurück, so erscheint uns da eine Urkunde aus dem Jahre 1032 bemerkenswert, in welcher Kaiser Konrad II. den Fronhof Sulzbach samt Zubehör der Abtei Limburg bei Speier schenkungsweise überließ; später wurden mit ihm die Herren von Bolanden belehnt, von denen er an die Ritter von Sulzbach überging, die aber wenig geeignet gewesen zu sein scheinen, ihrem Orte den Schutz gewährleisten zu können, der für eine ruhige und gedeihliche Entwickelung eines Gemeinwesens erforderlich ist. Es trat daher das Reichsdorf Sulzbach, mit dem Soden und Neuenhain, wie schon vermerkt, eine Vogtei bildeten, am 13. August 1282 mit der Nachbarstadt Frankfurt in Unterhandlung, welche zu dem Ergebnis führte, daß zwischen ihr und den drei Main-Taunusdörfern ein Schutz- und Trutzbündnis aufgerichtet wurde, das im Jahre 1371 noch in der Weise erweitert wurde, daß die Stadt Frankfurt mit Henne von Delckinheim einen Vertrag schloß, nach welchem sich der Ritter eidlich verpflichtete gegen 6 Mark jährlich die Dörfer nach Kräften zu schützen. (S. Mosers Reichsfreiheit der Gerichte und Gemeinden Sulzbach und Soden 1753.)

Durch den Abschluß des Bündnisses mit Sulzbach—Soden, hatte sich die Stadt Frankfurt eine schwere Last auf den Hals geladen. In einer Zeit, in welcher die Bauern vielfach von den fehdelustigen, raubgierigen Rittern in ihren Rechten und Besitztiteln gekränkt wurden, waren Aufstände an der Tagesordnung; aber was wollten die unbewehrten Leute gegen die gewappneten Ritter? Wenn sie in höchster Not und Bedrängnis waren, dann mußte die Stadt eingreifen und schützen. Als die Vogtei 1401 mit Klaus von Wolfskehl in Fehde geriet, mischte sich der Rat von Frankfurt in den Streit und brachte den Gegner zur Ruhe, der die Bauern schon als sichere Beute betrachtete. Ein im Jahre 1424 zwischen der Gemeinde und den Rittern von Sulzbach ausgebrochener Streit wurde gleichfalls durch den Rat geschlichtet.

In eben dieser Zeit waren die Sulzbacher häufig in Bedrängnis wegen ihres im Taunus gelegenen Waldes, den ihnen die Herren von Eppstein-Königstein streitig machten. Die Bauern wahrten ihre Rechte und suchten beizeiten nach Zeugen. So finden wir im Jahre 1435 einen kaiserlichen Ratsschreiber in Schloßborn zur Verhörung der dortigen und der Kröfteler Einwohnerschaft. Das hochinteressante Protokoll lautet:

Im Jahre 1435 ist vor Hebbeln Henn des Schultheißen Haus zu Born (gemeint ist Schloßborn, d. V.) gestanden vor mir dem offenbaren geschworenen Schreiber von Kaiserlicher Gewalt und in Gegenwärtigkeit der ehrbaren Zeugen, die hernach geschrieben stehen, die vesten George der Alt und Reichwein, beide von Sulzbach, Gebrüder, die fragten und baten die Schultheißen und Schöffen der Gemeinde Born und zu Cröfftel, dabei gelegen, was ihnen wissentlich wäre von der Sulzbacher Mark. Die Zeugen aber sind gewesen: Hebbeln Henn der Schultheiß zu Born, Gerlach Metzler von Cröfftel, Freundt von Cröfftel, Cuntz, Nithausen von Born, Dietz von Born, Seippel von Cröfftel, Hildtwein Clößgin, Hildtwein sein Bruder, Beckers Clois, Claus Koch, Roln Henne, Peter Ochs, Weigand Becker, Peter Zimmermann, Peter Druddel, Peppenhenne, Werner am Ende, Matthias Ruckers Sohn, Henn Schaup, Schwollhenne, Rolnhenchin, Rude Meldt, Schepphenn, Cloese sein Bruder, Ruckers sein Bruder, Weigandt Cloes, alle wohnhafftig zu Born und zu Cröfftel. Als nun die Gewissensfrage an die Zeugen gerichtet war, wegen des Sulzbacher Waldes, gingen die Schultheißen, Schöffen und Gemeinde auf ein Ende in demselben Hof und beredeten sich, und kamen dann wieder, um dem Georgen und Reichwein zu sagen, sie möchten von ihrer Aussage leicht Schaden haben, da ihnen der Junker von Königstein nahe gesessen sei und bei sich der Herren Sachen nicht gerne unterwünden. Da sprachen und baten die Sulzbacher, sie möchten handeln als fromme Biederleute und sich wohl besinnen, denn sie wären zu ihnen gekommen als zu Anstößern an dem ehegenannten Wald und als zu ihren Freunden, die sagen möchten, was sie wüßten. Da gingen sie anderwärts auf ein Ende und besprachen sich, und kamen mit „beradem muth und antwortten einmündiglich vff ehegenannte rede“, daß sie nie anders hätten hören sagen, denn daß der Hinterstauffen, in der Höhe obendig Born gelegen, „Soltzbächer Mark“ geheißen hätte und nie anders gewußt hätten, denn daß es die Sulzbacher Mark sei. Einer der Zeugen, Seippel von Cröfftel, bekundete, daß er nahe hundert Jahre alt wäre, und es gedächte ihm 70 Jahre und mehr, daß drei Förster über den Wald gegangen seien und dessen gehütet hätten, einer von Sulzbach, einer von Soden und einer von Neuenhain und die hätten „dick“ bei ihm im Hause gelegen, wenn sie des Waldes gehütet hätten. Einer derselben wäre erschlagen worden zu Röters — jetzt Rettershof bei Königstein — von einem Jäger. Außer oben genannten Zeugen waren noch zugegen: die Erbarn und frommen Herr Pfarrer Heilmann zu Born, Schellerhenn zu Eppstein und Peter Langerheiner, Bürger zu Kronberg. Sicherlich haben sich die Sulzbacher im Jahre 1436 auf die günstige Aussage berufen. Sie bringen sogar neue Zeugen wider den Junker Eberhard von Eppenstein, gegen den beim Rat zu Frankfurt verhandelt wurde. Bei der Verhandlung waren zugegen: Peter Fritzen Sohn Baltzhenne, Beckerhenne und Schneiderhenne von Sulzbach, Kleinhenne und Clois Kiessell von Soden; ferner Henn Lieberich, Schultheiß zu Nidern-Liderbach, Peter Kommer, Henn von Sietze, Cuntz Helwig und Fullen Henn auch von Nidern-Liderbach. Die von Sulzbach und Soden brachten die Klage wider den Junker vor, der sie in ihren Waldrechten hindere, worauf die Unterliederbacher mit lauter „offenbarer“ Stimme behaupteten, daß es ihnen „künthlich und wissentlich sey“, daß „die von Sulzbach und Soden, die von Neuenhain und Altenhain, die von Schneidhain und Dietzelshain die Wälder mit Namen die Kaldebach, die Molkalden, den Hinterstauffen, den Stauffen und die Mark mit aller ihrer Zubehörung bis auf den Pfahlgraben, so lange es ihnen gedenke, in geruhlichem Besitz gehabt und zur Sulzbacher Mark gehört haben und gehören und darum auch die Sulzbacher Mark geheißen sei“; außerdem bezeugen sie, daß die Sulzbacher, Sodener und Neuenhainer Förster und Schützen über die vorgenannten Wälder gesetzt haben, wie ihnen das von ihren Eltern und Voreltern her wohl bekannt sei. Dies Protokoll wurde in Gegenwart einer Reihe weiterer Zeugen durch den geschworenen offenen Schreiber kaiserlicher Gewalt Johs. Keippe, Clericus des Mainzer Bistums, aufgenommen unter den weiteren üblichen Formalitäten.

(Schluß folgt.)

Ewald Grobecker.

Gedenkblatt zu seinem 10. Todestage. Von Theodor Gesky.

„Eheu fugaces labuntur anni!“ sang schon der römische Dichter Horaz, und Tausende haben es ihm nachgesprochen, und die Wahrheit der Verse an sich selbst erfahren: „Ach, wie flüchtig enteilen die Jahre!“ Schon zehn Jahre ruht auch der Künstler mit dem goldigen Humor in dem kühlen Schoß der Erde, Ewald Grobecker, den Bodenstedt als einen der besten Charakterkomiker Deutschlands feierte. Wer ihn in seinen Glanzrollen auf der Bühne des alten Hoftheaters in Wiesbaden gesehen hat, dem wird er auch unvergeßlich geblieben sein. Er war hier länger als ein Menschenalter der erklärte Liebling des Publikums, und ist bis heute noch unersetzt geblieben. Werfen wir in der folgenden Skizze einen kurzen Rückblick auf seinen Lebensgang und seine Künstlerlaufbahn.

Ewald Grobecker wurde am 9. April 1825 in Spandau als der Sohn eines preußischen Beamten geboren. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er dem Gott Merkur seine Tätigkeit widmen, während er weit lieber dem Rufe der Göttin Thalia gefolgt wäre. Er trat auch wirklich als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft in Berlin. Aber die Liebe zum Theater war so groß in ihm geworden, daß er bald den prosaischen Ladentisch mit der romantischen Bühne vertauschte. In Prenzlau betrat er zum

ersten Mal an „Hinko“ die Bretter, die die Welt bedeuten. Dann zog er mit wandernden Schauspielertruppen in Brandenburg und Mecklenburg-Schwerin umher, wo ihm meist jugendliche Helden- und Liebhaberrollen zugeteilt wurden, für die sein Talent sich jedoch weit weniger als für komische Partien eignete. Dies erkannte zuerst Friedrich Genée, der Direktor des Danziger Stadttheaters, der den jungen Künstler fast nur als jugendlichen Komiker auftreten ließ. Jetzt war Grobecker ins richtige Fahrwasser gelangt und erntete fortan den ungeteilten Beifall des dortigen Publikums. Unablässig an seiner künstlerischen Ausbildung weiter arbeitend, blieb er vier Jahre in Danzig. Dann folgte er einem Rufe an die Hofbühne in Wiesbaden, wo er am 4. September 1853 als „Stullmüller“ in Kalischs bekannter Posse „Hunderttausend Taler“ debütierte. Er spielte diese Rolle mit so durchschlagendem Erfolge, daß von den üblichen drei Gastrollen abgesehen, und er sofort für das herzogliche Hoftheater verpflichtet wurde. Grobecker war bald so beliebt geworden, daß er aus treuer Anhänglichkeit dem Wiesbadener Theater, trotz des Wechsels in der Leitung der Bühne, und trotz der Einverleibung des Herzogtums Nassau in das Königreich Preußen, bis zu seinem Tode erhalten blieb. Grobeckers eigentliche Domäne waren jedoch die gemütvollen **komischen Charakterollen**, und auf diesem Gebiete schuf er unübertroffene Meisterleistungen. Zu diesen zählten sein Bolzau in Mosers „Stiftungsfest“, sein „Weigel“ in L'Arronges „Mein Leopold“, sein „Piepenbrink“ in Freytags „Journalisten“, sein „Adam“ in Kleists „Der zerbrochene Krug“, und sein „Patriarch“ in Lessings „Nathan der Weise.“ Auch in mehreren Lustspielen von Benedix war sein Spiel von lebenswahrer, humorvoller Wirkung, so als „Schummerich“ in den „Zärtlichen Verwandten“, als „Lebrecht Müller“ im „Störenfried“, als Kutscher „Buschmann“ in den „Dienstboten“ und als „Vetter“. Köstlich war auch sein „Wirt“ in Lessings „Minna von Barnhelm“. Gutzkow rühmte Grobecker als den besten „Ben Akiba“ in seinem Trauerspiel „Uriel Acosta“. Vorzüglich und von hochkomischer Wirkung war der Künstler auch als „Kutscher“ des „Doktor Klaus“.

Wenn Kaiser Wilhelm I. in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Bad Ems im Juni nach Wiesbaden zum Kurgebrauch zu kommen pflegte, so besuchte er auch regelmäßig die Vorstellungen im Hoftheater. Da konnte man ihn in der kleinen Kaiserloge sitzen und sich an Grobeckers humorvollem Spiel in kleinen Blüetten, wie „Köck und Guste“, „Wer ißt mit?“ und in anderen lustigen Einaktern, doch auch in gehaltvollen größeren Lustspielen erfreuen sehen. Im höchsten Grade ausgelassen, doch ohne in Übertreibung zu verfallen, war Grobecker auch als „Puff“ im „Fest der Handwerker“, als „Bonjour“ im Liederspiel „Die Berliner in Wien“ und als „John“ in „Englisch“.

Auch als „Registrator auf Reisen“ entfesselte er oben und unten wahre Beifallsstürme und Lachsalven. Immer noch gern erinnere ich mich einer Zauberposse mit Gesang „Die Galoschen des Glücks“, die an einem Fastnachtsmittag als Kindervorstellung zur Aufführung gelangte. Das Haus war ausverkauft; besonders zahlreich waren die Mütter mit ihren kleinen Knaben und Mädchen erschienen, die unermüdlich ihren lieben Grobecker jubelnd hervorklatschten, wenn er seine Couplets zu Ende gesungen hatte, so daß er mit dem liebenswürdigsten Humor immer wieder vor die Rampe trat und wohl noch sechs Strophen zugeben mußte. — In Grobeckers Spiel war nichts Gekünsteltes und Gemachtes; bis auf die kleinste Nüance war bei ihm alles lebenswahre Natürlichkeit, die Kunst war in allen Rollen, die er schuf, wieder zur Natur geworden. Von jeder Übertreibung hielt er sich fern und niemals verfiel er in Kulissenreißerei oder in die Sucht, zu glänzen. Übrigens spielte er auch ernste Rollen nicht minder wirkungsvoll. So sah ich ihn z. B. in dem lyrischen Drama „König Renés Tochter“ und in „Graf Essex“ durchaus würdevoll auftreten. Shakespeares „Zettel“ im „Sommernachtstraum“ wurde mit köstlichem Humor von ihm verkörpert; er war aber auch ein guter „Malvolio“ und ein wackerer „Vansen“ in Goethes „Egmont“. Vielleicht hat er, was mir jedoch nicht bekannt ist, auch die dankbare Rolle des „Kapuziners“ in „Wallensteins Lager“ selbstverständlich mit drastischer und eigenartiger komischer Wirkung gegeben. Sein Talent war so vielseitig, daß er gern jede Partie, die ihm übertragen wurde, übernahm und mit Erfolg spielte.

Bei gelegentlichen Besuchen, die ich dem geachteten Künstler machte, lernte ich ihn auch als liebenswürdigen Menschen schätzen, den trotz aller Erfolge eine große Bescheidenheit zierte. Daß er sich herzlich freute, wenn er in einer neuen Rolle recht gefallen hatte, wird man nur natürlich finden. Bisweilen sprach er auch seine Verwunderung darüber aus, daß so viele Menschen aus allen Ständen Theaterstücke schrieben, von denen viele ungedruckt blieben, und nur wenige das Licht der Bühne erblickten. Selbstverständlich hatte er eine Vorliebe für ältere gute Lustspiele und Possen, die ihm eine dankbare Rolle boten; moderne frivole Komödien mit gesuchten Witzen konnten ihm dagegen kein Interesse abgewinnen. —

Im September 1878 feierte Grobecker sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum durch zahlreiche Gastspielreisen, die ihn durch ganz Deutschland bis nach Rußland führten und einen glänzenden Verlauf nahmen. Doch kehrte der Künstler gern in das intime alte Hoftheater zu seinen lieben bekannten Wiesbadenern zurück. Er hatte sich so an die ihm seit vierzig Jahren vertrauten Räume gewöhnt, daß ihm der Abschied von der alten Bühne im Herbst 1894 gewiß nicht leicht wurde. Grobecker hatte damals das 66. Lebensjahr bereits überschritten und trat, seit 1894 auch Regisseur der komischen Stücke, in dem neuen, prächtigen Hoftheater seltener vor das Publikum. In Sudermanns „Heimat“ spielte er noch wiederholt den Oberlehrer Beckmann. Zum letzten Male trat er, wenn ich nicht irre, 1896 als „Patriarch“ in Les-

sings „Nathan“ auf. Er wurde auch zum Ehrenmitglied des Königlichen Theaters ernannt, eine Auszeichnung durch die nur hervorragende Künstler geehrt werden. Doch nur kurze Zeit sollte es ihm vergönnt sein, im Ruhestand zu leben. Den schmerzlichsten Verlust erlitt er am 22. Dezember 1896 durch den Tod seiner treuen Gattin Pauline, geb. Guyer, einer Wiesbadenerin. Schon seit längerer Zeit leidend, fühlte er sich jetzt doppelt vereinsamt, und schon am 26. Januar 1897 folgte er ihr in jenes unbekannte Land, aus dem es keine Rückkehr gibt, tief betrauert von seinen Vorgesetzten, Kollegen, Freunden und Verehrern.

Ewald Gröbecker war nicht nur ein bedeutender Künstler, der als Charakterkomiker vollendete Leistungen schuf, sondern auch ein guter Mensch, der sich nebst seiner Gattin der allgemeinen Achtung erfreute und Goethes Mahnung: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ durch die Tat bewährte und im Leben befolgte. In Wiesbaden wird sein Andenken noch lange fortleben, und in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst wird sein Name stets mit ehrenvoller Anerkennung, ja mit höchster Auszeichnung genannt werden.

Die Entstehung der Neustadt Diez.

Zur Zweihundertjahr-Erinnerung. Von Robert Heck.

Kaiser Ludwig von Baiern hatte Diez 1329 Stadtrechte verliehen. Noch in demselben Jahre begann man mit dem Errichten der Stadtmauern und der Türme. Die Mauern sind noch vorhanden, wenn auch nicht mehr in ihrer ganzen Vollständigkeit. Am Friedhof liegen sie noch fast frei, an dem Lahnufer sind sie, obgleich vielfach ver- und überbaut, deutlich zu erkennen, während der Rest zwischen den Häusern der Altstadt- und der Rosenstraße verborgen liegt. In die Stadt führten fünf Tore, von denen das letzte erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts abgetragen wurde. Diez hatte damals nur zwei Hauptstraßen, die Altstadtstraße und die Pfaffengasse, mit dem dazwischenliegenden Markt und einige enge Seitengäßchen, das Ganze gruppiert um den gewaltigen, vom Schloß der Grafen bekrönten Porphyrfelsen. Auf einem zweiten Porphyrfelsen, ebenfalls innerhalb der Mauern, lag die Burg eines Adeligen — die heutige Rezeptur — während auf dem dritten Porphyrfelsen an der jetzigen Bergstraße ein stolzer Wartturm stand. Vor den Toren der Stadt lagen, an der Straße, die nach Freiendiez führte, die zwei herrschaftlichen Mühlen, die Ober- und die Untermühle, und jenseits der Lahn der Vorort Sachsenhausen, mit der Stadt durch eine hölzerne Brücke verbunden, die erst nach mannigfaltigen Wechselfällen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch eine steinerne ersetzt wurde. Die hohen, stolzen Giebel der Adelssitze, wie der von Specht, Dietz, Köth von Wanscheid, Monreal und anderer, und des Stiftshauses der Chorherren in der Pfaffengasse — heute noch, wenn auch äußerlich verändert, vorhanden — überragten die Wohnhäuser der Diezer, kleine und niedrige Fachwerkbauten. Die Aar floß der Freiendiezer Straße entlang auf die Stadtmauer zu, und nahm dann ihren Lauf längs den Mauern durch die heutige Rosenstraße. Zwischen der Aar und dem Gugenberg lag der sogenannte Bangert, das heißt Baumgarten, die Gärten der Diezer. Dies in kurzen Zügen ein Bild der Stadt Diez zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Sie hatte sich also, seitdem ihr die Stadtrechte verliehen worden waren, im Laufe der Jahrhunderte kaum verändert, geschweige denn vergrößert. Da waren es zwei Fürstinnen aus dem Hause Nassau-Diez, die dem Städtchen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, und denen es sein schnelles Emporblühen zu Anfang des 18. Jahrhunderts verdankt.

Albertine Agnes, die Witwe Wilhelm Friedrichs, Fürsten von Nassau-Diez, erwarb im Jahre 1676 die eine Viertelstunde vor der Stadt liegende Ruine des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Klosters Dirstein, und ließ an deren Stelle das Schloß Oranienstein erbauen, das sie sich zum Witwensitz bestimmte. Während ihrer Witwenschaft weilte die Fürstin des öfteren in Oranienstein, und kam dadurch in nähere Berührung mit der Stadt Diez, der sie ihr ganzes Wohlwollen entgegenbrachte. Schon ehe Oranienstein gebaut wurde, hatte sie in Diez im Jahre 1674 eine Apotheke errichten lassen, und einen Arzt dorthin berufen. Als sich nun im Jahre 1680 mehrere Diezer und Auswärtige erboten, die Stadt durch Neubauten außerhalb der Mauern zu vergrößern, wenn ihnen die Bauplätze um einen billigen Preis abgegeben, und ihnen auf mehrere Jahre die Abgaben, die für jedes Haus zu entrichten waren, erlassen würden, bewilligte ihnen Albertine beides. Sie ließ die in Frage kommenden Bauplätze durch vereidigte Personen um einen billigen Preis einschätzen, und entband jeden Besitzer eines Neubaues auf zwanzig Jahre von der Gebäudesteuer. Die Bittsteller jedoch, anscheinend nicht zufrieden mit den ihnen von der Fürstin bewilligten Vergünstigungen, zögerten mit dem Bauen. Erst als ihnen Albertine in einem neuen Erlaß, datiert vom 18. Oktober 1690, der von allen Kanzeln im Lande bekannt gemacht wurde, nicht nur für zwanzig Jahre volle Steuerfreiheit, sondern auch die erbliche Schenkung der Bauplätze versprach, begann man mit dem Errichten von neuen Wohnhäusern zu beiden Seiten der Freiendiezer Straße. Die neue Straße, die jetzige Wilhelmstraße, erhielt den Namen „die Vorstadt“, welche Bezeichnung heute noch im Volksmund gebräuchlich ist. Allmählich aber ließ die Baulust nach, zumal die Fürstin Albertine 1697 in Leeuwaarden gestorben war. Ihren Sohn, Heinrich Kasimir II., Fürsten von Nassau-Diez und Statt-

halter von Friesland, hatte sie um ein Jahr überlebt. Auf Heinrich Kasimir folgte sein noch unmündiger Sohn Johann Wilhelm, dem auch von den Ständen die Statthalterwürde übertragen wurde. Bis zu erreichter Volljährigkeit unterstand er der Vormundschaft seiner Mutter Amalie, welche die große Wohltäterin unserer Stadt werden sollte.

Henriette Amalie, geborene Fürstin von Anhalt-Dessau, hatte mit ihrem Manne Heinrich Kasimir in der glücklichsten Ehe gelebt und ihm neun Kinder, zwei Söhne und sieben Töchter, geschenkt. Heinrich Kasimir, den die Statthalterpflichten fast ausschließlich in den Niederlanden hielten, und Amalie haben nicht einmal während ihrer dreizehnjährigen Ehe das Fürstentum Nassau-Diez betreten. Als jedoch das Schicksal 1696 die Leitung der Regierungsgeschäfte in die Hände der Fürstin Amalie legte, besuchte sie zum ersten Male das Fürstentum, und seine Hauptstadt im Jahre 1697, und bald darauf wieder 1704. Diesmal wohnte sie längere Zeit auf dem Schlosse Oranienstein, das ihr zugefallen war, bestimmte es sich zum Witwensitz, und da sie die Absicht hatte, nach erreichter Großjährigkeit ihres Sohnes, ganz dorthin überzusiedeln, erließ sie den Befehl, das Schloß weiter auszubauen und dementsprechend einzurichten. Zu gleicher Zeit aber überzeugte sie sich von dem Nutzen und Vorteil, den eine vergrößerte Residenzstadt dem ganzen Lande bringen würde, und unterzeichnete am 12. Dezember 1704 auf dem Schlosse zu Diez einen Erlaß, in dem sie den neuen Bürgern die ihnen von der Fürstin Albertine gewährten Konzessionen bestätigte, und den Lutheranern, die von außerhalb nach Diez ziehen würden, freie Religionsausübung, und den Bau einer Kirche zusicherte. Diese Kundgebung der Fürstin, die nicht nur in dem Fürstentum Nassau-Diez, sondern auch in den Hanauer und Frankfurter Zeitungen veröffentlicht wurde, bewirkte, daß aus den Nachbarländern eine große Anzahl Lutheraner nach Diez kam, um sich dort anzubauen. In den Jahren 1705—1709 wuchs die sogenannte Neustadt schnell empor. Die Regierung hatte die Verordnung ergehen lassen, die Vorstadt nicht weiter auszubauen, die Neustadt dagegen auf den zwischen der Stadtmauer und dem Gugenberg liegenden Gärten und Wiesen zu errichten. Die Aar erhielt ein ein neues Bett, das durch hohe Mauern eingedämmt und dreimal überbrückt wurde. Die mittlere Brücke, welche die beiden Marktplätze verbindet, zeigt heute noch das Monogramm der Fürstin Amalie mit der Jahreszahl 1707. Es wurden die beiden Marktplätze, die Rosen-, die Schul-, die Kanalstraße, die Ober- und die Untergasse angelegt. Die Neubauenden durften aber ihre Häuser nicht nach eigenem Gutdünken errichten, sondern mußten sich genau an die von den Baumeistern der Fürstin angefertigten Pläne halten. Vor allen Dingen mußten die Häuser alle dieselbe Länge, Breite und Höhe haben. Bis zum Jahre 1707 waren in der Neustadt nicht weniger denn dreißig Wohnhäuser und die lutherische Kirche fertiggestellt. Letztere, die jetzige katholische Kirche, wurde am Michaelistage, am 29. September 1707 eingeweiht und erhielt den Namen Michaeliskirche. Um die zum Bau der Häuser nötigen Materialien, zumal Bauholz und Steine herbeizuschaffen, wurden zunächst die Untertanen der drei Ämter Diez, Flacht und Hahnstätten zu Frondiensten herangezogen. Im Jahre 1707 mußten aber auch die Bewohner der entlegeneren Ämter, wie Beilstein, Dauborn, Kirberg, Nassau und Löhnberg, um die oben erwähnten Ämter einigermaßen zu entlasten, sechs Tage lang Fuhrdienste leisten und außerdem noch eine freiwillige Beisteuer von drei Simpla Geld entrichten.

Im Mai 1708 erfolgte die Übersiedelung der Fürstin Amalie mit ihren sechs unverheirateten Töchtern und dem ganzen Hofstaat nach Oranienstein. Drei Jahre später traf sie ein herber Schicksalsschlag, als ihr Sohn Johann Wilhelm in Holland durch Ertrinken verunglückte. Die Vormundschaft über dessen, nach dem Tode des Vaters geborenen Sohn Wilhelm, den späteren Wilhelm IV. von Nassau-Oranien, übernahm dessen Großvater, der Landgraf Karl zu Hessen-Kassel. In der Eigenschaft als Vormund weilte er öfters in Oranienstein. Auch der Landgraf zeigte auf Anregung der Fürstin Amalie hin tätiges Interesse für das Aufblühen der Stadt Diez. Auf seinen Befehl hin besuchte der Bauverwalter Lucau von Marburg im April des Jahres 1712 Diez, nahm die Neubauten in Augenschein, überwies die noch vorhandenen Bauplätze an Neuhinzugezogene und verfertigte einen Plan der Neustadt. Anno 1718 ließ der Landgraf das herrschaftliche Fruchthaus, die jetzige alte Kaserne, errichten, während die Straße zwischen Diez und Freiendiez zwei Jahre später erweitert wurde.

So konnte denn die Fürstin Amalie noch in ihren letzten Lebensjahren die Freude erleben, die Neustadt Diez fertig zu sehen. Sie litt des öfteren an Kolikanfällen und erlag schließlich einem solchen Anfall im Alter von 60 Jahren, am Gründonnerstag 1726, in Anwesenheit ihrer sieben Töchter, nach achttägigem Krankenlager. Die Leiche wurde einbalsamiert und verblieb bis zur Fertigstellung der Gruft und des Sarkophages in Oranienstein. Am 4. Juli, abends 9 Uhr erfolgte bei Fackelbeleuchtung die feierliche Überführung der Leiche in die Stadtkirche zu Diez. Die Gruft befand sich bis vor wenigen Jahren im linken Seitenschiff der Kirche, wurde aber bei deren letzten Renovierung unbegreiflicher Weise zerstört. Der Sarkophag der Fürstin wurde mit den Särgen ihrer, ebenfalls hier bestatteten und unvermählt gebliebenen fünf Töchter in den unterirdischen Gewölben der Kirche beigesetzt.

Schwarz=rot=gold.

4 **Erzählung von S. Krücke.** (3. Fortsetzung.)

Ludwig faßte Karl am Arm. „Was ist nur in dich gefahren, Karl, du bist ja aus Rand und Band!“ „Mein Junge, kennst du die Liebe nicht?“ „Die fühle ich im Herzen“, sagte bedächtig Ludwig Hersfeld, und seine treuen Augen suchten Marianne unter den Gästen; „aber dich kennt man ja gar nicht wieder. Vor 8 Tagen wolltest du noch Gut und Blut einsetzen für das Vaterland, ihm galt deine ganze Liebe, und heute scheint es, als hättest du gar keine Gedanken mehr dafür übrig.“ „Habe ich eben auch nicht; denken kann ich jetzt nur eins: Dorothea. Dorothea!“

Er riß sich von Ludwig los und schlängelte sich durch die Menschen, bis er vor Dorothea stand. Man war gerade beim Aufbruch. Karl sah Dorothea in die Augen, nahm dann ihre Hand und legte sie auf seinen Arm. Sie ließ es willenlos geschehen, sie stand in seiner Nähe wie unter einem Banne. Er geleitete sie durch den großen Garten bis zum Hause und wartete dort auf die anderen. Sie sprachen fast nichts auf dem Wege und doch fühlten sie, wie ein Strom von Leben vom einen zum andren flutete; die Herzen, die einander entgegenschlugen, fanden keine Worte und bedurften ihrer auch nicht.

Während Ludwig schon in tiefem Schlummer lag und Mariannens Bild ihn in holdem Traum umgaukelte, warf Karl sich ruhelos auf seinem Lager hin und her. Ein Traumbild hatte ihn aufgeschreckt: zwei Gestalten darin waren es, die seinen Geist beunruhigten. Die eine, eine hehre Gestalt mit gefesselten Händen, die sie ihm bittend entgegenstreckte. Wollte er die Hand ausstrecken, um die Fesseln zu lösen, da erschien vor ihm ein holdes Gesicht mit großen, schwermütigen Augen, die seine ganze Seele gefangen nahmen; er vergaß, daß er der anderen hatte helfen wollen, und streckte verlangend die Arme nach der zweiten aus. Aber er konnte sie nicht erreichen, die erste trat wieder gebieterisch in den Vordergrund, und die zweite zog sich verhüllten Hauptes zurück. Darüber war Karl Aslar in die Höhe gefahren und erwacht.

Von den irdischen Gütern, die Gott ihm geschenkt hatte, stand ihm am höchsten das Vaterland: nun kam ein neues hinzu, das sein ganzes Wesen durchglühte, um das zu erringen, sein ganzes Sinnen und Sehnen sich drehte. Hatte er nicht der ersten die Treue geschworen? Und wenn auch, konnten die beiden zusammen sich nicht in seinem Herzen vertragen.

Wieder umfing ihn der Traum, aber jetzt war es anders. Dorothea stand vor ihm und sah ihn fest und froh an, und zog ihn selbst zu der ersten, mit den gefesselten Händen. Mit einem lieblichen Ausdruck im Gesicht, suchte sie die Fesseln zu lösen; Karl Aslar verfolgte voll Freude ihr Tun und wollte ihr helfen; da erhob die erste mit zorniger Geberde ihr Haupt und wies die beiden von sich, und trauernden Herzens zogen sie von dannen.

Die helle Sonne schien in Karls Gemach, als er erwachte. Er mußte sich erst besinnen, was Traum und was Wirklichkeit war; aber die Gegenwart stieg so glückverheißend vor ihm auf, daß sie die düsteren Traumbilder verscheuchte, wie der helle Sonnenstrahl die Schatten der Nacht.

Viertes Kapitel.

Lieber Ludwig! Deine Briefe habe ich erhalten, und die Einlagen an die rechte Person besorgt. Ich habe alles so gut angefangen, wie es einem Praktikanten wie mir geziemt. Nach vorhergegangener Vorbereitung gab ich ihr gestern Abend vor dem Schlafengehen deinen Brief; was sie für ein Gesicht machte, kannst du dir vielleicht denken, und daß du nicht abfährst, ist gewiß. Dann habe ich heute meinem Alten auf den Zahn gefühlt. Unter einem Vorwande ging ich zu ihm aufs Archiv und machte eine kurze Einleitung, was ich um so besser konnte, da ein ungebetener Freier auf Marianne Absichten zu erkennen gegeben hat, aber durch Stillschweigen schon abgefahren ist. Er will am zweiten Feiertag einen zweiten Sturm wagen, was ich meinem Alten sagte, der ganz zornig darüber wurde. So kam ich dann allmählich auf dich zu sprechen, und sagte ihm, du schienest ernste Absichten zu haben. Ich stellte ihm alles so ad oculos, daß mein Vater ganz gut über die Sache urteilte, was daher rührt, daß du ihm gleich beim ersten Besuche gefallen hast. Kurz, ich brachte es rund, daß er dich mit seiner Einwilligung erfreuen wird.

Wenn du die Weihnachtstage bei deiner Mutter verlebst, so mußt du Sylvester und Neujahr zu uns kommen. Wenn es auch zuerst eine kleine Verlegenheit gibt, wenn ihr euch Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, so muß das einmal überstanden werden. Marianne und ich kommen dir dann entgegen, damit ihr euch zuerst allein begrüßen könnt. Kommen mußt du zu Sylvester auf jeden Fall; denke nur, welche Freude für uns, die wir nun noch durch die Bande der Verwandtschaft enger verbunden werden sollen. Außerdem ist die Reise mit unbedeutenden Kosten verbunden, und auf dem Rückweg erhälst du den Wagen oder ein Pferd bis Herborn.

Außerdem ist es vorteilhaft für mich, wenn du hier sein kannst, während ich fort bin, um meinen Alten zu besänftigen, wenn er böse werden sollte. Ich muß Dorothea wiedersehen! Schrader hat mir eine Einladung zur Jagd nach Hachenburg geschickt, und alle glauben, daß ich am 3. Januar hinreise, ich aber will nach Österreich. Zwei Jahre sind seit jenem Feste verstrichen; die Pfarrstelle in Greifenstein ist mir sicher, ich will jetzt um Dorothea werben. Mein Vater will die Fremde nicht, ich soll mir eine aus der Heimat nehmen, aber ich kann Dorothea nicht vergessen. Der Kirchenrat hat meinem Alten gesagt, daß Dorotheas Vater ein Trinker ist; meine arme, liebe Dorothea, darum sah sie oft so schwermütig aus; nun ist mein Vater erst recht dagegen. Darum komme bestimmt und nimm meine Partei wenn du hier bist.

Hauptneuigkeit ist, daß ich am dritten Advent hier gepredigt habe, und viel freundliches darüber zu hören bekam. Ich hielt es ganz geheim, niemand

von uns wußte darum. Als es läutete, ging ich mit Marianne zur Kirche, schwenkte aber oben links zum Kirchenrat ab, woraus sie es angstvoll ahnte. Übrigens kamen nach der Kirche die Gratulationen so knollig, daß es mir unleidlich war. Am meisten rissen sie zu Hause die Augen auf. Der Fürst schenkte mir heute eine Dose aus Sachsen und zwar echter Qualität. So stehen die Aktien. Alles weitere, wenn du kommst. Alle grüßen dich und die Deinen.

Dich fest erwartend
dein Karl.

In der Wohnstube des Aslarschen Hauses stand ein viereckiger Tisch in der Mitte der Stube. An der einen Schmalseite saß Marianne und spann ohne aufzusehen, mit einem Eifer, als hinge ihr Leben davon ab. An der anderen Seite saß Ludwig Hersfeld. und in der Mitte zwischen beiden der Archivrat.

Marianne war mit ihrem Bruder Ludwig entgegengegangen, als sie ihn aber von weitem kommen sah, wie ein scheuer Hase nach Hause zurückgeeilt. Ludwig hatte mutig die Eltern Mariannes um eine Unterredung gebeten, die ihm freundlich gewährt wurde. Dann hatte ihn der Vater zu Marianne geführt und sie gefragt, ob sie etwas gegen Ludwig einzuwenden habe. Sie sagte: nein, senkte aber den Kopf noch tiefer auf ihr Spinnrad. Ludwig kämpfte einen kurzen Kampf mit seiner Verlegenheit, dann ging er um den Tisch herum auf Marianne zu, die die Hände vors Gesicht schlug. Der Vater ging hinaus. Nun fühlte Ludwig sich als Herr der Situation, er nannte mit weicher Stimme ihren Namen und nahm ihr die Hände vom Gesicht. Als sie nun endlich die feuchtschimmernden Augen mit einem strahlenden Ausdruck zu ihm aufschlug, da beugte er sich zu ihr nieder und küßte sie auf den Mund.

Letzte Stunde des Jahres! Wie viel Freude und Glück, wie viel Kummer und Sorge, wie viel Enttäuschung und Hoffnung wird in dir geweckt und begraben! Die meisten Menschen, die wachend das alte Jahr beschließen, beschleicht ein Gefühl der Wehmut, des Geheimnisvollen; aber mit dem letzten Glockenschlage scheint ein frischer, hoffnungsfroher Geist die Seele zu durchziehen. Das alte ist vergangen; sei gegrüßt, du neues Jahr!

Im Aslarschen Hause beschloß und begann man des Jahres Ende und Anfang, nach gutem, deutschem Brauch, in Gottes Namen. Hell und freundlich lag das neue Jahr vor ihnen. Marianne strahlte in ihrer neuen Würde, und Ludwig war so lebhaft und gesprächig geworden, daß man ihn kaum wiedererkannte, und wenn Karl Aslar das Glück der beiden ansah, packte ihn heiße Sehnsucht nach seiner Liebe. Aber auch vor ihm lag das Leben glückverheißend und sonnig; das neue Jahr erschien ihm wie ein lieber Freund, der ihn zu seinem Glücke führen sollte.

Hell klangen die Gläser zusammen, und noch einmal kam Karls jugendlicher Übermut zum Durchbruch, der in der Zeit innerer Vertiefung und Förderung auf dem Predigerseminar in Herborn, fast ganz verschwunden war. „Wir wollen einen Salamander reiben, Ludwig", rief er, und auch die anderen beteiligten sich an dem Scherz.

Karl hatte sein Glas wohl ungeschickt aufgestoßen; es zerbrach in Stücke. Er wurde blaß, und einen Augenblick war es still im Zimmer. „Bravo Karl!" sagte Ernestine mit ihrer tiefen Stimme, „Scherben bringen Glück. Soll ich dir prophezeien? Das Leben geht anders mit dir um als du denkst, nicht ohne Leid wird dein Leben verlaufen, aber durch dein Leid wirst du ein Segen werden. Glück auf mein Bruder!" Karl ergriff das frischgefüllte neue Glas, das Marianne vor ihn hingestellt hatte, stieß mit Ernestine an, und sah ihr dankbar in die ernsten Augen.

Darf ein Diener des Höchsten lügen? Das sei ferne! Karl Aslar trat vor seinen Vater hin und bekannte offen, daß er nicht zur Jagd nach Hachenburg, sondern nach Wien wolle, um sich mit Dorothea von Arnfeld zu verloben. Der Archivrat saß eine Weile stumm. „Ich habe dich ernstlich davor gewarnt als dein treuester Freund; es war vergeblich; so reise."

Spät abends kam Karl in Wien an, und ging am anderen Morgen in das Haus des Majors von Arnfeld. Das gnädige Fräulein sei allein zu Hause, wurde ihm gesagt, und er ließ sich melden. Ein dämmeriger Raum, elegant eingerichtet, war es, in den er geführt wurde. Er besah die Bilder an den Wänden, aber er hätte nicht sagen können, was er sah, seine Pulse waren in fieberhafter Erregung. Da klirrte hinter ihm eine Türklinke, er wandte sich um, Dorothea war ins Zimmer getreten. Die eine Hand hielt noch die Portiere zurückgeschlagen, die andere war aufs Herz gepreßt. Kein Wort kam über ihre Lippen, nur die großen Augen hingen mit leidenschaftlicher Frage an Karl Aslars Gesicht. Mit einem Jubelruf stürzte er ihr entgegen, auch er konnte kein Wort sagen, aber sie mußten doch beide erkannt haben, wie's um das andere stand, denn im nächsten Augenblicke hielt er Dorothea umschlungen, und sie barg aufschluchzend den Kopf an seiner Brust.

Die Base trat ein und mit ihr Dorotheas Vater. Karl Aslar überbrachte die Grüße des Kirchenrats und betrachtete den Major. Er hatte rohe Züge, nur die großen, dunklen Augen hatte Dorothea vom Vater geerbt; aber während sie bei dem Vater unstät und verschwommen waren, waren Dorotheas Augen so klar, daß man auf den Grund ihrer Seele zu sehen meinte.

Gutmütig schien der Major zu sein, denn er lud sofort in jovialer Weise den Gast zum Essen ein. Karl unterhielt sich recht gut mit ihm, und wäre das übermäßige Weintrinken bei Tische nicht gewesen, so hätte Karl sich bei seinem zukünftigen Schwiegervater sogar ganz behaglich gefühlt.

Am Nachmittage bat Karl um eine Unterredung, legte seine Verhältnisse kurz und klar dar, und bat um die Hand Dorotheas. Der Major blieb freundlich und schien nicht abgeneigt, Karls Wunsch zu erfüllen; da fragte er noch zuletzt: „Waren Sie aktiv als Student?" „Ja", sagte Karl Aslar, „ich war Burschenschafter." Als hätte er in ein Wespennest gestochen, so fuhr der Major jetzt auf ihn los. „Was, ein Schwarz-rot-goldener sind Sie, einer aus der Gesellschaft, die Mörder und Revolutionäre groß zieht,

so einer sind Sie, dann leben Sie recht wohl, mein verehrter Herr, einem Demagogen gebe ich meine Tochter nicht."

Karl Aslar glaubte nicht recht zu hören. Es war ja unmöglich, daß der Major daraus, daß er Burschenschafter gewesen war, einen Grund ableitete, ihm die Tochter zu verweigern. Er wollte aber erst die falschen Begriffe, die der österreichische Major über die Burschenschaft hatte, berichtigen, darum sagte er: „Mörder und Attentäter zieht unsere Burschenschaft nicht groß. Wohl sind der Mörder Kotzebues und der Attentäter Löning Burschenschafter gewesen, aber es ist recht, alle für die verbrecherische Verirrung einzelner leiden zu lassen? Dürfen Sie die ganze Burschenschaft entgelten lassen, was Einzelne verbrochen haben, in Verblendung und falscher Auffassung unserer Ziele und unseres Strebens? Sollte Ihnen meine Stellung als angehender Pfarrer nicht Bürgschaft sein dafür, daß die reinste Gesinnung, die treueste Fürsorge für unser Vaterland uns Burschenschafter durchglüht? Und warum soll das Glück Ihrer Tochter und mein eignes Glück durch politische Streitereien zerstört werden? Wenn ich als Mensch in Ihren Augen die Eigenschaften besitze, die zur soliden Gründung eines Haushalts geeignet erscheinen, dann können politische Meinungsverschiedenheiten doch kein Hindernis sein; noch einmal bitte ich, geben Sie mir Dorothea."

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

K. W. **Graf Johann Ernst zu Nassau-Weilburg und der Wirt zum Schwanen in Frankfurt. Anno 1688.** Johann Ernst zu Nassau-Weilburg stand als Dragoner-Oberst in Diensten des Landgrafen Karl zu Hessen. Im September des Jahres 1688 hatte er die freie Reichsstadt Frankfurt zu seinem Werbeplatz ausersehen. Anfangs ging das Werbegeschäft, wie er an den Landgrafen schreibt, „ziemlich von statten", im weiteren berichtet er aber unterm 5. September, von Weilburg aus, „wie impertinent und malitiös ein Wirth in Frankfurt zum Schwanen gegen die neugeworbenen Leuthe sich bezeiget und dadurch verursachet, als ich einige mannschafft aus Frankfurth anhero (nach Weilburg) zu denen übrigen, umb die exercitia zu fassen und die montirung anmessen lassen wollen, selbige nicht nur sich ganz widersetzlich erzeiget, sondern ich auch gezwungen worden, 13 persohnen in besagtem Frankfurth zu lassen und dadurch über hundert gulden unkosten mehr als sonsten vonnöthen, machen müßen, auch über das einige darvon desertirt, ich also in allem über zwei hundert Rthlr. in schaden gesetzet worden. Weiln aber solche des wirths höchst frevelbahre anstifftungen Ew. Hochfürstl. Gn. zur nachtheil gereichen, Alß ersuche deroselben gehorsamst, mir ein gnädst. rescript ahn die Stadt Frankfurth zu ertheilen, damit der wirth ordentlich gestraffet, mihr aber alle ersetzung Kostens und schadens gebührend erstattet worden möge." In erwartung rc. . . . . Weilburg, den 5. Sept. 1688. Johann Ernst, G. z. N. Als Beweis für diese Anklage gegen den Schwanenwirt zu Frankfurt wurden zu Weilburg in der „Cancellaria" die Dragoner Otto Knöbell aus Westphalen, Hanß Jakob Schneidter von der Mosell, Henß Peter Beringer außen Speßart und Leonhardt Jaeger aus Franken vernommen. Sie sagten übereinstimmend aus, daß sie mit anderen beim Wirt zum Schwanen im Quartier gelegen. „Alß er vernommen, daß Sie marchiren sollten zu Ihnen und übrigen gesprochen, Ihr seydt wohl narren, wenn Ihr weggehet, wenn Ihr hinauskommet, so kann man mit euch machen, was man will undt ob Opponent schon mit denen übrigen parat gestanden, Ihrem Capitain Lieutenant zu folgen, so wahren Sie doch alle über des Wirths rede bestürzt und zweifelhafft gemacht, worden, daß auch 13 davon zurückblieben, etliche desertirt undt der Werbplatz in Franckforth gantz inutil dadurch gemacht undt die Werbungen aufgehoben werden mußten." Infolge dieses Beweismaterials wendete sich nun unterm 8. Sept. 1688 Landgraf Karl zu Hessen an die „Ehrenvesten, hochgelahrten, Ehrbare, vorsichtige und wohlweise" Herren in Frankfurt und zeigte an, daß er „sich nicht verhalten könne, ihnen mitzuteilen, welchergestalt der Wirt zum Schwanen durch seine höchst strafbahre reden seinem Obersten Schaden verursachet". Dann fährt er fort: „Wie wir nun zu euch das genädigste Zutrauen haben, daß ihr sothanen Brevel dieses wirths so wenig billigen alß viel mehr ernstlich zu bestraffen und besagtem Graffen behörige satisfaction zu verschaffen, von selbsten geneigt sein werdet, also ist hiermit unser gnädigste Gesinnung ahn Euch, vermelden wirth nicht nur ernstlich vorzunehmen und dergestalt, damit es in die augen leuchte, undt andere ein Exempel nehmen, nachdrücklich zu bestraffen, sondern auch zu ersetzung aller verursachter Kosten undt schaden anzustrengen. Hievon geschiehet, was recht und billig undt wir seindt es anderweitig zu erkennen ohnvergessen. . . . . . Cassel, den 8. Septbris 1688. Ew. effectionirter Carl. Leider ist in den Akten nicht vermerkt, wie die Frankfurter den Schwanenwirt vorgenommen haben. Da der Rat die Stadtangehörigen meist nach außen hin in Schutz nahm, sind wir sogar geneigt zu glauben, daß die Bestrafung nicht nur nicht „in die Augen leuchtete", sondern daß gar keine erfolgte. (Nach dem Frankfurter Archiv.)

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

= **Die Bohême,** Szene aus Murgers „Vie de Bohême" in 4 Bildern von G. Giacosa und L. Illica. Deutsch von L. Hartmann. Musik von Giacomo Puccini, zum erstenmal am 2., zum zweitenmal am 5. Februar. — In einer Mietskaserne von Paris hausen einige Freunde, Künstler von verschiedener Art, im Dachgelasse beisammen. Sie frieren und hungern; aber ihren Lebensmut haben sie nicht verloren. Sie amüsieren sich unter sich und mit zweien Mädchen, die eine eine Grisette, die andere eine brave Stickerin; letztere ist aber schwindsüchtig und stirbt auch schließlich auf der Szene, mit jeglicher Rücksicht von den Künstlern und zarter Sorgfalt, besonders ihres Geliebten, des Poeten Rudolf, umgeben. Selbst die leichtsinnige Musette wird angesichts des Hinscheidens der braven Mimi nachdenklich. Von einer eigentlichen Handlung kann keine Rede sein; es sind nur Bilder, die sich da entrollen. Die leichte Lebensauffassung der Franzosen, die smarte Lebensführung der Pariser Weiblichkeit kommt dabei neben dem ganzen lebhaften Treiben so recht zur Geltung. Die Kostüme und die Dekorationen, namentlich die Winterlandschaft, waren wieder „echt". Die Musik ist echt südlich blühend nach der Weise Mascagnis und Leoncavallos, wenn sie auch nicht originell ist, sondern viele Anlehnungen an genannte Meister zeigt. Professor Mannstaedt hatte sich liebevoll in die Intentionen des Komponisten vertieft; auch die Regie des Herrn Mebus sei nicht vergessen. Frl. Hanger gab die Musette, Frl. Hans die Mimi, die Herren Hensel den Poeten, Engelmann den Musiker, Geisse-Winkel den Maler, Braun den Philosophen, Schwegler einen alten Liebhaber der Musette; sämtliche Leistungen stellten das zahlreich erschienene Publikum bestens zufrieden.

Residenztheater.

= **Die schöne Marseillaiserin,** Schauspiel in 4 Akten von Pierre Berton, ins Deutsche übertragen von Franz Schreiber, zum erstenmal am 26., zum drittenmal am 28. Januar. Der Marquis de Tallemont, ein royalistischer Verschwörer, verbirgt sich unter der Maske eines Wirtes, um so seine Anschläge gegen das Leben Napoleons, damals noch Erster Konsul, besser ausführen zu können. Es mißlingt ihm aber zweimal; schließlich wird er erwischt

und erschossen. Seine Frau, die schöne Marseillaiserin, (warum der Pleonasmus statt Marseillerin?) behandelte er wie ein Vater, denn sie ist 26 Jahre jünger als er und wurde ihm von ihrem Vater als sechsjähriges Kind angetraut. Jeanne ist eine naive, keusche kleine Frau; sie liebt den Adjutanten Napoleons, Roger Chrisenoy, ohne sich zunächst dessen bewußt zu sein. Nach verschiedenen Prüfungen wird sie durch Napoleons Gnade dem Geliebten angetraut, obgleich sie sich sträubt, da sie weiß, daß ihr von allen totgeglaubter erster Mann noch lebt. Schließlich fügt es aber Gott Hymen, daß der Marquis verschwindet und die beiden anderen glücklich werden, gerade als Napoleon zum Kaiser proklamiert wird. — Den Bonaparte gab Herr Rücker sowohl in Maske als im Spiel ausgezeichnet. Die Titelpartie der Jeanne de Briantes wurde durch Frau Rosner ebenfalls ganz trefflich gezeichnet. Den Verschwörer, Marquis de Tallemont spielte Herr Miltner-Schönau ebenso diabolisch wie Herr Hetebrügge den Chrisenoy als Adjutanten mit Schneid, als Liebenden mit weichen Herzenstönen. Herr Sascha als Polizeiminister Regnier erregte öfters die Heiterkeit des Publikums durch seinen grandiosen Gesichtsausdruck als genasführter Spion des großen Korsen. Auch alle übrigen Darsteller waren auf ihrem Platze. Betreffs Dekorationen und Kostümen war das napoleonische Milieu außerordenlich gut getroffen.

Literatur.

* **Nordlicht 1908.** Von **Wicking**. 130 S. Pr. 2.50 Mark, Dillenburg, Gebrüder Richter. — Es haben verschiedene deutsche Autoren im vergangenen Jahre den Teufel an die Wand gemalt, d. h. hier, den Seekrieg mit England als unausbleiblich geschildert, und im einzelnen dargestellt, wie es kommen könnte. Das tut auch das vorliegende Buch: England überfällt die deutsche Flotte in der Nordsee. Sie wehrt sich wacker und tut den Briten, allerdings mit erheblicher Selbsteinbuße, vielen Schaden. Dann aber wird sie von der überlegenen Macht der Seetyrannen bei Kiel zum großen Teil vernichtet. Der Kampf schwächt indes auch England derart, daß es nicht zu hindern vermag, daß Frankreich und Amerika den von uns verlorenen Markt an sich reißen. Die Darstellung bietet lebensvolle Bilder des furchtbaren Seekampfes, verteilt Licht und Schatten gerecht und ist, obwohl patriotisch, nicht chauvinistisch. Hoffen wir aber trotzdem, daß statt der deutschen und englischen Kriegsschiffe die Prophezeiung ins Wasser fällt.

* **Vaterländische Ehrentage.** Patriotische Gedichte für Schulen und Vereine. Von C. Cornelius, 113 S. Dillenburg, Gebrüder Richter. — Ein ganz vortreffliches, von vaterländischem Geiste getragenes Werkchen mit den besten Erzeugnissen der einschlägigen Literatur in reicher Auswahl und nach der Schwierigkeit in fünf Stufen, konzentrisch aufwärts steigend, geordnet. Möge es seinen Zwecken dienen.

Neues aus Nassau.

Die Reichstagswahlen vollzogen sich unter den wildesten Parteikämpfen. Selbst die Parteien, die bei den Stichwahlen aufeinander angewiesen waren, befehdeten sich bei der Hauptwahl auf Tod und Leben. Bei der Hauptwahl am 25. Januar wurde im 3. Wahlkreise: Rechtsanwalt Dr. Dahlem (Zentrum) gegen Landrat a. D. von Heydweiller und im 5. Wahlkreise: Parteisekretär Dr. Burckhardt (Christlich-Sozialer) gegen Amtsrichter Dr. Lohmann (Nationalliberaler) glatt gewählt. Es standen sich zur Stichwahl gegenüber: im 1. Wahlkreise Oberlandesgerichtsrat Itschert (Zentrum) und Schuhmacher Brühne (Sozialdemokrat), im 2. Kommerzienrat Bartling (Nationalliberaler) und Buchhalter Lehmann (Sozialdemokrat), im 4. Rentamtmann Buchsieb (Nationalliberaler) und Kommerzienrat Cahensly (Zentrum); bei der Stichwahl am 5. Februar wurden gewählt: Brühne, Lehmann, Buchsieb.

Großherzog Wilhelm von Luxemburg, Herzog zu Nassau und die Großherzogin-Mutter haben der Paulinenstiftung je 1000 Mark als Jubiläumsgabe gespendet.

An der Sporkenburg bei Ems ist eine Gedenktafel für Kaiser Friedrich (der bekanntlich 1887 seines Leidens wegen in Ems weilte) angebracht worden.

Die Errichtung des Baumann-Denkmals in Schlangenbad ist nunmehr beschlossene Sache.

Am 27. Januar starb, 84 Jahre alt, Landtagsabgeordneter Wilhelm Schaffner zu Diez. Er hat seinen Wahlkreis seit 1888 vertreten und ist mit ganzer Kraft allzeit für die Interessen Nassaus ins Treffen gegangen. Ehre seinem Andenken!

Am 1. Februar wurden es 100 Jahre, daß die so segensreiche Nassauische Brandversicherungsanstalt ins Leben trat.

Nassauischer Geschichtskalender.

Februar.

18. 1751. Graf Wilhelm Ludwig von Sayn-Hachenburg-Kirchberg stirbt. Geboren am 30. März 1709, folgte er seinem Vater Georg Friedrich als Graf 1749. Vermählt war er seit 1744 mit der Wild- und Rheingräfin Luise von Daun, die nach seinem Tode seinen Sohn und Nachfolger Wilhelm Georg gebar.

18. 1777. Der sogenannte Abecebuchstreit zu Kirchheimbolanden ereignet sich. Es war eine Bauernrevolte wegen Einführung des neuen Abecebuchs ohne die früheren religiösen Stücke, hinter der sich die konfessionelle Gegnerschaft der Lutheraner und Reformierten im Nassau-Weilburgischen verbarg. Der Streit wurde erst nach und nach zugunsten der Regierung beigelegt.

19. 1817. König Wilhelm III. der Niederlande wird geboren. Er war der Sohn König Wilhelms II. und der Großfürstin Anna Pawlowna von Rußland, gelangte 1849 zum Throne und starb am 23. November 1890. Ihm folgte als Königin sein einziges Kind 2. Ehe, Prinzessin Wilhelmina.

19. 1841. Fürstin Amalie von Anhalt-Bernburg-Schaumburg stirbt. Sie war am 6. August 1776 als Tochter des Fürsten Karl Christian von Nassau-Weilburg geboren, 1793 mit Fürst Viktor II. von Anhalt-Bernburg-Schaumburg vermählt, wurde 1812 Witwe und heiratete 1813 den Freiherrn Friedrich von Stein-Liebenstein.

25. 1547. Kurfürst-Erzbischof Hermann V. von Köln aus dem Hause Wied entsagt, weil er evangelisch geworden war, seinen Würden. Geboren 1476 als Sohn des Grafen Friedrich I. von Wied, wurde er Domherr zu Köln, 1515 Kurfürst-Erzbischof, 1532 auch Bischof zu Paderborn. Er war anfangs ernster Gegner der Reformation, der er dann freien Lauf ließ. Gestorben ist er am 15. August 1552 zu Altwied.

27. 906. Graf Konrad in Franken (der Stammvater des Konradinergeschlechts) fällt in der Fehde mit den Babenbergern bei Fritzlar und wird zu Weilburg bestattet. Letzteres wird bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erwähnt.

Briefkasten.

F. in St. Die beiden Miszellen sind dankend angenommen. Der andere Aufsatz liegt jedoch außerhalb des Rahmens der „Nassovia“.

R. D. in W. Im heutigen Stil schreiben Sie richtig: Das Geschlecht „der von“ Kronberg, von Reifenberg usw., „derer von“ ist veraltet und nicht mehr gebräuchlich. Mundartlich sagt man noch „derer“ Frau, „derer“ Leute usw., natürlich ebenfalls ohne Berechtigung.

Redaktionsschluß: 8. Februar.

Inhalt: Die Kapelle zu Salz. Der alte Sänger an den Tod. (Gedichte.) Von Johanna Gasser. — Viktor, Prinz zu Wied. Von Dr. C. Spielmann. (3. Forts.) — Das Reichsdorf Sulzbach. Von J. Brumm. — Ewald Grobecker. Von Th. Gesky. — Die Entstehung der Neustadt Diez. Von R. Heck. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (3. Forts.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 5. Wiesbaden, den 1. März 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Rat.*)

Erdenkind, o wolle nie
lüften ferner Zukunft Schleier,
Den die Götter nur durchschau'n
bei geheimer Opferfeier.
Keinem Sterblichen gelingt,
das Geheimnis zu ergründen
Und mit den Kroniden sich
schicksalsmächtig zu verbünden.
Zügle deine Ungeduld,
murre nie, und hoffe immer,
Daß dir heut' schon niederstrahlt
künft'gen Glückes gold'ner Schimmer. —
Doch birgt Leid der Zukunft Schoß,
schrecklich wäre dann das Wissen,
Vor den Iden hätt' es dir
schmerzvoll schon das Herz zerrissen!
Keine Seele ist so stark,
künft'ges Weh vorher zu tragen;
Darum laßt den Göttern Dank
uns für ihre Weisheit sagen!

Wahrheit.*)

Zum eis'gen Pol, durch Sturm und Nacht
Strebt ohne Rast der kühne Forscher,
Er zwingt der Elemente Macht,
Trägt ihn auch nur ein Kiel, ein morscher;
Bis ihn, trotz allem Heldenmut,
Die weiße Wüste eingebettet.
Der Held erlag des Norden Wut; —
Nichts als die Ehre ist gerettet.

Ach! wohl erfaßt das gleiche Los,
Wer auszieht, Wahrheit rein zu finden:
Sein Schiff zerschellt — beraubt und bloß
Erliegt er todesschwangern Winden.

*) Aus „Herbstlese".

Hans Wagner-Wittenberg.

Viktor, Prinz zu Wied.

Ein fürstlicher deutscher Freiheitskämpfer. Von Dr. C. Spielmann. (4. Fortsetzung.)

Doch geschah unterdes schon weiteres. Auf den Bericht des Generals Berton an den Fürsten von Neufchâtel hin, „der unbegreiflich schlimm gewesen sein muß", wurde Viktor um den 8. Juli durch einen Offizier und drei Mann unter stets strenger Bewachung zuerst nach Augsburg gebracht und wie ein Verbrecher in einen Turm gesteckt. Seine Bitte, den dortigen Kommandanten zu sprechen, wurde nicht beachtet. Von Augsburg eskortierte man ihn nach Straßburg, wo er, auf der Zitadelle interniert, seitens des Kommandanten und des Divisionsgenerals zwar sehr zuvorkommend behandelt wurde, aber den schönen Sommer nur durch das eiserne Gitter seines Gefängnisses genießen konnte. „Das ist ein harter Artikel für einen Spaziergänger wie ich bin", schreibt er. Doch empfing er einige Bücher zum Lesen, und die Erlaubnis, zu schreiben. Dies, sowie die Gesellschaft eines gleich ihm unschuldig arretierten gefangenen österreichischen Generalstabsoffiziers und endlich das Bewußtsein, ein gutes Gewissen zu besitzen, war ihm einigermaßen tröstlich. Er war also „nicht ganz unglücklich." Empfangen konnte er freilich niemand; auch bekam er lange keinen Brief von den Seinen, nach dem er sich sehnte.

So brachte er zwei Monate lang hin. Draußen ging das blutige Würfelspiel weiter; die Entscheidungsschlacht bei Wagram wurde geschlagen, der Waffenstillstand von Znaim geschlossen; er vernahm erst spät davon. Er sah und hörte sonst nichts als die hohen Platanen draußen vor den Kerkergittern, und die Vögel, die so lustig darin sangen. Las er nicht, so starrte er hinaus, dachte der Freiheit, die er hatte erkämpfen helfen wollen, er, der nun selbst gefangen saß. Er baute Luftschlösser, eines nach dem andern, ließ „seine Gedanken dem Rhein in seinem Laufe folgen und dort unten im Vaterlande landen." Er gedachte der Brüder, die, frei, draußen auf der Jagd sich tummelten, während er dem Tanze der wohlgenährten Ratten und Mäuse zusehen mußte, die in seinem alten Schrank als ihrem „Leibgehege" sich aufhielten und dort „ihr Unwesen toller als in des Bernhardt[11]) Revier" trieben. Den Friedensgerüchten, die von Zeit zu Zeit laut wurden, konnte er, mochte er nicht glauben; weshalb hielt man ihn denn noch gefangen? Weshalb überhaupt, da doch „die gedienten Soldaten von deren Entscheidung sein Schicksal abhing, es gewiß billig finden mußten, daß ein Offizier sich nicht öffentlich beleidigen ließ?" Schließlich begann er durch das Gitterfenster sich in die Betrachtung des gestirnten Himmels zu vertiefen, und es ergriff ihn eine Sehnsucht, Astronomie zu studieren. Sie wandelte ihn eine Zeitlang völlig. Als er unterdes einen Brief von der Mutter erhielt, in dem sich diese abermals bitter über ihre nassauischen Oberherren beklagte, fand er sich rasch mit einigen Trostworten darüber ab. Dann aber fuhr er fort: „Ich will von den Welthändeln nichts mehr wissen. Ob ich mich zwischen meinen traurigen vier Mauern abhärme oder nicht, das nützt unserer Sache nichts; daher halte ich es für zweckmäßiger, mich von der Erde zu den Sternen zu flüchten. Kommt die Stunde zum Handeln, so werfe ich gleich alle Parallaxen und Ellipsen in den Winkel und werde dann mein Vaterland nicht zu klein finden, um meine noch kleineren Knochen dafür hinzugeben."

Fürst August tat redlich das Seine, um die Befreiung seines Bruders zu erwirken. Der Prinz bat Mutter und Brüder hundertmal sein „Lamentieren" ab, drängte aber immer zu neuen Schritten, und zermarterte sich immerfort den Kopf, was denn nur seine Haft verschuldet habe oder Ursache ihrer sei.[12]) Er hoffte auf eine Kriegserneuerung.[13]) „Denke dir nur", schreibt er dem Bruder, „alle meine gefangenen Kameraden kehrten zurück zu ihren Regimentern, und ich müßte hier sitzen! Das wäre um rasend zu werden! Versäume es doch ja nicht, wenn du, bester August, etwas für meine Auswechselung tun kannst, ohne dir selbst dadurch zu schaden." Da wird plötzlich sein Mitgefangener, ein geborener Piemontese, auf Wunsch des neuen Oberkommandierenden, Erzherzog Johann, ausgewechselt; an diesen soll der Bruder sich sofort wenden; der Prinz Wilhelm von Preußen, des Königs Bruder, könne vermitteln. Es geschah und gelang, und nun erfuhr der Befreite den Grund, weshalb er als Staatsgefangener betrachtet worden war. Er sollte die vorarlbergischen Insurgenten gegen Baiern aufgewiegelt haben — eine Anklage, die ungeheuerlich genannt werden könnte, wenn sie nicht so gar abgeschmackt gewesen wäre. Denn wie und wo sollte er solches getan haben? Außerdem hat er selbst nie etwas von sol-

[11]) Damit ist wohl der damalige Oberförster zu Friedrichsthal gemeint.

[12]) Napoleon hatte vor Beginn des Krieges die in Österreich dienenden Mediatisierten zurückberufen. Der Prinz hatte das Dekret aber erst nach dem Ausmarsche gelesen, wußte sich also hier ohne Schuld.

[13]) Der Waffenstillstand von Znaim wurde bekanntlich am 11. Juli, der Friede zu Schönbrunn erst am 14. Okt. 1809 abgeschlossen.

chem Plan verlauten lassen. Wäre er wirklich beabsichtigt gewesen, so würde er es offen bekannt haben.

Nun schwamm er wirklich, nicht in Gedanken den Rhein hinunter; vom 26. September bis zum 17. Dezember hielt er sich bei den geliebten Seinen auf und genoß alles das gründlich, nach dem er sich während der mehrjährigen Abwesenheit und langen Kerkerhaft gesehnt hatte. Dann aber nahm er Abschied, reiste mainaufwärts durch Franken und die Oberpfalz in seinen Dienst zurück. Freudig meldete er nach einigen Tagen von Eger aus seine Ankunft auf österreichischem Boden. Er war glücklich durch die Rheinbundstaaten gekommen, nur ein Schnupftuch, eine Pistole, einen Handschuh und seinen kunstreichen Tabaksbeutel hatte er, „seiner Gewohnheit nach, längs der Straße ausgestreut", d. h. verloren, wie er scherzend schreibt.

IV.

Der Prinz ahnte nicht, daß er Neuwied und seine Lieben zum letzten Male gesehen hatte, nicht einmal, daß eine gewisse Enttäuschung seiner schon bald harrte. Erst anfangs Januars von 1810 schrieb er wieder, schmerzlich bewegt. Man hatte sich vielfach für ihn verwandt, alle erwiesen ihm Achtung und Teilnahme; allein alles das diente, so meinte er, nur dazu, „ihn bei den Herren, die jetzt dirigierten, verhaßt zu machen." Seine Beförderung zum Major die er nunmehr bei aller Bescheidenheit erwarten durfte, erhielt er nicht. „Diese Behandlung", bemerkte er, „länger zu ertragen, ist mir nun offenbar unmöglich. Ich habe daher meine Quittierung eingegeben und trete so lange aus, bis vielleicht bessere Zeiten kommen." Die nassauischen Oberherren würden sich dann auch freuen, wenn sie es hörten. Er ging, während das Gesuch die Instanzen durchlief, zum Kaiser selbst. Das schlug durch. Kaiser Franz bat den jungen Helden, in seinem Dienste zu verbleiben, machte ihn zum Major und gab ihm ein Jahr Urlaub; es war plötzlich alles wie umgewandelt. „Es wäre Undank gewesen, nun noch hartnäckig und eigensinnig den Beleidigten spielen zu wollen," schreibt er. Er hatte gefunden, daß man oben anders über ihn dachte als in den mittleren Stellen, und zog sein Entlassungsgesuch zurück.[14])

Aber seinen vorgefaßten Plan führte er aus; — er wollte, sagte er, reisen, den klassischen Orient besuchen. Es fand sich ein Reisegefährte, ein Kamerad, der niederländische Graf von Hartopp, mit dem er „einen vorteilhaften Akkord" machte, so daß „die ganze Reise seine gewöhnlichen Revenuen um keinen Heller überstieg." Denn um alles in der Welt hätte er den Seinen pekuniär nicht beschwerlich fallen wollen. Behutsam bringt er der Mutter bei, daß er nun nicht mehr so oft werde schreiben können, daß sie sich aber nicht um ihn sorgen möge, und vertröstet sie aufs Wiedersehen, das desto froher sein werde. Seine Reisefreude ist groß. „Ich werde ihn schauen, den schönen Hellespont, die reizenden Inseln des Archipelagus, die stolze See und die Pracht des sklavischen Orients!" ruft er begeistert aus. Die Mutter aber erriet, welches eigentliche Ziel sich hinter der Orientreise versteckte: — es war Spanien, das er auf Umwegen zu erreichen suchte, um dort für die Freiheit gegen die Unterdrücker zu kämpfen. Denn solches betrachtete er als seine Lebensaufgabe, die er unermüdlich verfolgte. Er gab denn auch alsbald zu, durchschaut zu sein, aber erklärte zugleich ebenso ruhig wie entschieden, nichts könne ihn von seinem Vorsatze abbringen. „Ihre Einladung, beste Mutter", schreibt er, „an unserm Rheine die Nachtigallen zu hören, ist äußerst verführerisch. Wie gerne folgte ich diesem Rufe! Allein mich hat das Schicksal beim Ohrwaschel, und ich folge ihm, wohin es mich führt." Das Nichtquittieren soll der Mutter keine Sorge machen; Fürst Schwarzenberg, der österreichische Gesandte zu Paris, habe dort schon darüber gesprochen, und man werde wohl keine Umstände machen. Am 30. Januar 1810, zwei Tage vor seiner Abreise, schrieb er noch zwei Briefe von Wien aus, einen an die Mutter, den anderen „an das gesamte Geschwistervolk." Im ersteren heißt es: „Ich mag in Persien oder in China sein, meine Liebe zu Ihnen wird immer die nämliche bleiben. Mein Leben werde ich nicht unnötig aussetzen, denn ich möchte Sie gern wiedersehen, und möchte die guten Zeiten noch gern erleben, die sicher für uns kommen werden. Alles mein Sehnen, Dichten und Trachten ist und bleibt auf unser geliebtes Deutschland gerichtet, dessen Wohl bei allem, was ich unternehme, immer mein letzter Zweck ist. Eine prophetische Stimme ruft mir, ich weiß nicht, woher, immer in die Ohren, daß ich es glücklicher wieder betreten werde, als ich es verlassen." Ähnlich schreibt er an die Geschwister, von denen er Max nicht als Reisegefährten zu haben, bedauert. Schwermütiger schon klingt der Schluß dieses Briefes: „Lebt wohl, bis wir uns froher und freier wiedersehen! Lebt wohl, lebt alle wohl! Erhaltet mit eure Freundschaft auch in der Ferne; ich werde ewig bleiben wie heute, euer treuester Freund und Bruder."

Als Graf von Braunsberg, welchen Namen er schon während seines letzten Aufenthalts in Neuwied geführt hatte, mit schmeichelhaften Empfehlungen und Zeugnissen, darunter des Erzherzogs Karl versehen, reiste er am 1. Februar 1810 ab, nachdem er seine Bücher und Karten um tausend Gulden Papiergeld verkauft hatte. Er wurde durch seine Reise der Möglichkeit enthoben, bei den Hochzeitsfeierlichkeiten der österreichischen Kaisertochter und des französischen Usurpators gegenwärtig zu sein. Als Diener nahm er seinen treuen Feldjäger Anton Buchsieb aus Neuwied mit, den er in seinen Briefen immer nur „Herr Anton" nennt, und der alle Fährden mit ihm ertragen hat. Über seine Stimmung beim Abschiede von Wien bekennt der Prinz: „Ich war im Begriff, einen Entschluß zu bereuen, den ich doch so reiflich überdacht hatte und der mir zur Lieblingsidee geworden war. Endlich aber stellten sich mir alle die Gründe vor Augen, die mich zu dieser Reise bewogen hatten; da schien mir jeder Zweifel eine schimpfliche Schwäche, und voll Vertrauen auf die höhere Macht, die mich unwillkürlich

[14]) Die Bescheidenheit läßt ihn sich selbst anklagen, er sei in seinen Urteilen zu voreilig gewesen. Die wir die Geschichte jener Zeit nunmehr genauer kennen, wissen, daß er nicht so ganz Unrecht hatte.

nach jener Gegend hinzieht, setzte ich nun meine Reise fröhlich fort."

Die Reise ging per Postkalesche über Raab, Komorn u. s. w. nach Ofen, wo ein Tag Aufenthalt war und der junge Sohn des preußischen Konsuls zu Smyrna, Kaufmann Escalon als Dolmetscher zu der Gesellschaft stieß. Noch wurde eine Maskenredoute in Pest mitgemacht, dann ging's vorwärts. Über die weite Kecskemeter Heide, die „echte europäische Tatarei", auf schlechten, holperigen Wegen gelangten die Reisenden nach Szegedin an der Theiß, passierten diesen breiten Fluß bei Kanisza und fuhren durchs Banat, wo sie abwechselnd deutsche, raizische und walachische Dörfer berührten, nach Temeswar, allwo sie einen Tag blieben und das „langweilige" Theater besuchten. Von den Walachen oder Rumänen ist der Prinz in keiner Weise entzückt; er ahnte nicht, daß dereinst seine Großnichte dazu berufen war, jenes Volk in dem Nachbargebiete von der Barbarei zur Kultur führen zu helfen. Auf einem Leiterwagen fuhr die Gesellschaft von Temeswar nach Karansebes; sie kam dann ins wild- und waldreiche Grenzgebirge zwischen dem Banat und Siebenbürgen, und überstieg es, um in der Bäderstadt Mehadia zu rasten. Am „eisernen Tore" bei Orsowa gewahrten die Reisenden den Krieg der Russen und Türken aus der Entfernung; die Feste Neu-Orsowa war türkisch; man konnte hüben die serbischen Posten gewahren, und drüben waren die Russen nicht sehr entfernt. Dem türkischen Kommandanten Radschib Aga wurde ein Besuch abgestattet. Die Besucher „steckten die Finger in Töpfe" (d. h. aßen nach orientalischer Sitte mit den Fingern), „rauchten aus langen Pfeifen und schlürften schwarzen Kaffee ohne Zucker, schliefen auch des nachts auf türkischen Sofas."

Dan ging's auf der Donau abwärts, über Widdin, in Begleitung einer Schutzwache von Janitscharen — drüben Kosakenpiketts, hüben türkische Truppenabteilungen — an der Donau entlang durch Bulgarien, das dem Prinzen als ein elendes Land erschien. Zu Rahowo erhielten die Reisenden kleine türkische Pferde und bulgarische Führer; zehn Mann stark, ritt die kleine Karawane am ersten Tage vierzehn Stunden weit südlich ins Bulgarenland hinein; die ausdauernden Tiere brauchten in dieser Zeit gar nicht gefüttert zu werden. Es gab Öden zu durchwandern, Flüsse ohne Brücken zu durchwaten. Am andern Tage ging's weiter. Schnee und Regen machten die Tour mitunter recht ungemütlich, namentlich beim Überschreiten des Balkan; oft sanken die Tiere bis zum Bauche in den Schnee. Dem jungen Kaufmann wurde es recht sauer, mitzukommen. Endlich nach weiteren zwei Tagen war die Höhe erreicht, und eine prächtige Aussicht vor- und rückwärts bot sich dar: „hinter uns in Bulgarien war Winter, vor uns in Rumelien der heiterste Frühling", schreibt der Prinz. Dann ging's etwas schneller; Adrianopel wurde erreicht, wo der österreichische Konsul Terraçon und der Kaufmann Bell'homme die Gäste bewirteten. Nach weiteren vier Tagen, am 3. März, kamen die Reisenden in Pera an, und fuhren alsbald in einer Barke das Goldene Horn hinab und ins Marmara-Meer spazieren.

Der österreichische Konsul, Baron Sturmer, lieh den Landsleuten jede Unterstützung; ein Attaché der Gesandtschaft, Baron Ottenfels, setzte mit dem Prinzen nach Asien über, um den Bulgurlu zu besteigen, und die herrliche Aussicht über zwei Erdteile zu genießen. Außerdem besuchte Prinz Viktor die Prinzeninseln des Marmara-Meeres, und machte einen Ausflug ins Schwarze Meer; alles Gesehene schildert er entzückt, malerisch und poesiereich, einzig bedauernd, daß die Seinen nicht dabei sein konnten, um all die Naturschönheiten zu genießen, „von denen die elenden Worte auch nicht den Schatten eines Begriffs geben." „Wie gern", heißt es am Schlusse des betreffenden Briefes, an die Mutter, möchte ich Ihnen alles sagen, alles malen, was ich sah, was ich fühlte, wenn ich nur das Talent hätte, das Unnennbare zu nennen, oder wenn ich außer dem Sinn für das Schöne auch das Talent es auszudrücken von Ihnen geerbt hätte!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Reichsdorf Sulzbach.

(2. Von J. Brumm. (Schluß.)

Anno 1478 hören wir von neuen Streitigkeiten zwischen dem Junker Philipp von Eppstein, Herrn zu Königstein und den Gemeinden Sulzbach und Soden, den der Abt Heinrich des Benediktinerklosters zu Limburg bei Speier schlichtete. Die von Sulzbach und Soden beklagten sich, daß Junker Philipp ihnen den Bezug von Brennholz und Bauholz aus den Gemarkungen und der Bodenhart versage. Die Beschwerde wurde in der Weise abgestellt, daß die Sulzbacher und Sodener Brenn- und Bauholz zu ihrer Notdurft im Bodenhart und in den Gemarken hauen durften, gleich den übrigen Mitmärkern. Die weitere Klage erstreckte sich darauf, daß der böse Junker von Königstein im Walde Kohlen brennen lasse und Wiesen anlege, obwohl der Wald in die Sulzbacher Mark gehöre. Da der Königsteiner hier im Unrecht war, mußte er versprechen, daß solches hinfüro abgestellt und vermieden werde. Da Junker Philipp den Gemeinden bei Holzabfahrten aus dem Schlag zu Schneidthain bei Königstein Schwierigkeiten machte, so wurde bestimmt, daß die Sulzbacher und Sodener ohne „Beschwernus" hinfahren könnten. Endlich bestritt Philipp von Königstein beiden Orten jegliche Waldgerechtigkeit im Hinterstaufen; er will sich aber inbezug hierauf „gebührlich" halten, bis die Sache vollständig geklärt ist. Bei der Abschließung des gütlichen Vergleichs waren zugegen: Junker Philipp, Graf zu Nassau, der Jüngere und

bei ihm seine Freunde und Diener Bechtolff von Eschbach, Johann Braubach, Dietrich Gyseler und Simon von Ursel; bei denen von Sulzbach und Soden: Doktor Ludwig zum Paradeiß, Weicker Frosch der Ältere und Philipp von Hohenstein des Rats Freunde zu Frankfurt.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wandten sich Sulzbach und Soden an den Rat der Stadt Frankfurt, um eine Anleihe von 800 Goldgulden zur Bezahlung ihrer Kriegsschulden. Zu deren Sicherheit gaben sie sich während der Pfandschaft mit Haus und Hof als leibeigene Dienstleute hin. So wird, bemerkt Kirchner dazu, die Freiheit einiger hundert Menschen um jährlich 40 Gulden verkauft. Die Stadt Frankfurt nennt daher auch gegen Ende dieses Jahrhunderts die beiden Orte geradezu unsere Dörfer, und die Gemeinden schreiben an den Rat der Stadt: unsere Herren. Das ehemalige Schirmrecht der Stadt war in diesem Zeitraum zum wirklichen Hoheitsrecht geworden.

Im Jahre 1494 war ein neuer Streit ausgebrochen zwischen Goßwin von Orsey (Orsoy), Präzeptor der Gotteshäuser zu Rostdorff und Hoest (Höchst), Sankt Antonius' Orden, und der ganzen Gemeinde Sulzbach, insonderheit zwischen Zöckeln und Ewalden Ganns, Gebrüdern, und Hansen Bendern zu Sulzbach. Es handelte sich dabei um den Abfluß des Wassers aus dem Gemeindebrunnen zu Sulzbach auf des Präzeptors Wiesen, im sogenannten großen Broel, wodurch die Wiesen so versumpften, daß sie nichts anderes denn Ried statt Gras „geperen." Dieser Mißstand beruhte jedoch darauf, daß die oben genannten Brüder Ganns und Hans Bender auf ihren Wiesen nicht für gehörigen Abzug des Wassers sorgten. Auf eine Beschwerde beim Rat der Stadt Frankfurt einigte man sich dahin, daß die eben erwähnten Bürger durch ihre „Zwerchwiese ein zimblich gräblein vffwerffen", da das Wasser hinausfließen und kommen möge bis auf den Hattsteiner Hof, und dann die Steinwiesen hinan an den gemeinen Weg, und dann der Präzepter einen Graben, „ungefährlich drey schue weit", durch den gemeinen Weg bis an des Rats Wiese im kleinen Broel. Der Rat sollte dann den Graben in „ziemlicher" Tiefe fortführen bis „an die gemeine Bach." Der Graben sollte beiderseits ausgemauert und mit eichenen „Bortten" zugedeckt werden. Die Gemeinde wurde verpflichtet, von Zeit zu Zeit die „Bortt" aufheben und den „Kennel" reinigen zu lassen, damit das Wasser seinen rechten Fluß haben und behalten möge. Sicherlich haben nach dieser Regulierung die Wiesen des Präzeptors ander' Futter „geboren."

Obwohl Sulzbach, Soden und Neuenhain eine Vogtei bildeten, so war das Trio doch öfters auf dem Fuße schwerer Dissonanzen. Auch hier mögen einige Belege den Beweis erbringen.

Im Jahre 1321 waren unter den drei Orten Meinungsverschiedenheiten über die Frage entstanden, ob Neuenhain im Kriegsfalle die Befehle von Sulzbach-Soden oder direkt von Frankfurt entgegen zu nehmen habe. Die Dörfer wandten sich an den Rat der Stadt Frankfurt, welcher für Sulzbach-Soden die Schöffen Weigeln Froschen und Hermann von Ofenbach, genannt Knoblauch und für Neuenhain Arnold Herm. Jötzen Sohn von dem Hain als Schiedsrichter ernannte. Sie entschieden: „Wenn die gemeine Statt Franckfurth auß soll fahren, so sollen sie denen von Sultzbach und Soden zusprechen vmb hülffe, vnd wenn es noth ist, das die von Franckfurth auß sollen ziehen, so sollen sie dem Dorff Newenhain zusprechen vmb hülffe vnd nicht die von Sultzbach." Es hatte also in Kriegszeiten Neuenhain seine Befehle von Frankfurt direkt entgegenzunehmen.

In 1433 kamen „vaste Klagen" von Lehnherren, Geistlichen, Edlen und anderen Gutsbesitzern in den Dörfern und Gerichten Sulzbach und Soden an den Rat von Frankfurt, weil es an Landscheidern in diesen Orten fehle. Die Stadt setzte „Landtscheidere" ein, und dazu 18 Personen der redlichsten beider Gemeinden, 12 von Sulzbach und 6 von Soden, welche die Aufgabe hatten, die Allmende zu begehen und auszusteinen. Hierbei entstand ein Streit wegen der „Saltzsode", von der die Sodener behaupteten, daß sie ihr spezielles Eigentum wäre, während Sulzbach behauptete, sie sei gemeinschaftlich. Der Rat entschied nach Anhörung des Streites, die „Saltzsode", die doch keine Viehweide sei, unter sich zu teilen, und zu gebrauchen. Auch wegen Abhaltung des Gerichts lagen sich beide Orte in diesem Jahre in den Haaren. Der Rat grenzte daher die Zuständigkeit des Obergerichts zu Sulzbach und die Gerichtsbarkeit der Sodener ganz genau ab. Es würde das zu weit führen, wenn wir im einzelnen die hierauf bezüglichen Bestimmungen wiedergeben wollten, und wir beschränken uns daher darauf, zu bemerken, daß was Totschläge und Leib und Leben anbetreffe, das sollte in Sulzbach verhandelt werden, während kleinere Sachen, die sich in den Bannzäunen des Dorfes Soden ereigneten, am Orte sollten abgeurteilt und gerichtet werden. Berufung an das Obergericht war zuläßig; aber wie es entschied, dabei sollte es bleiben.

Im Jahre 1508 schreibt der Rat von Frankfurt: „Denen von Sultzbach soll man ein Siegel gönnen mit Wissen des Rats und nit anders dann zu den Inaben und Währschaften zu gebrauchen, solches Siegel sollen sie aufs treulichst bei ihren Gerichtsbüchern und andern ihren Schatz verwahren. Dieses Sigillum hat bestanden in einem halben Adler und Buchstaben F. mit Umschrift: „Sigillum Judicij in Solzbach per Consulatum in Frankfort traditum." Als anno 1656, den 11. Oktober „mit dem Dohm-Capitul zu Maynts und der Stadt Frankfurt wegen Sultzbach und Soden ein Vertrag und Vergleich aufgericht worden, hat man ihnen ein neu Sigillum Sigillum hat bestanden in einem halben Adler und Rad und Buchstaben F."

Während des 16. und 17. Jahrhunderts litt Sulzbach wiederholt unter kriegerischen Ereignissen. Am 24. Mai 1547 „wurden Soden, Sulzbach und Bonames von den Kayserlichen Truppen unter dem General Graffen Maximilian von Beuren abgebrannt, weil die Stadt Frankfurt nicht Proviant für die ganze Armee hatte schicken wollen. Zog von da gen Nürnberg, welche bei seiner Ankunft ihm zur Labsal vor das Thor schicketen etliche Bütten mit Wein und Bier, wie auch Brot. 1552 sind die

Dörfer Sultzbach, Sussenheim, Soden und alle der Stadt Frankfurt angehörige Örter angesteckt worden. Dieses geschah von den Konföderierten, so da waren Markgraff Albrecht von Brandenburg, Herzog Moritz von Sachsen die zween Landgraffen Johann Albrecht und Hertzog Georg von Mechelburg, Hertzog Ernst von Braunschweig, Hertzog Otto Henrich Pfaltzgraff, Graff von Reiffenberg und Bischoff von Bajona." Dieselben hatten zuvor Frankfurt drei Wochen lang belagert, hoben die Belagerung am 8. August auf und verheerten bei ihrem Abzug die Umgegend.

Noch sei hier aus dem Jahre 1580 vom Donnerstag, den 29. September cr., erwähnt, daß der Rat von Frankfurt eine Bekanntmachung erließ, in der er den Bauern von Sulzbach und Soden das beste Zeugnis gerade nicht gibt. Er sagt: „Nachdem die von Sultzbach und Soden dieses Jahr viel Birnwein gemacht, seye zu besorgen, sie werden den unter den guten Wein mischen: Soll man ihnen bei Leib-Straff verbieten weder des gemachten Birnwein, noch des vor einem Jahr gewachsenen sauer Wein unter diesen guten Wein zu mischen und dem Schultheißen befehlen, fleißig Achtung darauf zu haben.

Um die Zeit von 1569 und später hatte der Rat zu Frankfurt fortwährend nachbarliche Fehden, und es kostete ihn große Opfer, seine Dörfer, wie Bornheim, Oberrad, Hausen und andere gegen die Grafen von Hanau und Isenburg zu schützen. Am meisten Scherereien aber verursachten Sulzbach und Soden. So klein die Summe war, um die die Dörfer ihre Freiheit verkauft hatten, so fand der Rat darin die größte Ursache zur Reue. Die geringen Einkünfte der Dörfer gingen allein für die Prozesse hin, die der Rat mit dem Kloster Limburg, mit den Bauern selbst und hauptsächlich mit Kurpfalz, das 1571 die Abtei Limburg aufhob und 1581 die Vogtei Sulzbach an sich zog, am Kammergericht auszufechten hatte. Denn trotz der von Zeit zu Zeit erneuerten Vergleiche machte der Pfalzgraf dem Rat das vom Kaiser bestätigte Hoheitsrecht über Sulzbach und Soden streitig. Leicht minder unangenehm war der Religionszwist; das Filial Neuenhain wurde deswegen von Sulzbach getrennt (1582). Ja selbst auf die Sittlichkeit der Bauern hatte der ewige Krieg ihrer Oberen den schädlichsten Einfluß; sie wurden zuletzt so fehdelustig, daß die beiden Dörfer Sulzbach und Neuenhain miteinander und fast jeder Nachbar mit dem andern in Zank und Hader verwickelt waren. (S. Kirchner, Gesch. der Stadt Frankfurt II. Teil, pag. 386.)

Das Untertanenverhältnis der Sulzbacher erfuhr 1650 eine weitere Veränderung dadurch, daß die Vogtei durch Tausch von Kurpfalz an Mainz überging, welches von da ab mit Frankfurt die Hoheitsrechte gemeinsam ausübte bis zum Jahre 1803, wo Sulzbach nassauisch wurde.

Die Ergebnisse der Volkszählung von 1905 in Nassau.

1) Von Valentin Wollweber.

Die Bevölkerung unseres mächtigen deutschen Reiches ist nach der letzten Volkszählung auf mehr als 60 Millionen angewachsen. Hierdurch ist unser Vaterland Frankreich numerisch nun so überlegen, daß letzteres mit Deutschland keinen Krieg mehr wagen kann. Dagegen vermag unser starker Staat Preußen mit seinen mehr als 37 Millionen Bewohnern es mit dem noch nicht ganz 40 Millionen zählenden Nachbarstaate allein aufzunehmen. Preußens Einwohnerzahl stieg in der Zählperiode 1900/1905 von 34 472 509 auf 37 293 324. Dies ist eine Zunahme von 2 820 815 oder von fast 8,2 Prozent. Unsere Provinz Hessen-Nassau kam in der letzten Volkszählungsperiode von 1 897 981 auf 2 070 052 Einwohner; sie stieg um 9,07 vom Hundert der Bevölkerung. Hessen-Nassau ist noch etwas größer als das Großherzogtum Baden oder das Königreich Sachsen oder das Reichsland Elsaß-Lothringen. Trotz seines nicht unbedeutenden Umfangs zählt es mit seinen 104 Städten, 2217 Landgemeinden und 279 Gutsbezirken nur etwa so viel Einwohner als die eine Weltstadt Berlin mit ihren 2 040 148 Menschen. Unser Heimatland Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, mit seinen 5 617 qkm Flächeninhalt und 930 Gemeinden, ist von 1 007 839 auf 1 114 819 oder um 106 980 Seelen (gegen 101 544 in 1895/1900) = 10,6 Prozent (gegen 11,2 Prozent im vorigen Jahrfünft) gewachsen. Auf 1 qkm leben hier im Durchschnitt 198 Bewohner gegen 132 in Hessen-Nassau, 106,5 in Preußen und 111,9 im deutschen Reiche. Und abgesehen von der großen Stadt Frankfurt haben wir in Nassau immer noch eine Bevölkerungsdichte von 138 Bewohnern auf den qkm. Nicht so günstig sieht es in dieser Beziehung in dem zu unserer Provinz gehörigen Regierungsbezirke Kassel aus. Hier ist die Einwohnerzahl im Jahrfünft 1900/1905 von 890 142 auf 955 233 emporgerückt. Die Zunahme macht 65 091 = 7,3 Prozent aus. Bei einem Flächeninhalte von 10 083 qkm und gegen 1400 Gemeinden kommen auf 1 qkm nur 95 Bewohner, das ist eine Bevölkerungsdichte, welche unter der Durchschnittsziffer 106,5 des preußischen Staates bleibt. Günstiger liegen die Bevölkerungsverhältnisse in unserem Nachbarstaate, dem Großherzogtum Hessen. Dort betrug auf einem Flächenraume von 7 688 qkm in gegen 1000 Gemeinden 1905 die Einwohnerzahl 1 209 175 gegen 1 120 426 in 1900. Zunahme etwa 89 000 = 8 Prozent. Die Bevölkerungsdichte ist 157 Einwohner auf den qkm.

Dem Geschlechte nach sind in unserm Regierungsbezirke 545 966 Personen männlich und 568 855 weiblich, so daß in unserer Heimat wie in den meisten preußischen Regierungsbezirken das weibliche Geschlecht überwiegt, und zwar bei uns mit 22 837 oder etwa $^1/_{24}$ des männlichen Geschlechts.

Der Religion nach befinden sich in unserm Bezirke 648 372 Evangelische und 425 878 Katholiken.

Es sind ungefähr $^3/_5$ der Bewohner evangelisch und $^2/_5$ katholisch. Die Zahl der Israeliten, die in unserm Regierungsbezirke verhältnismäßig sehr hoch steht, hat nun 32 627 erreicht, so daß auf je 100 Einwohner fast 3 Israeliten kommen. Die Stadt Frankfurt hat allein 23 552 Israeliten; die Stadt Wiesbaden zählt deren 2 651.

An aktiven Militärpersonen finden sich in unserm Bezirke 6 447.

In den nassauischen Städten wohnen 611 270, in den Landgemeinden 503 549 Personen. Demnach leben heute 55 Prozent der Bevölkerung in der Stadt und 45 Prozent auf dem Lande.

Die Bevölkerungsbewegung der 18 nassauischen Kreise gibt folgende Übersicht an:

Kreis	Einwohnerzahl	Zu-(+) od Abnahme(—) der Bevölkerung 1900-1905	vom Hundert von 1900
Frankfurt (Land)	29 852	+ 4815	+ 19,23
Wiesbaden (Land)	62 894	+ 9786	+ 18,43
Höchst	65 646	+ 10 153	+ 18,20
Wiesbaden (Stadt)	100 953	+ 14 842	+ 17,24
Frankfurt (Stadt)	334 978	+ 45 989	+ 15,91
Obertaunus	49 108	+ 4759	+ 10,73
Dill	47 354	+ 3279	+ 7,44
Limburg	52 848	+ 2851	+ 5,70
Rheingau	38 683	+ 1992	+ 5,43
Oberwesterwald	25 642	+ 1262	+ 5,18
Biedenkopf	45 603	+ 1929	+ 4,42
Untertaunus	35 901	+ 1314	+ 3,80
Usingen	22 368	+ 707	+ 3,26
Unterlahn	45 558	+ 1199	+ 2,70
St. Goarshausen	43 401	+ 1119	+ 2,65
Oberlahn	40 204	+ 654	+ 1,65
Unterwesterwald	45 858	+ 481	+ 1,06
Westerburg	27 968	— 151	— 0,54

Am günstigsten in bezug auf die Bevölkerungszunahme stehen die 6 ersten Kreise, nämlich die beiden Landkreise mit den bedeutenden Vororten der zwei Großstädte, letztere selbst (die beiden Stadtkreise), sowie die industriellen Kreise Höchst und Obertaunus. Die folgenden 11 Kreise unseres Bezirks stehen unter der Zunahmeziffer 8,2 des preußischen Staates; sie haben eine geringe Zunahme aufzuweisen. Auffallend gering erscheint die Bevölkerungszunahme im industriellen Unterwesterwaldkreise, was in einem Rückgang oder Stillstand der dortigen Industrie seinen Grund hat. Endlich ist der Kreis Westerburg der einzige nassauische Kreis, in dem während der letzten Zählperiode die Einwohnerzahl abgenommen hat. Er hat seit 1880, also bereits in 6 Zählungen fortgesetzt eine Abnahme zu verzeichnen.

Auf mehr als 1000 Einwohner waren bei der letzten Volkszählung gestiegen: Hermannstein, Hundsangen, Altendiez, Eibingen, Rauenthal, Eddersheim, Naurod, Wehen, Eppstein und Stierstadt.

Dagegen waren Hartenrod, im Kreise Biedenkopf (— 28 Prozent), Münster, im Oberlahnkreise und Laufenselden wieder unter die Einwohnerzahl 1000 gesunken.

Auf mehr als 2000 Einwohner sind 1905 gekommen: Haiger, Nassau, Hattersheim und Eschersheim, auf mehr als 3000 Einwohner: Hofheim und Eckenheim, auf mehr als 4000 Einwohner: Herborn, Eltville und Schwanheim, auf mehr als 5000 Einwohner: Dillenburg, Ried und Heddernheim, auf mehr als 10 000 Einwohner: Griesheim und auf mehr als 100 000 Einwohner: Wiesbaden.

Die meisten nassauischen Städte am Rhein haben nur eine unbedeutende Zunahme zu verzeichnen, Rüdesheim und Kaub, wie gesagt, sogar eine Abnahme. Eine starke Zunahme weisen die drei volkreichsten Städte, Frankfurt, Wiesbaden und Biebrich, sowie die Vororte dieser Städte und der Fabrikstadt Höchst auf. Im übrigen Regierungsbezirk ist die Zunahme der meisten Orte unbedeutend.

Um von der Konfessionalität der einzelnen Städte zu sprechen, so ist in Höchst, Homburg, Kronberg und Ems die Einwohnerschaft so ziemlich zur Hälfte aus Protestanten und Katholiken gemischt. Überwiegend katholisch ist die Bevölkerung der 14 Städte: Oberursel, Königstein, Hofheim, Hochheim, Eltville, Geisenheim, Rüdesheim, Lorch, Ober- und Niederlahnstein, Kamberg, Limburg, Hadamar und Montabaur. In den übrigen 22 Städten ist die evangelische Bevölkerung überwiegend.

Zum Vergleich der heutigen Einwohnerzahlen mit denen vor mehr als 60 Jahren, seien die größten Orte und die Städte des ehemaligen Herzogtums Nassau nach der Volkszählung vom Jahre 1842 angeführt.

(Die mit * bezeichneten Orte haben sich bedeutend vergrößert).

*Wiesbaden	12 260	*Oberursel	2434
*Limburg	3246	*Herborn	2267
*Biebrich	3025	*Eltville	2234
*Dillenburg	2851	*Flörsheim	2215
Montabaur	2727	*Höchst	2184
*Ems	2551	Hadamar	2184
*Geisenheim	2512	Kronberg	2133
*Rüdesheim	2479	*Niederlahnstein	2132
Weilburg	2476	Langenschwalbach	2117
*Diez	2440	*Hochheim	2071.

Außer diesen 20 größten Orten mit mehr als 2000 Einwohnern existierten noch an größeren Orten 16 Gemeinden mit 1500—2000 Seelen. Es waren dies nachstehende:

*Idstein	1987	*Oberlahnstein	1821
Usingen	1953	Nastätten	1712
Östrich	1897	Winkel	1633
Lorch	1896	Wehrheim	1632
*Heddernheim	1894	Westerburg	1592
Kamberg	1886	Hachenburg	1538
Villmar	1850	*Braubach	1510
*Hofheim	1822	Kaub	1501.

Nassauische Städte mit weniger als 1500 Einwohnern waren 1842:

*Königstein	1309	Runkel	1052
*Nassau	1127	*St. Goarshausen	872.
*Haiger	1125		

Zusammenstellung der nassauischen Orte, welche von 1842 bis 1905 die größte Zunahme aufzuweisen haben.

	Einwohnerzahl 1842	1900	1905	1905 wievielmal so groß als 1842
Griesheim	667	8 546	10 409	fast 16 mal
Nied	507	4 018	5 483	„ 11 „
Wiesbaden	12 269	86 111	100 956	über 8 „
Höchst	2 184	14 121	15 048	fast 7 „
Unterliederbach	546	3 118	3 670	„ 7 „
Biebrich	3 025	15 048	18 980	über 6 „
Zeilsheim	391	1 081	2 078	„ 5 „
Sossenheim	706	3 122	3 629	„ 5 „
Oberlahnstein	1 821	7 969	8 472	fast 5 „
Dotzheim	1 340	4 342	5 911	„ 4½ „
Wirges	834	3 777	3 418	über 4 „
Sindlingen	816	2 508	2 935	fast 4 „
Bierstadt	1 062	3 127	3 870	„ 4 „
Sinn	393	1 249	1 446	„ 4 „
Okriftel	369	1 125	1 404	„ 4 „
Schwanheim	1 323	3 737	4 492	„ 3½ „

Über 3 mal so groß geworden sind seit 1842: Limburg, Schierstein, Sonnenberg, Erbenheim, Rambach, fast 3 mal so groß: Ems, Heddernheim, Höhr, Freiendiez, Kelkheim, Neuenhain, Soden, über 2½ mal so groß Oberursel.

Die größte Bevölkerungsdichte finden wir in folgenden Kreisen: Frankfurt (Stadt) mit 3564, Wiesbaden (Stadt) mit 2804, Frankfurt (Land) mit 728, Höchst mit 459, Wiesbaden (Land) mit 298, Obertaunus mit 219, Limburg mit 152, Rheingau mit 141, Unterwesterwald mit 125, Unterlahn und St. Goarshausen mit 115 Einwohnern auf 1 qkm. Unter der mittleren Bevölkerungsdichte des preußischen Staates mit 106,5 Bewohnern auf den qkm, rangieren nachstehende 7 Kreise: Oberlahn mit 103, Dillkreis mit 92, Westerburg mit 88, Oberwesterwald mit 79, Untertaunus mit 69, Biedenkopf mit 67 und Usingen mit 62 Einwohnern auf 1 qkm. Der Kreis Usingen, am tiefsten stehend, besitzt also von allen Kreisen des Regierungsbezirks die geringste Bevölkerungsdichte.

Was die Verteilung der Konfessionen in den verschiedenen Kreisen betrifft, so sind die Kreise Biedenkopf und Dill fast ganz evangelisch; der Rheingaukreis ist fast ganz katholisch; die Kreise St. Goarshausen, Höchst und Obertaunus sind etwa zur Hälfte aus Protestanten und Katholiken gemischt; überwiegend katholisch sind die Kreise Limburg, Westerburg und Unterwesterwald, überwiegend evangelisch die 9 übrigen Kreise.

Wir gehen nun zur Betrachtung der Bevölkerungsverhältnisse der Orte des Regierungsbezirks über. Von den 28 Großstädten Preußens zählt unser Bezirk jetzt 2: Frankfurt und Wiesbaden.

Frankfurt, das nach der Volkszählung von 1900 eine ortsanwesende Bevölkerung von 288 989 aufwies, ist im letzten Jahrfünft auf 334 978 Bewohner gewachsen, und zwar diesmal ohne Eingemeindung. Seine bedeutende Zunahme ist 45 989 = 15,91 vom Hundert. Am 1. Januar 1907 war die Einwohnerzahl der Stadt nach den Mitteilungen des Statistischen Amtes schon mit rund 346 000 anzunehmen. Wenn die Vermehrung so fortschreitet, wird Frankfurt in der Zeit von 1905—1920 die halbe Million erreichen.

(Schluß folgt.)

Schwarz=rot=gold.

5) Erzählung von S. Krücke. (4. Fortsetzung.)

Aber Karl hatte eine böse Saite angeschlagen; als er von den „soliden“ Eigenschaften sprach, da fing das Gesicht des alkoholliebenden Majors an sich zu röten, und zornig schrie er jetzt den Brautwerber an: „Ihnen soll ich meine Tochter geben, Sie solider Schwarz=rot=goldener? Nimmermehr! Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, Herr Pfarrer in spe, nicht wahr? Nun, meinen Segen bekommen Sie nicht; bauen Sie sich nun Ihr Haus mit meiner Tochter, wenn Sie das wagen, ja, ja, ja!“

Die Tür öffnete sich. Leichenblaß stand Dorothea auf der Schwelle. Sie sah das tiefverstörte Gesicht Karl Aslars, das zorngerötete ihres Vaters, und wußte, daß alles verloren war. Sie eilte auf den Vater zu und umschlang ihn in heißer Angst. „Vater, ich habe Karl Aslar so lieb, und ich bin dein einziges Kind, Vater, Vater . . .!“ Er schleuderte die Tochter zurück, daß sie gefallen wäre, hätte Karl Aslar sie nicht aufgefangen. „Sei stark, Lieb“, flüsterte er ihr zu, indem er sie einen Augenblick an sich zog. „Liebschaften hinter meinem Rücken anfangen, das ist eines Pfarrers würdig, ja, der Tochter den Kopf verdrehen . . .“ „Kein Wort weiter, Herr Major“, rief Karl Aslar, indem er sich hoch aufrichtete, „wollen Sie mir Ihre Tochter nicht geben, so können Sie sie mir verweigern, beschimpfen dürfen Sie mich nicht. Wenn Sie auch jetzt in Ihrem maßlosen Zorn nicht imstande sind, die Ungerechtigkeit Ihrer Handlungsweise einzusehen, so hoffe ich auf bessere Zeiten, mein Herz bleibt Dorothea zugewandt für alle Zeiten. Leben Sie wohl!“ Er stand draußen, er wußte selbst nicht wie, da flog hinter ihm die Tür auf, und Dorothea hing an seinem Halse. „Wie soll ich weiterleben, o, Karl Aslar, ich kann es nicht!“ Die Augen voll Tränen sahen so gramerfüllt zu ihm auf, daß es fast über seine Kräfte ging. Aber er nahm sich zusammen und sagte: „Doch Liebling, du kannst es, und du wirst es tun.“ Da trat der Major in den Hausflur. „Gott behüte dich“, sagte Karl Aslar mit tiefer Inbrunst, dann verließ er das Haus, indem er sein Liebstes in herbstem Schmerze zurückließ.

5. Kapitel.

Auf dem Westerwald war man in der Heuernte. An den Fenstern des Pfarrhauses zu Greifenstein stand der junge Pfarrer Aslar und sah nach dem Himmel. In der Ferne türmten sich Wolken auf, aber sein Barometer war gestiegen, also mußte das

Wetter sich halten. Unten holte der alte Klees das Pferd aus dem Stalle. „Klees“, rief ihm der Pfarrer zu, „das Barometer ist gestiegen, du kannst das Heu noch draußen trocknen lassen“. Klees führte das Pferd in den Stall zurück, und der Pfarrer setzte sich an seine Arbeit. Klees hackte Holz, zwischendurch warf er einen Blick nach dem Himmel und einen nach der Studierstube. Endlich legte er das Beil hin, ging an die eine Ecke des Pfarrhauses und besah sich den Himmel, dann an die andere Ecke, und tat das gleiche. Dann kratzte er sich hinter den Ohren, warf noch einen Blick nach den Fenstern des Pfarrers und ging in den Stall. Mit dem Pferde am Zügel kam er wieder heraus, spannte es vor den Wagen und fuhr in die Wiese und holte das Heu heim. Als der Wagen Heu geborgen in der Scheuer stand, fielen die ersten Regentropfen. Klees ging unter die Fenster der Studierstube und rief: „Herr Pfarrer — Herr Pfarrer. . . . !“ „Was gibt's Klees?“ „Eich huns Heu doch ingefohren; eich wußts jo glei, ihr Gloswetter steiht, awer der Himmel regnet.“

Der junge Pfarrer hatte mit idealer Begeisterung seine erste Pfarrstelle angetreten. Nun war ihm das Feld seiner Wirksamkeit gegeben. Ein kleiner Bruchteil des Volkes war ihm anvertraut. Nun wollte er die idealen Güter, die ja auch die ureigensten des deutschen Volkes sind, seiner Gemeinde bringen. Geist und Herz sollten nicht müde werden, bildend, veredelnd, innerlich und äußerlich hebend, auf seine Mitmenschen einzuwirken. Und wenn es ihm dann gelänge, dahin zu wirken, daß seine Bauern Mann für Mann Verständnis bekämen für das was dem Vaterlande not tat, wenn jeder seiner Bundesbrüder, getreu seinem Versprechen, dahin zu wirken suchte, dann mußten sie es doch einst erleben, daß die trennende Kluft der Kleinstaaterei aufhörte, und jeder einzelne sich nur fühlte als Deutscher. Will Gott die Seinen nicht auch alle vereinen in ein Reich, unter einen Herrn? Ja, das war das Gottgewollte. Die Deutschen gehören zusammen, ungetrennt.

Die Kirche war zuerst fast leer; sein Vorgänger war ein alter Herr gewesen, der seine Pflicht tat, weil sie getan werden mußte, ohne Liebe, ohne Begeisterung. Mit Karl Aslar war das ein ander Ding; die Leute waren erstaunt über das Feuer, das aus den Worten des jungen Predigers sprühte; das war ihnen ungewohnt, und immer voller wurde die Kirche.

Karl Aslar wuchs der Mut; ruhte nicht Segen auf seinem Bemühen! Kein Haus war im Dorfe, in dem er nicht Einkehr gehalten, für alles was seine Bauern betraf, hatte er Interesse; für jede Not ein warmes Herz, aber auch für jeden Fehler ein zurechtweisendes Wort.

Da sah er denn so manches, das nicht so war wie es sein sollte, daß die Bauern unter manchem Drucke seufzten, der mit gutem Willen gehoben werden konnte. Den ärmeren besonders, fehlte es oft an dem Nötigsten; so in den Jahren, wo das Getreide mager ausfiel, an der Streu für die Ställe. Früher durften sie sich das Laub aus dem Walde dazu holen, aber seit der Hofkammerrat Waldhaus in Braunfels war, war so manches anders geworden. Er hatte dem Fürsten vorgeredet, daß es dem Walde schade, wenn das Laub entfernt würde, und so war die Forstbehörde angewiesen worden, den Bauern das Laubholen zu untersagen. Ebenso war die Waldnutzung, die den Bauern von altersher zustand, systematisch geschmälert worden.

Die Bauern auf dem Westerwald waren arm, der Handel nach außen erschwert und der Boden mager. Viel Weideland war da, aber auch das frei zu benutzen, war den Bauern vielfach eingeschränkt.

Karl Aslar sah, woran es fehlte. Es fiel ihm nicht ein, die Regierenden zu beschuldigen, die saßen hinter dem grünen Tische und kannten nicht das Leben der Bauern. Aber der Schultheiß des Dorfes, der doch selbst Ökonomie hatte und die Verhältnisse der Dorfbewohner kannte, warum war der nicht bei der Behörde vorstellig geworden und vertrat die Rechte der gedrückten Bauern? Karl Aslar ging zu ihm und fragte ihn danach. Der machte ein überlegenes Gesicht. Was fiel diesem Pfarrer ein, sich in seine Angelegenheiten zu mischen! Das hatte der alte nicht getan.

„Ich tue, was mir von oben befohlen wird“ antwortete er der Frage des Pfarrers. „Sie sollen aber das Wohl und Wehe der Bauern vertreten, und wird Ihnen etwas von oben befohlen, was zum Schaden der Gemeinde ist, so müssen Sie doch vorstellig werden, und dem Schaden zu begegnen suchen; Sie haben doch das Interesse der Gemeinde zu wahren.“ „Was geht mich die Gemeinde an!“ antwortete der Schultheiß, „ich bin Beamter des Fürsten und habe meinen Vorgesetzten zu gehorchen, und die Bauern haben mir zu gehorchen“. Karl Aslar stand sprachlos vor dieser knechtischen Auffassung, dann sagte er ruhig, daß es auch im Interesse des Landesherrn gehandelt sei, wenn dafür gesorgt würde, daß das Volk sich wohl fühle und zu Wohlstand gelange; wollte der Schultheiß nicht für die Bauern eintreten, so würde er eine Eingabe machen; geholfen müsse werden.

Ehe noch der Schultheiß antworten konnte, klang ein „Bravo“ von draußen, durch die geöffneten Fenster herein, wo einige Bauern mit ihren Pfeifen auf der Bank vor dem Hause saßen.

Zornesrot im Gesicht, fuhr der Schultheiß jetzt den Pfarrer an: „Verleumden wollen Sie mich; ein Mann, der Jahr ein, Jahr aus, seine Pflicht tut, mit dem die Behörde zufrieden ist; heruntersetzen wollen Sie mich in den Augen der Bauern . . . . !“ „Halt“, rief Karl Aslar, „das will ich nicht; ich wollte Sie nur bitten, den Bauern nicht so fremd gegenüberzustehen, sondern für ihr Wohl einzutreten. Tun Sie das, so sind wir alle zufrieden. Darum bitte ich Sie jetzt noch einmal in Ruhe, den Bauern ihre Weide und Waldgerechtsame wieder zu verschaffen. Es liegt ja doch auch in Ihrem Interesse“, sagte er begütigend, und reichte dem Schultheißen die Hand hin. „Ich will sehen, was sich tun läßt“, brummte er besänftigt, ohne die ausgestreckte Hand sehen zu wollen, und Karl Aslar ging. Der stechende Blick der grauen Schultheißenaugen belehrte ihn aber, daß er sich heute einen Feind in der Gemeinde gemacht hatte.

Hatte der Schultheiß Karls versöhnende Hand nicht sehen wollen, so wurde sie ihm fest gedrückt, als er vor dem Hause stand, und die Bauern, die das Gespräch mit angehört hatten, ihm dankten, und bis zum Pfarrhause neben ihm hergingen. Als der Pfarrer sich noch einmal umwandte, stand der Schultheiß am Fenster und sah ihnen nach.

Karl Aslar schrieb an seinen Vater, legte ihm die Zustände und Verhältnisse in seiner Gemeinde klar und bat ihn, dem Fürsten doch einmal Vortrag darüber zu halten.

Wochen vergingen. Eines Tages kam Klees in des Pfarrers Stube und stand, die Mütze zwischen den Händen drehend, an der Tür; sein Gesicht trug einen vergnügten Ausdruck. „Nun Klees?" fragte der Pfarrer. „Eich wullt dem Herr Parrer nur sage, mer huns werrer." „Was habt ihr wieder?" „Mer derfe wieder Laab hole, und mer derfe wieder des Vieh auf die Weid treibe." Freudig sprang Karl Aslar auf, so hatte sein Bemühen doch etwas geholfen. „Der Amtmann is ebe beim Schultheiß und der hot ebe die Verfügung am Rathaus anschloge lasse." „Das freut mich, Klees," sagte Karl Aslar, „seht, ihr habt doch einen gnädigen Landesherrn." „Jo, un en gude Parrer hun mer aach", sagte Klees, und seine alten Augen sahen freundlich den jungen Pfarrer an.

Der Amtmann besuchte den Pfarrer und sagte ihm, daß der Fürst, durch ihn aufmerksam gemacht, befohlen habe, die Sache zu untersuchen und den Bauern möglichst Erleichterung zu schaffen.

„Sie waren Burschenschafter als Student?" fragte wie beiläufig der Amtmann, aber der Ausdruck des Gesichtes, das er dazu machte, gefiel Karl Aslar nicht. „Jawohl," sagte er kurz. Als der Amtmann fort war, ging Karl Aslar gedankenvoll in seiner Stube auf und ab; der Besuch des Amtmanns hatte eine unangenehme Empfindung in ihm zurückgelassen.

Der Briefbote brachte ihm einen Brief seines Schwagers Ludwig Hersfeld. Ludwig und Marianne waren seit einem halben Jahr verheiratet und wohnten im Pfarrhause zu Oberquembach.

Ludwig schrieb ihm, er habe gehört, daß Hans von Breita, der sich in Weilburg als Rechtsanwalt niedergelassen hatte, da er gegen das lichtscheue Treiben der Demagogenriecher losgezogen sei, selbst als Demagoge verdächtigt und verhaftet worden wäre. Auf welche Festung er gebracht worden sei, habe er nicht erfahren können.

Seltsam berührte Karl diese Nachricht in dieser Stunde, da der eigentümliche Ausdruck im Gesicht des Amtmanns ihm zu denken gegeben hatte. Wie lebhaft konnte er sich Hans von Breita vorstellen, wenn er gegen die ungerechten Verdächtigungen ehrlicher Männer auftrat, und mutig die Fehler und Schwächen unserer Verfassung aufdeckte und Änderung verlangte. Nun hatte er den Lohn für seinen Eifer. Aber er mußte doch bald in seiner aufrichtigen Gesinnung erkannt und der schmählichen Haft wieder entlassen werden. Konnte man nichts zu seiner Befreiung tun? Überlegend ging Karl Aslar auf und ab, dann hatte er einen Entschluß gefaßt.

Er setzte sich an den Schreibtisch, verfaßte eine Eingabe an den Herzog von Nassau, legte klar, wofür Hans von Breita kämpfte, und bat um dessen Entlassung aus der Haft. Das Schreiben wollte er den Brüdern der Burschenschaft vorlegen und mit ihren Unterschriften versehen, an den Herzog schicken. Er hoffte, das würde helfen.

Beruhigt lehnte er sich in den Sessel zurück und griff noch einmal nach dem Briefe des Schwagers; Marianne hatte auch noch dazu geschrieben, das hatte er noch nicht gelesen, da Hans von Breitas Schicksal ihn zu sehr beschäftigt hatte. „Lieber Bruder," schrieb Marianne, „kannst du nicht nächste Woche nach Braunfels kommen? Wir wollen von Mittwoch bis Freitag hin, wenn du kannst, komme doch auch. Hast du schon erfahren, daß Dorotheas Vater mit dem Pferde gestürzt und bald darauf gestorben ist? Meine arme, liebe Dorothea, wie mag es ihr jetzt ergehen? Es grüßt dich herzlich deine Schwester Marianne."

Karl versank in tiefe Gedanken. Vor seiner Seele stand Dorothea, wie er sie zuletzt gesehen, da der Vater sie von ihm riß und in ihren Augen voll Tränen der ganze Jammer ihrer Seele lag. Eine tiefe Sehnsucht erfaßte ihn; jetzt war sie frei, jetzt konnte er sie holen und ihr die Heimat bieten, die sie nie so recht besessen hatte.

Die Dämmerung füllte das Zimmer. Karl Aslar schloß die Augen. Er malte sich aus, wenn jetzt die Türe sich öffnete und Dorothea käme zu ihm herein. Er breitete die Arme aus, eine selige Freude durchflutete sein Herz. Entschlossen erhob er sich, zündete die Lampe an, und legte sich den Briefbogen zurecht um an sie zu schreiben.

Da fiel sein Blick auf die aufgeschlagene Bibel und, war es Zufall, daß er gerade jetzt die Worte las: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser." Er prallte zurück und legte die Feder hin. „Des Vaters Segen fehlte ihnen und würde ihnen fehlen alle Zeit, denn wenn er noch lebte, würde er nie seine Einwilligung zu der Verbindung geben. Durfte er als Pfarrer gegen die Bibel handeln? Durfte er gegen den Willen des Vaters die Tochter überreden, sein Weib zu werden? Nein, sagte er sich, Pflicht war es, dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Vaters zu gehorchen, und seine Pflicht mußte er tun auf jeden Fall, wollte er ein Vorbild sein für andere. In bitterem Schmerze stützte er den Kopf auf und legte die Hand über die Augen.

Das Briefpapier wanderte zurück in den Kasten, und Karl Aslar arbeitete an seiner Predigt. Am Sonntage war die Kirche voller als je, und als er aus der Kirche kam, standen die Leute zusammen, grüßten ihn ehrerbietig und dankten ihm für sein Bemühen bei dem Fürsten. Als aber Hanjosts Lina und Beckmeiers Gretchen nach Hause gingen sagten sie: „Unser Parrer hot ebbes uff dem Herze, er hot so traurige Aage gemacht."

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

J. B.-G. **Diezer Tag- und Nachtwachen 1632.** Es läßt sich denken, daß während des großen Schreckenskrieges die Einwohner der Städte und Dörfer doppelt auf der Hut sein mußten, um sich gegen etwaige Überfälle streifenden Gesindels oder anstürmender Feinde zu sichern. Durch besondere Verordnungen wurden Einrichtungen getroffen, welche erhöhten Schutz gewährleisteten. Eine solche ist zu Diez erschienen am 19./29. April 1632; sie besagt: Im Nahmen des Hoch vndt Wohlgeborenen unsers gnedigen Landesherrens soll der Schultheis zu Dietz der Bürgerschafft allhier noch einmahl anzeigen, daß sie sich anders zu den Tag- und Nachtwachen schicken oder gewertig sein müssen, daß man derzu Volk hereinnehmen und sie beständig bey sie einquartierte, Sintemahl die hohe Notturfft dasselbe nicht allein erfordert, sondern auch unser hochwohlerwelter Herr mitt austrücklichen Wortten geschrieben und anbepholen, daß die Bürgern die Statt bewachen sollten, ohne das auch unbillich vnd unverandtworttlich ist, daß die Unterthanen vom Lande vor sie die Bürgere die Wachten besorgen und das Ihrige zu Haus versezmen vndt ihre Pferde müssig stehen vndt über das Tag vndt Nacht gewertig sein müssen, daß in ihrem Abwesen die Dorf vndt Weib vndt Kinder überfallen, die Pferde weggenommen, sie auch schon neben den Wachten mit anderen Herrendiensten, davon die Bürger frey sind, beschweret werden, sollen fortan alle Tag und Nacht sieben wehrhaffte Bürger, vier an der Mühleportten vndt drei an der Brückeportten stetig sich finden lassen, dazu täglich noch sieben vom Lande verordnet werden: zwei bey der Brückportt, zwei bey das Solhoferthor und zwei ans Schloß vndt Haenthor, welches gleichwohl verschlossen gehalten werden soll. Damitt solches ordentlich geschieht, sollen abwechselnd die Ronde halten: Landschreiber Henrich Pfeiffer, den andern Tag Hermann Langeau, itzo Burgemeister vndt Wachtmeister Hans Wilhelm Bender, den dritten Tag der Schultheis vndt Dietrich Schweich, itziger Rentmeister, den 4. Tag Anton Hoen vndt Wilhelm Birlenbach, den 5. Tag Georg Wilhelm Schmitt, Leutnant und Wilhelm Engels, den 6. Tag Hans Wilhelm Langen vndt einer von den Präzeptoren, den 7. Tag Anton Langen vndt ein anderer Präzeptor. Die Oberaufsicht führen Herr Sekretarius W. Sprenger vndt der Keller. Wer gar nicht oder nicht gebührlich bei seiner Wacht befunden wird, soll mit Thurm bestraft werden; wer andere Wege geht mit ein Viertheł Weins. Sollte größere Gefahr entstehen, so sollen die Wachten gedoppelt werden.

J. B.-G. **Steuerverhältnisse in Griesheim im Jahre 1765.** Im Griesheimer Register über alle schatzbaren und Freygüther-Inhaber vom 11. Oktober 1765 sind im ganzen 62 Steuerpflichtige aufgeführt, die für den Morgen Landes 3 Heller „wegen der Landhusaren, zu offener Ruhe und wider alle Diebsanfälle, mithin zur Sicherheit heilsambst errichtet waren," in Summa 29 Gulden 30 Kreuzer und 1 Heller zu entrichten hatten. Als Freigüter, die diesmal auch beizutragen hatten, sind darin aufgeführt: der hiesige Freihof, das Gut ad gradus. Bemerkt sei, daß auch die Beständer des Gutleuthofs und des Rebstöcker Hofs damals beide nach Griesheim steuerpflichtig waren. — Die seitens der Gemeinde an die Zollschreiberei Höchst zu entrichtenden herrschaftlichen Abgaben betrugen für 1765 insgesamt 249 Gulden 12 Kreuzer. Dazu kam noch das Landeshauptmannsgeld mit 4 Gulden 50 Kreuzer, das Landreutergeld mit 4 Gulden 40 Kreuzer und für Leib- und Rauchhühner 10 Gulden 40 Kreuzer. Außerdem der Anteil an 701 Gulden 56 Kreuzer, die von kurfürstl. Regierung dem Amte Höchst zur Repartition in anno 1764 zuerteilt waren, Werb- und Unterhaltungskosten der kurfürstl. Husaren-Eskadron, wovon auf Griesheim entfielen 36 Gulden 24 Kreuzer. Die Herrschaftssteuer betrug demnach 1765 zusammen 334 Gulden 16 Kreuzer 1 Heller.

J. B.-G. **Heiratsverbot an die Juden 1778.** Die Juden haben zu allen Zeiten meist eine Ausnahmestellung in deutschen Landen eingenommen, auch in Nassau-Oranien war das so, selbst inbezug auf das Heiraten. Das geht aus einer Verordnung vom 10. 10. 1778 hervor, in der es heißt: Nachdem man wahrgenommen hat, daß die Juden-Kinder und -Knechte in hiesigen fürstlichen Landen ohne alle obrigkeitliche Genehmigung sich unterweilen verheyrathen, aus welchen Ehen mehrentheils nur arme Familien entstehen, welche dem Lande zur Last fallen; man aber zur Vorbeugung dieser und mehrerer schädlichen Folgen, solchem Unfuge nachzusehen nicht gemeynet sind, so wird hiermit verordnet, daß von nun an kein Judensohn, Tochter oder Knecht innerhalb Landes ohne vorher eingehohlte obrigkeitliche Erlaubnis bei Strafe der Landes-Räumung sich verheyrathe, auch kein vergeleiteter Jude solches bey Verlust des Schutzes nachsehe und ohnangezeigt lasse. Das Amt zu N. hat also sämtlichen hiesigen Schutzjuden solches zu eröffnen, wie es geschehen, anhero zu berichten und sich sträcklich darnach zu achten. von Meusbach.

Theater zu Wiesbaden.

Residenztheater.

= **Afrikaner,** Lustspiel in 3 Aufzügen mit einem Zwischenspiel „Sommerabend am Rhein", von Rudolf Hermanns, zum erstenmal am 2., zum drittenmal am 7. Februar. — Der „Afrikaner" ist ein Plantagenbesitzer aus Deutsch-Ostafrika, Hermann Frey, der auf der Reise nach Mecklenburg begriffen ist, um sich zu verheiraten, mit einer Braut, die er nur durch ihre Briefe kennt. In Hamburg wird er von seinen zwei alten Freunden festgehalten, namentlich als sie den Grund seiner Reise erfahren. Die briefliche Verlobung macht ihnen Gedanken bezüglich des späteren Wohles ihres Freundes, und sie beschließen, erst zu sondieren. Der eine hält ihn zurück und nimmt ihn mit an den Rhein; der andere, ein Versicherungsinspektor, reist an den Wohnort der Braut, deren Vater Oberförster ist. Dort hatten alle ihn für den erwarteten Afrikaner, und zur Aufklärung kommt es nicht. Dann, als dies endlich möglich wäre, gefällt dem Inspektor die Freundesbraut so sehr, daß er sie für sich behält. Nach dem „Sommerabend am Rhein" reist der richtige Afrikaner trotz aller Bemühungen des Freundes, ihn noch zurückzuhalten, ab. Er kommt an, nachdem die Situation aufgeklärt ist, und ohne zu wissen, welches seine Braut ist — sie hat noch eine Schwester —, verliebt er sich in letztere, das kleine Hausmütterchen. Natürlich war das nicht die richtige Braut; aber sie wird die richtige indem sie den Afrikaner wirklich schließlich bekommt; ihre Schwester, die weniger häuslich, dafür aber „gelehrter" ist, behält den Pseudo-Afrikaner. Das Stück ist sehr amüsant; auch das Zwischenspiel ist außerordentlich wirkungsvoll. Die Dichterherberge zur „Krone" in Aßmannshausen, samt Hufnagel, Rhein, Rheinstein, ist prächtig wiedergegeben. Treu dem Ganzen angepaßt war das Spiel sämtlicher Mitwirkenden; besonders frisch und fröhlich gab Herr Bartak den Inspektor, Herr Hager den zweiten Freund, gemütvoll Herr Miltner-Schönau den „Afrikaner." Mädchenpensionat, Studenten, Veteranen, Knabenschule, Touristen, alles war in „Aßmannshausen" vertreten und zu Dank. Hoffentlich erlebt der „Afrikaner" noch recht ofte Wiederholung.

Literatur.

* **Der Vogt von Sylt.** Historische Erzählung von Theodor Mügge. Für die reifere Jugend herausgegeben von Albert Geyer. 244 S. Leipzig, Abel und Müller. — Unser Mitarbeiter A. Geyer hat sich wiederholt durch Bearbeitung historischer Romane für die reifere Jugend verdient gemacht. Er versteht es trefflich,

das Unwesentliche und etwa Anstößige auszuscheiden, stets aber den Kern und das Aktuelle zu kondensieren. Damit ist nicht allein der Jugend, sondern auch einer ganzen Anzahl von älteren Lesern aus dem Volke gedient, die den schwierigen und weiten Exkursionen, namentlich in die Geschichte von einst, nicht gut folgen können. Mügges „Vogt von Sylt", die Lebensgeschichte des schleswig-holsteinigen Freiheitsmannes Jens Lornsen, ist ein Zeitroman, der noch bis in die sechziger Jahre vielleicht allgemein verständlich war, heute aber zuviel des Akzidentiellen enthält. Geyer hat ihn wieder aktuell gemacht, und das begrüßen wir sehr. Das Buch ist prächtig ausgestattet und illustriert.

* **Rheinische Hausbücherei,** herausgegeben von Erich Liesegang. Verlag von E. Behrend, Wiesbaden. Bd. 14/15: Die Jericho-Rose, 293 S., und 16: Verena Stadler, 144 S. — Die erstgenannte Geschichte ist eine rheingauer Erzählung von unserm unvergeßlichen Bernhard Scholz, das beliebte Thema von den sich liebenden Kindern feindlicher Eltern, die sich aber am Ende doch bekommen und die Eltern versöhnen. Aber Scholz hat die Erzählung so feinsinnig ausgearbeitet, und mit einem so prächtig leuchtenden nassauer Lokalkolorit versehen, wie es nur ein Nassauer kann. Wir lasen dieser Tage eine rheingauisch sein sollende Novelle Paul Heyses — gegen Scholz ärmlich, und da ist nicht bloß das Greisenalter schuld dran. Die zweite Erzählung ist von Ernst Zahn und schildert die Selbstaufopferung eines braven, entsagenden Schweizermädchens. Diese Seelen sind selten wirklich; aber die der Zahnschen Verena ist es sicher.

Neues aus Nassau.

Das Großherzogspaar von Luxemburg ist zu längerem Aufenthalte nach Santa Margherita an der Riviera gereist.

Das Denkmal für Großherzog Adolf in Weilburg soll an die Stelle des Johann Ernst-Denkmals im oberen Schloßgarten kommen. Es ist von Bildhauer E. Cauer-Berlin modelliert, und zeigt den Großherzog in Mantel und Uniform, die rechte Hand auf die auf einem Postament ruhende Herzogskrone gestützt. Der Sockel wird 2,60 die Figur 2,50 Meter hoch werden; die Kosten sind auf 14 000 Mark berechnet. Das Johann Ernst-Denkmal wird vor die halbrunde Orangerie versetzt.

Wilhelm Farr †. Am 10. Februar starb plötzlich zu Weilburg der im öffentlichen Leben in Nassau allbekannte und um solches hochverdiente Rentner W. Farr (geb. 1832). Er war 1876—79 und 1882—85 Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit 1874 Kreisdeputierter, 1870 bis 1885 Gemeinderat, 1885—88 Bürgermeister, 1889 bis 1898 wieder Gemeinderat und seit 1899 Stadtverordneter zu Weilburg und Ehrenbürger dieser Stadt. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Das Jahr 1907 bringt das vierzigjährige Jubiläum der Aufhebung der Rheinschiffahrtsabgaben. Es soll „begangen" werden durch — deren Wiedereinführung. Wie in den übrigen Rheinstädten rüstet man sich auch in den nassauischen zu Protesten.

Eine neue, schöne Einrichtung ist die Errichtung von Rechtsauskunftstellen (für Ärmere unentgeltlich), die den menschenfreundlichen Bemühungen des früheren Ersten Staatsanwalts Geh. Justizrat A. Meyer, Wiesbaden, zu danken ist. Herr Meyer hält solche Rechtsauskunftstunden zu Wiesbaden, Elfeld, Rüdesheim, Langenschwalbach, Idstein, Königstein, Kronberg ab. Die Höchster Stelle wird von Frankfurt aus versehen.

Zurzeit sind in Nassau etwa 100 Volkslehrerstellen unbesetzt; doch entläßt das Seminar zu Dillenburg im August etwa 60 Lehrer.

Schlangenbad wird dieses Jahr ein neues Kurhaus erhalten.

Am 20. Februar tobte ein furchtbarer Schneesturm mit heftigem Gewitter durch ganz Nassau, vielen Schaden anrichtend. Es war ein merkwürdiges Naturphänomen.

Nassauischer Geschichtskalender.

März.

2. 1357. Graf Johann I. von Katzenelnbogen stirbt. Er war der Sohn des Grafen Berthold II., dem er 1319 in der Regierung über die Obergrafschaft folgte, bis 1329 mit seinem Bruder Eberhard III.

2. 1734. Fürst Friedrich Wilhelm von Nassau-Siegen stirbt. Er war der Sohn des Fürsten Adolf, am 11. XI. 1706 geboren und 1722 auf den Thron gelangt. Da er aus seiner Ehe mit Sophie Polyxena von Sayn-Wittgenstein nur Töchter hinterließ, so starb mit ihm die reformierte Linie des Hauses Nassau-Siegen aus.

6. 1637. Der Kurfürst-Erzbischof von Mainz, Anselm Kasimir von Wambold, dem vom Kaiser Ferdinand II. die Herrschaft Wiesbaden als Eigentum zugesprochen worden war, läßt sich zu Wiesbaden huldigen.

6. 1653. Fürst Johann Ludwig von Nassau-Hadamar stirbt. Er war am 6. VIII. 1590 als jüngster Sohn des Grafen Johann III. von Nassau-Dillenburg geboren, erhielt bei der Teilung 1606 Hadamar, wurde 1629 katholisch und führte die Gegenreformation in seinem Lande durch. Fürst wurde er 1650. Seine Gemahlin war Ursula von der Lippe.

9. 1801. Revolte der Bürgerschaft von Neuwied gegen den Grafen de la Ville (Emigranten), der den Fürsten Friedrich Karl von Wied gegen seine Familie so eingenommen hatte, daß die Fürstin sich in den Schutz des Magistrats begeben mußte. Der Fürst verließ mit seinem Günstlinge die Stadt und dankte später ab.

9. 1824. Fürst Karl Ludwig zu Wied-Runkel stirbt. Er war geboren am 29. IX. 1763 als Sohn des Grafen (s. 1791 Fürsten) Christian Ludwig, dem er 1791 in der Regierung folgte. Seit 1787 war er mit Karoline von Nassau-Weilburg vermählt, hatte aber keine Kinder. Er verlor 1806 sein Land an Nassau.

Briefkasten.

B. W. in S. Besten Dank. Ist, wie Sie sehen, schon verwertet.

A. J. in W. Besten Dank. Würden Sie nicht lieber über Wilhelmsdorf einen kleinen Aufsatz schreiben?

Dr. **W. S. in F.** Ihre Ansicht ist richtig. Die Bezeichnung Markgraf ist schon am Ende des 9. Jahrhunderts nicht mehr überall die ursprüngliche. Neben den wirklichen Grenzgrafen (an der Slawen-, Awaren- und Maurengrenze) kommen auch Markgrafen von Ivrea, Churrätien, ja Franken (Eberhard, König Konrads I. Bruder) vor. Der Titel Markgraf bedeutet hier soviel als höherer Graf, was ja bei den wirklichen Markgrafen von jeher der Fall war.

W. R. in W. Frankfurt und Höchst a. M., Limburg a. d. L., Homburg v. d. H. —: die Zusätze können in der „Nassovia" wegfallen. Es wird niemand an die betr. Städte im Odenwald, an der Oder, in Schwaben, in der Pfalz denken.

Redaktionsschluß: 22. Februar.

Inhalt: Rat. Wahrheit. (Gedichte.) Von H. Wagner-Wittenberg. — Viktor, Prinz zu Wied. Von Dr. E. Spielmann. (4. Forts.) — Das Reichsdorf Sulzbach. Von J. Brumm. (Schluß.) — Die Ergebnisse der Volkszählung von 1905 in Nassau. Von V. Wollweber. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (4. Forts.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 6. Wiesbaden, den 16. März 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Dichters Sonntagsmorgen.

Jetzt, wo hell des Kirchturms Glocken
Ihr Geläut zur Ferne tragen,
Wo die Vöglein draußen locken
Und die Drosseln traulich schlagen,
Wo die gold'nen Saaten wogen
Und der Wald so heimlich rauscht:
Bin ich stumm hinaus gezogen,
Daß mein Herz dem Lenze lauscht,
Daß ich mit den Vöglein leise
Dich, mein Gott, im Liede preise.

Herr, hast du den trauten Frieden
Dieses Morgens nicht aufs neue
Voller Liebe mir beschieden,
Daß die Seele dran sich freue?
Sieh' — hier heb' ich meine Hände,
Stille, betend auf zu dir,
Herr der Gnade, liebreich wende
Du dein Antlitz her zu mir,
Wo ich dich in frommer Weise,
Heil'ger Gott, im Liede preise.

Vöglein singen, Vöglein locken,
Glocken klingen, Wipfel wogen,
Und mit Duft und Blütenflocken
Ist die Erde überzogen.
Herr, in diesen Tempel tret' ich,
Wo dein Lieben wirkt und schafft,
Herr, in diesem Tempel bet' ich:
„Segne meiner Seele Kraft,
Daß dich würdig meine Weise
Als den ewig Einen preise!"

Nicht verzagen.

Leiden sind Wolken am Himmel des Lebens,
Quälen die Seele und trüben den Geist,
Daß unter Stürmen des Ringens und Strebens
Kaum uns das Leben noch Freude verheißt.

Aber noch hinter den Wolken erglänzen
Weiter die Sterne im ewigen Licht,
Kämpfende Seelen wie Sieger zu kränzen,
Wenn durch die Wolken ihr Strahl wieder bricht.

Carl Preser.

Viktor, Prinz zu Wied.

6) Ein fürstlicher deutscher Freiheitskämpfer. Von Dr. C. Spielmann. (5. Fortsetzung.)

Achtzehn Tage verweilten die Reisenden in der Wunderstadt Stambul; am 20. März segelten sie auf einem kleinen türkischen Handelsschiffe, in einer sehr gemischten Gesellschaft, einer „unausstehlichen Schar von Gesindel aus drei Weltteilen", nach Smyrna ab. Der Seeweg führte über Lapsaki, das alte Lampsakos, durch die Dardanellenstraße, deren Forts vor drei Jahren den Engländern bedeutenden Schaden zugefügt hatten. Alle geschichtlichen Erinnerungen von diesem Ereignis aufwärts über Muhamed II., die Kreuzfahrer, Alexander und Xerxes, bis zum Trojanischen Krieg, wurden in Viktor wach; er schwelgte förmlich in seiner Lieblingswissenschaft, am längsten bei der Schilderung der troischen Ebene verweilend, die er leider nicht betreten konnte. „So segelt", schreibt er an seinen Bruder August, „deiner Mutter Sohn in der blauen Fouragiermütze auf dem leichten Kaïk des Mustapha Reis am Tumulus des Ajax und Achilles vorbei." Nach zehntägiger, im allgemeinen recht günstiger Seereise — von der Seekrankheit blieb er verschont — lief der Prinz mit seinen Begleitern am 29. März in den „prächtigen Golf von Smyrna" ein.

Der Aufenthalt in Smyrna dauerte acht Tage; die beiden Konsuln, der österreichische, Raab, und der preußische, Escalon, des jungen Reisegenossen Vater, nahmen die Gäste freundlichst auf. „Unsere einzige Sorge", schreibt der Prinz, „mußte nur sein, unsern Magen bei den vielen Diners im gehörigen Gleichgewicht zu erhalten." Auch sonst zeigten sich die Europäer über den Besuch erfreut; der Kommandant der englischen, vormals dänischen Fregatte Friedrichsstein[15]) ließ die Besucher sogar mit Kanonensalut empfangen. Die größte orientalische Seehandelsstadt mit ihrem Gewimmel und Getümmel, dazu im schönsten Frühling hat ihren Eindruck auf des Prinzen Gemüt nicht verfehlt.

Am 5. April ging die Reise an Bord des griechischen Kauffahrers „Themistokles", Kapitän Penai, durch den Archipelagus weiter nach Chios und Lesbos, wo gelandet und Aufenthalt genommen wurde, zurück, wieder an Chios vorbei, nach Skyros, wo der Prinz naturwissenschaftliche Exkursionen machte, die er in einem besonderen Briefe seinem Bruder Max beschrieb, indem er immer wieder bedauerte, diesen nicht bei sich zu haben. Fünf Tage dauerte der Aufenthalt auf dem interessanten Eilande, da der Wind widrig war, dann ging's südlich zwischen Euböa und Andros durch, an der attischen Küste und am Peloponnes vorbei, vorüber an Cerigo, wo die englische Flagge wehte und das Schiff von einer englischen Brigg angehalten und examiniert wurde. Auf der offenen See aber begann plötzlich Windstille einzutreten. Und nun machten der Prinz und seine Gefährten die Erfahrungen des Apostels Paulus auf derselben Strecke und des Kolumbus, da er nach dem fernen Westen fuhr. „Die Fahrt", heißt es, „ging äußerst langsam, die Vorräte liefen zu Ende, das wenige Wasser stank und wurde doch begierig getrunken, die Hühner schmolzen zusammen, das Brot war verzehrt, und wir hatten noch nicht den halben Weg zurückgelegt. Unsere abergläubischen Matrosen fingen an, gegen uns zu murren, da sie bemerkten, daß wir nicht fasteten und daraus schlossen, daß wir wohl Carvini, Calviner und keine Christen sein möchten. Um den Himmel zu versöhnen, schmiedeten sie das Plänchen, uns ein wenig ins Meer zu werfen. Wir waren hier wirklich in großer Gefahr. Graf Hartopp und ich gaben uns das Wort, uns nie weit von unsern Säbeln und Pistolen zu entfernen, um doch nicht ganz ohne uns gewehrt zu haben, in Neptuns Reich einzutreten." Bald darauf wurde glücklicherweise der Wind wieder günstig, und nach zwanzigtägiger Reise, am 25. April, lief das Schiff in den Hafen von Lavalletta auf Malta ein, wo Quarantäne gehalten wurde.

Die Ankunft in Cadix erfolgte nach dreiwöchiger Fahrt mit Aufenthalt über Sizilien und Sardinien anfangs des Juli. Am 23. Juli schreibt der Prinz seinen ersten Brief von dort an seinen Bruder August, in der Meinung, die vorigen Schreiben seien alle nicht angekommen, weil gar keine Nachricht von Neuwied an ihn gelangt war. Deshalb gab er diesen Brief einer Freundin, der Frau Spencer-Smith, die er in Cadix kennen gelernt hatte, mit, damit er doch sicher ankäme. Aber es gelangte gerade letzteres Schreiben erst nach mehr als fünfzehn Monaten in der Seinen Hände, während die früheren richtig eingetroffen waren. Der Prinz empfing dann endlich hier im August unter der Adresse des österreichischen Konsuls von Nerini, je einen Brief von Mutter und Schwester, die beide im März geschrieben hatten. Er zeigte die Schreiben voller Freude all seinen Bekannten und „begriff ganz und gar nicht, wie sie das nicht in Ekstase setzen konnte." Auch beantwortete er beide alsbald, bei demjenigen an die Schwester feinfühlend in der Schilderung all das beachtend, was ihren Kunstsinn

[15]) Bekanntlich hatten die Engländer anno 1807 durch das Bombardement von Kopenhagen die Auslieferung der dänischen Flotte erzwungen, damit nicht etwa Napoleon sich ihrer bediene.

erfreuen mochte, gerade wie er im Briefe an den Bruder Max das Naturwissenschaftliche hervorgehoben hatte. Dagegen kehrte er in den Schreiben an den Bruder August und an die Mutter die politische Seite der Betrachtung hervor, aber sub rosa, wie er dies zu seiner und der Seinen Sicherheit zu tun gezwungen war.

Cadix hatte um jene Zeit, anno 1810, eine hohe Bedeutung; es war die Hauptstadt des revolutionären, d. h. nationalen Spaniens; die Junta central, der Regierungsausschuß, der im Namen des gefangen gehaltenen rechtmäßigen Königs Fernando VII. die Regentschaft führte, residierte hier. Denn die siegreichen Franzosen hatten die letzten regulären spanischen Heere überall geschlagen, und nur in Portugal hielt sich die englisch-iberische Armee unter Wellington gegen Marschall Massena, und im Berglande von Katalonien widerstanden dem Marschall Macdonald die Landmilizen und Kleinkrieger (Guerilleros) noch glücklich. Die Franzosen hielten unter Marschall Soult seit dem Februar von 1810 auch Cadix eng umschlossen, so daß die Zentraljunta sich auf die Löweninsel (Isla de Leon) zurückzog. Sie trat im Juni ihre Gewalt an eine Regentschaft von fünf Personen ab, die die Cortes berief, um dem Lande eine Verfassung zu geben. Die besten und edelsten Spanier fanden sich zusammen, auch viele Ausländer, und ein neuer Widerstand wurde organisiert. Die Engländer schützten mit ihrer Flotte die Seeseite; die Stadt wehrte sich tapfer, und nach zweiundeinhalb Jahren fruchtloser Belagerung mußten die Franzosen im August von 1812 abziehen.

V.

Der Kreis der österreichischen, preußischen und reichsdeutschen Offiziere, und Zivilisten, die sich in Cadix zusammengefunden hatten, wurde durch Viktors Hinzutritt vermehrt. Alle einte die flammende Begeisterung und der sehnlichste Wunsch, gegen den Usurpator zu kämpfen und sobald wie möglich an die Front geschickt zu werden. Alsbald wurde Prinz Viktor dem Marques de la Romana vorgestellt, und meldete sich ihm zur Verfügung, worauf er zum Oberstleutnant im Stabe des berühmten Generals ernannt wurde.[16]) Dem Bruder August teilte er dies freudig mit, versteckt und ironisch, unter den Schilderungen des Treibens in Stadt und Umgebung, der Merkwürdigkeit der am Felsen von Gibraltar kletternden Affen, der Papageien und roten Rebhühner in den Käfigen in den Straßen von Cadix, des Donnerns und Blitzens der französischen Belagerungskanonen und der Schönheiten der Natur, die dort so prächtig wie im Orient ist. Von seinen militärischen Absichten spricht er wieder wie vordem von „Reisen", die ihn da- oder dorthin „zu naturwissenschaftlichen Zwecken" führen sollen.

Ebenso schreibt er an die besorgte Mutter, und ihr gegenüber verteidigt er seine Absicht wiederum sanft, doch entschieden. „Was Sie, beste Mutter, über meine Pläne sagen und über die Art, wie sie gewöhnlich beurteilt werden, ist mir zwar einleuchtend gewesen; allein ich denke immer, wenn nicht Ruhmsucht meine Triebfeder war, so darf auch der Tadel mich nicht abhalten. Es liegt so ein mächtiger Trieb in der Idee, frei zu sein und bei der allgemeinen Schwäche und Nachgiebigkeit seinen Grundsätzen nachzuleben. Schimpft einst die Nachwelt über die Trägheit unserer Zeitgenossen, so können alle, die meinen Weg wandeln, ohne Reue zurücksehen auf ihr Leben, und kommt eine bessere Zukunft für das Vaterland, woran ich nicht zweifle, so können wir uns sagen, daß auch wir aus allen Kräften dazu beitrugen und also auch unsern Anteil an dem verbreiteten Glücke haben. Die Heirat" (er meint wohl die Napoleons und Marie Luisens), „von der Sie sprechen, ist vielleicht ein Riesenschritt näher zum Ziele. Können wir das alte Haus" (er meint das Reich), „nicht mehr reparieren, so reißen wir es lieber ein und bauen ein neues in einem besseren Geschmack. Natürlich ist es, daß wir den Einsturz einer so alten Wohnung, unter deren schirmendem Dache wir aufgewachsen sind, betrauern; allein wenn wir es recht bedenken, so war es wirklich zu enge und zu beschränkt für uns. Sie wundern sich vielleicht, diese Sprache von mir zu hören; allein ich war immer erst Deutscher und dann Österreicher."

Dies Zeugnis von sich selbst können wir Nachfahren ihm voll bestätigen. Er war ein echter Deutscher, ein Freiheitsheld sans phrase, einer vom Schlage der Stein und Scharnhorst, der Blücher und York, der Fichte und Schleiermacher, der Jahn und Friesen, der Arndt, Körner, Kleist, Rückert und wie unsere Freiheitskämpfer alle heißen. Nicht der alte deutsche Landsknecht- und Condottierenruhm lockte ihn, sondern der reinen, hehren Göttin, die ihren Wohnsitz in jedes edel geborenen Menschen Brust hat, mag er von adligem Namen sein oder nicht — ihr war sein Schwert immerdar geweiht. Das erste Mal hatte ihn die einfache Gefangenschaft, das zweite Mal Wunde und Kerkerhaft davon abgehalten, seiner Lebensaufgabe voll zu dienen. Nun versuchte er es zum dritten, leider zum letzten Male, unter anderen, ganz neuen Bedingungen, in entfernteren Zonen: — immer sein Ziel im Auge, mochte in deutschen Gauen der Ruf: Es lebe die Freiheit! oder in spanischen jener: Viva la libertad! ertönen.

Die wir anno 1870 die Begeisterung erlebten und mit verspürten, mit der sich die deutsche Jugend auf den Feind warf, der unsere Freiheit und Unabhängigkeit bedrohte, wir können es nachfühlen, welcher Zorn und Haß die deutsche Jugend von damals erfüllen mußte gegen den Feind, der Freiheit und Unabhängigkeit unterdrückt hatte und unser Vaterland unter eiserner Zuchtrute hielt.

Die Spanier waren in gleichem Falle; aber hier hatte sich das ganze Volk erhoben, um mit dem Unterdrücker auf Leben und Tod zu ringen. Mehrmals niedergeworfen, richtete es sich mit erneuter Kraft immer wieder auf, gleich Antäos, so oft er den Boden der Mutter Erde berührte. Gerade um jene Zeit aber, im Spätsommer von 1810, stand es, wie gesagt, schlimm, und die Franzosen schienen

[16]) Der Marques starb im folgenden Jahre auf dem Feldzuge in Portugal; ob der Prinz ihn dorthin begleitete, wissen wir nicht.

allenthalben Sieger zu bleiben, zumal Kaiser Napoleon damals auf allen andern Seiten Ruhe hatte und seine Aufmerksamkeit Spanien allein zuwenden konnte.

Fast ein ganzes Jahr lang, vom August von 1810 bis dahin 1811, hören wir nichts von dem Prinzen; von anderer Seite wissen wir, daß sein Urlaub um ein Jahr verlängert worden war. Sein 59. Brief vom 4. August 1811 aus Berga in Katalonien berichtet zwar von „unzähligen Episteln", die er nach dem 58. aus Cadix geschrieben habe; von ihnen ist aber kein einziger angekommen. Ebenso haben die an ihn gerichteten ihn nicht erreicht. Bedauerlich ist diese Lücke, um so mehr, da wir keine nähere Nachricht von seinen wirklichen Erfolgen in den Kämpfen in Andalusien haben. Als Oberstleutnant im Stabe des Divisionsgenerals Saarsfield, machte er unter Marques de Campoverde, dem spanischen Oberbefehlshaber in Katalonien, den Feldzug gegen die Armee des Marschalls Macdonald, in jener Provinz mit.[17]) Leider hatte er hier wieder gegen Deutsche zu kämpfen; denn es fochten Rheinbündner: Westfalen, Hessen und Nassauer, unter der Trikolore.

Die Franzosen hatten am 9. April 1811 die starke Zitadelle von Figueras an den General der Somatenen (Katalonischer Landsturm) Martinez durch Unachtsamkeit verloren. Sofort aber rückte General Baraguay d' Hilliers herbei und schloß sie rings ein. Der Marques von Campoverde beschloß, sie zu entsetzen oder wenigstens zu verproviantieren. Sein Korps bestand aus zwei Divisionen regulärer Soldtruppen, darunter Schweizer und Wallonen, von den Generalen Saarsfield[18]) und Milans befehligt; dazu waren die Partidas (Guerilleroabteilungen) von Rovira gestoßen. Die Irregulären hatten die Aufgabe, an das Lager heranzurücken, um die Franzosen zu veranlassen, ihre Macht zu teilen, während Campoverde mit der Hauptmacht plötzlich von vorn angreifen wollte. Die Stadt Figueras war stark befestigt; die Straßen waren durch quer gezogene Gräben und Wälle gesperrt, und die Häuser in kleine Festungen verwandelt. Auch ließen die Franzosen sich nicht täuschen. Nachdem der Angriff und die Verteidigung gleich hartnäckig gewesen waren, schloß man einen Waffenstillstand von einer Stunde ab, den Baraguay d' Hilliers benutzte, um seinen rechten Flügel insgeheim, namentlich durch Artillerie zu verstärken. Alsdann fiel er über den linken spanischen Flügel unter Milans her und trieb ihn zurück. Der rechte, unter Saarsfield, war unterdes gegen die Stadt vorgegangen. Der General zog die drei Bataillone des Regiments Ultoni vor, setzte sich an die Spitze des ersten, gab dem Prinzen Viktor die Führung des zweiten und dem kommandierenden Oberst die des dritten, und nun ging's zum Sturme, der die Tapfern trotz des höllischsten Feuers mitten in die Stadt bis auf den Marktplatz führte. Aber hier empfing die kühn Eindringenden eine festgeschlossene feindliche Kolonne, die sie sofort angriff. Unter steter Beschießung von vorn, rechts und links mußten die Tapferen wieder zur Stadt hinaus; der Oberst war gefallen und das Regiment bis auf 100 Mann zusammengeschmolzen, der General verwundet, der Prinz aber unverletzt. Der geschlagene Obergeneral Campoverde wich zurück, um sich zu reorganisieren. Dem Prinzen wurde die goldene Tapferkeitsmedaille, die dem Verdienstorden in anderen Staaten gleich kam, zuerkannt. Bescheiden schreibt der Prinz: „Was ich getan habe, um sie (die Medaille) zu bekommen, war im Grunde nichts Außerordentliches.[19])

Saarsfield gab das Kommando seiner Division ab, und übernahm die Verteidigung der Stadt Tarragona, gegen welche General Suchet, ein genialer Kriegsmann, in Person heranrückte. Am 4. Mai begann die Blockade, am 21./22. wurden die Laufgräben eröffnet, am 21. Juni nahm der Feind die untere Stadt mit Sturm; am 27. begann nachdem Bresche geschossen worden war, der Angriff auf die obere, die ebenfalls fiel.

(Fortsetzung folgt.)

[17]) Ein englisches Schiff hatte ihn wohl von Cadix dahin gebracht.

[18]) Die besten spanischen Generale waren Iren, deren Vorfahren vor den Engländern aus ihrer Heimat nach Spanien geflüchtet waren: Blake, O'Donnell, Lascy, Saarsfield u. a.

[19]) Der Gefechtsbericht entstammt der Schilderung eines Augenzeugen; der Prinz hat die wackere Tat nur oberflächlich berichtet.

Die Ergebnisse der Volkszählung von 1905 in Nassau.

2) Von Valentin Wollweber (Schluß.)

Wiesbaden hat am 1. Dezember 1905 die Bevölkerungsziffer 100 953 erlangt, und ist damit in die Reihe der Großstädte getreten; 1900 nur 86 111 Bewohner zählend, hat es sich im letzten Jahrfünft um das bedeutende Mehr von 14 844 = 17,24 Prozent vergrößert. Dabei ist Wiesbaden ohne Eingemeindung zur Großstadt herangewachsen. Es hatte schon 1900 das benachbarte Mainz in der Einwohnerzahl überholt; dieses wird erst durch die Eingemeindung von Mombach zur Großstadt vorrücken. Auch unsere Provinzialhauptstadt Kassel kam 1900 nur durch Eingemeindung von Wehlheiden über die Bevölkerungsziffer 100 000 und steht jetzt, teilweise durch weitere Eingemeindungen, auf 138 670. Nach der Personenstandsaufnahme vom Oktober 1906 ist die Wiesbadener Bevölkerungsziffer nur 102 647. Danach scheint nunmehr die Zunahme in einem langsameren Tempo zu gehen als 1900/1905.

Von den im ganzen 263 Städten des Königreichs

Preußen mit über 10 000 Einwohnern, besitzt unser Regierungsbezirk 5, ebenso viele als der Bezirk Kassel. Auch der Nachbarstaat Hessen hat deren 5; nur sind diese Städte des Großherzogtums im Durchschnitt größer als die nassauischen Städte.

Biebrich hat doch seinen Rang als dritte nassauische Stadt behauptet, ist also von Höchst nicht überholt worden. Es ist von 15 048 auf 18 980 Seelen gestiegen. Das ist das bedeutende Mehr von 3932 = 26 Prozent. Ob aber die Bevölkerung so weiter zunimmt, nachdem die nahen Bahnhöfe von Wiesbaden und Kurve vollendet sind?

Höchst wies 1905 nur 15 829 Einwohner auf, gegen 14 121 in 1900. Das Mehr betrug nur 1708 = 12 Prozent. Wider Erwarten hat Höchst Biebrich nicht nur nicht überholt, sondern ist sogar weit hinter diesem zurückgeblieben. Seit Eröffnung der Königsteiner Bahn haben sich viele Höchster Arbeiter an deren Stationen angesiedelt; auch zeigen anstatt der Fabrikstadt ihre Vororte eine bedeutende Vergrößerung.

Homburg (mit Kirdorf) ist von 12 498 auf 13 742 Einwohner gekommen. Zunahme 1244 = fast 10 Prozent.

Nassau besitzt auch eine Landgemeinde mit über 10 000 Einwohnern. Ganz Preußen hat 91 solcher großen Landgemeinden. Darunter sind 5 Orte mit mehr als 50 000 Einwohnern. Nachdem die früheren Riesendörfer Rixdorf (150 000 Einwohner) und Schöneberg (140 000 Einwohner) bei Berlin zu Städten geworden sind, bildet jetzt Hamborn im Kreise Ruhrort mit 67 453 Einwohnern die größte Landgemeinde der preußischen Monarchie. Griesheim hatte 1900: 8546, 1905: 10 409 Bewohner. Zunahme: 1863 = 22 Prozent. (Bei den nun folgenden Orten steht zunächst die Einwohnerzahl von 1905 und dahinter in Klammer die von 1900.)

Limburg mit 9917 (8465) Einwohnern, hat eine Zunahme von 1452 = 17 Prozent zu verzeichnen. Nach den Ergebnissen der letzten Personenstandsaufnahme beträgt seine Einwohnerzahl nunmehr über 10 000.

Oberlahnstein 8472 (7969), Zunahme 503 = nur über 6 Prozent.

Rödelheim 8231 (6492), Zunahme 1739 = 27 Prozent.

Ems 6792 (6492), Zunahme 300 = fast 5 Prozent.

Oberursel 6105 (5452), Zunahme 653 = 12 Prozent.

Dotzheim, Dorf und Vorort von Wiesbaden 5911 (4342), Zunahme 1569 = 36 Prozent.

Nied, Dorf und Vorort von Höchst und Frankfurt 5483 (4018), Zunahme 1465 = 36 Prozent.

Heddernheim, Flecken und Vorort von Frankfurt, 5118 (4561), Zunahme 557 = 12 Prozent.

Dillenburg 5039 (4488), Zunahme 551 = 12 Prozent.

5000—10 000 Einwohner zählen demnach 9 Orte unseres Regierungsbezirks.

Über 5000 Einwohner haben im ganzen 15 Orte.

4000—5000 Einwohner weisen nachstehende 8 Orte auf.

Rüdesheim. Für diese Stadt mit ihrem großen Fremdenverkehr ist es auffallend, daß sie die Bevölkerungsziffer 5000, der sie so nahe stand, nicht erstiegen hat, und von 4812 auf 4792 Einwohner zurückgegangen ist.

Schwanheim, Dorf und Vorort von Frankfurt, 4492 (3737), Zunahme 20 Prozent.

Schierstein, Dorf und Vorort von Wiesbaden, 4430 (3577), Zunahme 24 Prozent.

Diez 4362 (4303), Zunahme gering.

Niederlahnstein 4351 (4187), Zunahme noch nicht ganz 4 Prozent.

Flörsheim, Flecken, 4108 (3711), Zunahme 1[illegible] Prozent.

Eltville 4063 (3688), Zunahme 10 Prozent.

Herborn 4037 (3453), Zunahme 17 Prozent.

3000—4000 Einwohner finden sich in folgenden 13 Orten:

Geisenheim 3984 (3773), Zunahme gering.

Bierstadt, Dorf und Vorort von Wiesbaden, 3870 (3127), Zunahme 24 Prozent.

Weilburg 3830 (3722), Zunahme gering.

Hochheim 3776 (3478), Zunahme gering.

Montabaur 3740 (3555), Zunahme gering.

Unterliederbach, Dorf und Vorort von Höchst 3670 (3118), Zunahme 18 Prozent.

Sossenheim, Dorf und Vorort von Höchst und Frankfurt, 3629 (3122), Zunahme 16 Prozent.

Höhr, Flecken im Kannenbäckerland, 3485 (3258), Zunahme gering.

Wirges, Dorf daselbst. Seine Bevölkerung war 1895/1900 von 1548 auf 3778 gewachsen. Dies war das ganz außerordentliche Mehr von 2230 oder 144 Prozent oder beinahe das 1½fache. In der Zählperiode 1900/1905 ist der Industrieort von 3778 wieder auf 3418 zurückgegangen. Diese Abnahme von fast 10 Prozent ist in dem Rückgang der dortigen Industrie begründet.

Idstein 3395 (3064), Zunahme fast 11 Prozent.

Hofheim 3350 (2986), Zunahme 12 Prozent.

Sonnenberg, Dorf und Vorort von Wiesbaden, 3334 (2716), Zunahme 23 Prozent.

Eckenheim, Dorf und Vorort von Frankfurt, 3041 (2536), Zunahme 20 Prozent.

Auch manche Orte unter 3000 Einwohnern haben eine bedeutende Zunahme zu verzeichnen, so Weilmünster 27 Prozent (durch Aufnahme vieler Kranken in die dortige Irrenanstalt), Sindlingen 17 Prozent, Erbenheim bei Wiesbaden 14 Prozent, Hausen bei Frankfurt 13 Prozent, Königstein 12 Prozent.

Zwischen 2000 und 3000 Einwohnern finden wir in nachstehenden 24 Orten:

Kronberg	2959	Erbenheim	2498
Sindlingen	2935	Kamberg	2481
Biedenkopf	2920	Königstein	2459
Östrich	2881	Erbach	2355
Eschersheim	2843	Ginnheim	2293
Langenschwalbach	2837	Lorch	2276
Elz	2824	Nassau	2238
Braubach	2821	Haiger	2140
Winkel	2694	Zeilsheim	2078
Weilmünster	2686	Hattersheim	2073
Preungesheim	2546	Villmar	2057
Hadamar	2511	Kaub	2031.

Eine sehr starke Zunahme von 54 Prozent weist

Eschersheim bei Frankfurt auf. Es ist um mehr als die Hälfte gewachsen, von 1846 auf 2843 Bewohner.

Am meisten aber von allen nassauischen Gemeinden hat diesmal Zeilsheim bei Höchst zugenommen, nämlich um fast das Doppelte. Es ist von 1081 auf 2078 Einwohner gestiegen. Zunahme = 92 Prozent. Auch in der vorigen Zählperiode hatte es sich fast um das Doppelte vermehrt, und war von 572 auf 1081 Einwohner gekommen. Die Einwohnerzahl Zeilsheims wird sich wohl im neuen Jahrfünft wieder stark vermehren, da die Höchster Farbwerke ihre Zeilsheimer Kolonie in diesem Jahre abermals um 50 Häuser vergrößern. Gesunken ist die Einwohnerzahl der Stadt Kaub, von 2204 auf 2031.

Mit mehr als 2000 Einwohnern gibt es im ganzen 60 Gemeinden, mit mehr als 1000 Einwohnern im ganzen 150 Gemeinden.

1000—2000 Einwohner zählen 90 Orte, darunter 7 von den 40 nassauischen Städten: Usingen, Hachenburg, Nastätten, St. Goarshausen, Westerburg, Friedrichsdorf und Runkel. Letzteres bildet mit 1112 Bewohnern die kleinste nassauische Stadt. Im Jahre 1842 war St. Goarshausen die einzige Stadt unter 1000 Einwohnern, nämlich mit 872 Bewohnern (abgesehen von Driedorf und Holzappel, welche ihre Stadtrechte verloren haben). Von den nassauischen Städten sind seit dem Jahre 1842 in der Einwohnerzahl zurückgegangen: Usingen von 1953 auf 1397, Nastätten von 1712 auf 1671 und Westerburg von 1592 auf 1419. Obwohl letzteres 1900/1905 von 1285 auf 1419 Bewohner gestiegen ist, hat es als preußische Kreisstadt noch nicht die Größe erreicht, die es schon als nassauischer Flecken besaß.

Graf Ruprecht der Streitbare von Nassau-Sonnenberg.

Von A. Herber.

Graf Ruprecht VII., der Sohn Gerlachs I. von Nassau, aus dessen zweiter Ehe mit Irmengard von Hohenlohe, um 1340 geboren, war, wie auch sein Bruder Kraft, von der Regierung der nassau-walramischen Lande ausgeschlossen worden. Sein Vater Gerlach hatte diese 1344 den Söhnen erster Ehe übergeben, damit die Grafschaft nicht zu sehr zerstückelt würde.

Ruprecht und Kraft waren für den geistlichen Stand bestimmt, dennoch aber wußten es beide fertigzubringen, daß ihnen im Jahre 1355 die Burg Sonnenberg, der Witwensitz ihrer Mutter, nebst den beiden Dörfern Kloppenheim und Auringen, als besondere Herrschaft zugeteilt wurde. Außerdem erhielten sie ein Dritteil der walramischen Anteile an Nassau und Laurenburg, zweihundert Pfund vom Zoll in Bacharach, einen Anteil an dem Zoll in Wiesbaden, die Vogtei Lahnstein und den Hof und die Vogtei zu Flacht.

Graf Kraft kommt nach dem Jahre 1361 nicht mehr vor und findet in keiner Urkunde Erwähnung, und Graf Ruprecht, der für die kirchliche Laufbahn keinen Beruf in sich fühlte, trat in den Laienstand zurück und suchte sein Erbteil zu sichern.

Durch Vermittlung ihres Bruders, des Erzbischofs Gerlach von Mainz, war zu Eltville ein neuer Vergleich zustande gekommen, in dem bestimmt wurde, daß Kraft und Ruprecht des „Hauses Sonnenberg und was dazu gehörte, insonderheit aller Gülten, darauf ihre Mutter bewittumt war, mächtig werden, also daß diese kein Recht mehr an Hulden, Gülten und Gefällen daselbst behielt.“ Ruprecht bleiben alle Burgmänner zu Sonnenberg, und die Dörfer Kloppenheim und Auringen, die an einen Herrn von Lindawen (Lindau), der als langjähriger Vogt des Vierherrengerichts auf dem Einrich erwähnt wird, und das Weistum von 1336 mit unterzeichnet hat, verpfändet waren.

Im Jahre 1360 finden wir den Grafen Ruprecht in Mainz bei Kaiser Karl IV., dem Luxemburger, und 1362 vermählt er sich mit Anna, der Tochter des Grafen Johann von Nassau-Hadamar, der er seinen Anteil an Nassau, die Vogtei zu Lahnstein, den Hof und die Vogtei zu Flacht und den Zoll zu Kirberg und Bacharach als Wittum verschrieb. Im Jahre 1365 änderte er diese Abmachung, und wies ihr Sonnenberg als Wittum an.

Die erste Fehde focht Ruprecht mit dem Erzbischofe Engelbert III. von Köln aus. Der Erzbischof hatte auf die Öffnung des Hauses Greifenstein — bei der katzenelnbogischen Feste Hohenstein im Aartale — gedrungen.

Nach Beendigung dieses Kampfes folgte eine Fehde gegen Plilipp VI. von Falkenstein, in der es 1366 zum Frieden kam.

Zu dem kurz darauf ausbrechenden Kampfe gegen seinen Vetter Johann von Dillenburg, brauchte Ruprecht Geld und Hilfe. Im Jahre 1367, nach dem Tode seiner Mutter, verpfändete er daher einen Teil der Burg Sonnenberg an seinen Bruder Adolf, dessen Gemahlin Margarete, und deren ältesten Sohn Gerlach. Zugleich errichteten sie einen Burgfrieden auf die Dauer des gemeinschaftlichen Besitzes der Burg. Ebenso verpfändeten er und seine Gemahlin ihren Anteil an dem Zoll zu Wiesbaden an die freie Stadt Frankfurt a. M., gegen eine Summe von tausend Gulden.

Ernster wurde aber die Lage des Grafen Ruprecht noch, als er bald darauf die Herrschaft seines Schwiegervaters, den Hadamarer Anteil in Besitz nahm.

Graf Johann war bereits 1365, sein Bruder Emich II. 1359 gestorben; als männlicher Erbe blieb daher nur Johanns Sohn, Emich III., übrig, der aber schwachsinnig und zur Regierung untauglich war. Die Lehnsherren Johanns sahen daher die Lehne für eröffnet an; Hessen setzte sich in den Besitz von Driedorf, und belehnte im Jahre 1371 den Grafen Ruprecht damit.

Das erbitterte Ruprechts Vetter, Johann von

Nassau-Dillenburg, der sich mit dem „Sternerbund" — einer adeligen Rittergesellschaft — verbündete, während Ruprecht und seine Gemahlin sich auf den Landgrafen Hermann von Hessen stützten. Nun entbrannte der Kampf zwischen den beiden Nassauern aufs neue und wurde noch heftiger geführt.

Die Limburger Chronik sagt in ihrer naiven Schreibweise über unsern Grafen Ruprecht:

„Sie konnten ihm nichts weiter thun, das machte, daß er nichts zu verbüßen hatte, und hatte nit viel mehr, dann was er uff dem Sattel erwarb, und hieß lange zu Unnahmen Graff ohne Lant, bis daß er ein Weib kieffe."

Im folgenden Jahre (1372) schloß Graf Ruprecht einen Vertrag mit dem Landgrafen Hermann von Hessen, der von seinem Vater Heinrich zum Mitregenten ernannt worden, aber noch nicht belehnt worden war. Er übernahm darin die Gestellung von vierzig Glenen, also vollständig bewaffneten Rittern, die von zwei, drei Berittenen und oft auch noch einigen Fußknechten begleitet waren, für deren Besoldung und Verköstigung ihm der Landgraf 3500 Goldgulden zusicherte.

Landgraf Hermann stand nämlich zu der Zeit in Fehde mit dem Herzog Otto von Braunschweig, der von seiner Mutter, einer Angehörigen des hessischen Hauses her, Erbansprüche erhob, und einen Teil des hessischen Gebiets verlangte. Da Herzog Otto eines der ersten Häupter des Sternerbundes war, von welcher Vereinigung die Hessische Chronik sagte: „Sie wollen eigenherr'sch sein", trat der Sternerbund gegen den Landgrafen auf, und der Krieg entbrannte.

Die Hauptmacht Hermanns bestand nur aus etwa vierhundert Rittern, wozu noch das Fußvolk der Städte kam, die treu zu ihrem Herrscher hielten. Nachdem die Sterner die Schwalmgegend verheert hatten, vereinigten sich die Hauptmitglieder des Bundes in der Burg Herzberg zu einer Beratung.

Landgraf Hermann, Landgraf Balthasar von Thüringen und Graf Ruprecht von Nassau eilten mit mehr als tausend Lanzen herbei und belagerten die Burg, aber ein stärkeres Heer des Braunschweigers zwang sie, die Belagerung wieder aufzuheben. Die Sterner verwüsteten darauf die ganze Gegend bis Hersfeld, und legten sich vor die drei Städte Frankenberg, Hadamar und Wetzlar.

Frankenberg hielt sich durch die Wachsamkeit und Tapferkeit der Bürger gegen alle Anstürme. Den Angriff auf Hadamar erzählt die Limburger Chronik folgendermaßen:

„Zu disser Zeit, da war der Edel Ruprecht. Gr. zu N. Helffer des Landgr. Heinrichs v. Hessen wider die Geselschaft von Stern und namb darumb seinen sold. Und gebürte sich, daß der Sterner ein teil, und sonderlich die Grafen von Katzenelnbogen, G. Wilhelm, G. Eberhard, und G. Diethern, öfeten eins Nachts den thal zu Hadamar, und gewannen den, und gingen in der nacht ohne sorg, und wollten es halten und iren Willen schaffen. Da ermanten die Bürger zu Hadamar und stalten sich feindlichen zu gewehr, mit gewerfen, mit geschoß, mit anderer großer Arbeit, und drieben die aus herrlich, und behielten deren acht, und fingen die in derselbigen nacht. Und deren sturben drey, ohne andern großen Schaden, den sie empfingen, von sturm und von geschütz."

Im Dunkel der Nacht hatte jedenfalls eine Abteilung der Sterner die Mauern von Hadamar erstiegen und sich in das Städtchen hineingewagt. Als aber mit Tagesanbruch Graf Ruprecht und die Bürger die Feinde gewahr wurden, trieben sie jene wieder hinaus.

Man kämpfte auch besonders hartnäckig um die gemeinsame Burg Nassau. Ruprecht verdrängte den Dillenburger aus dessen Teile, und brach die Burghäuser ab. Aber die Herren Johann und Friedrich vom Stein behaupteten sich auf ihrer Burg und unterstützten Johann wacker. Dieser setzte sich in dem Städtchen fest, befestigte die Kirche und die Stadttore und widerstand Ruprecht, der ihn von dem befestigten Scheuern angriff und beschoß. Es fielen eine Menge Leute auf beiden Seiten. Ein Sturm Ruprechts wurde abgeschlagen; darüber ging Tal-Nassau in Flammen auf, und nur der Hof der vom Stein, von den Dillenburgern geschont, blieb stehen. Die Bewohner von Nassau aber mußten anderswo Unterkunft suchen, bis der Friede einkehrte.

In den Anfang des Jahres 1373 fällt der Zug der Sterner gegen Wetzlar, wobei es ihnen nicht besser erging, als in Frankenberg und Hadamar. Als es in der Nähe der Stadt zu einem Treffen kam, wurden sie von den Landgräflichen geschlagen.

Die Angesehensten des Bundes — die Grafen Eberhard und Diether von Katzenelnbogen, Graf Heinrich von Nassau, Reinhard von Westerburg, Dietrich von Runkel, Eberhard von Isenburg u. a. wurden gefangen. Graf Johann von Solms nahm die Gefangenen in Gewahrsam, und ließ einige, natürlich keine Grafen und Herren, vor den Mauern von Wetzlar enthaupten, die andern ließ er laufen. Darüber geriet er mit den Bundesgenossen in Streit, und ging zu den Sternern über.

Um ihn für diese Treulosigkeit zu strafen, fielen der Landgraf, die Bürger von Wetzlar und Graf Otto von Solms, in sein Gebiet ein, und verheerten es auf eine schreckliche Weise, so daß er einen großen Schaden erlitt.

Da inzwischen Hermann von dem Kaiser mit der Landgrafschaft belehnt worden war, stand es um die Sache der Sterner schlecht. Die Hoffnung vieler auf reiche Beute war ohnehin schon getäuscht worden, und mancher suchte Aussöhnung.

Der erste war Graf Johann zu Nassau-Dillenburg. Er verglich sich im September 1373 mit seinem Vetter Ruprecht über die hadamarische Erbschaft unter folgenden Bedingungen:

„Alle Burgen, Land und Herrschaft, mit Mannen, Burgmannen und was dazugehört, wird gütlich zu gleichen Teilen geteilt, und ein Burgfrieden errichtet. Die Burg und Stadt Hadamar mit allen Mannen, Burgmannen und Zubehör gehören dem Grafen Ruprecht und seiner Gemahlin allein. Was von der Herrschaft verpfändet ist, sollen beide gemeinschaftlich lösen und teilen. Was Graf Ruprecht seither schon im Besitz hatte, so die Esterau und die Vogteien von Gershausen und Weidenhahn, davon soll er

drei Teile, Graf Johann aber nur den vierten Teil haben. Ferner darf Ruprecht die Burg Driedorf mit der er belehnt war, an niemand veräußern, und im Falle er und seine Gemahlin keine Leibeserben hinterlassen, fällt die Burg an Graf Johann."

Der Friede war nun geschlossen, aber er dauerte nicht lange. Erzbischof Gerlach war gestorben, und hatte kurz vor seinem Tode eine Aufforderung an das Domkapitel erlassen, seinen Brudersohn Adolf, der Domherr zu Limburg war, zum Koadjutor zu wählen, um den erzbischöflichen Stuhl seiner Familie zu erhalten. Adolf wurde gewählt, aber Gregor XI. ernannte den Grafen Johann von Luxemburg-Ligne zum Erzbischof von Mainz, als dieser zwei Jahre später starb, den Bischof Ludwig von Bamberg, Bruder des Markgrafen von Meißen.

Adolf hatte aber gleich nach seiner Wahl die Burgen und festen Plätze des Erzstiftes besetzt, und auf seiner Seite kämpften die Sterner.

Graf Ruprecht scheint an dieser Fehde nicht beteiligt gewesen zu sein, denn 1381 ernannte ihn König Wenzel zum Landvogte der Wetterau.

Dieses Amt war damals bei den gewaltigen Kämpfen der Städte und des Adels von großer Bedeutung. Fehdelust trieb den einen gegen den andern, Löwenbund und Sterner bekämpften Frankfurt und die rheinischen Städte schlossen sich mit den schwäbischen zu einem deutschen Städtebunde zusammen, und von besonderem Einflusse auf die Tätigkeit des Grafen Ruprecht war es, daß er diesem Bunde auf zehn Jahre beitrat.

Der Pfalzgraf grollte nämlich noch von früher gegen Ruprecht; die Katzenelnbogener, als Sterner, waren ohnehin seine Gegner, ebenso sein Vetter von Dillenburg wegen der Hadamarer Erbschaft. So hatte stets einer etwas gegen den andern, und jeder hoffte für sich auf Gewinn. Der Hauptschauplatz der Fehde waren die Rhein- und Lahngegenden, und aus dem Sühnevertrag wird bekannt, daß Ruprecht Ems mit dem Turme über dem Bade verlor.

Anno 1381 sehen wir ihn schon wieder im Kampfe, diesmal mit dem Landgrafen Hermann, den beiden Solms und dem von Runkel verbündet. Die streitenden Parteien waren jedoch bald des Kampfes müde und erwählten Erzbischof Kuno von Trier, Erzbischof Friedrich von Köln und Bischof Friedrich von Straßburg zu Schiedsrichtern.

Am 7. März 1382 sprachen diese die Sühne folgendermaßen aus:

„Alle Gefangenen sollen los und ledig, alle Brandschatzungen, die noch zu bezahlen, quitt und ledig sein. Dem Grafen Ruprecht soll das Dorf Emße mit dem Turm über dem Bade mit allem Zubehör wiedergegeben werden. Alle Lehen, die in diesem Kriege aufgegeben sind, sollen bleiben. Philipp von Geroltstein und sein Bruder werden mit ihren Sachen an den Erzbischof Adolf von Mainz verwiesen. In Betreff der Forderungen, die Graf Johann und Graf Ruprecht gegen einander gehabt, sollen sie in bezug auf die Hadamarer Erbschaft versöhnet sein. In gleicher Weise sollen die Grafen von Katzenelnbogen mit Ruprecht gesühnet sein; eine Forderung Ruprechts an die Katzenelnbogener soll durch eine besondere Kommission erledigt werden.

Graf Johann konnte sich aber immer noch nicht wegen der hadamarischen Erbschaft beruhigen, sondern verband sich mit seinen Vettern von Nassau-Weilstein. Es kam bald wieder zu neuen Feindseligkeiten, denen aber durch die Hilfe der rheinischen Städte, welche auf der Seite Ruprechts standen, ein schnelles Ende gemacht wurde.

Der Streit mit dem Grafen Johann ruhte jetzt, da auch dieser in den Städtebund eingetreten war, und die Kämpfe der rheinischen und wetterauischen Städte gegen den Adel entbrannten. Ruprecht und Johann standen auf der Seite der Städte.

Während dieser Fehden, die ihm mit Recht den Namen „der Streitbare", unter dem er bei seinen Zeitgenossen berühmt geworden war, eintrugen, hat aber Graf Ruprecht auch seine inneren Angelegenheiten nicht vergessen.

Im Jahre 1384 ließ er mit seiner Gemahlin eine Burgkapelle zu Sonnenberg errichten und stiftete eine ewige Messe. In der Stiftungsurkunde heißt es:

„Unsir Seelen, und unsir seeligen eldirn seelendroiste und zu heile und darnach allen gleubigen seelen."

Dem Burgpfaffen (Kaplan) wies er 16 Malter Korn auf die Bede zu Kloppenheim an.

Dem Kloster zu Klarenthal vermachte er einige seiner Kleinodien und starb kinderlos am 4. September 1390. Seine Witwe vermählte sich schon zu Anfang des Jahres 1391 wieder, mit dem Grafen Diether VI. von Katzenelnbogen, den sie ebenfalls überlebte. Sie starb 1404.

Schwarz-rot-gold.

6) Erzählung von S. Krücke. (5. Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Marianne strahlte in neuer Würde. Ein Töchterlein hielt sie in den Armen und sah voll Stolz und Mutterglück auf das kleine Wesen. Karl sollte das Kindlein taufen, der Vater mit Ernstine wollten kommen, die Mutter war schon die ganze Zeit bei ihr. Auch Dorothea von Arnfeld hatte sie eingeladen und gebeten, Patin zu werden. Sie hatte das letztere zugesagt, aber geschrieben, daß sie nicht zur Taufe kommen könne, sie käme ein paar Tage später zu ihr. Marianne, die keine Ahnung hatte, wie ihr Bruder innerlich zu der Sache stand, nahm sich vor, Karl einige Tage da zu halten zu versuchen und dann die beiden, ihr so lieben Menschen zu vereinen.

Es glückte; Karl hatte sechs Tage Urlaub ge-

nommen und blieb die Woche über bei ihnen. Er erzählte Ludwig von der Arbeit in seiner Gemeinde, von dem Schultheißen und dem Amtmann, und legte ihm zuletzt das Gesuch für Breitas Freilassung vor.

Ludwig las es durch und faltete es dann umständlich zusammen, ohne ein Wort zu sagen. „Nun Ludwig?“ fragte Karl Aslor ungeduldig. „Ich würde das nicht tun, Karl; du bist ja im Recht, und Breita hat auch das Recht auf seiner Seite, aber du bekommst kein Recht, und wir Burschenschafter haben allen Grund vorsichtig zu sein, wollen wir uns nicht selbst vernichten, und unserm Werke mehr schaden als nützen.“ „Liebe Zeit, Ludwig,“ rief Karl, „mit deiner ewigen Bedächtigkeit wirst du auch nichts ausrichten, im Schlafrock und Pantoffeln läßt sich eine Verbesserung der trostlosen Zustände in unsern 32 deutschen Staaten nicht erringen.“ Heftig und ärgerlich hatte Karl gesprochen, und eine feine Röte stieg in Ludwigs Gesicht bei seinen Worten. Karl sah es, und es tat ihm leid, den Freund und Bruder gekränkt zu haben. Er legte den Arm um seine Schultern, sah ihm in die treuen Augen und sagte: „Verzeih mir Ludwig, ich weiß ja, daß du keine Schlafmütze bist, aber ich kann deine Ruhe nicht begreifen, wo mir das Blut wie Feuer durch die Adern fließt, und es mir in Händen und Füßen zuckt, dem deutschen Bundestag einmal gehörig die Meinung zu sagen. Sollen wir Breita stecken lassen? Das geht doch nicht; wir als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann.“ „Ich meine nur,“ sagte Ludwig, „es wäre nicht von Nutzen, das Gesuch abzuschicken, da der nassauische Minister kein Freund der Burschenschaft, wohl aber ein Freund Österreichs ist. Wir werden Breitas Sache nichts nützen, sondern der ganzen Burschenschaft schaden. Ohne Opfer werden wir unser Ziel nicht erreichen, auf eine Verhaftung können wir Burschenschafter alle gefaßt sein; gebe Gott nur, daß wir nicht noch Schlimmeres für unsere Überzeugung leiden müssen. Du hast deinen Bauern geholfen, das war recht und gut, aber hast du dir nicht sofort den Schultheißen zum Feinde gemacht, und hat des Amtmanns Frage dir nicht zu denken gegeben? Du hast jetzt noch einen Rückhalt an deinem Vater, dem der Fürst gewogen ist, aber der Fürsten Launen sind wandelbar, und Waldhaus ist euer Freund nicht. Darum sei vorsichtig, Karl, es herrscht keine Gerechtigkeit im Lande, und wir müssen sehen, wie wir durchkommen.“ „Du hast ja recht“, sagte Karl, „aber ich glaube, ich werde nie die Vorsicht lernen die dir eigen ist; ich kann nicht schweigen, wenn dem Recht ins Gesicht geschlagen wird; alles zu des Vaterlandes Besten.“ „So tue was du nicht lassen kannst, und Gott behüte dich,“ sagte Ludwig.

Karl saß in Ludwigs Studierstube und arbeitete. Er blätterte in der Bibel, und wieder blieb sein Blick auf dem Spruche haften: Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Wie konnte ein einziges Wort ein ganzes Menschenglück zerstören! Aber recht tun auf jeden Fall, das war sein ernster Wille. Der Mensch ist nicht auf der Welt um glücklich zu sein, sondern um seine Pflicht zu tun.

Marianne steckte den Kopf zur Tür herein. „Störe ich dich, Karl?“ fragte sie. „Nein,“ sagte er, „komme nur herein.“ Aber Marianne verschwand wieder, schob eine andere Gestalt herein und schloß hinter ihr die Tür, eine Gestalt im schwarzem Kleide, die die großen Augen glückleuchtend zu Karl Aslar aufschlug. Dorothea, Dorothea, du bist zur unrechten Stunde gekommen!

Karl Aslar sprang auf und wollte ihr entgegen stürzen, aber dann hielt er an und wandte die Augen von ihr ab. „Dorothea, warum bist du gekommen?“ Dorotheas Gesicht wurde blaß bei diesem Empfang. „Warum ich gekommen bin? Marianne hat mich ja eingeladen; weißt du nicht, daß mein Vater gestorben ist? Warum ich gekommen bin?“ Fassungslos sah sie Karl Aslar ins Gesicht. Er ging zu ihr hin, legte den Arm um ihre Schultern, und führte sie, die wie betäubt dastand, an den Schreibtisch. Einen Augenblick hielt er sie fest umschlungen und drückte die Lippen in ihr dunkles Haar. Dann ließ er sie los, deutete auf den verhängnisvollen Spruch und sagte mit einer Stimme, die vor innerer Erregung rauh war: „Sieh, Dorothea, darum dürfen wir uns nicht angehören.“ Dorothea las die Worte, sah dann wie verständnislos Karl an und las die Worte noch einmal. Da begriff sie, was er meinte, und wie ein Blitz zog ihr Leben mit dem Vater, ihre ganze verkümmerte Jugend an ihrer Seele vorüber. Und aus der trüben Vergangenheit schien eine Geisterhand hervorzulangen, um nun auch noch das übrige Glück ihres Lebens zu vernichten. Aber dagegen bäumte sich alles in ihr auf, und die ganze Leidenschaftlichkeit ihres südländischen Naturells brach jetzt aus ihr hervor: „Des Vaters Segen?“ rief sie. „Segen von dem Vater, der mich schlug, wenn er seiner Sinne nicht mächtig war, der mein Leben zu einer beständigen Angst und Qual machte! Weil ich keinen Segen von dem Vater habe, darum willst du meine Seele töten, die an dir hängt mit allen Fasern, die sich nach dir gesehnt hat in tausendfachen Schmerzen, die alles von dir erhoffte, Glauben, Liebe, Treue, Hilfe in aller Not, und du stößt mich zurück, du fragst: Warum bist du gekommen?“ Und noch eine neue Qual stieg in ihr auf, daß sie sich etwas vergeben habe, daß sie zu Karl Aslar gekommen war, anstatt zu warten, bis er zu ihr kam, wie eine Schmach empfand sie es plötzlich, und ihr blasses Gesicht färbte sich, blutrot übergossen stand sie da, mit hilflosen Augen. Erschüttert und von unsäglichem Mitleid erfüllt, streckte Karl die Arme nach ihr aus, aber mit einem Ruck richtete sie sich auf und wollte stolz zur Tür schreiten; aber sie hatte ihre Kräfte überschätzt, eine plötzliche Schwäche überfiel sie, lautlos brach sie vor Karl Aslars Füßen zusammen.

Dorothea lag auf dem Ruhebett; ein schweres Schluchzen hob von Zeit zu Zeit ihre Brust, Ernestine saß bei ihr und hielt ihre Hände gefaßt. Marianne kam und brachte ihr einen kühlenden Trank; dem weichherzigen kleinen Frauchen liefen die dicken Tränen über die Backen; wie gut hatte sie alles machen wollen und wie böse war es geworden. Sie verstand ihren Bruder nicht, aber Ludwig hatte ihr gesagt, sie dürfe ihn nicht schelten.

Die Mutter kam und setzte sich an das Ruhebett; wie ein stiller Engel des Friedens kam sie Dorothea vor. Ernestine und Marianne gingen hinaus und ließen die beiden allein. Karl wollte zu Dorothea, aber sie wollte ihn nicht sehen, und die Mutter sagte ihm, es wäre besser, er überließe sie jetzt sich selbst. Karl Aslar ging an demselben Abend noch nach Greifenstein zurück, zum ersten Male im Herzen ein einsamer Mann.

7. Kapitel.

Ein jüdischer Rabbiner trat in Karl Aslars Studierstube und sagte, er möchte den Herrn Pfarrer um eine Gefälligkeit bitten. „Und was soll ich für Euch tun?" fragte Karl Aslar. „Ich soll eine Leichenrede halten bei dem reichen Mendelsohn, und da dachte ich, ob der Herr Pfarer, der so schöne Reden halten kann, mir wohl die Rede machen würde für den reichen Mendelsohn. Ich wollte den Herrn Pfarrer recht herzlich darum bitten, ich bin in so großer Not, ich habe mich so sehr geplagt, aber ich kann keine Rede fertig bringen." Karl Aslar wollte erst lachen, aber der beweglichen Bitte des Mannes gegenüber, verbiß er sich das Lachen und versprach, ihm bis zum andern Morgen eine Rede auszuarbeiten. Unter tiefen Bücklingen, mit wortreicher Danksagung verabschiedete sich der Sohn Israels.

Karl Aslar freute sich dieser außergewöhnlichen Arbeit, für einen Juden eine Leichenrede auszuarbeiten. Er war jetzt immer froh, wenn er Ablenkung für seine Gedanken fand, die sich immerfort um Dorothea drehten.

Sie hatte eine Stelle als Erzieherin im Waldeckschen angenommen; er hatte an sie geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Sie hatte sich für immer von ihm losgesagt. So lange er selbst, in strengem Pflichtgefühl, die Scheidewand zwischen sich und ihr aufgerichtet hatte, war es ihm recht und gut erschienen, aber seitdem er wußte, mit welcher tiefen Liebe Dorothea an ihm hing, war er schwankend geworden, ob wirklich der Spruch trennend zwischen sie treten dürfte. Hätte sie ihm wenigstens wieder geschrieben, dann hätte er doch als Freund ihr ratend und helfend zur Seite stehen können, aber sie lehnte alles ab. Das fraß ihm am Herzen und machte ihn ruhelos.

So fand ihn Ludwig Herzfeld. Bedächtig hörte er Karls Klagen an und schwieg lange. Karl wurde dies Mal nicht ungeduldig, sondern saß still in der Sofaecke und wartete, was Ludwig sagen würde. „Frieden mußt du mit ihr haben, reise hin", sagte endlich Ludwig. „Was nützt das", sagte Karl mutlos, „sie wird mich nicht sehen wollen." „Du mußt sie überraschen und dann verlobe dich mit ihr." „Was?" fuhr Karl überrascht auf, „das sagst du, Ludwig?" „Ja, das sage ich", erwiederte Ludwig. „Der Vater war durch seine Vorliebe für Alkohol schon jahrelang nicht mehr im Vollbesitze seines klaren Urteilsvermögens. Der Mann, der sich selbst nicht in Zucht halten kann, hat das Recht verwirkt, bestimmend in des Lebensschicksal seines Kindes einzugreifen. Dorothea ist rein und gut; ich habe die Überzeugung, daß Dorothea von Gott gerade besonders gesegnet wird, weil der Vater ihr den Segen vorenthielt. Ein ander Ding wäre es, läge gegen dich oder Dorothea etwas vor, und der Vater wäre ein rechtschaffener Mann gewesen, dann wäret ihr im Unrecht, so aber seid ihr im Recht. Es steht auch ein ander Wort in der Bibel, das heißt: Wird auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen, so will ich sein doch nicht vergessen. Glaubst du, daß, um des verblendeten Wortes des Vaters willen, auf Dorothea ein Fluch ruhen soll? Nimmermehr! Gehe hin und hole sie dir heim."

Karl Aslar saß ganz still, und hatte das Gesicht zur Seite gewandt.

Als Ludwig sich auf den Heimweg machte, begleitete Karl ihn ein Stück Wegs; sie sprachen kein Wort mehr über die Angelegenheit, aber beim Abschiede sagte der feste Händedruck Karls Ludwig mehr als Worte den Dank seines Herzens.

Es wurde Dorothea gesagt, daß sie jemand zu sprechen wünsche, und ahnungslos ging sie in das Besuchszimmer, aber erschreckt wollte sie wieder entfliehen, als sie sich Karl Aslar gegenüber sah. Er vertrat ihr den Weg und streckte ihr bittend die Hand hin: „Dorothea!" „Was wünschen Sie, Herr Pfarrer?" fragte sie kalt und trat von ihm zurück. „Wie kannst du so zu mir reden, Dorothea? Du weißt, wie sehr ich dich liebe, und ich habe eingesehen, das ich verkehrt dir gegenüber gehandelt habe, Ludwig hat mir das bestätigt, und darum komme ich jetzt zu dir." „Du meinst, du mußt kommen, weil ich damals" — sie brach ab, und eine flammende Röte deckte wieder ihr Gesicht; „aber", fuhr sie dann fort, „das ist nicht nötig, ich kann ohne dich leben." „Aber ich nicht ohne dich, Dorothea", rief Karl leidenschaftlich, „laß dich doch jene Stunde nicht kränken, die mir so teuer ist. Wie wohl tut es in dieser schwachen, schlappen Zeit, Menschen zu kennen, die nicht ängstlich wägen und sich verkriechen. Wer weiß, was das Vaterland mir noch bringt; ich brauche einen treuen Kameraden, eine starke Liebe, die mich über mich selbst erhebt, wenn ich mutlos werde und verzage. Gib sie mir wieder, Dorothea." Aber Dorothea wandte sich von ihm ab, und schluchzte auf: „Du achtest mich nicht, weil ich damals so selbstverständlich zu dir kam, und du mich doch nicht mehr wolltest, und darum kann ich deine Frau nicht werden." „Ich achte dich, meine arme Dorothea, sieh, ich hielt es für meine Pflicht, mich von dir zu trennen, und Pflichtgefühl geht mir über alles. Da hält man oft starr an etwas fest, das man für das Rechte hält, und das doch nicht das Rechte ist. Nun laß alle Selbstquälerei, mit der du mich auch quälst, und sage mir, daß du mich noch lieb hast."

Noch halb verschüchtert und ungläubig sah sie unter Tränen zu ihm auf und las die tiefe Sehnsucht in seinen Augen. Sie ging zum Fenster und lehnte die Stirn gegen die Scheiben. Karl Aslar wartete eine Weile, dann folgte er ihr. „Dorothea, willst du mir nicht sagen, um das ich dich bat, oder hast du jetzt keine Liebe mehr für mich?" Ein heißer Schmerz zitterte durch seine Worte; Dorothea wandte sich ihm zu, reichte ihm die Hand und sagte mit weicher Stimme: „Du weißt, daß ich nie einen Menschen so geliebt habe wie dich, Karl Aslar, und ich liebe dich auch heute noch, aber laß mir Zeit,

ich bitte dich, dränge mich heute nicht.“ „Willst du mich ohne Hoffnung in mein einsames Dorf zurückkehren lassen?“ „Nein, das will ich nicht; wenn ich dir vorher keinen Bescheid schicke, so will ich, wenn wir in den Weihnachtstagen in Braunfels sein werden, dir Antwort sagen.“ (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

K. W. **Ein Brief „Wilhelmus' von Nassauwen“**, wie der Ritter Philipp von Marnix de St. Aldegonde den Prinzen von Oranien nannte, ist unterm 4. November 1576, unbekannt woher, an die Stadt Frankfurt gerichtet und berichtet über die Friedensaussichten der damals sehr unruhigen Zeit.

„Wir mögen auch nit verhalten, daß dieser blutige krieg, den die landt etlich Jahr gegen einander gehabt, entlich Sontags den 28. Oktobris zu viel gewunschtem Frieden geführt hat. Es sind die Stendt auch entschlossen, die sachen, welche wir biß anhero so hefftig vnd mit solcher großen beschwerigkeit, mühe vnd arbeidt getrieben haben, als da ist, daß man die frembdling, sonderlich aber die Spanier des Lands verweisen vndt dieselben in ihre vorige Freiheit vnd ruhe wiedrumbstellen solte, neben vnd mit vns vor die handt zu nehmen, da sie auch das in der güte nit tun, seindt sie bedacht, sich der Mittel zu gebrauchen, die vns vnd Ihnen alsdann Gott verleihen wird.“

„Da die Stadt Frankfurt mit den armen, von jedermann verlassenen Land vnd leuten jedezeit ein sonderlichs vnd herzlichs mitleiden getragen, glaubt solches wißlich zu machen

Wilhelm, Printz zu Oranien.“

„Post data: von den Stendten berichtet, daß Samstag den 3. Novembris zu entsatz der Stadt Antorff[1]) der Martgraff von Hanaw den Graffen von Egmont mit 1200 Pferdten vnd zwej Regimenter Knechten in die Stadt geschickt, welche alsobald sie hinein kommen, gegen das castel über ein schantz lassen vffwerffen, das den Spaniern vielleicht allerhandt nachdenkens gemacht, darumb sie dann auch Sontags den 4. vmb den mittag vnverwartter sachen herausgefallen vnd die in der Stadt mit solchem ernst angegriffen, daß sie endlich die flucht nehmen müssen, in welcher Graff von Egmont gefangen worden vnd der von Eberstein erdrunken. — Nach gestalten Dingen sollen Spanier viel erbermlich niedergestochen, Kaufmannshäuser geplündert . . . haben. Das vielleicht vrsach sein vnd die Stendte bewegen wird, Frieden desto bas zu halten. Nachdemahlen die sachen mit dem Castel zu Gendt, welcher sich den Stendten mit Composition ergeben, so glücklich geraten, daß es ihnen viel bessern mudt geschafft. Gott wolle weiter zu allem sein gnadt verleihen.“

J. B.-G. **Aufruf zur Verteidigung von Mainz am 13. 10. 1792.** Sieben Gemeinden des Amtes Höchst gehörten ehedem zum Kurfürstentum Mainz und nahmen aus diesem Grund an Freud und Leid der alten Main-Rheinstraße teil, namentlich in Zeiten der französischen Revolutionskriege. Es bedarf daher keiner weiteren Begründung, wenn wir aus der unglücklichen Zeit französischer Gewaltherrschaft, die für Mainz schmäich endete, eine Reihe von Verordnungen widergeben, welche geeignet sind, uns über die Verhältnisse näher zu orientieren. Daß es Mainz an Vorkehrungen wider den Feind nicht fehlen ließ, dafür spricht nachstehender Aufruf: Sämtlichen Vizedom-, Ober- und Unterbeamten ist durch ein Generale vom 7. Oktbr. aufgetragen worden, diejenigen Untertanen, welche vorhin als Soldaten gedient haben, zur Verteidigung hiesiger Stadt aufzumuntern und anhero zu beordern. Da sich aber inzwischen die Gefahr entfernt hat, so haben kurfürstliche Beamte mit wirklicher Abschickung obengedachter kurfürstlicher Untertanen einzuhalten; jedoch haben dieselben alle diejenigen, welche vorhin Kriegsdienste geleistet haben und sich gegenwärtig aus Vaterlandsliebe zur Verteidigung hiesiger Stadt bereitwillig finden, namentlich aufzuzeichnen und das Verzeichnis an das kurfürstlich militärische Gouvernement einzuschicken und einstweilen diese von Vaterlandsliebe beseelten Untertanen dahin zu dispensieren, daß sie sich bei Annäherung der Gefahr und auf den ersten Aufruf sogleich in hiesige Stadt zur Verteidigung der Festung herbeieilen. Mainz, den 13. Okt. 1792. Lieb, Regts.-Sekretär. — Im Anschluß an das Generale vom 7. 10. erschien am 10. 10. folgende Ordre des Hof-Kriegsrates: Da bei den jüngsthin zu Speier sich ereignenden Kriegsvorfällen noch mehrere der Kriegsgefangenschaft entgangen und in ihre Heimat zurückgekehrt sind, so wird dem kurfürstl. Amt hierauf die Weisung erteilt, den im Amtsbezirk sich wieder einfindenden Soldaten zu bedeuten, daß sie sich unverzüglich wieder in die hiesige Garnison zu verfügen haben, zu dem Ende sind dieselben auch mit dem nötigen Marschgelde zu versehen. Für den Fall, daß sich dieselben weigern, sind sie als Deserteure zu behandeln. Mainz, den 10. Oktbr 1792. Freiherr von Frankenstein. Wird sämtlichen Schultheißen bekannt gegeben. Höchst, den 19. Oktbr. 1792. Thoma, Gerichtsschreiber.

[1]) Antwerpen.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

Zu Ende Februar und Anfang März erschien ein sehr beliebter und froh begrüßter Gast: Hofschauspieler Konrad Dreher aus München. Er trat am 27. Februar in der Komödie des einheimischen Schriftstellers Heinrich Stobitzer: „Münchner Kindl“ (wiederholt am 4. März) und in P. v. Schönthans „Raub der Sabinerinnen“, am 2. März auf. Der Beifall war natürlich allgemein.

Der Kaiser wird am 12. Mai zur Einweihung des Kurhauses und zu den Festspielen eintreffen. Das Weihefestspiel von J. Lauff wird „Gotalind“ betitelt sein, und in der Germanenzeit spielen. Statt des „Nachtlagers von Granada“ soll „Oberon“ neu ausgestattet in Szene gehen.

Residenz-Theater.

= **Familie,** Schauspiel in 3 Akten von Karl Schönherr, zum erstenmal am 23., zum drittenmal am 28. Februar. — Das Stück hat große Ähnlichkeit mit den „Siebzehnjährigen“; nur ist dort der Mann der Verführte, hier die Frau. Maria, die Gattin des Oberförsters Rüttling, erfüllt von Dankbarkeit gegen den Soldat Günther, der ihrem Sohn das Leben gerettet hat, wird von jenem überredet zu einem folgenschweren Rendezvous während der Abwesenheit ihres Gatten. Henner, der Sohn der Eheleute, aber wittert Unheil, beobachtet das Kommen Günthers und wird so zum Mitwisser des Fehltritts seiner Mutter. Einen Geldbetrag, den der Vater zur Probe des von früh an verrohten und verkommenen Günther offen liegen ließ, stiehlt Henner unter Erhebung der Anklage gegen jenen, um die Straßenkinder durch Austeilen des Geldes zur Unterdrückung des stets gesungenen Reimes auf seine Mutter und Günther zu gewinnen. Die Wahrheit kommt jedoch zutage; auch erfährt der Oberförster dadurch von dem Verhalten der Schuldigen und erwartet nun ebenfalls in der Nacht den Verführer. Henner aber beobachtet wieder, und um die Mutter und den Vater zu schützen, schleicht er hinaus, legt sich auf die Lauer und erschießt den Günther, als dieser, durch das diesmal vom Manne aufgestellte Licht am Fenster angelockt, zu der Frau schleichen will. Das tragische Stück Familienleben hinterläßt zweifellos einen erschütternden Eindruck auf die Zuhörer. Man sieht wieder einmal, daß die Vergeltung nicht ausbleibt; denn der Oberförster selbst hatte sich lange vorher mit Günthers Mutter vergessen, worauf dessen Vater, Rüttlings intimer Freund, bei der Entdeckung starb, und die Mutter aus Gram in das Wasser ging. — Sämtliche Mitwirkende verdienen das beste Lob. Herrn Miltner-Schönau und Frau Rosner als Oberförsterspaar und Herrn Wilhelmy als Henner gelangen namentlich die tragischen Momente sehr gut und glaubhaft. Nantchen, das zweite Kind der Eheleute, ein echtes Haus-

mütterchen, wurde von Frl. Sandori sehr frisch und fröhlich gespielt, der Günther des Herrn Hetebrügge war charakteristisch treffend; er erregte sowohl Abscheu als auch wieder Mitleid. Es bleiben noch zu erwähnen: Frl. Noormann als Rosa, Herr Rücker als Pfarrer von Altenhof, Frl. Schenk und Herr Ludwig als schadenfrohe Bedienstete im Forsthause.

Literatur.

* **Die Nassauische Brandversicherungsanstalt,** von Landesrat Dr. Propping. 89 S. Wiesbaden, gedr. b. K. Schwab. — Das Werkchen ist eine Denkschrift zum hundertjährigen Bestehen der Anstalt, das sich am. 1 Februar ds. Js. vollendete. Es gibt wohl wenige Einrichtungen derart, die eine so frühe Gründungszeit und eine so großartige Entwickelung gleichzeitig aufweisen können. Der Verfasser ist recht gründlich zu Werk gegangen; er hat die Geschichte der älteren Institute, auf welche die N. B.-V.-A. sich gründet, in knapper Fassung voraufgeschickt und dann entwickelnd die Geschichte der letzteren weitergeführt. Wir verfolgen die urkräftige Entfaltung der segensreichen Institution durch die Jahrzehnte (unterstützt durch eine treffliche graphische Darstellung) und können es begreifen, daß man sie nach 1866 nicht missen wollte, und sie deshalb in kommunalständische Verwaltung übernahm. Auch eine „berechtigte Eigentümlichkeit", wie wir ihrer so manche hatten, aber leider nur noch wenige haben. Das Versicherungskapital der N. B.-V.-A. betrug am 31. Dezember 1807: 12 299 910 Gulden = 21 085 560 Mark, am 31. Dezember 1905: 1 368 022 620 Mark. Alle nichtnassauischen Bestandteile des heutigen Regierungsbezirks Wiesbaden sind der Anstalt nach und nach beigetreten. Das Buch ist recht flott und mit Liebe zur Sache geschrieben und vom Drucker nett ausgestattet.

* **Die Nassau-Saarbrückensche Kirchenordnung und Agende (von 1576) und ihre Weiterentwickelung.** Ein Beitrag zur nassauischen Kirchengeschichte. Von D. E. Knodt. 161 S. Herborn, Nass. Kolportageverein. — Professor Knodt in Herborn zeigt sich als einen überaus fleißigen Arbeiter in nassauischer Ekklesiastik. Es gibt aber auch darin recht schöne Stoffe zu verarbeiten, und das Material ist in Hülle und Fülle vorhanden. Die vorliegende Kirchenordnung der Grafen Albrecht und Philipp von Nassau-Saarbrücken-Weilburg, ist um deswillen interessant und wichtig, weil sie von duldsamem Geiste zeugt, und von vornherein entwicklungsfähig angelegt war. Die behutsame Fassung steht vielfach denen der andern streng lutheranischen Kirchenordnungen entgegen; doch die Nassau-Weilburger und später die Nassauer überhaupt, haben sich wohl dabei befunden. Mancherlei ist im Laufe der Zeit wohl abgeändert worden, aber im wesentlichen hat die Ordnung bis zur Union von 1817 bestanden. Den Text der Kirchenordnung, der Litanei, des Katechismus ist getreu in Stil und Orthographie wiedergegeben; Einleitung und Kommentare sind von Prof. Knodt beigefügt, letztere aber nur soweit es nötig ist, namentlich, um darzutun, wie die Vorschriften wirksam und dem kirchlichen Leben förderlich waren. Das Werkchen ist ein schöner Beitrag zur Kirchengeschichte, deren uns der fleißige Bearbeiter hoffentlich wohl noch manchen liefert.

Neues aus Nassau.

Wiesbadens Einwohnerzahl betrug am 1. Januar 1907: 105 275; die Zunahme in 1906 war also 4 341.

Am künftigen Landesdenkmal für Herzog Adolf an der Wiesbaden-Biebricher Allee, wird eine Haltestelle der Bahn Wiesbaden-Diez (Aarbahn) errichtet, „Landesdenkmal" geheißen.

Gegen die Wahl des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten im 2. nassauischen Wahlkreise, des Buchhalters Lehmann, ist von den Nationalliberalen Protest erhoben worden.

Die Eisenbahnbrücke über das Holzbachthal bei Westerburg (Westerwaldquerbahn) ist fertig gestellt. Sie ist 226 Meter lang und hat 5 Bogen von 42 bis 48 Metern Stützweite. Die Eisenkonstruktion erforderte an Kosten 200 000, die Maurerarbeit 130 000 Mark.

Auf dem Westerwald waren in der Zeit der furchtbaren Schneestürme und -wehen, welche die Bahn Herborn-Rennerod öfter hemmten, gewaltige Schneepflüge als Wegebahner mit Erfolg tätig. Der lange, unbesiegte Westerwald-Winter mußte vor den Waffen der modernen Technik kapitulieren.

Schloß Kronberg, das jetzt völlig restauriert ist, wird im Sommer dem Publikum wieder geöffnet werden.

Michelbach an der Aar erhält eine neue Kirche.

Auch in Kaub ist eine Rechtsauskunftstelle durch den Geh. Justizrat Meyer eröffnet worden.

Nassauischer Geschichtskalender.

März.

14. 1860. Freiherr Aloys von Greifenklau stirbt zu Winkel. Geboren am 28. IV. 1777 zu Würzburg, wurde er Domizellar zu Trier und war der letzte des alten Geschlechts. Die Güter gingen an seine Nichte Sophie (geb. 1825), vermählt mit dem Grafen Hugo von Matuschka, über.

16. 1809. Gefecht bei Talavera la vieja. Es bildete die Einleitung zum Treffen von Mesa de Ibor, an dem das 2. Regiment Nassau sich mit großer Tapferkeit beteiligte. (Spanischer Feldzug.)

19. 1702. König Wilhelm III. von England, Erbstatthalter der Niederlande, stirbt zu Kensington. Er war am 14. XI. 1650 als Sohn des Generalstatthalters der Niederlande Wilhelms II., Fürsten von Oranien, geboren, wurde 1672 zum Generalstatthalter, 1674 zum Erbstatthalter der Niederlande ernannt, 1689 zum Könige von Großbritannien und Irland erwählt. Mit ihm starb das Haus Nassau-Oranien aus; Oranien fiel an Frankreich.

25. 1810. Gefecht am Montserrat; heftiger, siegreicher Kampf des 1. Regiments unter Oberstleutnant von Steuben gegen den katalonischen Landsturm. (Spanischer Feldzug.)

28. 1663. Graf Ludwig Kraft zu Nassau-Saarbrücken wird geboren als Sohn des Grafen Gustav Adolf und der Gräfin Eleonore Klara. Er kam 1677 unter Vormundschaft seiner Mutter zur Regierung, trat in französische Kriegsdienste, ward Generalleutnant und starb am 14. II. 1713. Da er nur Töchter hinterließ, ward sein Bruder Karl Ludwig sein Erbe.

31. 1812. Gefecht bei Villa nueva. Die Besatzung der Stadt, aus einer Abteilung des 2. Regiments Nassau bestehend, wird von überlegener Feindesmacht angegriffen, behauptet sich aber, bis am folgenden Tage Entsatz kommt. (Spanischer Feldzug.)

Briefkasten.

J. B. in W. Wir werden Ihnen brieflich antworten.

L. S. in W. Das Manuskript muß druckfertig eingesandt werden.

J. B. in N. Besten Dank und freundlichen Gruß.

G. L. in L. Besten Dank; angenommen.

Redaktionsschluß: 8. März.

Inhalt: Dichters Sonntagsmorgen. Nicht verzagen. (Gedichte.) Von C. Preser. — Viktor, Prinz zu Wied. Von Dr. C. Spielmann. (5. Forts.) — Die Ergebnisse der Volkszählung von 1905 in Nassau. Von B. Wollweber. (Schluß.) — Graf Ruprecht der Streitbare von Nassau-Sonnenberg. Von A. Herber. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (5. Forts.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 7. Wiesbaden, den 1. April 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Rheinweins Rache.

Auf dem sonnigen Rheingau lagerte schwer, des Großen Krieges Not;
Den Himmel färbte der Herdstätten Brand glühend, feuerrot.
Des Winterkönigs Pfälzerland, wie hart ward's da geschlagen!
Die spanische Furie lastete drauf mit all ihren tausend Plagen.

So stürmte sie unter Don Cordoba, das stille Städtlein Kaub,
Und schleppt' auf die Plätze und Gassen das Gut der heulenden Bürger zum Raub.
Und in dem Brüllen und Johlen geheim, drang der Wildesten ein halb' Dutzend
In des Amtmanns Haus, den gesperrten Weg mit der Petarde Krach ertrutzend.

Der Amtmann harrte treu auf dem Plan, wo die Not am größten war.
Geängstigt vor den Rohen stand, blauäugig und blond von Haar,
Sein Kind und fragt' in schämiger Glut, nach der wilden Dränger Begehren. —
„Erst Wein und dann — dich, rosige Maid! Komm ohne langes Wehren!"

Ein Schreckensblick — dann raffte sie sich zusammen und lächelte gar.
„Wie's euch beliebt, ihr wackeren Herrn! Doch seid ihr stürmisch, fürwahr!
So folgt mir denn in den Keller geschwind zu des Weines vollen Fässern;
Ihr findet in ganz Kaub gewiß weder ältern Wein noch bessern."

„Heidi — voran!" so jauchzt die Schar. Der Schlüssel knarrt' im Schloß,
Und über die Stufen, die dunkeln hinab sprang und kollert' der Troß.
„Licht!" brüllt' es von drunten. „Jawohl, ihr Herren, nur stillt eine Weil' eur' Verlangen!" —
Krach! Zuflog die Tür und der Riegel vor; die Unholde waren gefangen.

Sie tappten herauf, sie donnerten wild mit den Kolben wider die Wand;
Die eichenen Bohlen boten dem Sturm den zähesten Widerstand.
Und hielten die Polterer ein, so ertönt' draußen ein silberhell' Lachen
Und der mählich vertönenden Stimme Wunsch, beim Wein sich's bequem zu machen.
Am Feuersteinschloß eine Funken schlug, entzündet' einen Span;
Sie blickten rundum, sie schauten sich die düstre Umgebung an.
Da lagen stumm in stolzer Reih' vier riesengroße Tonnen
Voll edelstem rheinischen Rebenblut der heißen Sechzehner Sonnen.

„Caramba!" schrie der Teniente, „sperrt das Teufelsweib uns ein,
So trinken wir uns toll u. voll im besten alemanischen Wein,
Bis die Brüder kommen und machen uns frei; das kann nicht lange dauern.
Dann wehe dem Weib, und wehe dem Wirt und wehe diesen Mauern!"

Er zog sein Pistol, und klatschend schlug die Kugel ins größte Faß,
Und gurgelnd quoll aus dem Loch sogleich das helle, goldene Naß.
Da blitzte weiter Schuß auf Schuß und bohrte neue Spunden;
Sie hielten lachend die stählernen Hauben unter die blutenden Wunden.

Sie tranken und tranken in durstiger Gier, bis satt sie waren und voll.
Nun wär's genug der Labung wohl; doch weiter quoll es und quoll.
Es lief wie am Marktborn, plätschert herab und näßt des Kerkers Enden;
Sie sahen mit Schreck aus dem Quellengerinn einen Bach, einen Waldstrom werden.

Da packte sie Entsetzen schier; sie donnerten wider die Tür
Aufs neu; — doch keine rettende Hand zog die eisernen Riegel herfür.
Sie begannen zu toben, zu fluchen zu schrei'n und zu Santa Maria zu rufen;
Die wachsende duftige Weinesflut trieb sie hinauf die Stufen.

Der Span verlosch; kein ander' Licht fand sich im finstern Gelaß,
Und immer höher stieg die Flut, das köstliche Rebennaß.
Unheimlich gurgelt's und plätschert's weiter im mitternächtigen Dunkel —
Bisweilen nur ein zuckender Blitz, ein phosphoreszierend' Gefunkel.

Wie leichter Nebel stieg es dann aus der Tiefe dunstig herauf
Und wirrte den Sinn und lähmte den Geist dem trunk'nen, geknäulten Hauf.
Und dann bis über die Häupter schwoll es empor in dem engen Gehäuse,
Und ertränkte die Frevler rettungslos wie ein Nest betäubter Mäuse.

Doch droben verließ die Plündererschar den gepeinigten, leeren Ort
Und zog zu ferneren Taten rasch ins südliche Pfälzerland fort.
Und nie ist aus des Amtmanns Haus ein Klang der Mär gekommen
Von der Rache, die still und schrecklich hat der Rheinwein dort genommen.

C. Spielmann.

Das Schloß zu Löhnberg.

1) Von G. Lehr.

Etwa drei Viertelstunden oberhalb Weilburgs grüßen die Ruinen eines Schlosses die zahlreichen Reisenden, welche mit der Lahnbahn auf- oder abwärts ihr Ziel verfolgen, von einem mäßig hohen Felsen herab. Gar mancher Blick hat schon forschend auf dieser ehrwürdigen Stätte geruht, gar manche Frage ist schon an uns Löhnberger gerichtet worden: „Was weiß man denn eigentlich von der Geschichte eures Schlosses?“ Auch dem Schreiber dieser Zeilen hat die Frage nach der Erbauung und der Bestimmung des Löhnberger Schlosses schon viel zu schaffen gemacht. Aus der „Beschreibung des Herzogtums Nassau“ von C. D. Vogel erfahren wir, daß der Graf Johann von Nassau-Dillenburg etwa ums Jahr 1320 die „Laneburg“ erbaut habe. Das war aber so ziemlich die einzige Nachricht, die wir bisher von der Geschichte unseres Schlosses hatten. Zwar wird die Burg Löhnberg noch einige Male in Urkunden des 15. Jahrhunderts erwähnt, aber es kommt in denselben nur der Name vor. Näheres über die Geschichte und Bestimmung der Burg erfahren wir auch aus diesen Urkunden nicht. Auch die Überlieferung an Ort und Stelle war bezüglich des Löhnberger Schlosses in Dunkel gehüllt. Die ältesten Leute aus der Gegend wissen sich zwar noch zu erinnern, daß das Gebäude bis 1848 als Zehntenscheuer benutzt wurde. Was sich aber in früheren Zeiten im Schlosse abgespielt hatte, war völlig unbekannt. Daher nahm man allgemein an, das Schloß sei früher überhaupt nicht bewohnt gewesen.

Da besuchte mich eines Tages Professor Dr. Deißmann aus Heidelberg, um die alten Kirchenbücher einer genauen Durchsicht zu unterziehen, und fand in einem Kirchenbuche aus dem Jahre 1661 eine Nachricht, daß das Schloß damals bewohnt war. Es findet sich nämlich bei dem Eintrag einer Taufe dieses Jahres die Bemerkung, daß die Mutter des Täuflings zur Zeit im Schloß in Diensten stehe. Nun war ein Anhaltspunkt gegeben. Ich wandte mich deshalb an das Staatsarchiv in Wiesbaden und fragte an, ob sich dort Nachrichten über das Löhnberger Schloß vorfänden. Die Antwort lautete bejahend, und es wurde mir in entgegenkommender Weise der Einblick in die Akten gestattet. Ich fand, daß sehr interessante Nachrichten über das Schloß Löhnberg vorhanden waren. Da ich aber nicht in der Lage war, die sämtlichen Aktenstücke an Ort und Stelle zu studieren, war die Archivverwaltung so freundlich, mir dieselben ans Amtsgericht nach Weilburg zu schicken. Auch bei dieser Behörde fand ich wohlwollendes Entgegenkommen und konnte nunmehr die alten Schriftstücke mit Muße in Weilburg eingehend studieren. (Archivakten dürfen nach den Bestimmungen der Staatsarchive nur in Räumen einer königlichen Behörde mit Genehmigung des Oberpräsidiums eingesehen werden.)

Über die Zeit von 1320 bis 1540 geben allerdings auch die Akten des Staatsarchivs keinen Aufschluß. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das Schloß zu Löhnberg seit seiner Erbauung den Dillenburger Grafen zeitweilig als Aufenthalt diente, jedenfalls aber stets von einem gräflichen Beamten bewohnt war. Daß aber die ottoischen Grafen ein festes Schloß so nahe bei Weilburg besaßen, welches, wie wir noch sehen werden, zeitweilig mit Bewaffneten, ja sogar mit Geschütz besetzt war, mochte ihren walramischen Vettern von der weilburg-saarbrückischen Linie nicht sonderlich angenehm sein. Das Amt Löhnberg, bestehend aus dem Flecken Löhnberg und den Dörfern Waldhausen und Odersbach, war gemeinschaftliches Besitztum. Nassau-Dillenburg besaß drei Viertel, Nassau-Saarbrücken ein Viertel. Auch vom Schlosse beanspruchte die saarbrückische Linie ein Viertel, was aber von den Dillenburgern mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde.[1]) Hierüber kam es zu heftigen Streitigkeiten, ja zu offenen Gewalttaten, unter denen die armen Untertanen, die zwei Herren dienen sollten, schwer zu leiden hatten.

Die ersten Streitigkeiten, von welchen uns die Archivakten Kunde geben, brachen um den Besitz der Burg zu Löhnberg aus, zwischen dem Grafen Johann dem Älteren von Nassau-Dillenburg († 1606) und dem Grafen Albrecht von Nassau-Saarbrücken († 1593). Beide waren sonst treffliche Fürsten. Insbesondere gilt dies von dem Grafen Johann, dem Bruder des großen Oraniers. Dazu waren sie noch verschwägert. Die Gemahlin des Grafen Albrecht war eine Schwester Johanns und Wilhelms von Oranien. Aber über den Besitz des Löhnberger Schlosses konnten sie sich so wenig einigen wie ihre späteren Nachfolger. So traurig diese „Irrungen“, wie der Ausdruck hierfür in den alten Schriftstücken lautet, für die Untertanen waren, sind doch diese Irrungen des Grafen es gewesen, denen wir zu verdanken haben, daß uns überhaupt Nachrichten über das Schloß zu Löhnberg erhalten sind. Als Graf Johann in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts Bauungen am Schloß vornahm, ließ Graf

[1]) Ein Viertel von Schloß, Stadt und Amt Löhnberg war 1536 ausdrücklich aus bisher hessischem Besitz an Nassau-Saarbrücken (Weilburg) übergegangen.

Albrecht dagegen Einspruch erheben, weil er auch Anteil an der Burg habe. Namentlich erregte es aber den Unwillen des letzteren, daß um diese Zeit eine militärische Besatzung von dem Dillenburger Herrn ins Schloß gelegt worden war, ohne deren Erlaubnis niemand das Schloß betreten durfte. Ja, der Graf Johann hatte sogar „etlich grob Geschütz ins Schloß zu Löhnberg führen lassen, als sei es Ihro Gnaden allein zuständig.“ Graf Albrecht erhob aber ebenfalls Anspruch auf das Löhnberger Schloß, namentlich auf den sogenannten Landgräfischen Turm. Aber alle Protestation Albrechts half nichts. Johann bestand darauf, daß das Schloß zu Löhnberg ihm allein eigentümlich zustehe. Damit, daß Nassau-Saarbrücken ein Viertel am Amt Löhnberg besitze, sei nicht erwiesen, daß sich der gemeinschaftliche Besitz auch aufs Schloß erstrecke. Der Saarbrücker gab aber nicht nach. Merkwürdigerweise verfocht Graf Albrecht mit besonderer Hartnäckigkeit sein vermeintliches oder wirkliches Recht auch auf den gemeinschaftlichen Besitz des Schloßgefängnisses. Obwohl sich im Flecken Löhnberg ein „gemein Gefängnis“ befand, welches vollständig ausreichend war, verlangte Graf Albrecht von dem Dillenburger die Erlaubnis, daß die gemeinschaftlichen Gefangenen im Schloßgefängnis untergebracht werden dürften, und schreckte selbst vor Gewalt nicht zurück. Im Jahre 1590, am 10. Mai, erschien der Weilburger Schultheiß Wilhelm Reinhardt im Schloß und verlangte von dem dillenburgischen Amtskeller Pampo den Schlüssel zum Schloßgefängnis, um einen Dieb dort unterzubringen. Pampo verweigerte die Aushändigung des Schlüssels, weil ihm dies von seinem gnädigen Herrn verboten sei. Aber einige Tage darauf kam der weilburgische Schultheiß zum 2. Male ins Schloß und wiederholte sein Begehren. Graf Albrecht wollte sich einen Schlüssel zum Schloßgefängnis anfertigen lassen. Der dillenburgische Amtskeller weigerte sich auch jetzt, dem Ansinnen des Weilburger Schultheißen nachzukommen, und wies ihn an den Grafen Johann. Da aber erschienen plötzlich 16 mit Rohren bewaffnete Weilburger Bürger im Schloß brachen das Schloß zum Gefängnis ab und nahmen es trotz des Protestierens Pampos mit nach Weilburg, wo ein Schlüssel für den Grafen Albrecht angefertigt wurde. Der „gemeinschaftliche“ Dieb hatte nun die Ehre, im Schloßgefängnis zu sitzen. Der gemeinschaftliche Besitz an diesem Gefängnis scheint den Weilburgern besonders am Herzen gelegen zu haben. Es wurde nämlich jetzt eine Zeugenvernehmung vorgenommen, welche dartun sollte, daß schon früher gemeinschaftliche Untertanen des Amtes Löhnberg im Schloßgefängnis gesessen hatten. Diese Zeugenvernehmung ergab, daß schon vor 30 oder 40 Jahren ein Mann, der Heinzel von Odersbach genannt, welcher Drohungen gegen den weilburgischen Amtmann Schönborn ausgestoßen hatte, ins Schloßgefängnis gesetzt worden war, und zwar sei derselbe von beiden Herren wegen gefänglich eingezogen, torquiert (gefoltert) worden und im Gefängnis gestorben. Die Leiche sei dann in der Nacht durch den Scharfrichter ausgetragen, und begraben worden. Der arme Heinzel war also, wie man aus dieser Notiz herauszulesen hat, wegen einer bloßen Drohung zu Tode gefoltert worden, eine grausame Strafe, aber ganz im Sinne der harten Justiz dieser Zeit. Ferner habe einer, Suß Johann genannt, Diebstahls halber in demselben Gefängnis gesessen. Derselbige Suß Johann sei in Gegenwart Graf Johanns zu Beilstein wie auch des weilburgischen Amtmanns Schönborn torquiert, verurteilt und gehenkt worden.

Der hier erwähnte Graf, Johann zu Nassau-Beilstein, ist nicht zu verwechseln mit dem Zeitgenossen des Grafen Albrecht, Johann dem Älteren, sondern war der letzte Graf der besonderen beilsteinischen Linie des ottoischen Hauses und starb 1561. Wir werden seinem Namen noch weiter unten begegnen.

Die Weilburger glaubten also durch die beiden Fälle des Heinzel von Odersbach und des Suß Johann, welche als gemeinschaftliche Untertanen des Amtes Löhnberg im Schloßgefängnis gesessen hatten, ihren Anspruch auf letzteres genügend nachgewiesen zu haben. Bald bot sich ihnen Gelegenheit, ihre Ansprüche auf den Mitbesitz des Schloßgefängnisses wiedereinmal in die Tat umzusetzen.

In der Gemarkung Merenberg besaß die Witwe des adeligen Herrn Johann Schütz von Holzhausen einen Wald, der Schützenkopf genannt. In diesem Walde hatte dieselbe die Mastung für die Schweine etlicher Untertanen des Amtes Merenberg gegen eine gewisse Geldsumme verpachtet. Der Walddistrikt der Witwe Schütz von Holzhausen grenzte nun dicht an den Löhnberger Wald. So kam es dann zuweilen vor, daß die Schweine auch in den Löhnberger Wald hinüberliefen, ohne zu ahnen, welche „Irrungen“ hierdurch entstehen würden. Eines Tages lauerten einige Löhnberger Bürger den Merenberger Schweinen auf, und als diese (die Schweine) ahnungslos die Merenberger Gerechtigkeit überschritten hatten und im Löhnberger Walde Mast hielten, fuhren die Löhnberger Bürger auf sie zu, ergriffen einige Schweine, pfändeten sie, und nahmen sie mit nach Löhnberg. Die Merenberger Schweinebesitzer waren zwar aufgebracht, suchten aber doch auf gütlichem Wege ihre gepfändeten Schweine wieder in ihren Besitz zu bekommen. Sie stellten den Löhnbergern vor, daß doch auch einmal Löhnberger Schweine sich in den Merenberger Wald verlaufen könnten; deshalb müsse man gegenseitig Nachsicht walten lassen. Aber die Löhnberger schlugen den Merenbergern ihre Bitte rundweg ab. Erst wurden auf Kosten der Merenberger Schweinebesitzer einige Gulden vertrunken — in dem betreffenden Bericht steht: „versoffen“ —, dann erhielten diese erst ihre gepfändeten Schweine zurück. Aber die Merenberger rächten sich. Der von ihnen vorher gesagte Fall trat ein, Löhnberger Schweine liefen über die Grenze in den Merenberger Wald. Da fuhren aber jetzt die Merenberger auf die Löhnberger Schweine los und führten einige in einen Schweinestall des Merenberger Amtes. Die Löhnberger waren jedoch gewalttätiger Natur. Statt auch ihrerseits die gepfändeten Schweine mit einigen Gulden zu lösen, drangen die Löhnberger Schweinebesitzer mit dem Schweinehirten in den Merenberger Schweinestall ein und trieben „eigenthätlich“ die Schweine nach Löhnberg. Wegen dieses freventlich

geübten Mutwillens, der natürlich sogleich an die Weilburger Beamten berichtet wurde, mußte der Weilburger Schultheiß zu Löhnberg die Löhnberger Gemeinde ernstlich zur Rede stellen. Als der Schultheiß dies tat, wurde er von einem des Namens Johann Meuß mit unbescheidenen Worten angefahren und öffentlich Lügen gestraft. Wegen dieser Auflehnung gegen die Weilburger Obrigkeit wurde Meuß zunächst im Wirtshaus gefangen gehalten, und dann ins Schloßgefängnis in Haft gebracht. Damit hatte die Weilburger Regierung zweierlei durchgesetzt. Einmal war einem unbotmäßigen Untertan der Mund gestopft worden, und dann war auch wieder den Dillenburgern gezeigt worden, daß das Schloßgefängnis ihnen nicht allein gehörte. Aber die Weilburger hatten sich dennoch gründlich verrechnet. Graf Johann von Dillenburg ließ einfach das Gefängnis öffnen, und den Gefangenen in Freiheit setzen. Darob große Entrüstung in Nassau-Saarbrücken.

Graf Albrecht erlaubte sich nun auch seinerseits verschiedene Gewalttätlichkeiten. Er ließ eigenmächtig den Weinberg ums Schloß zu Löhnberg sowie den Hopfengarten und die Eselsweide pfänden, d. h. abernten, ließ seine Schweine ohne Ziel und Zahl in die Löhnberger Wälder treiben, und gestattete seinen Untertanen zum Bau des Weilburger Rathauses Holz in den Löhnberger Wäldern zu schlagen. Besonders erzürnt war Graf Albrecht über die Schöffen des gemeinschaftlichen Amtes Löhnberg, weil er vermutete, daß diese mehr zu Nassau-Dillenburg als zu Nassau-Saarbrücken hielten. Die beklagenswerten Leute erfuhren die ganze Schwere seiner Ungnade. Einen Löhnberger Schöffen aus Waldhausen ließ der Graf am Ostermontag nach dem Gottesdienst vor der Kirche verhaften, und in ein gar böses Gefängnis legen. Den folgenden Tag, den Osterdienstag, der damals auch noch gefeiert wurde, schickte Graf Albrecht 8 bewaffnete Schützen nach Löhnberg, ließ die Kirche umstellen, und wiederum 2 Gerichtsschöffen, beide 80-jährige Männer, gefangen nehmen. Damit nicht genug, erschienen einige Zeit darauf unter Führung des Weilburger Amtskellers und Schultheißen eine gute Anzahl gerüsteter Schützen und Bürger von Weilburg vor Tagesanbruch in Löhnberg, umstellten den Flecken und namentlich die Häuser der Schöffen derart, daß kein Einwohner zum andern kommen konnte, und holten noch 5 Schöffen mit brennenden Fackeln aus ihren Betten. Diese wurden sodann nach Weilburg abgeführt, und „in ein hart, schwer und eng Gefängnis, so der Diebesturm genannt" gesetzt. Dieses Gefängnis lag etliche Klafter tief unter der Erde, war kaum 9 Schuh weit und „so geschaffen, daß darin kein Licht oder Luft, als vom Loch, dadurch man die Gefangenen lässet, kommen kann." Hier mußten die Gefangenen Wochen lang sich aufhalten, wurden dann von Graf Albrecht ihres Ehrenstandes und Schöffenstuhles verstoßen und „vor treulose und meineidige gehalten." So wurde wenigstens der Vorfall in der Klageschrift, welche Graf Johann der Ältere bald darauf gegen Graf Albrecht beim Reichskammergericht einreichte, dargestellt. Durch die Absetzung und Entehrung der Schöffen wurde es zu Wege gebracht, daß nunmehr Jahre hindurch keine Gerichtsverhandlungen mehr stattfanden. Es herrschte infolgedessen geradezu Anarchie im Amte Löhnberg. Kein Wunder, daß gewalttätige Menschen sich diese allgemeine Rechtsverwirrung zu nutze machten. Namentlich erlaubte sich der gräflich saarbrückische Schultheiß Gottfried Kreich die gröbsten Rechtsverletzungen. In der späteren Klageschrift des Reichskammergerichts wird gesagt, Kreich habe „1. den alten dillenburgischen Amtskeller Johann Langenbach zu unterschiedenen Malen inquiriert, mit ehrrührigen Worten angegriffen und in ungezweifelter Löhnbergischer Obrigkeit bis auf den Tod verwundet und geschlagen, 2. Hermann Philippsen Bürger zu Löhnberg Eheweib gröblich geschmähet, eine Hur gescholten und übel geschlagen, auch sie bei den Haaren ergriffen, unter sich geworfen und auf sie gesprungen und gleichfalls auf den Tod verwundet, daß sie an die 3 Wochen jämmerlich zu Bett gelegen."

(Fortsetzung folgt.)

Viktor, Prinz zu Wied.

7) Ein fürstlicher deutscher Freiheitskämpfer. Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Der Prinz berichtet darüber: „Tarragona ist ein Seeplatz. Seine Werke waren in alten Zeiten von Pfaffen angelegt, und neuerlich von schlechten Ingenieurs vollendet. Eine schwache, aber sonst brave Garnison verteidigte ihn gegen das ganze feindliche Heer, das alle nur ersinnlichen Mittel anwandte, einen ihm so verhaßten Platz zu nehmen. Die Stadt hatte ringsherum geschlossene Werke, und war durch zwei leichte Linien von Feldverschanzungen an ihren beiden Enden mit der See verbunden. Diese Linien, welche den Hafen deckten, zu verteidigen, war unsere Aufgabe. Der Feind richtete seinen Angriff gerade gegen uns, sah sich aber durch den heftigen Widerstand unserer Division genötigt, gegen unsere elenden Feldverschanzungen, vier Parallelen zu erbauen, da man sonst die stärksten Plätze mit dreien nimmt. Als er diese vollendet und eine Bresche gelegt hatte, drang er in einer gräßlichen Nacht durch dieselbe, und war schon innerhalb unserer Linien angekommen, als er doch glücklich zurückgeworfen wurde. Wie endlich der Feind vier große Breschen offen, unsere kleine Division des Hafens über die Hälfte ihrer Leute verloren hatte, und unsere Vorstadt nichts mehr als eine stinkende und rauchende Ruine war, da schloß der infame Kommandant der Stadt uns aus, und verrammelte seine Tore. Wir hatten

also, wenn der bevorstehende Sturm gelang, kein anderes Rettungsmittel als die Schiffe" (er meint die englischen, im Hafen ankernden Fregatten), „und diese konnten wegen den heftigen Brandungen nicht anfahren, so daß die, welche nicht schwimmen konnten, gar keine Möglichkeit hatten, sich zu retten. Ich war ganz allein in diesem Falle, und so bereitete ich mich vor, denselben Abend umzukommen. Stelle dir nur vor, bester Bruder, daß wir in diesem Augenblick von dem außerhalb der Festung stehenden General en Chef den Befehl erhielten, herauszukommen" — Saarsfield hatte sich aus der Feste vorher hinwegbegeben, um Truppen heranzuholen —, „weil sich die Armee zur Schlacht bereite, um den Platz zu entsetzen. Kaum auch war ich vom Lande abgefahren, so fing der Sturm an, und der Hafen wurde genommen — wobei meine Rettung an das Wunderbare grenzt und mir beweiset, daß ich noch nicht bestimmt bin zu sterben, sondern daß mir die herrliche Hoffnung bleibt, das Vaterland und Euch alle wiederzusehen."

Einigen Offizieren vom Generalstabe gelang es, sich durch Schwimmen zu retten. Man sah vom Verdeck der Fregatte die himmelhoch lodernden Flammen, hörte das Geschrei der noch verzweifelt kämpfenden Spanier, die an 6000 Tote hatten. Am Morgen konnte Suchet die Trikolore auf der Schuttstätte aufpflanzen; die Eroberung von Tarragona trug ihm den Marschallstab ein.

Es war für den Prinzen ein Glück, daß er entkam; denn wenn er von Rheinbundtruppen oder Franzosen gefangen worden wäre, hätte ihn nichts vom Tode des Erschießens retten können; den Untertanen der Rheinbundstaaten, die gegen Napoleon fochten, stand dieses Los neuerlich laut kaiserlichem Dekret bevor.

Obergeneral Campoverde, gegen den sich nun Suchet wandte, zog sich eilig nördlich zurück, um bei Cervera Kriegsrat zu halten. Der Marques, der fast immer unglücklich gekämpft hatte, wollte Katalonien ganz räumen. Als aber das tapfere Volk dies hörte, geriet es in grenzenlose Wut, und Campoverde mußte sich heimlich flüchten. An seine Stelle trat General Lascy, der sich ins Gebirge zurückzog, um hier die Guerilla, den Kleinkrieg, zu unterstützen. Aus Berga am Llobregat, dem rauschenden Bergflüßchen, das bei Barcelona mündet, sandte der Prinz den Bericht über die Ereignisse von Tarragona in seinem vorletzten, dem 59. Briefe; den letzten, 60. schickte er einige Tage später, am 7. August 1811, von Puigcerda ab, einer kleinen Festung der Pyrenäen, die hart an der französischen Grenze liegt. Bald nachher, am 19. August, mußte Martinez in Figueras nach heldenmütigem Widerstande kapitulieren.

Marschall Suchet, der nun die Feinde in alle Winde zerstreut glaubte, wandte sich mit der Hauptarmee südlich, um Valencia zu erobern, nach dessen Einnahme am 9. Januar 1812 er das Oberkommando der Armeen des Ostens erhielt. General Decaen (Marschall Macdonalds Nachfolger im Kommando) verblieb mit sechs Divisionen in Katalonien, um gegen Lasch zu operieren. Dieser aber gab sich noch keineswegs besiegt. Auf der Linie des Llobregat von der französischen Grenze bis hinunter zu dem sechs Meilen nördlich von Barcelona quergelagerten schluchtenreichen Montserrat (Sägeberg) unterstützte er den von den Somatenen unaufhörlich betriebenen Kleinkrieg, den der Prinz in dem obenerwähnten letzten Briefe lebhaft schildert. Die Division Saarsfield lagerte damals (1811), nachdem sie „hochmächtige Rücken überstiegen, im Monate August in diesen südlichen Gegenden vor Kälte geschnattert hatte, in einem breiten, lachenden Tale voller Dörfer, wo die Berge zur Linken französisch, zur Rechten spanisch waren." Man schlug sich ziemlich selten, „da beide Teile nur wenig Leute hatten, und ökonomisch damit verfuhren." Kam's zum Kampfe, dann ging's rasch und erbittet her. Der Prinz dankt der schützenden Macht, die „bisher sichtbar über ihm gewaltet, und ihn schon öfters beinahe wunderbar vom sicheren Verderben gerettet hatte", er hofft gesund heimzukehren. Der Unterschied in Natur und Menschen hier und dort erweckt in ihm die Sehnsucht nach der Heimat, die er liebt. Die Natur des Pyrenäenlandes mit ihren Gegensätzen: Üppigkeit im Tale und Wildheit auf den Bergen, entspricht ebenso jener im spanischen Volkscharakter, der mit südlicher Oberflächlichkeit altgotische Beharrlichkeit verbindet. „Man kann sich nicht wohl fühlen. Es lebe Deutschland! Täglich fühle ich mehr die Vorzüge unserer Nation vor allen übrigen und werde immer stolzer, ein Deutscher zu sein. Wollte der Himmel, daß ich doch recht bald wieder zurückkommen könnte! Dann würde ich Ihnen ausführlich meine bunten Schicksale erzählen, Ihnen und allen Freunden sagen, wie herzlich und innig Sie liebt Ihr ewig treuer Viktor." So schließt er den Brief an die Mutter, und es sind für uns seine letzten Worte gewesen.

Bald darauf überschritt Saarsfield, um sich etwas Luft zu verschaffen, die Grenze und fiel ins Französische ein. Der Prinz kommandierte jetzt das wallonische Regiment Ultoni und hatte beständig die Avantgarde beim Vormarsche und die Arrieregarde beim Rückmarsche zu halten. Es ging zum Sturme auf die Stellung der Franzosen bei Montlouis, der Prinz nahm auf dem rechten Flügel eine Höhe und jagte den Feind, ein Grenzwachekorps, diese hinab. Als die Franzosen sich in einem stark befestigten Dorfe setzten, trieb er sie auch aus diesem und auf Montlouis zu. Der linke Flügel und das Zentrum kamen nicht ins Gefecht, und auch die tapfere Truppe ging natürlich nach getaner Arbeit wieder zurück. An einen Einbruch in Südfrankreich in größerem Stil konnte der General nicht denken, zumal Lascy wieder mehr Boden in Süden gewann und den Kampf in Katalonien neu aufnehmen konnte.

VI.

Als die Operationen im zerklüfteten Berglande begannen, erhielt die Division Saarsfield Verstärkung; denn die Reste von drei Schweizerregimentern (königlichen Soldtruppen) wurden mit ihr vereinigt. Aus diesen und dem wallonischen Regimente wurden zwei neugebildet und zu einer Brigade vereinigt, die dem Befehle des Prinzen unterstellt ward. So ging es auf den Feind los, der sich in dem Dörfchen San

Feliu de Codinas festgesetzt hatte; die Division sollte die Abteilung überfallen und aufheben.

Am 27. Januar 1812, morgens zwischen 2 und 3 Uhr, kam die Brigade des Prinzen in tiefster Dunkelheit vor dem genannten Orte an. Das Gros der Division stellte sich auf dem nicht weit von dem Dorfe liegenden hohen Bergrücken in Schlachtordnung auf. Folgen wir nun dem Berichte eines Augenzeugen, der uns überliefert ist.

„Der Prinz hatte, wie immer, mit seiner Brigade die Avantgarde und rückte etwa um 4 Uhr die Anhöhe herab zwischen die hohen Mauern der Weinberge, wohin ihm der Feind entgegenkam. So wie beide Teile aufeinander trafen, fielen nur wenige Schüsse, und man rannte sogleich mit den Bajonetten aufeinander los. Der Prinz, immer voran, machte viele Gefangene und rief den Schweizeroffizieren zu, sie sogleich zurückzuschaffen, welches aber in dem Tumulte nicht geschah. Gleich darauf erhielt er zwei Bajonettstiche durch den rechten Backen, ließ sich aber dadurch nicht zurückhalten, fortzukommandieren und mit seiner tapferen Schar voranzufechten. Bald aber wurde er von einer Musketenkugel getroffen, welche oberhalb dem Brustbeine eindrang, durch den Rücken wieder herausfuhr und ihn besinnungslos zu Boden streckte. Ein Geschrei lief sogleich durch die Reihen: „Der Kommandeur ist blessiert!" und es entstand nun, wie gewöhnlich, Bestürzung und Unordnung zum Vorteile des Feindes, der sie benutzte, um seine Gefangenen zu befreien und sich dann zurückzog, wobei er von der Division durch San Feliu und noch etwa zwei Stunden weiter verfolgt wurde.

Der Prinz wurde sogleich nach dem nur zehn bis zwölf Minuten Wegs von dem Kampfplatze entfernten San Feliu gebracht, wo es ihm weder an Ärzten noch an anderer Hilfe fehlte; allein der Oberarzt erklärte auf der Stelle seine Wunde als tödlich. Als die Division nachmittags von der Verfolgung des Feindes zurückgekommen war, wurde er von sechzehn Mann des Regiments Tarragona vor ihr her nach Castel de Sol getragen und führte so auf seinem Sterbebette noch die Avantgarde. Kaum war er in dem Vorhause des für ihn ausgesuchten Quartiers angekommen, als er sich auch von dem General Saarsfield und seinem ganzen Stabe umgeben sah, welche alle selbst Hand anlegten und ihren treuen, geliebten Waffengefährten in das für ihn bereitete Zimmer trugen. Heiter und zufrieden sprach er hier von nichts anderem als dem glücklichen Ausgange des Gefechts, reichte zuletzt dem General mit lachendem Munde die Hand und nahm so von ihm Abschied für dieses Leben.

Der 28. Januar verging unter beständigen Besuchen von den Offizieren der Division, die sein Zimmer nie leer ließen, obgleich sie nicht mit ihm reden durften. Es schien, als ob sie ihm hierdurch ihre Liebe zu erkennen gaben und von ihm lernen wollten, wie man dem Tode in das Auge schauen müsse. Auf seinem Antlitz sah man nur heitere Zufriedenheit, und seine Blicke sagten: Ich freue mich, meinen Wunsch, für die Freiheit von Europa und meines Vaterlandes zu sterben, erfüllt zu sehen.

Gleich nach 11 Uhr abends forderte er mit schwacher Stimme zu trinken. Sein treuer Jäger, Buchsieb, der ihn beständig begleitet und die größten Gefahren mit ihm geteilt hatte, richtete ihn mit dem rechten Arme ein wenig auf und flößte ihm etwas Getränke ein; er schluckte, sank in dem nämlichen Augenblicke etwas zurück und verschied, so daß jener es kaum merkte.

Als der General Saarsfield, im Bette liegend, die Todesnachricht erhielt, legte er, von dem Schmerze über den großen Verlust eines solchen Waffenbruders überwältigt, die Hand vor die Stirn und verhüllte sein Haupt mit der Decke, eine stumme, aber lauter als Worte sprechende Anerkennung der Verdienste des Gefallenen.

Am 30. Januar wurde der Prinz mit allen ihm gebührenden und hochverdienten Ehrenbezeugungen beigesetzt. Die vier ältesten Kommandeurs trugen den Sarg, auf dem Schwert, Hut und Stock lagen, auf ihren Schultern zu der Kirche; das ganze Offizierkorps und die Geistlichkeit folgten, seine Brigade, die Wallonen und die Schweizer, schloß den Zug ein. In der Kirche war ein Castrum doloris errichtet, auf welches der Sarg gesetzt wurde. Vor dem hier in Staatsuniform aufgestellten Helden, dessen Antlitz der Tod nicht im mindesten verstellte, sondern im Gegenteile die ehrenvollen Bajonettstiche durch die Wange noch verherrlicht hatten, brachte ihm der Feldgeistliche des Regiments Ultoni in einer dem Gegenstande würdigen, herzangreifenden Rede das verdiente Totenopfer, begleitet von den Salven der um die Kirche aufgestellten Schweizer und Wallonen, worauf die irdische Hülle in die Gruft der Kirche beigesetzt wurde." —

So war Prinz Viktor dahingegangen in der Blüte der Jahre, ein Bräutigam der Freiheit, und es konnte von ihm heißen, wie vom Schicksal vorausbestimmt:

„Nicht Frauenliebe soll dein Herz berühren."

Er kannte eine andere Liebe: in Schlacht und Sieg wollte er der Freiheit vermählt werden. Aber leider starb er gerade in dem Jahre, da der große Despot seinen russischen Feldzug antrat, zu früh, um das Morgenrot der neuen Zeit noch zu erschauen. Kurz vor der „Brautnachtsmorgenröte" ist er, wie der Freiheitssänger Theodor Körner, abgerufen worden.

Da ist der Held gefallen
In jenem großen Jahr,
Als des Tyrannen Wallen
Gen Moskau schaurig war;
Er hat nicht mehr gesehen,
Was seine Seele rang,
Das Vaterland erstehen,
Aus Jammers Überschwang.

Doch ist er auch gestorben,
Fürs deutsche Vaterland
Und hat den Kranz erworben,
Der Ehre schönstes Pfand,
Den Kranz, wodurch die Freien,
Im Himmel herrlich stehn,
Die gegen Tyranneien
Durch Feuer und Eisen gehn.

Drum schreibt die deutsche Treue
Mit goldnem Strahlenschein,
Dich, kühner Schlachtenleue,
In ihre Tafeln ein.

[20]) Siegerich, ein altdeutscher Vorname = dem lateinischen Victorius, wie der Prinz hieß.

So lang in festen Kreisen
Noch Mond und Sonne reist,
Wird man dich, Siegrich preisen,
Wo man die Freiheit preist.

O Land der Katalanen,
Du Land der alten Kraft,
Stets wehten deine Fahnen,
Für hohe Ritterschaft:
Drum, Klagen weint und Sorgen,
Hier keinem Ritter nach,
Hier schläft er wohl geborgen
Bis an den jüngsten Tag.

So pries ihn später der andere Freiheitssänger, Ernst Moritz Arndt in dem „Liede vom Siegerich“, das durch ganz Deutschland klang.

Seine sterblichen Reste ruhen in jenem kleinen spanischen Kirchlein; sein Denkmal erhebt sich im fürstlichen Schloßgarten zu Neuwied, an dem Ufer des deutschen Rheines, den er so sehr geliebt hatte, aber befreit nicht mehr wiedersehen sollte. Fünfzig Jahre nach den Befreiungskriegen loderte die Erinnerung an die Helden, die für Deutschlands Freiheit gefallen waren wieder hellauf, zumal Deutschlands Einheit damals noch des Strebens Ziel war, um das soviel edles Blut umsonst geflossen schien. Neuwied, das wiedische Land überhaupt, dachte an seinen Prinzen Viktor, und beschloß, ihm ein Denkmal zu setzen. Ein Komitee bildete sich; Gaben wurden gesammelt. Am 20. September 1866, am selben Tage, da das bei Königgrätz siegreich gewesene preußische Heer in Berlin einzog, wurde das Denkmal eingeweiht. Anwesend waren die Fürstin-Witwe Marie zu Wied, Herzog Wilhelms von Nassau Tochter, der einzige noch lebende Bruder des Prinzen, der vierundachtzigjährige Prinz Max, die Fürstin Ottilie von Solms-Braunfels und der treue Feldjäger Anton Buchsieb, einundachtzig Jahre alt.[21]) Die Fürstin Marie und der Prinz Max sprachen erhebende Worte; letzterer bemerkte, der Gefeierte sei einer von den seltenen Menschen gewesen, die ihrer Zeit voraneilen, die gewöhnlich durch ihren Feuereifer sich früh aufopfern und die die Vorsehung gewöhnlich früher für eine bessere Welt hinwegnehme. Das Denkmal ist ein Obelisk auf einem Postament, beides aus Sandstein. Auf drei Seiten des Postaments sind erzne Tafeln eingelassen, auf deren vorderer die Widmung rechts und links Verse des Liedes[22]) vom Siegerich und ein Spruch stehen. Den Obelisk schmückt das Medaillonbild Viktors, von Bildhauer R. Cauer in Kreuznach aus carrarischem Marmor gearbeitet.

Ein anderes Bild, eine übermalte Photographie, gleich denen der hohen Verwandten des Prinzen nach Gemälden im fürstlichen Schlosse vom Vater des Verfassers in den sechziger Jahren hergestellt, schmückt zum Andenken an den Fürstensohn und unser fürstliches Haus Wied-Neuwied eines der Zimmer meiner Privatwohnung seit langem. Es zeigt den bildschönen Jüngling in österreichischer Uniform, etwa zwanzig Jahre alt, den mächtigen schwarzen Grenadierhelm mit dem hohen Kamme auf dem Haupte; das Antlitz noch unverletzt. Als Knabe schon sah ich bewundernd zu ihm auf, und habe mir später oft gewünscht, ihm ein kleines literarisches Denkmal setzen zu dürfen. Solches ist nun geschehen. Möchten es die Leser freundlich aufgenommen haben.

[21]) Fürst August war, fast 57 Jahre alt, am 24. IV. 1836, Prinzessin Luise, 91 Jahre alt, am 8. IV. 1864, Prinz Karl, 79 Jahre alt, am 4. X. 1864, gestorben.

[22]) Die oben gesperrt gedruckten.

Goethes Beziehungen zu Antonie Brentano.

1) Von Theodor Gesky.

Im Jahre 1773 verkehrte der junge Goethe in Frankfurt mit einigen italienischen Familien, die sich in der alten freien Reichsstadt seit 1628 niedergelassen und kaufmännische Geschäfte gegründet hatten. Der Rat der Stadt verhielt sich den Fremden gegenüber anfangs sehr wenig entgegenkommend, namentlich das Bürgerrecht verweigerte er ihnen lange. Erst 1741 wurde der erste Italiener in Frankfurt anerkannt: es war ein Brentano, der den Bürgereid leistete. Die Heimat der Brentanos war die Gegend am Comer See. Auch das Oberhaupt der Familie, Pietro Antonio (Peter Anton) Brentano, dessen Name in der deutschen Literaturgeschichte immer ehrenvoll genannt werden wird, war 1735 in Tremezzo am westlichen Ufer des Comer Sees geboren. Er war dreimal verheiratet. In zweiter Ehe führte er 1774 die 1756 in Mainz geborene Maximiliane Euphrosyne La Roche, die älteste Tochter der Freundin Goethes, Sophie La Roche, heim. Bald nach ihrer Vermählung lernte die junge Frau durch Goethe das gesellschaftliche Leben in Frankfurt näher kennen. Die Reize des jungen Mädchens, namentlich ihre schönen Augen, hatten schon früher das Herz des jungen Dichters entzündet; zu einer Erklärung war es jedoch nicht gekommen. Verewigt hat er Maximiliane im „Werther“ als Fräulein B. Als Goethe am Morgen des 11. September 1772 Wetzlar heimlich verlassen hatte, ohne von Lotte Buff, Kestners Braut, persönlich Abschied genommen zu haben, wanderte er das liebliche Lahntal entlang und hielt sich dann einige Tage zu Ehrenbreitstein im gastlichen Hause der Frau von La Roche auf, wo er Maximiliane zuerst sah, die ihm nach seiner unglücklichen Liebe zu Lotte beinahe eine neue innige Herzensneigung eingeflößt hätte. In Frankfurt begegnete sie ihm nun wieder als Frau Brentano. Goethe hatte sie noch nicht vergessen. Aus seinen Zeilen, die er in den ersten Tagen des Februars 1774 niederschrieb, klingt es fast wie schmerzliche Resignation: „Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Ge-

fühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." Glücklicherweise schrieb er sich auch diese Neigung nach Maximilianens Vermählung im Februar und März 1774, wo sein Roman „Werthers Leiden" seine Vollendung erhielt, vom Herzen. „Ich war der einzige", sagt er in „Wahrheit und Dichtung", in dem ganzen Kreise, an dem sie (Maximiliane) noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war." Doch setzte in der Tat leider die Eifersucht des Ehemannes dem völlig harmlosen, rein freundschaftlichen Verkehr des Dichters mit der jungen Hausfrau bald ein Ziel. Unverkennbar hat Goethe im „Werther" dem eifersüchtigen Ehemann Albert viele Züge von Maximilianens Gatten geliehen.

Zu den zahlreichen Kindern der letzteren gehörten der Romantiker Clemens Brentano (* 1778 † 1842), dessen mit Achim von Arnim verheiratete Schwester Bettina (* 1785 † 1859) und Sophie Brentano, die frühvollendete Freundin Wielands, die 1776 geboren wurde und 1800 in Oßmannstedt starb, wo sie auch ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Franz Brentano, ein 1765 geborener Sohn aus der ersten Ehe Peter Anton Brentanos, trat in das Geschäft seines Vaters ein, gründete 1792 die Zweigfirma Franz Brentano und nahm 1798 seinen Stiefbruder Georg, Maximilianens ältestes Kind, als Teilhaber in seine Handlung auf. Beide Brüder führten das Geschäft gemeinschaftlich fort bis zu dessen Auflösung am 31. Dezember 1840. Im Jahre 1816 war Franz zum Senator gewählt worden, von 1827 bis zu seinem 1844 erfolgten Tode war er Schöffe. Er hatte sich am 23. Juli 1798 in Wien mit Johanna Antonia Josefa von Birkenstock, die schon als Kind von sieben Jahren ihre Mutter verloren hatte, vermählt. Sie war am 28. Mai 1780 als die Tochter des hervorragenden österreichischen Staatsmannes Johann Melchior von Birkenstock (1738—1809) geboren und verschied erst am 12. Mai 1869 in Frankfurt.

Im Jahre 1865 erzählte die Matrone dem Maler Karl Theodor Reiffenstein aus ihrer Jugendzeit allerlei Erinnerungen, die der Künstler unmittelbar nachher niederschrieb. Diese lebenswahren Aufzeichnungen gelangten 1894 aus Reiffensteins Nachlaß in das Frankfurter Stadtarchiv, aus dem sie Rudolf Jung unter dem Titel „Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821" (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1896) veröffentlicht hat. Dieser interessante Briefwechsel hat mir vorwiegend als Quelle zu dem folgenden Aufsatz „Goethes Beziehungen zu Antonie Brentano" gedient.

„Wie Beethoven im elterlichen Hause in Wien", schreibt Jung, „so war Goethe im Hause des Gatten der gefeiertste Gast, der willkommenste Korrespondent."

Die erste Bekanntschaft Goethes machten Franz und Antonie Brentano im Juli 1812 in Karlsbad, wohin der Dichter am 3. Mai, seine Frau Christiane, geb. Vulpius, mit Karoline Ulrich am 19. Juni gekommen war. Da Goethe und Frau schon am 13. Juli nach Teplitz abreisten, beschränkte sich diese erste Begegnung wohl nur auf die Erinnerung an die Beziehungen, in denen Goethe schon von Frankfurt her zu den Eltern und zu den Geschwistern von Franz und Antonie stand. Daraus entspann sich dann zuerst ein Briefwechsel, und die hierauf erfolgten Besuche Goethes in Frankfurt und Winkel führten zu einem freundschaftlichen, mündlichen und schriftlichen Verkehr des großen Dichters mit Frau Antonie Brentano. Mit Recht hebt Jung hervor, daß das geistige Band dieses Verkehrs die beiderseitige Liebe zur Kunst und die Neigung zum Sammeln von Kunstwerken war. Nach dem Tode ihres Vaters fiel Frau Brentano der wertvollste Teil von dessen reichhaltiger Sammlung — etwa 200 Gemälde und 7000 Kupferstiche — zu, die sie nach Frankfurt bringen ließ. Diese noch fortwährend vermehrte Sammlung wurde 1870 nach dem Hinscheiden der Besitzerin leider versteigert. — Goethe urteilt über die Brentanischen Kunstschätze in seiner „Reise am Rhein, Main und Neckar" folgendermaßen: „Herr Franz Brentano hat in einem geräumigen, wohlerleuchteten Saal sowie in mehreren großen Zimmern eine treffliche Gemäldesammlung wohlgeordnet aufgestellt; sie ist durch dessen verewigten Schwiegervater, von Birkenstock, der, aus den Rheingegenden abstammend, in der gelehrten und Kunst-Welt rühmlichst bekannt war, während seines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien zusammengebracht. Hieran schließt sich eine reiche Kupferstichsammlung, wo unter andern die Werke des Marc-Antons und sonstiger älteren Italiener in Abdrücken geschaut werden, wie sie dem Liebhaber selten vor Augen kommen." Was Frau Brentano über ihre Beziehungen zu Goethe in ihren Erinnerungen dem Maler Reiffenstein erzählte, enthält neben vielem Glaubwürdigen leider auch manche Irrtümer, die den Charakter des Dichterheros mehrfach in ganz falschem Lichte erscheinen lassen. Näher darauf einzugehen, halte ich für überflüssig und führe nur das unparteiische Urteil Jungs darüber an: „Wie haben sich bei der 85-jährigen Frau alle höheren, geistigen Empfindungen verflüchtigt, welche die Briefe der 35-jährigen so schön zeigen! Ihr war ein trauriges Alter beschieden, und in dem vielen Leid, das ihr gerade die letzten Lebensjahre verbitterte, mag sie vergessen haben, was ihr in der Jugend das Leben verschönte." — Sie überlebte nämlich ihren Gatten und dessen Geschwister; von ihren eigenen sechs Kindern war ihr zuletzt nur noch die mit Anton Theodor Brentano verheiratete Tochter Josefa geblieben, als sie, fast 89 Jahre alt, starb. Sie ruht mit ihrem Gatten und den Kindern in der Brentanischen Familiengruft auf dem Frankfurter Friedhofe.

Im Nachlaß der Frau Brentano fand sich nicht allein eine nicht unbeträchtliche Zahl von Briefen berühmter Zeitgenossen, besonders von Goethe und Beethoven, sondern auch das von Goethe gestiftete Stammbuch mit allerhand sinnigen Glück- und Segenswünschen. Besonderes Interesse hat für uns der von des Dichters Hand herrührende schöne Weihespruch, um den eine hübsche Blumengirlande sich schlingt:

Lieblich ist's, im Frühlingsgarten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher, im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen;
Denn der Anblick solcher Züge
Thut so Seel als Geist genüge.
Ja! In Lieb und Treu bekennet
Sich der Freund wie er sich nennet

Weimar am Neujahrstage 1815. Den Ihrigen Goethe.

Die Briefe, das Stammbuch und andere Schriftstücke wurden am 9. April 1906 in Frankfurt zu sehr hohen Preisen versteigert. Von den 21 Briefen Goethes erwarb 15 die dortige Stadtbibliothek, die übrigen 6 der Rechtsanwalt Dr. iur. Otto von Brentano di Tremezzo in Offenbach a. M. Den Briefe August von Goethes vom 10. Juni 1816 erstand ebenfalls die Stadtbibliothek, das Stammbuch, Goethes Geschenk an Antonie, der Geh. Kommerzienrat Max von Guaita, der Enkel Melinens von Guaita-Brentano. Von besonderem Interesse für uns ist der in lateinischer Schrift ganz eigenhändig geschriebene Brief Goethes an Frau Brentano:

Sie überraschen mich, verehrte Freundin an meinem heutigen Feste, welches nahe und ferne Lieben theilnehmend feyern wollen, mit köstlichen Gaben, deren Genuss mir doppelt vergegenwärtigen soll wie ernstlich gemeynt Ihre gütige Einladung war. Derselben bald möglichst zu gehorchen ist mein schönster Wunsch. Ergeben Sie Sich also drein, dass ich noch vor Ende der Woche meinen Dank persönlich abtrage, um aufs neue Ihr Schuldner zu werden.

Mich indessen angelegentlichst empfehlend.

Wiesbaden, d. 28. August 1814. Goethe.

An
Frau von Brentano
geb. Edle v. Birckenstock
Gnaden
franc. Frankfurt.

An der Adresse fällt die Bezeichnung „Frau von Brentano" auf, da deren Gemahl doch bürgerlicher Abkunft war. Wir können darin nur eine Höflichkeit Goethes erblicken, weil Antonie von einer adeligen Familie abstammte. „Birckenstock" schreibt Goethe auf allen Briefadressen. Der Dichter verweilte seit dem 29. Juli 1814 in Wiesbaden zum Kurgebrauch. Am 16. August besuchte er, vielleicht in Herrn und Frau Brentanos Gesellschaft, das St. Rochusfest bei Bingen, das er so anschaulich geschildert hat. Mit Cramer und Zelter war er schon am 15. August nach Rüdesheim gefahren. Am 28. August, seinem Geburtstage, fuhr er nach Biebrich um allen Beglückwünschungen zu entgehen. Die in dem Briefe erwähnten „köstlichen Gaben" Frau Brentanos waren ohne Zweifel eine Sendung von herrlichem Obst aus dem von Peter Anton Brentano 1782 oder 1783 erworbenen Landgute der Familie in Winkel im Rheingau. Franz Brentano pflegte mit seiner Familie im Sommer und Herbst ein paar Monate zur Erholung hier zu wohnen. Das Haus steht an der Landstraße, der Garten, in dessen langem Bogengang Goethe während seines Besuchs an jedem Morgen auf und ab lustwandelte, erstreckt sich bis fast an das Ufer des Rheins; etwas unterhalb am Strande ist die Stelle, wo Karoline von Günderrode am 26. Juli 1806 sich den Dolch ins Herz stieß. Der jetzige Besitzer ist Franz Brentano (* 1882), der Urenkel von Franz und Antonie Brentano. Sein Vater, Emil Brentano (1845—1890), war mit einer, auch noch vor ihm gestorbenen, Tochter des Dichters Wolfgang Müller von Königswinter verheiratet. Das leider noch mit keiner Gedenktafel geschmückte Haus hat noch jetzt die frühere Einrichtung; in den Zimmern befinden sich noch zahlreiche Familienbilder und Andenken. Goethe wohnte hier vom 1. bis 8. September 1814 in dem kleinen Stübchen an der Südwestecke des ersten Stockwerkes, die daran stoßende Stube diente ihm als Schlafgemach. In dem ersteren hängt noch heute das von Goethe der Frau Brentano verehrte Bild, eine die Ansicht Frankfurts von der Gerbermühle aus darstellende, leicht kolorierte Zeichnung, die in lateinischer Schrift die Verse Goethes trägt:

Wasserfülle, Landesgröße
Heitrer Himmel, frohe Bahn!
Diese Wellen, diese Flöße
Landen auch in Winkel an!

W. d. 5. May 1816. Goethe.

(Schluß folgt.)

Geschichtliches von der evangelischen Kirche zu Schadeck.

Von Oskar Fuchs.

Die jetzige Kirche zu Schadeck war nicht der erste gottesdienstliche Raum in diesem Orte; vielmehr bestand schon vor derselben nach einer in hiesiger Pfarreirepositur befindlichen alten Urkunde eine Kapelle hierselbst, welche im Jahre 1436 von Reinhard IV., Herrn zu Westerburg und Schaumburg, und seiner Gemahlin Margarethe, Gräfin zu Leiningen, erbaut wurde. Diese Kapelle stand unter der Kirche zu Villmar und wurde durch einen Kaplan bis zum Jahre 1566 verwaltet. Im Jahre 1566 wurde in Schadeck eine eigne Pfarrei errichtet und der erste lutherische Geistliche angestellt. Zu Dotation der neu errichteten Stelle wurden, da der Zehnte bei Villmar verblieb, die Einkünfte eines Kanonikats des Stiftes Gemünden bestimmt. Als Gründer des heute noch bestehenden Schlosses Schadeck wird Heinrich I., Herr von Westerburg, bezeichnet, der diese Burg nach einer argen Fehde mit dem be-

nachbarten, nah verwandten Hause Runkel als Trutzfeste — Schade-eck — um das Jahr 1260 erbauen ließ. Reinhard VI. und Georg, Grafen zu Leiningen-Westerburg, führten im Jahre 1563 die Reformation in ihren Landen Westerburg, Schaumburg und Schadeck ein, nachdem die meisten andern Herren im ehemaligen Herzogtum Nassau ihnen mit dem Beispiel vorangegangen waren.

Während der Übergangszeit besuchten die Freunde und Anhänger der evangelischen Lehen die nächste, gleichwohl 4 Stunden von hier entfernte lutherische Kirche zu Löhnberg. Dort soll noch heute der „Schadecker Kirchenpfad„ gezeigt werden. Im Jahre 1650 ist nach einem hiesigen alten Kirchenregister der Pfarrer von Löhnberg am heiligen Christtag hier gewesen und hat das heilige Abendmahl ausgeteilt. Für diese Mühewaltung ist ihm ein Dukaten „verehrt" worden. Aber in der „Wein- und Ostien-Rechnung" des Jahres 1651 wird bereits vermerkt: „zu dem heiligen Abendmahl, so der itzige (= hiesige) Pfarrher gehalten hat."[1]) Wahrscheinlich half der lutherische Pfarrer von Löhnberg zeitweise während der Vakanz der hiesigen Stelle oder Behinderung des hiesigen Pfarrers hieraus; wenigstens erhielt er für Dienstleistungen in Schadeck im Jahre 1651 „zwei Malter Korn und 16 Sömmer Haber" vom hiesigen „Parrlandt."

Die jetzige Kirche verdankt die Gemeinde dem Hause Leiningen-Westerburg, welches auch Schule und Pfarrei reich und freigebig dotiert hat und mit Schadeck in Freud und Leid aufs herzlichste verbunden war. Die evangelischen Grafen Georg Wilhelm und Johann Anton haben die Kirche erbaut; Georg Wilhelm und seine Gemahlin Sophie Elisabeth, eine lippische Prinzessin, begannen das Werk im Jahre 1682, Johann Anton vollendete den Bau im Jahre 1691, bezw. stattete ihn in diesem Jahre völlig aus, wie heute noch auf dem prächtigen, sehenswerten, mit den leiningischen Wappen geschmückten Marmoraltar in der Kirche zu lesen ist.

Das neue Kirchlein, das für die ganze Gemeinde erbaut war, diente zugleich der gräflichen Familie, die lange Jahre hier residierte, als Schloßkapelle und konnte früher aus einem jetzt nicht mehr vorhandenen Seitenflügel des Schlosses direkt besucht werden.

Besondere Urkunden und Nachrichten über die jetzige Kirche besitzen wir nicht, aber das sei doch erwähnt, daß sie nebst einigen Häusern allein unversehrt und verschont blieb, als am 8. Juni 1765 alle übrigen Häuser und Gebäude des Dorfes infolge eines zündenden Blitzes in Flammen aufgingen. Zur Erinnerung an diesen furchtbaren Brand, den die damaligen Einwohner von Schadeck, als ein wohlverdientes Gottesgericht ansahen, feierte die Gemeinde den 8. Juni bis auf den heutigen Tag als „Brandtag" oder als lokalen Bußtag, mit dreimaligem Gottesdienst.

Graf Georg schenkte um das Jahr 1707 der Kirche auch eine Orgel, welche jedoch von den Franzosen verschleppt und zerstört wurde. Derselbe Graf führte eine strenge Kirchenzucht ein und übte in jeder Beziehung einen heilsamen Einfluß auf die Gemeinde aus.

Die Kirchenbücher reichen zurück bis zum Jahre 1651, sie sind ziemlich vollständig und ohne große Lücken. Sie erhalten außer der Schilderung des furchtbaren Brandunglücks und der Anordnung des Brandgedächtnistages noch manche bemerkenswerte und interessante Angaben. Es wird in ihnen bemerkt, daß kein Glied aus dem gräflichen Hause hier beerdigt oder beigesetzt wurde; dies geschah vielmehr in der Kirche zu Westerburg und z. B. im Jahre 1651 auch in Kramberg. Seit dem Jahre 1719 sind Evangelisch-Lutherische aus Hadamar, Weyer u. a. im hiesigen Totenbuche eingetragen. Im Jahre 1707 sind 27 Soldaten von einem englisch-hannoverschen Ulanenregiment, welche auf dem Durchzug von Koblenz nach Wetzlar hin epidemisch erkrankten und im hiesigen Schlosse verpflegt wurden und verstarben, im Totenbuche verzeichnet, ebenso einige Kinder fremder Soldaten, die ihre Frauen mit sich führten. In den hiesigen Kirchenbüchern finden sich aus der Zeit der gräflichen Hofhaltung hierselbst viele Namen von Personen — einheimischen und fremden — hohen Standes und vornehmer Abkunft vor.

Aus dem Taufbuche geht ein sehr freundliches und wohltuendes Verhältnis zwischen dem gräflichen Hause und den Bewohnern von Schadeck hervor, indem Glieder desselben häufig in den Familien des Ortes Patenstelle übernehmen.

Das alte Taufbuch trägt als Zeugnis für den frommen Sinn des eintragenden Geistlichen fast über jedem Jahrgang die Überschrift: „Cum bono deo omnia, initium, medium et finis." („Mit dem gütigen Gott alles, Anfang, Mitte und Ende.")

Das Konfirmandenverzeichnis, welches ebenfalls bis zum Jahre 1651 zurückgeht, führt sehr häufig auch Konfirmanden aus dem Weilburgischen und Hadamarischen an und berichtet uns, daß die Konfirmation ursprünglich an allen christlichen Hauptfesten abwechselnd hier stattgefunden hat.

Die Besoldung des Pfarrers und des Schullehrers zu Schadeck besteht zum größten Teile aus Schenkungen und Vermächtnissen des gräflichen Hauses. Über derartige Schenkungen, besonders von Seiten des Grafen Johann Anton, des Vollenders der Kirche, liegen die Originalakten teilweise noch vor. So kaufte dieser Graf im Jahre 1691 von Ludwig Wilhelm von Brambach zu Weltersburg den etwa 160 Morgen großen Wengenroder Hof für 700 Taler, verpachtete ihn dann an mehrere Untertanen in der Herrschaft Westerburg für einen jährlichen Pachtzins von 38 Talern und schenkte diese Summe an die Pfarrei und die Schule zu Schadeck zu bestimmten Teilen, und als später diese Erbpacht abgelöst wurde, wurde das Kapital an beide zu den gleichen Sätzen verteilt. Der Kauf- sowie der Schenkungsbrief über jenes Gut liegen noch in Urschrift vor. Sämtliche zur hiesigen Schulstelle gehörenden Ländereien sind von der gütigen Herrschaft an die Schule geschenkt worden, wie Güterverzeichnisse in den alten Kirchenbüchern dartun und beweisen.

[1]) Itzig heißt jetzig; der Pfarrer könnte also 1651 doch noch der Löhnberger allein gewesen sein? (D. H.)

Die früheren Pfarrer von Schadeck hatten meist das Schicksal, mit der Gemeinde wegen eines Kompetenzteiles, das „Hauskorn" genannt wurde (½ Malter Korn von jeder Familie, von einer Witwe die Hälfte), fast fortwährend Prozesse führen zu müssen, welche indessen wiederholt, da die Abgabe auf Herkommen beruhte, von den Grafen selbst oder von ihrer Kanzlei, im Jahre 1780 sogar vom Reichsgericht zugunsten des Pfarrers entschieden wurden. Der immer von neuem und immer heftiger entbrennende Streit wurde endlich im Jahre 1852 beigelegt und beendigt, wo die Abgabe für einen sehr mäßigen Betrag abgelöst wurde. Er hat jedoch durch seine zweihundertjährige Dauer mancherlei Schaden in der Gemeinde verursacht.

Auch sei noch erwähnt, daß die hiesige Kirche nicht nur in der vorreformatorischen, sondern auch noch in der nachreformatorischen Zeit zu der Mutterkirche in Villmar und zur Kirche in Wenigen-Villmar als den gemeinsamen Beerdigungsorte in nahen Beziehungen stand, und lange Zeit hindurch eine Frucht-, Geld- und Weingülte — der Weinbau war in früherer Zeit hier sehr bedeutend — an die Kirche zu Wenigen-Villmar und an die Mutterkirche zu Villmar den Zehnten zu entrichten hatte. Nach dem Verfall der Kirche zu Wenigen-Villmar wurde das in der Nähe gelegene Feld zu einem für Runkel und Schadeck gemeinsamen Friedhof eingerichtet.

Im Jahre 1812 verkaufte Graf Friedrich von Altleiningen-Westerburg das hiesige Schloß nebst Garten und zwei Wäldern für 7000 Gulden, desgleichen 288 Morgen Äcker und Wiesen für 28 000 Gulden an 24 Ortsbürger von Schadeck. Durch diesen billigen Kauf des schönsten Landes wurde der heutige Wohlstand Schadecks begründet.

Schwarz=rot=gold.

7) **Erzählung von G. Krücke.** (6. Fortsetzung.)

Der Winter hielt seinen Einzug, und die Adventszeit senkte ihre erwartungsfrohe Stimmung in die Menschenherzen. Karl Aslar wartete auf Nachricht von Dorothea, und war halb voll Freude, halb voll Unruhe, wenn wieder ein Tag verging ohne Nachricht. Wie würde sie sich entschließen? Wenn sie doch die Stunde in Oberquembach nicht verschmerzen konnte? Friede auf Erden! O Herr, lenke du ihr Herz, und laß in deinem Weihnachtsglanze uns selig werden; wie wollen wir dir dienen und deinen Willen zu erfüllen suchen! — das war Karl Aslars Gebet.

Der Weihnachtsabend fand ihn still und einsam hinter seiner Predigt. Um Mitternacht schloß er die Bibel, öffnete das Fenster und sah zum sternklaren Himmel empor. Gelobt sei der da kommt, im Namen des Herrn! Es war ihm, als sei Dorothea nicht fern von ihm, als fühle er ihre Nähe, als sähe sie ihn an mit ihren großen, lieben Augen. Warm war es ihm ums Herz, er hoffte auf sein Glück. Da fuhr leuchtend eine Sternschnuppe herunter, und verschwand im Dunkel, aber Karl Aslar wußte heute Abend, daß sein Stern im Steigen war.

Am dritten Feiertage fuhr Karl im Schlitten nach Braunfels. Wie immer, so tat es ihm auch jetzt wieder unendlich wohl, als er sah, mit welcher innigen Freude sein Vater ihn empfing. Das Haar des Archivrats war fast weiß geworden, aber die lebhaften Augen blickten noch ebenso durchdringend und klar die Menschen an wie früher. Bald merkte Karl Aslar aber, daß sein Vater wieder etwas verstimmt war, er brummte sehr, weil der Fürst wieder nichts von ihm wissen wollte. Der Hofkammerrat Waldhaus war wieder obenauf, und; wie immer in solchen Zeiten, katzenfreundlich gegen den Archivrat. Karl nahm des Vaters Kummer nicht so schwer; es war schon öfters so gewesen, und würde schon wieder zurechtkommen.

Am Tage nach seiner Ankunft besuchte Karl Aslar seinen Vorgesetzten, den Kirchenrat. Er saß bei ihm in seiner Stube und erzählte von seiner Gemeinde; dann nahm ihn der Kirchenrat mit in die Wohnstube. Dorothea war nicht da, aber Karl blieb, und erzählte. Die Dämmerung, die gemütlichste Zeit zum plaudern, brach schnell herein. Da kam Dorothea von ihrem Spaziergang zurück, ahnungslos trat sie in die Wohnstube. Das Gesicht von der kalten Winterluft rosig angehaucht, die Augen hell und klar, einen Duft von Frische um sich verbreitend, erschien sie Karl so voll Liebreiz, daß er einen Augenblick still sitzen blieb und sie voll unsäglicher Freude ansah. Dann stand er auf, um sie zu begrüßen.

Wie es gekommen war, wußten sie beide nicht, aber sie fanden sich auf einmal allein in der dämmerigen Stube. Karl Aslar faßte Dorotheas Hand und zog sie ans Fenster. „Es ist Weihnachten, Dorothea; du bist mir die Antwort schuldig auf meine Frage." Sinnend sah Dorothea in die Ferne, dann fragte sie: „Hast du am Weihnachtsabend an mich gedacht?" „Hast du die Sternschnuppe gesehen?" fragte Karl dagegen. „Ja", sagte Dorothea, und leuchtenden Auges neigte sie sich dem Geliebten zu, „ja, Karl Aslar, ich habe sie gesehen, und meine Seele breitete weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus." Tiefaufatmend zog Karl Dorothea an sein Herz, und der Abendstern sah freundlich auf die beiden nieder.

Eine kleine, traute Gesellschaft war es, die sich um Karl und Dorothea scharte, und in Harmonie und stiller Freude wurde die Verlobung der beiden gefeiert. Ehe Karl wieder nach Greifenstein fuhr, wurde beschlossen, daß die Hochzeit in der ersten Woche nach Ostern sein sollte.

Fröhlich, und mit dankerfülltem Herzen, kehrte Karl Aslar in sein Dorf zurück. Die Gemeinde freute sich mit ihm, als er ihr seine Verlobung mitteilte; sie meinten, dann wäre es erst ein rechtes Pfarrhaus, wenn eine Pfarrfrau darin wäre. Es wurden ihm keine Schwierigkeiten bereitet, als er

einige Verbesserung am Pfarrhause gemacht haben wollte, und er wurde nicht müde zu überlegen, wie er sein Heim am gemütlichsten für Dorothea herrichten könne.

So verflogen schnell die wenigen Monate, und der Tag kam, wo er unter dem Segen seiner Gemeinde zur Hochzeit nach Braunfels fuhr, und bald darauf Dorothea im Greifensteiner Pfarrhause ihren Einzug hielt, fröhlich empfangen von den singenden Schulkindern, den jungen Mädchen, die ihr Girlanden gewunden hatten und den Ältesten der Gemeinde.

Rasch wurde Dorothea heimisch auf dem Westerwald, und wie anders wurde jetzt das Leben in dem stillen Pfarrhause. Die alte Wärterin Dorotheas hatte gebeten, zu dem jungen Paare ziehen zu dürfen, und Dorothea war es mit Freuden zufrieden, hatte sie doch an ihrer treuen Katharina eine gute Hilfe in dem ungewohnten Landhaushalt. Klees mußte in Haus und Garten helfen, und die beiden, er und Katharine waren bald einig, daß sie für das junge Pfarrerpaar sorgen müßten. Kam Besuch aus Braunfels oder Oberquembach, so war es dem Klees und der Katharina recht, aber jeglicher anderer Verkehr dünkte ihnen überflüssig. Eine Familie aus der Umgegend kam ziemlich oft, so daß Karl und Dorothea die häufigen Besuche schon etwas lästig fielen, und die beiden alten treuen Seelen hatten das gemerkt.

Eines Tages sah Katharina vom Garten aus die Familie wieder heranrücken. So rasch es ihre Behäbigkeit erlaubte, lief sie in den Hof und faßte die Besucher noch gerade vor der Haustür ab. „Guten Tag," sagte sie, „der Herr und die Frau Pfarrer sind nicht zu Hause, soll ich etwas bestellen?" Während die Besucher noch ihrem Bedauern Ausdruck gaben, hörte Katharina zu ihrem Schrecken, daß jemand im Hause die Treppe herunter kam, aber resolut zog sie die Haustür ins Schloß, um das Innere den Draußenstehenden zu verbergen. Karl Aslar, der keine Ahnung hatte, was draußen vor sich ging, öffnete arglos die Tür. Wütend fuhr Katharina herum: „Ach, sind Sie noch da, Herr Pfarrer, ich dachte, Sie wären schon fort," sagte sie, so daß Karl Aslar, der das Ganze nicht begriff, erstaunt fragte: „Wohin denn, Kathrin, wir wollten ja gar nicht ausgehn." „So? Dann hab' ich mich geirrt," sagte sie giftig und ging durch die Hintertüre in die Küche. Klees, der alles beobachtet hatte, und die Erfolglosigkeit von Katharinens Bemühen erkannte, ging zur Frau Pfarrer in den Garten und sagte, mit dem Daumen über die Schulter rückwärts deutend: „Se sein schon werrer do!"

Es war wieder in der Heuernte. Die Bauern hatten so viel zu tun, daß sie kaum mit der Arbeit fertig werden konnten. Der alte Kirchenrechner kam und klagte, sein Sohn sei bei dem Militär, er hätte keine Hilfe. „Ist das eine schwere Arbeit?" fragte Dorothea. „Ach nein," sagte der Mann, „aber sie will getan sein." Karl Aslar blitzte ein Gedanke durch den Kopf. „Sollen wir einmal Heu machen helfen, Dorothea?" Sie sah ihren Mann erstaunt an, aber dann dachte sie daran, daß er sie gelehrt hatte, immer, wenn irgend möglich, seinen Mitmenschen durch die Tat zu helfen, nicht nur durch tröstende Worte. Ihr war das schön erschienen und sie war schon ganz erfinderisch geworden, den Notleidenden in der Gemeinde zu helfen, und die Freude, die sie damit vor allem ihrem Manne machte, machte auch ihr Herz froh und reich. Als ihr Karl jetzt vorschlug, ihm Heu machen zu helfen, sah sie zwar etwas bedenklich drein, stimmte aber sofort zu. Am andern Morgen, in aller Frühe, zog Karl mit dem Kirchenrechner in die Wiesen, und am Nachmittage ging Dorothea auch mit. Das gefiel den Bauern, nur der Schultheiß rümpfte die Nase und machte bei der Kirchenrechnerin spöttische Bemerkungen über den Pfarrer, der seine Würde nicht zu wahren wisse. Aber da kam er übel an; die Kirchenrechnerin war nicht auf den Mund gefallen. „So, da soll er sein Würd verliern, wenn er arbeit wie unsereins; deshalb bleibt er grad was er is; im Gegenteil, itzt is er erscht recht was! Ihr bild euch immer ein, ihr wärt was, aber der Pfarrer, das is e virnehmer Mann und die virnehmste Leut' sein immer die gemanste."

Der Sommer verging, und der Herbst kam heran, mit seinen Novemberstürmen und den starken Nebel, die wie Wolken aus dem Tale heraufzogen. Auch auf den Höhen des Westerwalds wehte rauh der Wind. Karl Aslar stand am Fenster und sah hinaus in den Nebel, dessen wehender Schleier breit über den Erdboden hinfegte. Und waren sie vorübergezogen, dann ließen die letzten Blumen des Herbstes die Köpfe hängen und weinten. Und wieder streiften die nassen Nebelschleier über sie hin, und immer wieder. Sie bringen Schwermut in die Natur, diese Wolken, die auf den Höhen des Landes in so nahe Berührung kommen mit Menschen, Tieren und Pflanzen. Auch den Menschen können sie schwermütig machen, wenn er kein Licht im Herzen hat, das ihm leuchtet, wenn draußen die schweren Wolken ziehen.

Der Pfarrer am Fenster, der hineinsieht in die herbeieilenden und fliehenden Nebel, scheint das Licht zu haben, denn seine Augen blicken nicht trübe, sondern hell und klar, und als jetzt noch ein zweites Gesicht am Fenster erscheint, um einmal zu sehen, warum der Mann so gedankenvoll am Fenster steht, da scheinen tausend Sonnenlichter in den Augen des Mannes zu leuchten und er zieht sein junges Weib zurück in die Stube. Mag draußen das Wetter stürmen, hier im einsamen Pfarrhause herrscht heller, warmer Sonnenschein. Das wissen die Leute im Dorfe, und wenn es einem kalt um's Herz werden will, dann gehen sie in das Haus, von dem ein warmer Strom ausgeht und Einlaß begehrt in jedes Haus, in jedes Herz im Dorfe. Aber die das Licht scheuen, die lieben das Haus und seine Bewohner nicht, die wenden sich ab und erwidern nicht den freundlichen Gruß, sitzen im Wirtshause und schelten über den jungen Pfarrer, der so freimütig spricht. Aber die Guten wehren ihnen und kommen zum Pfarrer in allen Nöten und Anliegen. Er will ihnen ein Helfer sein in innerer und äußerer Not, und ist seine Kunst zu Ende, so braucht er nur zu Dorothea zu kommen. Ihr kluger Sinn, ihr warmes Herz findet immer noch Rat, wenn die Männer ratlos stehen. Gesegnetes deutsches Pfarrhaus, mögest du in allem Sturm der Zeiten feststehen und treulich den

Platz ausfüllen, auf den dich Gott der Herr gestellt hat.

8. Kapitel.

Karl Aslar hatte vor Jahresfrist, trotz Ludwigs Mahnung, das Gesuch um Breitas Freilassung abgeschickt, aber es war nichts erfolgt. Hans von Breita mußte auch nicht freigekommen sein, denn niemand hatte von ihm gehört oder ihn gesehen. Die Bitte hatte nichts genützt, nun, so wollte Karl Aslar sich allein auf seine Gemeinde beschränken. Aber sein lebhafter Geist fand doch nicht volles Genüge darin. Er beschäftigte sich wieder mit der Verfassung und studierte sie genau. Alle Punkte, die nach seiner Meinung rückständig und für die gegenwärtige Zeit nicht mehr angebracht waren, notierte er sich auf, und arbeitete so im stillen einen Entwurf für eine neue, bessere Verfassung aus.

Die größte Anzahl seiner Bauern hing mit Begeisterung an ihm und seinem Hause. Selbst Ludwig und Marianne gaben zu, daß, wenn ihre Bauern ihnen auch gewogen wären, sie doch nicht mit solchen leuchtenden Augen geprüft würden, wie Karl und Dorothea.

Neues Glück war im Pfarrhause zu Greifenstein eingezogen. Dorothea lag auf dem Sofa und war noch ein wenig blaß, aber hell sahen die dunklen Augen in die Welt. In ihren Armen hielt sie den Knaben und betrachtete ihn unverwandt. „Sieht er nicht ganz aus wie sein Vater, Ernestine?" fragte sie. „Sieh nur die blauen Augen und die blonden Härchen." Mit Inbrunst drückte sie die Lippen auf die Augen und die Stirn des Kleinen, dann lehnte sie sich zurück und hielt den kleinen Schläfer im Arm. „Kommt er immer noch nicht?" fragte sie nach einer Weile und sah nach dem Fenster. Draußen war ein schlimmes Wetter. Es war erst vier Uhr und schon beinahe dunkel; wo Karl nur blieb? Er hatte Amtshandlungen auf drei Dörfern, aber er müßte doch jetzt kommen. Wie der Regen gegen das Fenster schlug! „Hat er auch einen Schirm mit, Ernestine?" „Gewiß, Kind; nun mache dir keine Gedanken, sondern ruhe ein wenig, damit du frisch bist, wenn er kommt." Liebkosend strich sie der jungen Frau über die Haare, legte den Knaben zurück in die Wiege und deckte die Mutter sorglich zu. „Liebe, gute Ernestine," sagte Dorothea und schloß gehorsam die Augen.

Weiter plätscherte der Regen, im Zimmer wurde es immer dämmeriger; man hörte nichts als das Knistern des Feuers und die regelmäßigen Atemzüge der Schlummernden.

Da klirrte die Haustür. Rasch wollte Ernestine hineilen und zum Leise-sein mahnen, aber schon war Dorothea erwacht. „Er ist's, Ernestine!" Hell strahlten ihre Augen auf, und eine freudige Röte legte sich auf ihre Wangen. Unverwandt sah sie auf die Tür. Jetzt wurde sie ein wenig geöffnet, und Karls Kopf lugte vorsichtig herein. Ein Jubelruf tönte ihm entgegen, im nächsten Augenblicke saß er auf dem Sofa und hielt Dorothea umschlungen. Ernestine war hinausgegangen, die beiden hatten an sich selbst genug. Sie bereitete das Abendbrot und deckte den Tisch, um den sich dann alle versammelten. Karl erzählte von seinen Gängen in der Gemeinde und von Leuten, die Dorothea besonders am Herzen lagen. Für Dorothea gab es überhaupt nichts Lieberes, als ihren Manne zuzuhören, wenn er von seinem Amte sprach oder von früher erzählte, von der frohen Studentenzeit, von der stillen Hoffnung, die er im Herzen trug. Sie hörte ihm immer gern zu. Er war der Stern ihres Lebens. Sie konnte es gar nicht begreifen, wie es nur eine Zeit gegeben hatte, in der sie ohne ihn hatte leben können. Ihr ganzes Glück hing an diesem einen, einzig Geliebten.

„Was ist das für Unwetter draußen," sagte Karl Aslar, als er seine Frau wieder auf das Ruhebett geleitet hatte, „keinen Hund jagt man heute vor die Tür. Er holte seinen Entwurf für eine bessere Verfassung, an dem er arbeitete, und setzte sich damit an den Tisch. Er sagte, er wolle noch eine halbe Stunde arbeiten, dann sei er mit der Sache fertig. Dorothea lag still auf dem Sofa, von Zeit zu Zeit sah ihr Mann auf und nickte ihr zu, Ernestine saß an ihrem Spinnrade; ein tiefer Friede lag auf ihnen allen. Endlich war Karl Aslar mit Schreiben fertig, holte ein Buch und setzte sich neben seine Frau. Ernestine rückte ihm die Lampe zurecht und nahm eine Handarbeit. Das war die schönste Stunde des Tages, wenn Karl den beiden Frauen vorlas, und sie über das Gelesene sprachen. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

J. L. † **Bongart-Walderdorff.** Eines der ältesten Jülicher Geschlechter waren die von Bongart (de Pomerio). Sie kommen schon vor 1220 als Eigentümer mehrerer Häuser in Köln vor, und schon 1290 waren sie im Besitze von Paffendorf bei Bergheim an der Erft, welches noch heute im Besitze der Familie ist. Sie waren seit dem 13. Jahrhundert Erbkämmerer der Grafschaft, des späteren Herzogtums Jülich, in welchem Amte Kaiser Ludwig 1336 Gerard de Pomerio bestätigte. Ihr hohes Ansehen durch die Jahrhunderte wird durch ihre Verbindungen mit den Familien von der Recke, Neuenar, Neuvath, von Palant, Reidt von Bylandt, von Harff, Beißel von Gymmich ꝛc. sattsam bewiesen. Ihr Wappen ist ein silberner Sparren im roten Felde, auf dem Helme ein wachsender Knabe mit flatterndem roten Haare, auf dessen rotem Kleide sich ein silberner Sparren wiederholt. Einige von den Bongarts waren auch Scheffen von Köln, führten aber ein anderes Wappen. Der letzte des Hauses Ludwig Joseph Fortunat Felix, Freiherr von dem Bongart, Besitzer des Fideikommisses Paffendorf, Bohlendorf und Heiden in der Rheinprovinz und Herr auf Winandsrath in den Niederlanden, Erbkämmerer des Herzogtums Jülich, Ritter des k. bair. St. Georgsordens, stellvertretendes Mitglied im Stande der Ritterschaft des rheinischen Provinziallandtages für den Reg.-Bezirk Köln, heiratete am 22. Juli 1852, Melanie, geb. Gräfin von Walderdorff, und starb kinderlos am 6. Mai 1877. Zufolge testamentarischer Verfügung seines Oheims, und mit Bestätigung Se. Maj. des Kaisers Franz Joseph von Österreich vom 22. Mai 1878 nahm des Verstorbenen Neffe, Pius Wilderich, Graf von Walderdorff das Wappen und den Familiennamen der Freiherren von dem Bongart an, und legte Namen und Wappen der Reichsgrafen von Walderdorff ab, dann die Erbschaft der Bongart antretend. Der alte Freiherr hatte noch zwei Schwestern, die mit Rittergütern von ihrem Vater schon früher bedacht waren, die eine war mit einem Freiherrn Waldbott von Bassenheim und Bornheim, Schloßhauptmann von Koblenz, verheiratet, welcher 1872 starb; die andere war Stiftsdame des Rheinischen Fräuleinstiftes. Beide sind längst verstorben, wer ihre Güter geerbt, ist mir nicht bewußt. Durch oben bemerkte Erbschaft und Namensänderung kam ein nassauischer Edelmann in die Erbkämmererwürde des früheren Herzogtums Jülich, und in den großen Besitz einer dortigen Familie.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

* **Salome,** Drama in 1 Aufzuge nach Oskar Wilde, deutsch von Hedwig Lachmann, Musik von Richard Strauß, zum erstenmal am 10., zum zweitenmal am 14. März. — Die Evangelisten Matthäus und Marcus erzählen fast übereinstimmend vom Tode Johannes des Taufers, der auf einem Geburtstagsfeste des Vierfürsten Herodes erfolgte. Herodes versprach nämlich der Tochter seines Weibes Herodias, die diese seinem Bruder Philipp geboren, in trunkner, sinnlicher Wallung einen Lohn bis zur Hälfte seines Königreichs, weil sie so bezaubernd vor ihm getanzt hatte. Die Prinzessin fragt ihre Mutter, was sie bitten soll, und diese gibt ihr ein, den Kopf des Johannes, des verhaßten Bußpredigers, zu verlangen. Herodes willfahrt nur ungern, muß aber seinen Schwur halten. So der einfache biblische Bericht. Spätere Zutaten sind der Name der Herodiastochter, Salome (Akzent auf dem o), wie die Andeutung, daß diese Salome Johannes geliebt habe, aber von ihm verschmäht worden sei. Dem völlig perversen englischen Dichter Oskar Wilde, der statt im Irrenhause leider im Zuchthause endete, blieb es vorbehalten, aus der Salome ein weibliches Ungeheuer zu machen, das, da der lebende Täufer es verachtet und verflucht, seine sinnliche Lust an dem Haupte des Hingerichteten zu büßen beschließt. Ähnlicher wollüstig-grausamer Schandweiber weist die Geschichte eine ganze Anzahl auf; wir erinnern nur an Katharina von Medici und ihr Ergötzen an den nackten Hugenottenleibern am Morgen nach der Bartholomäusnacht. Aber den Abschaum weiblicher Perversität auf die Bühne gebracht zu haben, in der Absicht, sich an dem ihm verekelten Weibe überhaupt zu rächen, das ist doch des gefallenen Wilde trauriges Verdienst. Zu diesem sinnlich-blutigen Drama hat dann Richard Strauß die Musik geschrieben, die für seine Verehrer die Zukunftsmusik bedeutet. Sie charakterisiert sich hauptsächlich in zweierlei: in dem Mangel des Melodiösen, der Grundbedingung einer jeden, Gemüt und Herz erhebenden Musik, und in dem Übermaß der Technik, die in virtuoser Behandlung der Instrumentation und der Singstimmen nach der dissonierenden Seite hin gipfelt. Die ganze Oper ist sozusagen eine einzige zusammenhängende Dissonanz, ein Tongewimmel und -getümmel in oft ohrenzerreißender, gellender Weise, das wie ein schmerzendes Messer auf die Nerven geht. An den pointierten Stellen herrscht mitunter ein Lärm der Pauken, ein Geratter und Geknatter der übrigen Instrumente, als ob man sich auf einem Schlachtfelde befinde. Überall Aufregung, die sexuelle Brunst der Handlung in Töne übertragen, keine Auslösung bis zum letzten Akt der fortgesetzten brutalen Gewalt, da die Soldaten das Schandweib mit ihren Schilden niederschmettern. Aber wir sind der Hoftheater-Intendantur dennoch dankbar, daß sie uns das sonderbare Zukunftsmusik-Stück zugänglich machte. Man mußte es doch kennen lernen. Dazu kommt, daß es mit allem Raffinement der Ausstattung in Szene ging. Da war der mondbeleuchtete Schloßhof und die rotbestrahlte Terrasse: eine echt orientalische Nachtszene mit den prachtigsten Lichteffekten; da war die herrliche, bunte, schillernde Gewandung der Mitglieder des Herodianerhofes, die historisch treue, blitzende und funkelnde Kleidung der Offiziere und Trabanten, die scheußliche Gestalt des Neger-Henkers u. s. w. Der szenischen Gebarung entsprach die Verstärkung des Orchesters auf 104 Köpfe, so daß auch hier die Wirkung die denkbar stärkste war. Meister Mannstädt zeigte bei der Direktion so recht seine überlegene Kunst; seiner Weisheit war es auch zu verdanken, daß die Singstimmen in dem sonst tosenden Lärm nicht untergingen. Und nun die Darsteller und Sänger: es waren alle Muskeln und Nerven innen und außen angestrengt. Das Frauenzerrbild Salome gab Frl. Rose vom Berliner Hofopernhause, wohl ganz den Absichten von Dichter und Komponist entsprechend. Sie hatte sich speziell eine jüdische Maske und ein sinnliches Gebärdenspiel zurechtgelegt. Die ganze Scheußlichkeit der Perversität verkörperte sie virtuos; rein teuflisch erklangen die steten Wiederholungen: „Laß mich deinen Mund küssen, Jochanaan!" „Gib mir den Kopf des Jochanaan!" „Ich habe deinen Mund geküßt, Jochanaan!" Fast eine Viertelstunde wand und wälzte sie sich vor dem Haupte des Propheten — grauenhaft! Jochanaan ward von Herrn Müller verkörpert: eine schöne, sympathische Leidensgestalt, die einzige sympathische Gestalt überhaupt, auch die klangvollste, am wenigsten dissonierende Partie. Den Herodes, schon mit der Marke der Verrücktheit gezeichnet, geil, trunken, ein abschreckendes Bild des entsittlichten, geistig heruntergekommenen asiatischen Despotentums, dem aber vor der Gewissensstimme dennoch bangt, gab Herr Kalisch großzügig und glaubhaft. Die buhlerische gegen den Bußprediger haßerfüllte, auf die Tochter eifersüchtige Herodias war bei Frau Schröder-Kaminsky vorzüglich aufgehoben. Herr Hensel füllte als wahnsinnig in Salome verliebter, aber verschmähter und auch als Leiche völlig übersehener Gardehauptmann Narraboth seine Rolle trefflich durch. Der brave Page war durch Frl. Heßlöhl gut vertreten. Das zungenfertige, kreischende sadduzäisch-pharisäische Quintett brachte einen grellen Kontrast in die sinnlich-schwüle Umgebung (Herren Henke, Frederich, Gerharts, Schuh, Adam), der noch erhöht wurde durch das Eingreifen der beiden Nazarener (Herren Braun und Meyer). Führen wir noch das vortreffliche Mienen- und Gebärdenspiel der Umgebung an, so haben wir allen Mitwirkenden Genüge geleistet. Und nun fassen wir zusammen: die Aufführung der Salome bedeutete für die Hofbühne in jeder Beziehung eine Glanzleistung; — aber vor dieser Straußschen Zukunftsmusik mögen wir doch in Gnaden bewahrt bleiben.

Residenztheater.

= **Komödianten,** 4 Akte von Robert Misch und Roda-Roda, zum erstenmal am 16., zum zweitenmal am 17. März. — Vier Bilder bieten sich uns dar: eine eigentliche Handlung durchweg liegt nicht zugrunde. Erster Akt: In Halle schwärmen ein junger Kandidat der Theologie und das Töchterchen seiner Wirtin fürs Theater und gehen zusammen durch, um sich der Bühnenlaufbahn zu widmen. Zweiter Akt: In einer Berliner Theateragentur finden sich alle möglichen Individuen zusammen, um nach Engagements zu haschen. Dritter Akt: Im Berliner Musentheater ist Probe. Trotz versuchter Intrigue der ersten Schauspielerin gegen die Neuangagierte, jene Hallenserin, gelangt letztere in die Höhe und wird stark umhuldigt. Ihr Verlobter hingegen, der bloß als Statist verwandt wurde, wird wegen Widersetzlichkeit, durch Eifersucht erzeugt, an die Luft gesetzt. Vierter Akt: Ein sächsischer Gasthof, in dem eine „Schmiere" gastiert. Da finden wir den expedierten Verlobten der Gefeierten als Schwiegersohn des Schmierendirektors wieder, und es geht ihm recht jämmerlich. Auf einem Automobil-Ausflug langt mit ihrem neuen Geliebten, einem Freiherrn, die gefeierte Hettie zur Rast in jenem Gasthof an. Nach einer „rührenden" Aussprache der beiden ehemals Verlobten händigt die vornehme Hettie dem armen Gustav ihre wohlgefüllte Börse ein, und jedes begibt sich zu seiner Gesellschaft, sie, um ihr Abendbrot mit Sekt einzunehmen, er, um den Franz Moor vor vierzehn Zuschauern zu spielen. Von den sechsunddreißig Mitwirkenden seien besonders erwähnt Frl. Blanden und Herr Herebrügge als Hettie und Gustav, Herr Rücker als Kunze und Schmierendirektor und Herr Hager als Direktor des Musentheaters. Die Spielleitung lag in Händen des Direktors selbst; es klappte alles trefflich. Auch der Autor Robert Misch war anwesend und wurde öfters hervorgerufen.

Literatur.

* **Die Finanzverwaltung der Stadt Limburg a. d. Lahn 1606—1803.** Von Dr. J. Metzen. 46 S. Limburg, H. A. Herz. — Wenn noch irgend ein Zweifel bestünde über den Wert alter Stadtrechnungen und Stadtschuldbücher, so könnte die vorliegende Schrift diesen Zweifel beheben helfen. Mit geschickter Behandlung des Stoffes hat der Verfasser — unsern Lesern aus einem interessanten Aufsatze über die kriegerischen Verhältnisse um Limburg vor hundert Jahren bekannt — ein klares Bild über die Finanzlage der Stadt Limburg während zweier Jahrhunderte zu geben verstanden. Die trockene Materie belebt sich unter der Durcharbeitung, und das

Verständnis wird erhöht und erleichtert durch die sorgsame Kommentierung, die öftere Bezugnahme auf die modernen Verhältnisse und die Vergleichung mit diesen. Die Abschnitte des Schriftchens sind: Einleitung, Unterschiede zwischen einem älteren und einem modernen Stadthaushalt, Verkehrs- und Gewerbeverhältnisse der Stadt und ihre Einwohnerzahl, die Gegenstände der Finanzverwaltung (Einnahmen, Ausgaben, Schuldenwesen), die Finanzhoheit, Finanzbehörden und Finanzbeamte, das Rechnungswesen. Nicht nur jeder Limburger sollte das fleißig gearbeitete und glatt lesbare Schriftchen besitzen, auch weitere Kreise möchten wir dafür interessieren; denn es bildet einen trefflichen Beitrag zur Sozial- und Kulturgeschichte Deutschlands im allgemeinen.

Neues aus Nassau.

Maler Adolf Seel ist am 14. II. zu Dillenburg gestorben. Wie sein gleichalteriger Kollege Ludwig Knaus 1829 zu Wiesbaden geboren, studierte er zu Düsseldorf unter Karl Sohn und verlegte sich hauptsächlich auf die Architekturmalerei, in der er es zu künstlerischer Vollendung brachte.

Fritz Kalle, der hochverdiente nassauische Sozialpolitiker und frühere Reichstagsabgeordnete, Ehrenbürger von Wiesbaden und Professor, feierte unlängst seinen 70. Geburtstag. Er ist nunmehr zum Geheimen Regierungsrate ernannt worden.

Louis Wittlich, Sekretariatschef der Generaldirektion der Ottomanischen Eisenbahnen, ein geborener Wiesbadener, ist bei Gelegenheit der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläums am 1. III. zu Konstantinopel außerordentlich geehrt worden.

Freifrau von Schwartzenau, geb. Freiin von Preuschen zu Liebenstein, hat der Stadt Dillenburg 10 000 Mark zum Zwecke der paritätischen Armenunterstützung vermacht.

Der verstorbene Bürgermeister a. D. W. Farr hat der Stadt Weilburg 5000 Mark vermacht, die eine besondere Stiftung ausmachen sollen.

Die frühere Dettweilersche Heilanstalt in Falkenstein ist vom Kaiser erworben worden und soll zu einem Offiziersheim umgestaltet werden.

Die Stadtgemeinde Wiesbaden hat einen neuen Friedhof an der Erbenheimer Landstraße eingerichtet, der über 100 Morgen umfaßt, also doppelt so groß als der bisherige an der Platter Straße ist.

Nassauische Personalien.

I. Quartal 1907.

Ernennungen u. a. Rechtsanwälte u. Notare Schreiber, Höchst; v. Eck, Wiesbaden; Hilf, Limburg z. Justizräten. Oberlehrer Dr. A. Kitze, F. Unverzagt, Wiesbaden; A. Schlitt, Oberlahnstein; H. Gießelmann, Hadamar; R. Feistkorn, Ems; Dr. K. Siede, Höchst; M. Meister, Diez; Dr. F. Rudolf, Homburg z. Professoren. Synodalvikar Kräling, Strinz Trinitatis, z. Pfarrer i. Schönborn. Dom.-Rentmeister Schultheis, Dillenburg, z. Dom.-Rat. Reg.-Sekretäre Bergmann u. Ohlgart, Wiesbaden, z. Rechnungsräten. Ger.-Assessoren Dr. J. Rosenthal, z. R.-Anwalt i. Wiesbaden und Rohden, Kamberg, z. Hilfsrichter i. Idstein. Gymn.-Hilfslehrer A. Fuchs, Wiesbaden, z. Oberlehrer. Reg.-Bauführer O. Pfeiffer, Diez, z. Reg.-Baumeister. Mag.-Bür.-Assistenten Weiß, Hardegen, Grünthaler und Jekel z. Sekretären. O.-P.-Assistent Werkmeister, Wiesbaden, z. Postsekretär. Gymn.-Professor Gropius, Weilburg, z. Stadtv.-Vorsteher. Reg.-Baumeister Weinrich n. Hannover. Lehrer Maurer, Wiesbaden, a. d. Oberrealschule das. Assessor Körner, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. St. Goarshausen. R.-Kandidat Flesch, Frankfurt, z. Referendar i. Königstein. Dr. Nahlson, Charlottenburg, z. Leiter d. Statistischen Amtes Wiesbaden. Baugewerkschuldirektor Wagener, Idstein, z. Gewerbeschulrat R.-Anwalt Siebert, Wiesbaden, z. Justizrat. Reg.-Rat Dr. Zaun, Arnsberg, a. s. n. Wiesbaden. Lehrer Pätzold, Herborn, z. Rektor i. Bochum. O.-Lehrer Dr. Müller, Weißenfels, z. Direktor d. Höh. Mädchenschule, Biebrich. Lehrer Völl, Biebrich, a. Realprogymnasium das. Landwirt H. Fehling, Langenaubach, z. Bürgermeister. L.-G.-Direktor de Niem, Wiesbaden, z. L.-G.-Präsidenten i. Limburg. Major v. Horn, Biebrich (Unteroff.-Schule), z. Komm. d. Mil.-Turnanstalt, Berlin. Major v. Dresler z. Scharfenstein z. Komm. d. Unteroff.-Schule, Biebrich. Ass.-Arzt d. R. Dr. Isserlin, Höchst, z. O.-Arzt. Gymn.-O.-Lehrer Rauschenberger, Remscheid, z. Realschuldirektor i. Diez; Dr. Höfer, Frankfurt, z. O.-Realschuldirektor i. Wiesbaden. Reg.- u. Baurat Saran, Wiesbaden, z. Geh. Baurat u. vortr. Rat i. Ministerium. Gem.-Rechner W. Stahl, Audenschmiede, z. Bürgermeister. Mittelschullehrer Merten, Kreuznach, a. s. n. Biebrich. Reg.-Assessor Dr. Braunung, Bersenbrück, z. Adlatus d. Landrats i. Langenschwalbach. O.-L. Dr. Kunsemüller, Iserlohn, a. d. Realschule z. Ems. Reg.-Assessor Cardinal v. Widdern, Langenschwalbach, a. d. Reg. z. Merseburg. Beigeordneter V. Walch, Hochheim, z. Bürgermeister. Ger.-Assessor Dr. Mannes, Nassau, z. Amtsrichter i. Höchst. Stadtsekretär L. Buchelt, Bleicherode, z. Bürgermeister i. Sonnenberg. Kgl. Förster Tiller, Oberhausen; Ubach, Oberreifenberg; Marx, Bremthal z. Hegemeistern. Ger.-Ref. Max Liebmann, Wiesbaden, z. Assessor. Rechtsanwalt Beeres a. s. b. Landgericht Wiesbaden. Vize-Wachtmeister Frhr. v. Dungern, Wiesbaden, z. Leutnant d. R. Oberleutnant v. Meister, Höchst u. Hauptmann Frhr. Marschall v. Bieberstein, Oberlahnstein, Absch. bew. Ass.-Ärzte d. R. Dr. Ziemann, Oberlahnstein, Dr. Erb u. Dr. Zieger, Höchst, z. O.-Ärzten. Reg.-Assessor Frhr. Marschall v. Bieberstein, Montabaur, z. Landrat das. O.-P.-Inspektor Zott, Hannover, z. Postdirektor i. Wiesbaden. Reg.- u. Baurat Behrndt, Erfurt, a. s. i. Wiesbaden. Lehrer F. Schmoll, Frohnhausen, z. Dr. phil. (Bern). Ger.-Assessor Spengler, Limburg, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Pfarrer J. Risch, Wiesbaden, a. s. n. Elberfeld. H. v. Scharfenort, Homburg, z. Kurdirektor i. Soden. Bürgermeister a. D. Strobel, Nieder-Lahnstein, z. Ehrenbürger. Ger.-Referendar Müller, Wiesbaden, z. Assessor. Stadtsekretär Wenz, Limburg, z. O.-Stadtsekretär das. Postinspektor Dreisbach, Limburg, z. Postdirektor i. Uerdingen. Ger.-Assessor Becker, Wiesbaden, z. Rechtsanwalt das. Schulkandidat Loreth, Höhr, z. Lehrer i. Bockenhausen. Lehrer Scheerer, Frankfurt (geb. Bierstadter) z. Leutnant d. R. O.-Bürgermeister Maaß, Homburg, z. 2. Bürgermeister i. Görlitz. Professor F. Kalle, Wiesbaden, z. Geh. Reg.-Rat. Staatsanwalt Beckers, Wiesbaden, z. St.-A.-Rat. O.-L. H. Beutel, Eckernförde, a. d. Baugewerkschule Idstein. Mag.-Assessor F. Travers, Wiesbaden, z. Beigeordneten. Ger.-Assessor Stempel, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Wehen. Landger.-Rat Ebel, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. O.-L.-Gericht Frankfurt. Ger.-Assessor Dr. Müller, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das. Ger.-Assessor Rohden, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Kamberg. Schulkandidaten Knapp, Dauborn, z. Lehrer i. Guntersdorf; Quillmann, Grävenek, i. Grebenroth; Thies, Kamberg, i. Weinähr; Fritz, Oberneisen, i. Drommershausen. Pfarrvikar Petermann, Frankfurt, z. Hilfspfarrer i. Simmersbach. Stadtkassenassistent Th. Stoll u. H. Krug, Wiesbaden, z. Stadthauptkassenbuchhaltern. Mag.-Bür.-Assistenten R. Meißner, J. Stork u. M. Körner, Wiesbaden, z. Sekretären. Landgerichtsrat Reizert, Wiesbaden, z. Landgerichtsdirektor das. Leutnant Graf Philipp von Ingelheim, Geisenheim, z. bair. Kammerjunker. O.-Postpraktikant Heckmann, Liegnitz, z. P.-Inspektor i. Limburg. Seminarlehrer Ferrol, Schlüchtern, a. s. n. Dillenburg. Reg.-Bür.-Diätare Scheuer, Bäbler, Adamczyk, Wiesbaden, z. Sekretären. Pfarrvikar Knodt, Herborn, z. Pfarrer i. Nochern. Ger.-Sekretär Vitallowitz, Nastätten, z. Amtsanwalt. Majore Frhrn. v. Rauen-

dorf, Gren.-Regt. 12 u. Regt. 138, z. Bat.-Komm. Ger.-Akt. Pietz, Frankfurt, u. Stahl, Wehen z. Sekretären. St.-Arzt Dr. Cammert, Wiesbaden, z. O.-St.-Arzt. O.-Arzt Dr. Bigener, Wiesbaden, z. St.-Arzt. U.-A. d. R. Dr. Ebmeier, O.-Lahnstein, u. Dr. Dübbers, Wiesbaden, z. Ass.-Ärzten.

Jubiläen u. a. Januar: 1. Bürgermeister Schmidt, Hasselborn; Saltenberger, Hundstadt; Kalteborn, Haintchen; Best, Merzhausen; Heß, Östrich; Aul, Lorsbach, 25 J. i. A. — Hauptlehrer Münz, Niederelbert, 25 J. i. D. — 10. G. Weisborn, Soden, 90 J. a. (geb. 1816). — 12. Geh. Reg.-Rat Prof. F. Kalle, Wiesbaden, 70 J. a. — 14. Kanzleirat H. Stillger, Wiesbaden, 70 J. a. — 15. Bürgermeister Marx, Schloßborn, 25 J. i. A. — 21. Lehrer Abel, Limbach, 50 J. i. A. (43 a. O.) — Bürgermeister Born, Dienethal, 25 J. i. A. — 23. Buchhändler Ph. Schott, Elfeld, 80 J. a. — Bürgermeister Rühl, Kratzenbach, 40 J. i. D. — 25. Hebamme K. Ringelstein, Lorch, 40 J. i. A. — **Februar:** 4. Lehrer a. D. A. Höfer, Wiesbaden, 70 J. a. — Stadtgärtner K. Weil, Wiesbaden, 25 J. i. A. — 9. Bürgermeister Heuß, Breckenheim, 25 J. i. A. — Kirchenrechner Küster, Wildsachsen, 50 J. i. A. — 14. Dr. med. Krotz, Laufenselden, 25 J. a. O. — 20. Hofopernsänger a. D. C. Caffieri, Wiesbaden, 80 J. a. — Pfarrer Hoefer, Dornholzhausen, 25 J. Schulinspektor. — 25. Bürgermeister Müller, Diedenbergen, 25 J. i. A. — **März:** 1. Pfarrer Heydemann, Ems, 25 J. a. O. — Chef d. Sekr. d. Gen.-Direktion d. ottom. Eisenbahnen L. Wittlich, Konstantinopel (geb Wiesbadener), 25 J. i. D. — 18. Mag.-O.-Sekretär Th. Bierbrauer, Wiesbaden, 35 J. i. D.

Pensionierungen usw.: Geh. O.-R.-Rat Hagemann, Limburg. Staatsanwaltschaftsrat R. v. Ibell, Kassel. Lehrer Abel, Limbach. Reg.-Rat M. Naglo, Wiesbaden. St.-A.-Geh.-J.-Rat H. Lautz, Bonn (geb. Nassauer), Lehrer Hübsch, Eschelbach. Lehrer Schmidt, Oberweidbach. Bürgermeister Best, Hausen b. U., und Kauter, Limburg, niedergel. Hauptlehrer Dillmann, Wirges. Lehrer J. Becker, Wernborn (48 J. i. D.). Lehrer Ries, Diedenbergen (28 J. i. D.). Lehrerin Eufinger, Lorch. Taubstummenlehrer Jäger, Kamberg.

Todesfälle: Dezember: 24. Bürgermeister a. D. F. Remy, Selters i. W. — 27. Geh.-Reg.-Rat Sperling, Wiesbaden (gb. 1840). — 31. Regisseur d. Residenz-Theaters G. Schultze, Wiesbaden (gb. 1848). — **Januar:** 1. Stadtältester H. Weil, Wiesbaden (gb. 1834). — 3. Lehrer F. Weber, Homburg (gb. 1838). — 7. Bürgermeister Ch. W. Bernhardt, Kubach (gb. 1839). — Pfarrer a. D. H. Bergfried (fr. i. Dillenburg), Straßburg u. Pfarrer W. Schmaltz, Nochern. — 8. Landrat a. D. v. d. Heyden (fr. Homburg), Wannsee. — 9. Pfarrer a. D. L. Conrady, Wiesbaden (gb. 1833). — Polizeidiener Ch. Michel, Wehrheim (gb. 1840). — 11. Rechnungsrat a. D. H. Begeré, Wiesbaden (gb. 1838). — 21. Dr. med. Barth, Gönnern. — 25. Hofschauspieler a. D. A. Baxmann, Wiesbaden (gb. 1848). — Musikdirektor E. Wolfram, Dillenburg (gb. 1845). — 27. Bürgermeister a. D. F. Altenkirch, Lorch (gb. 1841). — Ger.-Kass.-Kontrolleur W. Richter, Wiesbaden. — Landtagsabgeordneter W. Schaffner, Diez (gb. 1822). — 28. Eis.-Sekretär a. D. A. Rohleder, Wiesbaden (gb. 1846). — 31. Req.-Verwalter d. Hoftheaters R. Lenz, Wiesbaden (gb. 1838). — **Februar:** 1. Lehrer J. Keim, Biebrich (gb. 1862). — 4. Amtsgerichtsrat a. D. Dr. A. Paris, Wiesbaden (gb. 1855). — 9. Lehrerin K. Wolf, Ems. — 10. Bürgermeister a. D. W. Farr, Weilburg (gb. 1832). — Vorsch.-Ver.-Kassierer J. B. Birkenbihl, Kamberg (gb. 1833). — 12. Kanzleirat a. D. F. Koch, Wiesbaden (gb. 1831). — 13. Bürgermeister a. D. Ch. Benner, Büdingen. — Großh. Lux. Diener a. D. W. Schmidt, Kloppenheim (gb. 1814). — 14. Lehrer a. D. Nikodemus, Mensfelden (gb. 1839). — Maler A. Seel, Dillenburg (gb. 1829). — 18. Dekan A. Caesar, Runkel (gb. 1849). — Lehrer Münzert, Horhausen (gb. 1847). — 22. Lehrer Schleucher, Arborn. — 24. Bürgermeister a. D. F. Germersheimer, Elfeld (gb. 1830). — 25. Bürgermeister a. D. P. Wittlich, Ehrenbach (gb. 1823). — 27. Postdirektor a. D. J. May, Wiesbaden (gb. 1833). — **März:** 1. Landger.-Rat a. D. E. Preußer, Wiesbaden (gb. 1832). — 4. Univ.-Professor Geh.-Rat Dr. K. Dilthey, Göttingen (gb. 1839). — Pfarrer Houben, Lorch (gb. 1842). — 7. Privatier H. W. Christ, Erbenheim (gb. 1817). — 12. Stadt-Ingenieur F. Strasburger, Wiesbaden (gb. 1869). — Eis.-Sekretär F. Hermann, Wiesbaden. — 17. Reg.-Sekretär Ch. W. Gernhardt, Wiesbaden (gb. 1846). — 18. Schutzmann a. D. W. Loose, Wiesbaden (gb. 1838).

Nassauischer Geschichtskalender.

April.

1\. 1635. Der schwedische Oberst von Hohendorf, Kommandant von Mainz, überfällt das von den Kaiserlichen besetzte Wiesbaden, nimmt den Oberstleutnant Gescheid mit anderen Offizieren und 80 Reitern gefangen und führt viel Kriegsbeute fort. (Großer Krieg.)

9\. 1840. Bischof Johann Wilhelm Bausch von Limburg stirbt. Geboren am 17. III. 1774 zu Steinbach, wurde er 1797 Pfarradministrator in Siegen, 1800 Professor am Gymnasium zu Hadamar, 1802 (2.) Pfarrer dort, 1810 in Frickhofen, 1818 Landdechant, 1819 Pfarrer und Schulinspektor zu Hadamar und Geistlicher Rat, 1827, Dompfarrer und Domkapitular zu Limburg, 1834 Bischof.

10\. 1763. Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges (Friede zu Hubertusburg) wird im Nassauischen allenthalben ein Dankgottesdienst gefeiert.

13\. 1625. Fürst Moritz von Nassau-Oranien, Generalstatthalter der Niederlande, stirbt. Er war am 14. XI. 1567 als Sohn Wilhelms des Schweigers und Annas von Sachsen geboren, wurde 1584 Statthalter in Holland und Seeland, 1592 Generalstatthalter, 1618 nach seines Bruders Philipp Wilhelm Tode, Fürst von Nassau-Oranien. Er blieb unvermählt.

13\. 1759. Schlacht bei Bergen (b. Frankfurt). Herzog Ferdinand von Braunschweig greift das französische Heer unter dem Herzoge Viktor von Broglie an. Die Übermacht des Feindes aber wies die Angriffe ab, so daß Ferdinand sich zurückziehen mußte. Er machte die Schlappe durch die Schlacht bei Minden wieder wett. (Siebenjähriger Krieg.)

14\. 1553. Die nassau-weilburgische Kirchenordnung erscheint. Kaspar Goltwurm ist ihr Urheber gewesen.

Briefkasten.

J. D. in W. Der Name „Fulder" für Grobian, rührt daher, daß früher (ob auch noch heute?) Bauern aus dem Fuldischen, vom rauhen Rhöngebirge, sich nach Nassau als Drescher verdingten. Feine Manieren haben sie wohl nicht besessen.

G. L. in L. Den zweiten Teil dankend erhalten.

J. B. in G. Dankend erhalten.

K. W. in G. Leider für Nr. 7 zu spät, kommt aber.

Redaktionsschluß: 24. März.

Inhalt: Rheinweins Rache. (Gedicht.) Von C. Spielmann. — Das Schloß zu Löhnberg. Von G. Lehr. — Viktor, Prinz zu Wied. Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.) — Goethes Beziehungen zu Antonie Brentano. Von Th. Gesky. — Geschichtliches von der evangelischen Kirche zu Schadeck. Von O. Fuchs. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (6. Fortsetzung.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauische Personalien. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 8. Wiesbaden, den 16. April 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. • Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Sunndags.

Die Werkdäg, die geb eich for nix euch all hin,
De Sunndag nor mißt er mer losse;
Des kimmt dervo', weil eich e Sunndagskind sin,
Im Kerchebuch stiht's — uhne Bosse!
Die Welt met zwa sunndagse Aage ze seh',
Des daht eich vom Modderche erwe. —
Was is doch der Erdboddem sunndags su schee',
Eich meecht jo mei' Lebbdag nit sterwe!

Om Sunndag, wann's Dag läut, dann stiehn eich
Un numme mein Hut un mein Stecke, schunt uff
Enaus aus 'm Ertche, un nix wie enuff,
Dorch Gras un dorch Beem un dorch Hecke.
Un duhn eich dann huch uff meim Bergelche steh',
Wann maigri' die Welt sich duht färwe —
Was is doch der Erdboddem sunndags su schee',
Eich meecht jo mei' Lebbdag nit sterwe!

Un drunne om Wißche, do klappert e Mill,
Un om Finster, om moosgrine Lädche,
Do stiht groad der Miller im schlohweiße Kill
Un dernewer dem Miller sei' Mädche.
Alleweil muß ich schnell bei des Finsterche geh'
Un muß im des Annekäth werwe. —
Was is doch der Erdboddem sunndags su schee',
Eich meecht jo mei' Lebbdag nit sterwe!

Derhaam is derhaam!

Eich waaß e klaa' Ländche
Des leit hinnerm Maa',
Do drickt mer sich 's Händche,
Mer duht nit vill saa'.
Un do kinn eich jed' Mädche,
Un eich kinn jeden Baam,
Un do kinnt mich jed' Mädche —
Jo derhaam is derhaam!

Eich waaß e klaa' Wäldche,
Was mer links liehe läßt,
Dann kimmt noch e Feldche,
Dann kimmt e klaa' Nest.
Un e Ros bliht om Heckche,
Un mir is wie im Draam,
Un do läut e klaa' Gleckche —
Jo derhaam is derhaam!

Eich waaß e klaa' Hittche,
E Gärtche is draa',
Do wuhnt mei' Margrittche,
Do wuhnt's ganz allaa'.
Un eich waaß e klaa' Mindche,
Des mich kißt, wie eich kam,
Un do saß eich manch Stindche —
Jo derhaam is derhaam!

Rudolf Dietz.

Das Schloß zu Löhnberg.

2) Von G. Lehr. (1. Fortsetzung.)

So traurig sah es damals in Löhnberg aus. Die Ursache an diesen Zuständen war die Uneinigkeit der beiden nassauischen Grafen, die sich über den Besitz des Schlosses nicht verständigen konnten. Man hätte annehmen sollen, diese hätten es zu solcher gegenseitigen Erbitterung nicht kommen lassen. War doch der Gegnstand des Streites im Grunde genommen ein geringfügiger für so hohe Herren! Außerdem wissen wir aus der nassauischen Geschichte, daß die beiden Grafen sonst trefflich regiert haben. Es hat auch an Versuchen zur gütlichen Beilegung des Streites nicht gefehlt. Schon im Jahre 1588, am 10. Oktober, hatte eine Zusammenkunft der beiden streitenden Herren in Weilburg stattgefunden. Außerdem waren die Grafen Konrad von Solms und Hans Georg von Solms zur Vermittlung zugezog'n worden. Aber die Verhandlungen verliefen erfolglos. Darauf bat Graf Johann den Landgrafen von Hessen um seine Vermittlung. Die streitigen Sachen zwischen ihm, dem Grafen Johann, und seinem Schwager Albrecht von Nassau-Saarbrücken seien nicht von solcher Importanz (Wichtigkeit), daß sie nicht in Güte geschlichtet werden könnten. Er habe schon viel geduldet und nachgegeben, wolle in eigener Sache nicht Richter sein, und sich gerne dem Urteil des Landgrafen oder eines von ihm eingesetzten, aus christ- und ehrliebenden Leuten bestehenden Schiedsgerichtes unterwerfen. Aber alle Versuche zur gütlichen Beilegung des Streites waren vergeblich. So kam es denn zur Klage vor dem Reichskammergericht zu Speier. Die Klage wurde von Johann dem Älteren, Grafen zu Nassau-Katzenelnbogen, Vianden und Diez, Herrn zu Beilstein gegen den Grafen Albrecht von Nassau-Saarbrücken erhoben.

In der uns noch erhaltenen Klageschrift wird im Eingang des weiteren ausgeführt, daß niemand, welches Standes er auch sei, befugt sei, gegen einen anderen Gewalt zu üben. Dann erweist Graf Johann sein Recht am Amt und Schloß Löhnberg aus der katzenelnbogischen Verpfändung.

Es folgen hierauf die von Graf Albrecht ausgeübten Gewalttätigkeiten, die Gefangennehmung und Absetzung der Schöffen des Amtes Löhnberg, Pfändung des Weinbergs, Hopfengartens und der Eselsweide um das Schloß, Plünderung der Löhnberger Wälder, gewaltsames Eindringen in das Schloßgefängnis, Mißhandlung des Amtskellers Langenbach und der Ehefrau des Hermann Philipp durch den Weilburger Schultheiß Kreich und die allgemeine Rechtlosigkeit, infolge Absetzung der Schöffen durch Graf Albrecht. Graf Albrecht soll verurteilt werden, allen Schaden zu ersetzen, die Kosten des Prozesses zu tragen, die abgesetzten Schöffen wieder in ihr Amt und Ehren einzusetzen und Fürsorge zu treffen, daß wieder ordentliches Gericht gehalten werde. Bei dem gewalttätigen Sinne des Grafen Albrecht sei aber zu befürchten, daß derselbe auch ferner Gewalt üben würde, zumal Graf Johann das Schloß zu Löhnberg mit etlichen Schützen und Soldaten zum Zwecke der Verteidigung habe besetzen lassen. Es könne deshalb leicht zum Kampfe kommen. Graf Johann beantragt daher besonders, daß das Reichskammergericht an Albrecht mandatum de non offendendo (Befehl nicht anzugreifen) ergehen lasse und ihm sonst schwere Strafen androhen solle. Diese Klageschrift des Grafen Johann ward dem Grafen Albrecht durch das Kaiserliche Kammergericht zugestellt. Die Vorladung beginnt:

„Wir Rudolf rex iudex (König Richter), von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, zu Behaim, Dalmatien, Kroatien und Slavonien König, Erzherzog zu Österreich, Krain und Wirtenberg, Graf zu Tirol, entbieten dem Wohlgeborenen Albrecht Graf zu Nassau und Saarbrücken, Herrn zu Lahr unsere Gnade und alles Guts." Es werden weiterhin die einzelnen Klagepunkte aufgeführt, und der Graf wird vorgeladen, auf den 24. Tag nach dem Empfang dieses Briefes vor dem Kaiserlchien Kammergericht in Speier selbst zu erscheinen oder sich durch einen beglaubigten Anwalt vertreten zu lassen. Die Ladung schließt:

„Darnach wisse dich zu richten. Geben in unserer und des heiligen Reichs Stadt Speier am 19. Juli nach Christi unseres lieben Herrn Geburt 1590. Von unsern Reichen des Römischen im 15., des Hungarischen im 18. und des Bohemischen im 15. Jahr.

Ad mandatum Domini elati Imperatoris proprium: Philippus Hoeglen, Iudicii Imperialis Camer(a)e protonotarius.

(Im eigenen Auftrag des erhabenen Herrn, des Kaisers, Philipp Hoeglen, erster Notar des Kaiserlichen Kammergerichts.)

Welchen Verlauf dieser Prozeß genommen hat, ist nicht mehr festzustellen. Dagegen beweist ein Schreiben des Landgrafen Ludwig von Hessen, datiert vom 12. Oktober 1592, daß auch nach Eröffnung des gerichtlichen Verfahrens noch Ausgleichsverhandlungen stattfanden. Der Landgraf schreibt nämlich unter dem angeführten Datum, daß er noch keinen festen Bescheid in der Streitsache der beiden nassauischen Grafen wegen des vierten Teils am Schloß Löhnberg geben könne, schlägt aber einen

neuen Termin zur Einigung vor. Inzwischen hatte Graf Johann der Ältere eine Zeugenvernehmung zur Feststellung seiner Ansprüche am Löhnberger Schloß angeordnet, 1591. Die Zeugen wurden aber nicht aus dem gemeinschaftlichen Amte Löhnberg, sondern aus dem eigentümlich dillenburgischen Amte Beilstein ausgesucht, lauter bejahrte Männer, darunter Johann Pfaff von Beilstein, 62 Jahre alt, und der 90jährige ehemalige Schultheiß des verstorbenen Grafen Johann von Beilstein mit Namen Jost von Beilstein.

Den Zeugen wurden eine Anzahl Fragen vorgelegt, welche sie, so weit ihr Gedächtnis reichte, zu beantworten hatten.

1.

Ob nicht wissentlich, wer das Schloß Loenburg gebauet und wer bei seinem Gedenken das Schloß inne gehabt?

Wer das Schloß zuerst gebaut, können die Zeugen nicht angeben. Doch wissen sie sich noch zu erinnern, daß Georg Schenk dasselbe im Pfand gehabt, später sei es in den Besitz des Grafen Johann von Beilstein († 1561) übergegangen. Dieser habe zuerst den Schwaben, dann Dittrich Schmidt zum Keller (Amtmann) eingesetzt, auch selbst 3, 4 auch 6 Wochen dort gehauset und sein eigen Geschirr und Hausrat dort gehabt. Es befänden sich noch Bettladen, so mit Bilderwerk und dem Wappen des Grafen Johann verziert, im Schlosse. Dieselben seien von Meister Georg, der auch für seinen Herrn in Beilstein, Mengerskirchen und Liebenscheid gearbeitet, angeführt worden.

2.

Ob die Zeugen jemals gesehen oder gehört hätten, daß Graf Philipp oder Graf Albrecht von N.-Saarbrücken oder ihre Voreltern am Schloß Löhnberg einen Anteil gehabt haben? Die Zeugen wissen nichts davon.

3.

Ob Graf Philipp einen Diener im Schloß sitzen gehabt? Auch hierüber können die Zeugen nichts sagen.

4.

Wie es Graf Johann von Nassau-Beilstein mit Auf- und Zuschließung des Schlosses gehalten? Antwort: Graf Johanns Keller, der im Schloß gewohnt, habe den Schlüssel gehabt und das Schloß auf- und zugeschlagen.

5.

Wer vorher darin gewohnt? Antwort: Der Schwab (ein Amtmann) und Dittrich (desgleichen).

6.

Ob die Zeugen vom Landgräfischen Turm gehört und wo derselbige stehe? Die Zeugen wissen nichts von einem Landgräfischen Turm.

7.

Ob den Zeugen gedächte, daß die weilburgischen Herren im Schloß zu Löhnberg Bau gehalten oder nicht? Antwort: Nein.

8.

Wie es früher mit Jagden zu Wehrholz (einem Walddistrikt bei Weilburg) gehalten worden sei, ob Graf Johann zu Beilstein daselbst gejagt und wieferne? Der Zeuge Johann Pfaff von Beilstein sagt hierzu aus, „daß er gehört, daß sein gnädiger Herr auf der Brucken (Brücke) zu Weilburg hab Gerechtigkeit zu jagen und ahn zu stellen.“

9.

Was die Zeugen von den Grenzen des Amts Löhnberg wissen? Nach der Angabe der Zeugen geht die Grenze des Amtes an bei der Hundsbach, dann die Lahn entlang bis auf die Weilburger Brücke, dann wieder die Lahn entlang nach Wehrholz, Scheuernberg, Falkenbach, den Wald bis auf die Bach, „so von Selbenhausen fleußt“, Niederrolzhauser (Niedershäuser) Mühle, Wirtelbach, Hundsbach. Die hier angeführten Namen der Distrikte sind heute noch vorhanden. Auch stehen noch eine Anzahl ziemlich großer Grenzsteine von der Niedershäuser Mühle nach den Distrikten Wirtelbach und Hundsbach zu.

10.

Was es mit dem Weingarten, der Eselsweide und dem Hopfengarten um das Schloß her vor eine Gelegenheit habe? Antwort: Graf Johann von Beilstein habe stets die Nutzung gehabt, Graf Albrecht dagegen besitze einen Weingarten in der Wurstbach und im Ziel. Auch von letzteren Distrikten sind die alten Namen jetzt noch in Gebrauch. In Löhnberg muß hiernach in früheren Jahrunderten ein ausgedehnter Weinbau betrieben worden sein. Denn außer den hier erwähnten herrschaftlichen Weingärten gab es noch zahlreiche Weingärten der Bürger von Löhnberg in dem Felddistrikt, der heute noch „die Wingerte“ genannt wird.

11.

Wie es mit dem Schloßgefängnis gehalten, ob's nicht vorhin ein Keller oder Gewölb gewesen? Ein Zeuge sagt aus, die sogenannte Bolzkammer sei ein Gefängnis gewesen, „daß, wenn meines gnädigen Herrn Diener etwas verwirkt, hab er ihn darein gesetzt, wenn aber ein Untertan was verbrochen, hab man ihn bei die Pfort ins gemeine Gefängnis gesetzt, und haben's der Schwab und andere Keller zur Milchkammer gebraucht.“ Die Zeugen wissen also nichts davon, daß früher einmal 2 gemeinschaftliche Untertanen des Amtes Löhnberg, der Heinzel von Odersbach und der Suß Johann, im Schloßgefängnis gesessen haben.

12.

Wo die Witib zu Beilstein gestorben, ob sie nicht sterbens halber von Mengerß Kirch, als ihrem verordneten Wittumbssitz auf Vergünstigung des Wohlgeborenen unsers gnädigen Herrn Grafen Johanns zu Nassau-Katzenellnbogen gen Loenberg gezogen und daselbst eine Zeit lang gewohnt? Ob sie nicht zu Loenberg gestorben und gen Weilburg begraben und daß der Zeit keiner von den Weilburgischen erschienen, sondern allein von unseres gnädigen Herrn Diener und Untertanen zur Begräbnis in Weilburg die Leich begleitet sei worden? Hierzu sagt der 90jährige frühere beilsteinsche Schultheiß Jost aus, „daß Graf Johanns Nassau Beilstein lobseligen Gedächtnus Witib sterbens halber von Mengerskirchen

gezogen und wohl ein halbes Jahr im Schloß zu Löhnberg gewohnt und daselbst gestorben sei. Es liegt auch noch folgender schriftlicher Bericht eines früheren Amtskellers vor: „In dem Jahr nach Christi Menschwerdung 1564 auf Mittwoch den 29. November des Abends um 9 Uhr ist die Wohlgeborene Frau Anna geborene Gräfin zu Nassau und Saarbrücken Frau zu Beilstein Wittib zu Löhnberg von diesem Leben christlich abgeschieden und dieweil es zu Mengerßkirch der Pestilenz halber nicht fast rein zu . . . . ist, die Leich nach Weilburg geführt und daselbst in die Pfarr Kirch bei ihre Voreltern ehrlich zur Erde bestattet worden, hat ihrem lieben Herrn Graf Johann seliger nachgelebt drei Jahr weniger 14 Tage. Der allmächtige Gott wolle ihr eine selige Ruhe und eine fröhliche Auferstehung verleihen."

(Schluß folgt.)

Goethes Beziehungen zu Antonie Brentano.

2) Von Theodor Gesky. (Schluß.)

Das Blatt ist die von Rosette Städel, Willemers ältester Tochter, radierte und Goethe auf der Mühle am 28. August 1815 gewidmete Ansicht. Als ich früher einmal in Winkel das Bild in Augenschein nahm, hielt ich es irrtümlich für eine Zeichnung Goethes und diese falsche Angabe befindet sich leider auch in meinem am 16. November 1895 in der Leipziger Illustrierten Zeitung erschienenen Aufsatz: „Weinschlösser und Weinorte am Rhein." Daß die in der Weimarer Ausgabe der Werke (IV. 69) befindliche Lesart „Flüsse" statt „Flöße" falsch ist, liegt auf der Hand; einmal, weil sie keinen richtigen Sinn gibt und dann, weil auch der fehlende Reim dagegen spricht. „Die Flöße lagen dem Dichter, als er auf der Gerbermühle wohnte, vor Augen, da sie am Abend dort anlegten, weil sie nachts die Stadt nicht passieren durften. (Br. Jung a. a. O. S. 42.) Ferner ist noch jetzt im Brentanischen Landhause zu Winkel ein von Stieler 1808 gemaltes Ölbild zu sehen, das Frau Antonie Brentano darstellt. — Wie Goethe die acht Tage in Winkel lebte und verschiedene Ausflüge in den schönen Rheingau machte, wobei er besonders Schloß Johannisberg und die Brömserburg zu Rüdesheim besuchte, hat er in den Blättern „Im Rheingau Herbsttage" erzählt. Goethe sah die weinbegrünten Rheinlandschaften mit dem entzückten Blick der Jugend wieder und bekennt es selbst, seit dieser Reise an den Rhein eine größere Milde und Schonung gegen die Menschen gewonnen zu haben. Es ist, wie sein Bigograph J. W. Schäfer sagt, „die milde Sonne seiner letzten Jahre," die seit jenen am Rhein genossenen Tagen ihren freundlichen Glanz über den Abend seines Lebens verbreitete. Im Anschluß hieran möchte ich noch darauf hinweisen, daß die im 8. Briefe Goethes vom 28. Dezember 1814 namentlich erwähnte „Freundin Paula", Fräulein Pauline Servière ist geboren am 4. November 1773, gestorben am 10. Juni 1832 in Wiesbaden. Sie und ihre Schwester Charlotte waren langjährige Freundinnen der Familie Brentano, schon ihre Mutter in Frankfurt war mit Goethe befreundet. Pauline Servière war eine warme Verehrerin Goethes, dem sie ein schwungvolles Sonett in Frau Brentanos Stammbuch gewidmet hat, das hier folgen möge, weil es charakteristisch ist für den Goethe-Kultus der damaligen Zeit. Das Sonett lautet:

„Sonst konnt' ich zu Gedanken Worte finden,
Doch nun, da ich so nahe bei Dir wohne,
Traf mich ein Strahl aus Deiner Sternenkrone,
Ich wurde stumm und fühlte mich erblinden.

Ach! wer kann Deinem Zauber sich entwinden!
Ich wag' es nicht, dem guten Geist zum Hohne.
Mir würde Spott und Schande bald zum Lohne,
Wollt' ich mit Schwachheit kühnen Trotz verbinden.

Ich schleiche zum Parnaß als armer Kranker,
Da such' ich nun mit tiefbewegtem Herzen
Und vierzehn Helfern[1]) Lindrung meiner Qualen.

An Deiner Güte lieg' ich hier vor Anker,
Ein freundlich' Wort heilt alle meine Schmerzen,
Doch kann ich nie der Wohlthat Freude malen."

Winkel, den 8. September 1814.

Pauline Servière.

Goethe verließ am Nachmittag des 8. September 1814 Winkel und fuhr nach Wiesbaden zurück, in Begleitung von Frau Brentano, die nach Frankfurt reiste. In Goethes Stammbuch trug sie folgende, von hoher Begeisterung für den Dichter erfüllten schönen Worte ein:

Winkel im Rheingau.

Hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand über Hügel und Thal belebende Schöpfung goß mit verweilendem Tritte still — hier gefiel es auch Ihnen acht schöne Tage zu weilen, und Ihrer Gegenwart Sonnenblick schien mir der Anmuth Vollendung.

den 8. September 1814.

Antonia Brentano,
gebohrene Edle von Birkenstock.

Hieran reihen sich auch die übrigen Einträge von Franz Brentano, dessen fünf Kindern u. a. Jung bemerkt dazu: „Alle diese Blätter sind aus Winkel, 8. September datiert, aber zweifellos, wie der Brief zeigt, erst später in Frankfurt geschrieben: in zartsinniger Weise haben alle Freunde, die in Winkel vereinigt waren, Ort und Tag des Abschieds von dort ihren Gedenkworten beigefügt. Antonie hat

[1]) Die 14 Nothelfer der Katholiken sind die Heiligen Blasius, Georg, Erasmus, Vitus, Christophorus, Pantaleon, Cyriacus, Egidius, Eustachius, Achitius, Dionysius, Margareta, Katharina und Barbara.

eine eigenhändige Abschrift ihrer oben stehenden Worte ihrem eigenen, 1815 von Goethe gewidmeten Stammbuche vorgeheftet."

In seiner Vaterstadt, die er seit 1796 nicht besucht hatte, wurde dem Dichter im Herbst 1814 auch ein Empfang bereitet, in dem sich herzliche Liebe und Verehrung aussprachen. Im Theater zu Frankfurt fand nämlich eine Vorstellung des „Tasso" statt, zu der Goethe feierlich eingeladen war. Als er am Abend in die für ihn bestimmte Loge trat, die mit Blumengirlanden und Lorbeerkränzen geschmückt war, wurde er von dem bis auf den letzten Platz besetzten Hause mit lautem Jubel empfangen, der während einer Symphonie von Haydn noch fortwährte. In einem Prolog ward der Dichter begrüßt, und während des am Schluß gesprochenen Epilogs wurden, wie J. W. Schäfer in „Goethes Leben" mitteilt, die Kränze von den Büsten Ariosts und Virgils genommen und ihm überreicht, worüber er freudig gerührt war. Als er das Theater verließ, drängte sich auf den Treppen und in den Gängen eine dichte Reihe von Zuschauern, durch die er freundlich dankend hindurchschritt. Alle waren froh bewegt, und des Lobes voll, „wie sogar liebenswürdig er sich unter seinen Frankfurtern erwiesen habe." Der große Dichter wollte heute nur Bürger der Freien Stadt Fankfurt sein; deshalb hatte er alle Orden von seinen Kleidern trennen lassen. Auch noch ein anderes schönes Fest zu genießen, war ihm vergönnt; er konnte in seiner befreiten Geburtsstadt der ersten Feier des 18. Oktobers beiwohnen. Um die großartige Illumination zu sehen, fuhr er am Abend in dem Wagen des Vizegouverneurs, Baron von Hügel, durch die Straßen.

Im Jahre 1815, wo Goethe schon am 27. Mai nach Wiesbaden gekommen war, traf er hier am 6. Juni mit Brentanos und Fräulein Servière zusammen. Am 1. Juli kamen Brentanos unerwartet nach Wiesbaden und nahmen mit Goethe im „Adler" das Mittagsmahl ein. — Am 9. August war Goethe wieder in Wiesbaden mit Brentanos zusammen und speiste mit ihnen ebenfalls im „Adler." Am Abend fuhren sie nach Winkel. Ohne daß sie es ahnten, war dies ein Abschied für immer: sie haben Goethe seitdem nicht wieder gesehen. Am 12. August war Goethe mit Sulpiz Boisserée nach Frankfurt gekommen, wo er 5 schöne Wochen verlebte. Es waren die sonnigen Tage auf der Gerbermühle, denen wir die lieblichsten, Marianne Willemer gewidmeten Lieder des westöstlichen Divans verdanken. Am 18. September verließ Goethe mit Sulpiz Boisserée Frankfurt, um über Darmstadt nach Heidelberg zu fahren; er nahm an diesem Tage gleichfalls, ohne es zu wissen, für immer Abschied von seiner Vaterstadt Frankfurt.

Aus dem ersten ausführlichen der wenigen Briefe Frau Brentanos an Goethe, der sich aus des Dichters Nachlaß im Goethe- und Schiller-Archive zu Weimar vorfand, möge hier der Anfang folgen:

den 28. May 1816.

„Ihren Herzens und Geistes Zuruf habe ich Verehrtester mit ausdruckloser Rührung aufgenommen, es that mir Noth, nach heitern Himmel! froher Bahn! Da mir die Stadt die Sie im grünen Bild mir senden in öder Wirklichkeit den langen Winter durch mehr Wasserfülle als Landesgröße dargebothen, und die verzögerte Erscheinung eines so holden Freundes die Frühlingsfreuden stört, und dem Gemüth unhold begegnet. Der schönen Wünsche reges Wollen drückt sich mir herzlich in Ihrer Gabe aus, und das ich Ihnen recht bald mündlich dafür danken könne wo Sie mit eignen lieben Augen diese Wellen diese Flöße von Winkels Fenstern gerne begrüßen mögen, ist meines Herzens Drang, und würde süße Lust. Ohnehin wird Sie St. Rochus und die ihn warm verehrende Gemeinde des Versprechens den ihm geweihten Tempel durch Ihre Gegenwart der schönsten Einweihung zu würdigen nicht entlassen, und Himmel und Erde um eines solchen Zweckes willen zu bewegen will ich gewiß nicht unterlassen."

Der letzte Satz bezieht sich auf das von Goethe während seines Besuches in Winkel der St. Rochuskapelle bei Bingen versprochene Altarbild, dessen Gegenstand der Dichter in einem späteren, in Weimar einem Schreiber diktierten, jedoch mit eigenhändiger Unterschrift versehenen Briefe vom 19. Juli 1816 an Frau Brentano folgendermaßen beschreibt:

„Der heilige Rochus, in Pilgerkleidung, verläßt den schon von Dienern und Freunden völlig verlaßenen Palast. Zu seiner Rechten sitzt ein Kind auf der Stufe, sich am Geschenk des silbernen Geräths und Perlengeschmeides das ihm zu Theil geworden, erfreuend. Zu seiner Linken fleht ein zu spät gekommenes um ein Gabe. Der Heilige schüttet freundlich die letzten Goldstücke aus dem Beutel, ja man erwartet, daß er den Beutel selbst hingebe. Unten zu seiner Rechten springt ein frohes Hündchen, ihn zu begleiten. — Die gebirgige Gegend in die man über die Hofmauer hineinsieht, deutet auf die rauhen Pfade die er betreten wird, der Zug Vögel auf Wanderschaft überhaupt Womit der Wanderer sich und seinen Heiligen empfiehlt Goethe."

Das von Louise Seydler gemalte Bild, dem ein Entwurf des Hofrates Meyer und eine Skizze Goethes zu Grunde lag, gelangte noch vor dem Rochusfeste, 16. August 1816) nach Bingen und wurde in der Kapelle am linken Pfeiler aufgehängt, da es für ein Altargemälde zu kurz war. Bekanntlich traf in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli 1889 ein zündender Blitzstrahl die Kapelle; das Bild wurde jedoch bei dem Brande gerettet und sechs Jahre lang in dem nahen Hotel Rochusberg aufbewahrt, bis es in der am 17. August 1895 eingeweihten neuen Kapelle und zwar in einem Zimmer des ersten Stockwerkes des nordwestlichen Anbaues links vom Chore wieder aufgehängt wurde. Wenn die Kapelle im Innern völlig ausgeschmückt ist, soll es dort untergebracht werden. Die alten Farben des Gemäldes erscheinen infolge einer sorgfältigen Reinigung wieder im frischen Farbenglanze.

In einem der folgenden Briefe vom 26. März 1818 dankt Goethe der Frau Brentano für eine „köstliche Sendung", die aus einem Faß edlen rheingauer Weines bestand. Das Familienfest, dem der Dichter hoffnungsvoll entgegensieht, war die Geburt seines ersten Enkels, die am 9. April erfolgte. Der letzte Brief Goethes ist vom 13. April 1821 da-

tiert, und bezieht sich auf das „Oßmannstedter Grabmal", die sehr in Verfall geratene Grabstätte Wielands. Die Familie Brentano nahm daran um so herzlicheren Anteil, als dort ja die früh entschlafene teure Schwester Sophie seit mehr als zwanzig Jahren ruhte.

Hiermit schließt der Briefwechsel zwischen Goethe und Antonie Brentano. Weshalb er nicht weiter fortgesetzt wurde, darüber ist uns nichts bekannt. Doch auch die vorhandenen Briefe sind für jeden Verehrer Goethes von unschätzbarem Werte, da sie die freundschaftlichen Beziehungen des großen Dichters zu Antonie Brentano im schönsten Lichte erscheinen lassen.

Die vier westerwälder Kirchspiele des Diezer Vertrages von 1564.

1) Von J. Benner.

Im Jahre 1388 war der letzte Graf — Gerhard VII. — von Diez ohne Hinterlassung männlicher Erben gestorben. Seine Tochter Jutta hatte sich vermählt mit dem Grafen Adolf von Nassau-Dillenburg, welcher im Jahre 1384 vom Kaiser Wenzel mit dem Grafschaft Diez belehnt wurde, und der anscheinend mit seinem Schwiegervater gemeinschaftlich die Regierung in dieser „goldenen" Grafschaft führte. Im Jahre 1420 starb auch Graf Adolf ohne männliche Erben. Seine Tochter Jutta war an Gottfried von Eppstein verheiratet, welcher in diesem Jahre einen Vergleich mit den Brüdern Adolfs schloß, wodurch die Grafschaft Diez zur Hälfte an Eppstein kam und halb dem Hause Nassau verblieb, jedoch in ungeteilter Gemeinschaft. Beide Teile nahmen im Jahre 1420 den Kurfürsten von Trier zu ihrem Lehnsherrn an.

Gottfried IX. von Eppstein verkaufte im Jahre 1453 die Hälfte seines Anteils an den Grafen Philipp I. von Katzenelnbogen. Diese nunmehr drei Gemeinschaftsherren errichteten 1459 einen ständigen Oberhof für die ganze Grafschaft in der Burg zu Diez, der mit 12 Schöffen, den Amtmännern, und Kellern und den Burgmännern besetzt wurde. Nach dem Erlöschen des katzenelnbogischen Hauses fiel dessen Anteil an Hessen, wurde aber dann 1557 durch Vertrag an Nassau-Dillenburg abgetreten. Das andere eppsteinische Viertel fiel nach dem Tode Gottfrieds X. von Eppstein an Eberhard IV. von Königstein. Dieser, ebenfalls ohne Kinder, verkaufte 1530 seinen Anteil an Graf Wilhelm den Reichen von Nassau-Dillenburg, wogegen Trier Einspruch erhob. Mit dem Erlöschen der Königsteiner Linie erklärte Trier deren Anteil an Diez für ein verfallenes Lehen, und ließ sich von einem Teile der Grafschaft 1535 am Montag nach Juda huldigen; im Juni desselben Jahres erzwang es eine vollständige Huldigung. Johann der Ältere von Nassau-Dillenburg bequemte sich zu dem zu Diez am 27. Juli 1564 abgeschlossenen Vertrage, und trat darin die Hoheit und das Eigentum von fünf diezischen Kirchspielen an Trier ab. Es waren dies die Kirchspiele Hundsangen, Nentershausen, Salz, Meudt und Lindenholzhausen; ferner erhielt Trier durch diesen Vertrag das Eigentum des Stiftes und des Dorfes Dietkirchen und des ausgegangenen Dorfes Kreuch bei Limburg, sowie die Landeshoheit über Niederbrechen, Niederselters und die Gemarkung Elz.

In den nachfolgenden Zeilen sollen die Verhältnisse der vier Kirchspiele, wie sie im Jahre 1564 waren geschildert werden.[1])

Das Kirchspiel Hundsangen, damals Horitzangell genannt, hatte folgende Ortschaften: Horitzangell mit 50 Feuerstätten, Berodt mit 24, Frenz (Steinefrenz) mit 20, Werrod mit 14, Putzbach (Pütschbach) mit 14, Oberhausen mit 8, Obern Irbach (Obererbach) mit 16 Wallmeneich mit 2 (der übrige Teil diess Dorfes gehörte zu Niederhadamar), Wallmerodt mit 16 und Ropach mit 5 Feuerstätten. Die „hohe Oberkeit", Grund und Boden, Gebot und Verbot, Gericht und all dessen Gerechtigkeit, Wasser und Weide zu Hundsangen, war bis zum Tage des Diezer Vertrages allein den Grafschaftsherren zu Diez. Der große und kleine Zehnte gehörte dem Junker Max von Pfaffendorf zu zwei Teilen und ein Teil der Pfarrei Hundsangen. Der genannte Junker hatte auch das Patronat über die Pfarrkirche, und zwar als Lehn von Nassau. Der Zehnte brachte jährlich ungefähr 40 Malter an Korn und 18 Malter Hafer. Höfe hatten in Hundsangen noch ein Wolf von Moderschbach (Mudersbach), Dietrich von Waldmannshausen, das Jungfrauenkloster zu Beselich, die Reifenberger und ihre Miterben, Kraft von Hadamar und die Pfarrkirche zu Hundsangen. Der Hof des Wolf von Mudersbach hieß „Unser lieben Frauenhof", weil der Besitzer den in der Pfarrkirche zu Hundsangen bestehenden Marienaltar zu unterhalten hatte. Im Jahre 1453 war das Patronat über diesen Altar an den Ritter Daniel von Moderspach übergegangen, wahrscheinlich auch gleichzeitig der Liebfrauenhof selbst.

Die Gemeinde Hundsangen hatte 1564 an „Grewenhafer" (Grafenhafer) jährlich aufs Haus Diez 1 Malter und gen Hadamar 3 Malter abzugeben. An Geld, genannt Nachtzettelngeld, wurden jährlich aufs Haus Diez 4 Gulden 16 Albus und gen Hadamar 2 Gulden 20 Albus entrichtet. Weitere Gemeindeabgaben bestanden aus 2 Maltern Sendhafer für den Dechant zu Elz und je 1 Weidhammel von Pferch an Diez. Jeder Rauch (Schornstein, Haus) hatte 2 Grewenhühner abzuliefern, und von jedem Pferde erhielten die Grafschaftsherren 8 Albus Dienstgeld. Im Jahre 1563 war der Ertrag der letzteren Abgabe in Hundsangen 20 Gulden.

---

[1]) Das Kirchspiel Lindenholzhausen bleibt also außer betracht.

Von den Eigenleuten zu Hundsangen gehörten 12 Kurtrier aufs Haus Molsberg; 6 waren nassauisch gen Nassau und Hadamar, 6 gehörten Isenburg und 10 dem Hause Diez. Hundsangen hatte einen „hohen Wald", worin das Haus Molsberg Vieh treiben durfte. Bei Arnoldi ist auch ein Adelsgeschlecht von Hundesangen erwähnt, welches seinen Namen vom Orte Hundsangen führte, und es werden genannt 1364 ein Kraft und 1372 ein Norich, Edelknecht von Hundesangen.

Das jetzige Pfarrdorf Berod hatte zur Zeit des Diezer Vertrages schon eine Kapelle, deren älteste Glocke aus dem Jahre 1475 stammt. Hiernach scheint dieses Gotteshaus schon früh bestanden zu haben. Im Jahre 1564 besaßen den Zehnten in Berod Emmerich Waldbott zu Bassenehim zu zwei Dritteln, und die Pfarrei Hundsangen zu einem Drittel. Eine Mühle daselbst gehörte dem Junker Andreas von Brambach und ein Hof dem Korriem (?) von Ballenstein (Balduinstein); auch die Kirche besaß ein Höfchen. Von den Eigenleuten waren 5 trierisch aufs Haus Molsberg, 5 diezisch, 9 isenburgisch, 2 gehörten dem Andreas von Brambach und 1 dem Philipp von Reifenberg.

In Obererbach waren im Jahre 1564 die Junker von Langenau, die Reifenberg zu Weltersburg, die Freien von Dern mit Höfen begütert, und der Zehnte stand dem Max von Pfaffendorf zu.

Oberhausen entrichtete diesem Junker ebenfalls den Zehnten. In seiner Gemarkung lag ein Hof, welcher dem St. Johannes-Altar zu Limburg gehörte, und jährlich 3 Malter Korn und 2 Malter Hafer abwarf. Auch in Wallmeneich hatte Junker Max von Pfaffendarf den Zehnten.

In Pütschbach bezog Philipp von Reifenberg den Zehnten. Begütert waren hier auch noch die von Kramberg u. a., von den Eigenleute gehörten 6 Trier aufs Haus Molsberg, 6 aufs Haus Diez, 1 war nassauisch und 1 Andreas von Brambach. Die Kapelle in Pütschbach bestand im Jahre 1564 schon und stammt wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhunderte. Der Turm hat anscheinend früher allein gestanden, und die Kapelle ist angefügt worden. Eine Glocke ist im Jahre 1448 gegossen und hat die Inschrift: „Antonius heissen ich, alle boeß wedder verdriben ich mccccxlviii." Nach dieser Inschrift dürfte diese Glocke mehr dem Wetterläuten gedient haben — Vertreiben der Gewitterwolken — als dem Gottsdienst.

Frenz oder Steinfrenz soll einer der ältesten Orte des Westerwaldes sein; es wird schon im Jahre 930 in der Beschreibung der Grenzen des Kirchspiels Humbach (Montabaur) erwähnt, und zwar unter dem Namen Brencede. Im Jahre 1564 hatten die Pfarrei Hundsangen und die Reifenberg zu Weltersburg hier den Zehnten. In seiner Gemarkung lag eine Mühle. Das Kloster Mergenstatt (Marienstatt) und die Köth von Wanscheid hatten hier Höfe. Von den Eigenleuten waren 7 trierisch aufs Haus Molsberg, 4 diezisch, 1 nassauisch, 6 isenburgisch und 1 gehörte den Herren von Westerburg. Die Mühle gehörte Imelen Peter, welcher den Grafschaftsherren von Diez vom Wassergang jährlich 1 Malter Korn abzugeben hatte.

In Wallmerod gehörte 1564 der große und kleine Zehnte dem Junker Philipp von Nassau zu 2 Teilen, und 1 Teil war der Pfarrei Hundsangen. Der Zehnte betrug in Wallmerod jährlich ungefähr 30 Malter Frucht. Stoffel zu Baldenstein besaß hier einen Hof, welcher an Korn und Hafer jährlich etwa 20 Malter brachte. Aus einer Wiese fiel dem Stoffel noch jährlich 1 Gulden an Geld. Von den Eigenleuten waren 11 trierisch aufs Haus Molsberg, 1 diezisch, 2 isenburgisch und 2 dem Quirin von Eltz zu Mayen.

Weroth hatte Güter der Herren von Westerburg und Wied in seiner Gemarkung. Trier besaß hier 3 Eigenleute aufs Haus Molsberg, Diez 2, Isenburg 2, Westerburg 2. Der Landgraf[1]) und Diez hatten gemeinschaftlich noch 3 Eigenleute. Die Isenburger bezogen von ihren Lehngütern hierselbst jährlich 3 Reichstaler 18 Albus, am Donnerstag nach St. Martinus 27⅓ Kappen (?) oder, wer keine Kappe hatte, 3 Albus pro Kappe. Zu Fastnacht mußten die Höber (Hofpächter) 21 Stück Fastnachthühner nach Isenburg abgeben.

Ruppach gehörte nur zum Teil zum Kirchspiel Hundsangen, nämlich die Häuser, welche östlich des Baches lagen, die übrigen gehörten in das Kirchspiel Meudt. In Ruppach befand sich ein Hubengericht. Von den Eigenleuten waren 3 trierisch aufs Haus Molsberg, 4 diezisch und 4 isenburgisch.

Das Kirchspiel Nentershausen zählte bei der Übergabe an Kurtrier im Jahre 1564 folgende Ortschaften: Nentershausen mit 30 Feuerstätten, Bergscheidt (Heilberscheidt) mit 22, Obersyselbach mit 6, Seßpenrodt mit 4, Neumorn (Nomborn) mit 24, Großenholbach mit 21, Kleinholbach mit 7, Gerodt (Girod) mit 25, Niederen-Irbach (Niedererbach) mit 13, und Gergeshausen mit 12 Feuerstätten. Die „hohe Oberkeit" usw. gehörte hier, wie bei Hundsangen erwähnt wurde, den Grafschaftsherren zu Diez. Der Ort Nentershausen entrichtete den Zehnten zur Hälfte an die Stiftsherren zu Diekirch (Dietkirchen) und die andere Hälfte an die Freien von Dern und den Junker Dietrich von Waldmannshausen. Im Jahre 1563 brachte der Zehnte 32 Malter Korn und 18 Malter Hafer. Nentershausen hatte keine Mühle und keinen Hof in seiner Gemarkung; nur das Kloster Arnstein bezog einen jährlichen Erbzins an Korn von 4 Maltern, und 1 Reichstaler an Geld.

Leibeigen waren in Nentershausen 6 Familien Trier aufs Haus Molsberg, 6 der Landgrafschaft Hessen, 12 Nassau-Hadamar, 9 dem Hause Diez und 1 Isenburg. Der Ort hatte vier Wälder und daraus jedes Jahr 200 Schweine zu mästen; die Nießung war der Gemeinde, welche dafür jährlich 12 Malter Hafer (gehäuft Koblenzer Maß) gen Nassau abgeben mußte.

In Heilberscheidt waren die Herren von Hoenberg begütert; der Zehnte war zu entrichten, wie in Nomborn. Vom Wald mußten jährlich gen Nassau 4 Malter Grewenhafer und 15 Batzen Geld, gen Diez aber 2 Malter Hafer geliefert werden. Das

---

[1]) Aus der Zeit der hessischen Herrschaft, wie auch im folgenden, wenn es „landgräflich" heißt.

Pferdegeld betrug im Jahre 1563 8 Gulden 8 Albus oder 8 Albus vom Pferd. Leibeigen waren 7 Trier, 6 Nassau, 5 Diez.

Oberysselbach hatte in 1564 eine besondere Abgabe, die Oberysselbacher Grewenbutter, welche am Pfingstmittwoch fällig war. Den Zehnten besaßen die Stiftsherren zu Limburg, der Junker Friedrich vom Stein und Stoffel zu Baldenstein; er machte jährlich 6 Malter an Frucht aus. Von den Eigenleuten waren 1 trierisch gen Montabaur, 4 nassauisch, 1 diezisch.

In Seßpenrod war der Zehnte der Pfarrei Rentershausen, den Freien von Hohenfeld, von Dern und von Hilchern. Es hatte nur 3 Eigenleute, 1 war trierisch aufs Haus Molsberg, 2 waren nassauisch.

Nomborn ist jedenfalls ein sehr alter Ort. In 1564 hatten die Junker von Langenau hier ein Hofgeding. Der Zehnte brachte jährlich etwa 20 Malter Weizen und 4 Achtel Hafer, und gehörte dem Stifte Dietkirchen, den Freien von Dern, den Junkern Dietrich von Waldmannshausen und Dietrich von Hadamar. Es bestand hier schon eine Kapelle, deren Altar vielleicht aus den noch vorhandenen Glocken geschätzt werden kann. Die größte dieser Glocken enthält zwar kein Datum; aber ihre Entstehung wird ins 13. Jahrhundert verlegt. Sie hat die Inschrift: „O rex glorie veni cum pace." Eine andere Glocke ist beschrieben: Maria heissen ich. Johan bruwile gois mich sub anno domini mccccxlvii (1447). Von den Eigenleuten waren 9 trierisch, 5 landgräflich, 6 nassauisch, 6 diezisch und 4 isenburgisch.

Großholbach entrichtete den Zehnten an die Pfarrei Rentershausen, die von Dern, Junker Dietrich von Waldmannshausen und Hilchen von Dernbach. Marienstatt hatte hier einen Hof. Von den Eigenleuten gehörten 8 dem Hause Diez, 5 Trier aufs Haus Montabaur und 2 Nassau. Von seinen Wäldern mußte Großholbach 4 Malter Grewenhafer gen Nassau, 3 Malter gen Hadamar und 1 Malter aufs Haus Diez liefern. Die Kirche in Großholbach wird im 12. Jahrhundert erwähnt, und gehörte damals zur Pfarrei Dietkirchen.

(Schluß folgt.)

Schwarz-rot-gold.

8) **Erzählung von G. Krücke.** (7. Fortsetzung.)

Heute schien es nicht recht mit dem Lesen gehen zu wollen, der Sturm heulte gar zu stark um das einsam stehende Pfarrhaus, und der Kleine im Nebenzimmer fing an zu weinen. Ernestine ging zu ihm. Dorothea hatte nur Augen für ihren Mann; er war ja nur den Nachmittag von ihr fort gewesen, aber, sie wußte selbst nicht, wie es kam, sie konnte sich heute nicht genug tun mit ihrer Liebe. Verstohlen drückte sie ihre Lippen auf seine Hand, die auf der Lehne ihres Ruhebettes lag. Er ließ das Buch sinken und sah ihr in die schimmernden Augen ......

Da, was war das? Ein lauter Schlag und wieder einer. Ängstlich klammerte sich Dorothea an ihren Mann. Der drückte sie sanft in die Kissen zurück und sagte: „Beruhige dich, vielleicht ist jemand verunglückt, es stehen Leute vor dem Hause." Von außen wurde gerufen. Ernestine kam mit dem Kinde ins Zimmer und legte den Arm um die junge Frau, während Karl hinausging, zu sehen, was es gäbe. Ängstlich harrten die Frauen. Da öffnete sich die Tür. Karl Aslar kam herein und wollte die Tür hinter sich zumachen. Aber roh wurde sie von außen aufgedrückt, und mit ihm drangen drei Polizisten ins Zimmer.

Entsetzt und sprachlos sahen die Frauen auf die Männer. Einer eilte sofort auf den Tisch und ergriff die Blätter, an denen Karl vorhin geschrieben hatte. Ein „Ah" der Befriedigung kam aus seinem Munde; er ging auf Karl Aslar zu, faßte ihn am Arm und sagte: „Sie stehen im Verdachte, ein krasser Umstürzler zu sein, diese Schriften bestätigen es, ich belege sie mit Beschlag und verhafte Sie im Namen des Gesetzes." Mit einem lauten Schrei fuhr Dorothea in die Höhe. Karl wollte zu ihr eilen, aber schon war er von den Männern gefaßt und wie ein Verbrecher gefesselt und hinweggezogen. Verzweifelt und machtlos wandte er an der Tür den Kopf zurück, da sah er, wie sein Weib ohnmächtig zurücksank und wie seine Schwester mit dem weinenden Kinde sich jammernd über sie beugte. Er riß an seinen Fesseln, aber es half ihm nichts, die Tür seines Hauses schlug hinter ihm zu. Er wurde in der widerrechtlichsten Weise aus dem Frieden seines Hauses gerissen und hinausgetrieben in Nacht und Sturm.

9. Kapitel.

Auf dem Schinkenplatz in Berlin steht ein kleines, unscheinbares, graues Haus, das ist die Berliner Hausvogtei, ein Gefängnis mit kleinen, düsteren Zellen und Blechkasten vor den Fenstern, sodaß nur der Himmel hineinsehen konnte. Die Menschen, die da, von aller Welt getrennt, in den Zellen saßen, konnten außer ihren 4 kahlen Wänden auch nichts sehen als den Himmel, und der hing heute voll schwerer, wildzerrissener Wolken. Der Mann der da an dem kleinen Fenster stand und zum Himmel aufsah, dem schien am Tage weder die Sonne, noch in der Nacht ein Stern. Wild raufte er sich die Haare, rannte in der kleinen Zelle auf und ab, blieb schließlich in der dunkelsten Ecke stehen, legte die Arme und den Kopf wider die Wand und schluchzte laut auf. „Allmächtiger Gott, ich werde verrückt!" Wieder sah er aus dem Guckloch von Fenster, aber der grauverhangene Himmel gab ihm keinen Trost.

Was hatte er getan, der in Liebe und Treue für seine Gemeinde besorgt war, der in seinem Tun und Denken nichts wollte als des Heimatlandes Wohl und Ehre, daß man ihn wie einen gemeinen Verbrecher verhaftete und einsperrte? Karl Aslar stöhnte laut auf. „Dorothea, mein Weib, mein

Kind!" Eine rasende Angst packte ihn, was war aus ihr, aus seinem Kinde geworden? War sie gestorben? Hatte der Schreck sie getötet? Keine Nachricht drang von draußen herein, wie ein lebendig Begrabener saß er in der Hausvogtei. Wenn er doch nur das Bewußtsein verloren hätte, aber mit vollem Bewußtsein in dieser kleinen Zelle, Tag für Tag ohne Arbeit, ohne Menschen zu leben, da mußte er ja verrückt werden. Wenn man ihm Bücher oder Papier und Bleistift gegeben hätte, aber alles hatte man ihm bis jetzt verweigert. Er nahm ein Scheit Holz, das zum Feuern vor dem kleinen Ofen lag und kratzte damit Buchstaben in die Wand; aber das war ja nichts, er warf das Holz wieder auf die Erde.

Er ließ sich auf seine harte Pritsche fallen und lag eine Zeit lang wie stumpfsinnig da. Dann summte er ein altes Marburger Studentenlied. Ja singen wollte er, und laut dröhnte seine Stimme durch das kleine Gemach. Mit der einen Hand trommelte er die Melodie gegen die Wand, aber plötzlich hielt er ein und lauschte. War es ihm doch gerade, als hätte er den Takt doppelt trommeln hören. Aber alles war still; doch jetzt, horch — jetzt hörte er es wieder, es war genau der Takt des Liedes, das er eben gesungen hatte. Er sprang wie elektrisiert auf. Da nebenan mußte sich eine Zelle befinden, wer war es, der sich in der Zelle befand? Er wollte erst feststellen, ob es ein studierter Mann sei, der da gefangen saß, darum nahm er ein wenig bekanntes Studentenlied und trommelte es gegen die Wand und wartete. Richtig, genau wie von ihm wurde von der anderen Seite die Melodie getrommelt. Neues Leben floß durch Karl Aslars Adern, und ein heißes Dankgebet schickte er gen Himmel.

Nun mußte er herausbringen, wer der Mann in der anderen Zelle war. Ein Scherz fiel ihm ein, den sie manchmal auf ihrer Kneipe getrieben hatten. Wenn junge Füchse anwesend waren, unterhielten sich die älteren Semester wohl mal in der sogenannten Klopfsprache, indem sie einzelne Wörter, durch eine bestimmte Art auf den Tisch zu klopfen, ausdrückten, so hatten sie sich ein stenographisches Klopfsystem zurechtgedeichselt. Aber das kannte nur die Marburger Studentenschaft.

Halt, was war das? Der Gefangene in der anderen Zelle klopfte. Karl Aslar horchte gespannt. Rasch vergegenwärtigte er sich das Alphabet ihres Klopfsystems; wahrhaftig, der Mann nebenan kannte es. Was er da eben geklopft hatte, hieß: Wer da? Rasch klopfte Karl Aslar seinen Namen an die Wand und fragte: Und du? Von Breita war die Antwort.

Hocherstaunt saß Karl Aslar einige Augenblicke, dann sprang er auf; er wollte zu dem Freund, aber die enge Zelle umschloß ihn fest, hohnlachend schien die eiserne Tür ihn anzugrinsen. Er rannte ein paar Mal in seiner Zelle auf und ab; der arme Breita, wie lange mochte er schon in dieser Hölle schmachten!

Er klopfte wieder und bat den Freund um Mitteilung über seine Verhaftung. Von Breita berichtete. Er hatte im Freundeskreise, wenigstens hielt er jeden einzelnen in diesem Kreise für einen Freund der guten Sache und einen ehrlichen Mann, unverhüllt geredet von den Mängeln der Regierung, von der Notwendigkeit einer Reform. Nach einem solchen Unterhaltungsabend war er, als er allein nach Hause ging, auf offener Straße verhaftet und bei Nacht und Nebel nach Berlin transportiert worden. Eine gerichtliche Verhandlung sei, trotz seiner wiederholten Bitten in den zwei Jahren seiner Haft, nicht erfolgt. Es müsse auch von den Bundesbrüdern nichts zu seiner Befreiung geschehen sein, kein Mensch schiene sich draußen mehr um ihn zu kümmern.

Weh tat es Karl Aslar bis ins innerste Herz, als der Freund ihm diese traurigen Worte vermittelte. Wie gern hätte er den armen Freund umarmt und ihm die Bitterkeit, daß niemand sich um ihn kümmere, vom Herzen genommen. Mit beiden Fäusten schlug er gegen die Wand, er meinte sie einschlagen zu können, um zu dem Freunde zu gelangen. Aber keine Ungeduld, kein Zorn änderte seine Lage; er konnte nur in langsamem Klopfen verständlich machen, daß seine Brüder sich wohl um ihn gesorgt, und für ihn eingetreten waren, aber ohne den geringsten Erfolg. Er sagte ihm auch, daß die Bittschrift für Hans von Breitas Freilassung vielleicht ein Grund mehr gewesen sei zu seiner eigenen Verhaftung. Hans von Breitas Antwort war ein Dank für den Lichtblick in seine finstere Seele, und der Ausdruck des Kummers über des Freundes Gefangennehmung. Karl Aslar aber tröstete den Freund und sagte, daß er hoffe, der Fürst von Braunfels trete für ihn ein, und dann würde er nicht ruhen, bis auch Hans von Breita frei sei. Durch diese hoffnungsfrohen Worte belebte sich auch Hans von Breitas müde gewordenes Herz.

„Was tust du nur in der langen, unendlich langen Zeit?" fragte Karl Aslar. „Ich schnitze", klopfte Hanns von Breita zurück, „sollst mal die Ausstellung sehen, wenn wir glücklich wieder frei sein werden. Aus den Scheiten Holz, die ich zum feuern bekomme, schnitze ich mit meinem Taschenmesser alle möglichen Dinge. Eben schnitze ich eine Kette aus einem langen Stück Holz; bei jedem neuen Ring, der gelingt und die Kette verlängert, kann ich mir den ingrimmigen Wunsch nicht versagen, sie meinen Peinigern um den Hals zu ziehen."

Auf den Gedanken, zu schnitzen, war Karl Aslar noch gar nicht gekommen, aber freudig ergriff er ihn. Scheite Holz zum Feuern und ein Taschenmesser hatte er auch. Er dachte an Dorothea und an sein Kind; für die beiden wollte er Sachen verfertigen. Er besann sich, was Dorothea wohl gebrauchen könne; für ihren Nähtisch kleine Kasten oder Backformen für Weihnachten. Er malte sich schon aus, wie liebevoll Dorotheas Hand diese Sache einst berühren würde. wie viel teurer sie ihr sein würden als alle anderen. Und für seinen Jungen wollte er Tiere schnitzen, eine ganze Menagerie sollte es werden. Er trommelte wieder gegen die Wand und fragte Hans von Breita, ob er ihm helfen wolle, die Tiere für seinen Jungen zu schnitzen. Ich will dir helfen, antwortete Hans von Breita; schnitze du Pferde und Hühner, ich schnitze ein Schwert für deinen Sohn.

So unterhielten sich die beiden Gefangenen durch ihr Klopfen, und schnitzten Gegenstände für Karl Aslars Weib und Kind, von denen er nicht einmal wußte, ob sie noch am Leben waren.

* * *

Dorothea war schwer erkrankt und schwebte tagelang zwischen Tod und Leben. Ernestine und ihre Mutter pflegten sie treulich, und Marianne hatte die Pflege des Knaben übernommen. Ludwig Hersfeld versah die Pfarrei für seinen Schwager. Die Bauern waren zornig empört, als die Kunde von der heimlichen nächtlichen Verhaftung ihres Pfarrers bekannt wurde. Sie drangen in den Schultheißen, sofort ein Gesuch zu seiner Befreiung aufzusetzen, aber er wies sie höhnisch von sich.

Der Archivrat Aslar kam nach Greifenstein, um nach seiner Schwiegertochter zu sehen, ein gebeugter Mann.

Dorothea erkannte ihn und richtete sich plötzlich auf, ein Gedanke schien ihr Kraft zu geben. „Vater", rief sie, „bitte doch den Fürsten, daß er sich für Karl verwendet, dann muß er frei kommen, dann darf ihm nichts geschehen." Eine heiße Angst um den Geliebten packte sie wieder, und sie barg den Kopf in den Kissen. „Der Archivrat strich ihr über die Haare: „Er hat ja nichts Böses getan, Gott wird ihn vor dem Schlimmsten bewahren."

Ernestine kam herein und bat: „Vater, willst du nicht mal hinausgehen, es stehen eine ganze Schar Bauern vor dem Hause; ich weiß nicht was sie wollen."

Der Archivrat ging hinaus, und der alte Klees trat vor und bat ihn, wie auch eben Dorothea, die Hilfe des Fürsten anzurufen, sie wollten ihren Pfarrer wiederhaben. „Mer wolln werrer hun", rief es durch einander, und die Bauern umdrängten den Archivrat. „Mer nehme kan annern Parrer hie uff, mer jagen zum Dorf enaus, mer wolle unsern Parrer werrer hun!" Dem Archivrat traten die Tränen in die Augen und er versprach, alles beim Fürsten zu versuchen, bis jetzt habe er ihn gar nicht vorgelassen.

Die Bauern verliefen sich; der Archivrat ging in seines Sohnes Studierstube und setzte sich in die Sofaecke. Wie lange er da still, mit der Hand über den Augen, gesessen hatte, wußte er selbst nicht. Er sah erst auf, als sich jemand leise neben ihm niederließ, und seine Hand von zwei warmen Händen gefaßt wurde. Seine Frau saß neben ihm. „Es wird noch alles wieder gut", sagte sie hoffnungsfreudig, „wir müssen nur Geduld haben; ich fühle es im Herzen, es steht jetzt nicht mehr so schlimm um Karl."

Der Fürst ließ den Archivrat Aslar nicht vor, erwiderte auf sein Gesuch auch nichts, als daß sein Sohn auf der Hausvogtei in Berlin gefangen säße und er nichts für ihn tun könne.

Dorothea war gesund geworden, aber die alte Schwermut war wieder über sie gekommen. Der kleine Karl, der sich prächtig entwickelte, war ihre einzige Freude, aber wenn sie abends am Bettchen des Kindes kniete, fielen heiße Tränen um den gefangenen Vater.

10. Kapitel.

Zwei Jahre waren dahingegangen. Melanie von Waldhaus hatte sich mit dem Junker von Hollersfeld verlobt, und eine glänzende Hochzeit wurde gefeiert. Der Fürst hatte an der Feier teilgenommen, und der Hofkammerrat Waldhaus, der sich jetzt in der Gunst des Fürsten sicher fühlte, wurde in der Weinlaune übermütig, umarmte den Fürsten und nannte ihn seinen treuen Freund. Da schlug die Stimmung um. Am anderen Morgen wurde dem Hofkammerrat mitgeteilt, daß der Fürst ihm einen achtwöchigen Urlaub erteile, damit er sich erholen könne, ihm schiene nicht recht wohl zu sein.

Der Archivrat mußte Waldhausens Arbeit mit übernehmen, und so kam er täglich wieder mit dem Fürsten in Berührung. Mit keiner Silbe mehr bat er den Fürsten für seinen Sohn. Aber die gebeugte Gestalt mit dem weißen Haar sprach wohl mehr als Worte zu dem Herzen des Fürsten. Sehr häufig wurde jetzt der Archivrat wieder aufs Schloß zum Essen geladen; wäre der eine große Kummer nicht gewesen, so hätte er sich in der Nähe des Fürsten in dieser ruhigen Zeit fast wieder so wohl gefühlt, wie in alten Zeiten. Der Fürst schenkte ihm jetzt, wo er nicht durch bösen Einfluß zurückgehalten wurde, wieder volles Vertrauen.

So kam der letzte Tag, ehe Waldhaus zurückkehren mußte, heran; da ersuchte der Fürst den Archivrat einen Brief für ihn zu schreiben. Der Brief war gerichtet an den Bruder des Fürsten, den Prinzen Bernhard, der in Berlin Rittmeister in preußischen Diensten war. Er enthielt die Weisung, bei dem König von Preußen um Entlassung des Pfarrers Aslar aus der Haft zu bitten. „Durchlaucht!", rief der Archivrat und sprang auf. „Schon gut, schon gut, lieber Aslar", winkte der Fürst freundlich ab und setzte seinen Namen und sein Siegel unter den Brief.

Hoffnungsfroh, mit raschen Schritten, als wäre er wieder jung geworden, eilte der Archivrat, nachdem der Fürst ihn entlassen hatte, nach Hause. Die Mutter weinte laut auf, als sie hörte, daß ihr Sohn frei werden sollte. Sie hatte ihrem Manne immer Mut zu machen gesucht, so lange er so hoffnungslos in die Zukunft sah, und nun, da die Hoffnung der Befreiung sich erfüllen sollte, brach der so lange zurückgehaltene Schmerz mächtig aus ihr hervor. Aber bald wurden ihre Tränen linder, und der Archivrat bestellte einen Wagen, in dem sie mit Ernestine nach Greifenstein fuhren, um Dorothea die frohe Botschaft zu bringen.

Wochen vergingen, da wurde der Archivrat zu ungewöhnlicher Stunde aufs Schloß beschieden. Das gab eine zitternde Aufregung im Aslarschen Hause. Würde es sich um die Befreiung des Sohnes handeln. Sie hofften es, und doch fürchteten sie sich davor, denn wenn er frei kommen sollte, warum ließ der Fürst es nicht direkt sagen. In düsteren Vermutungen blieben die Frauen zurück.

Wie langsam schlich die Zeit hin! Kam der Vater denn gar nicht wieder vom Schloß? Ernestine ging ihm entgegen, sie konnte es nicht mehr im Hause aushalten. Auch die Mutter ging hin und her, vom Fenster zur Tür und schließlich in den Garten, zur Gartenpforte hinaus; da sah sie Ernestine auf sich zueilen, ihr Taschentuch schwenkend und der Mutter etwas zurufend, das diese noch nicht verstehen konnte.

Die Mutter zitterte, und hielt sich an der Gartenpforte. „Frei, Mutter, frei!“ tönte es jetzt an ihr Ohr, und gleich darauf umfaßte Ernestine die Mutter und führte sie zur Bank im Garten. Dann eilte sie wieder dem Vater entgegen und führte ihn an ihrem Arm zur Mutter. Die beiden alten Eltern saßen Hand in Hand und konnten nichts anders sagen als: Gelobt sei Gott! (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

KW. **„Um den Eppensteiner Pfandschilling“ oder „Schwedenkönig und Frankfurt.“** Am 27. August 1687 schrieb König Karl XI. von Schweden an den Rat der Stadt Frankfurt, daß die Landgräfin von Hessen-Darmstadt den vom schwedischen Generalfeldzeugmeister, Grafen von Königsmarck auf die Herrschaft Eppstein entliehenen Pfandschilling an dessen Erben zurückzahlen werde: die Zahlung geschehe zu Frankfurt. Da die von Donnersmarck ihm, dem König, viel Geld schuldig seien, ersuche er den Rat, seinem Bevollmächtigten zu Frankfurt, dem Obersten Arentsen, bei der Einziehung dieser Gelder durch Beschlagnahme jenes Pfandschillings behülflich zu sein. Diese Zumutung schien dem allezeit vorsichtigen Rat nicht geheuer. Er lehnte ab, angeblich weil die von Donnersmarck nicht unter der Frankfurter Jurisdiktion stünden, auch durch ein solches Eingreifen des Rats die Auslösung der Herrschaft Eppstein ins Stocken geraten und schließlich die Stadt Frankfurt für allen Schaden verantwortlich gemacht werden könne. Als nunmehr der Schwedenkönig wegen versagter Justiz mit einer Klage beim Kaiser drohte, holte der Rat das Gutachten der Juristen Dr. Marck und Dr. Risor ein. Diese erklärten, daß der vom König verlangte Arrest zuläßig und durch kaiserliche Privilegien der Stadt Frankfurt gestattet sei, ein solcher zu verhängen aber auch ratsam wäre, da sonst der König von Schweden die Frankfurter Kaufleute im Herzogtum Bremen bedrücken könne. Daraufhin willfahrte der Rat dem königlichen Ersuchen, erbat sich aber zur völligen Sicherung vom Kaiser Verhaltungsmaßregeln. Nun ging's auf die Suche nach dem Gelde. Da nun zu dieser Zeit der Frankfurter Kaufmann Bartels zufällig größere Geldsummen in seinem Kellergewölbe aufbewahrte, kam er bei Arentsen in den Verdacht, die Königsmarckischen Gelder in Verwahr zu haben. Umsonst war Bartels' Beteuerung, die Gelder seien Eigentum des Hamburger Großkaufmanns de Hertog; es erging an ihn das strenge Interimsverbot, bis auf weiteres an niemanden diese Gelder auszuhändigen. Vergeblich ersuchte der benachrichtigte de Hertog den Rat, ihm sein Eigentum frei zu geben; er mußte nach Frankfurt reisen und nebst Bartels vor den beiden Bürgermeistern und Arentsen eidlich erklären, daß das Geld nicht Königsmarcks sondern sein Eigentum sei. Nun erst schrieb der Rat an den König, daß er sein Mögliches in dieser Angelegenheit getan habe, und nicht mehr länger mit der Relaxio arresti zurückhalten könne. Trotzdem ließ er den Arrest noch über drei Monate bestehen, was de Hertog zu zwei durch einen Hamburger Advokaten juristisch ausgearbeiteten Beschwerdeschriften veranlaßte, die denn auch den Erfolg hatten, daß der Rat endlich das Geld freigab. König Karl von Schweden aber hat den „Eppensteiner Pfandschilling“ in Frankfurt nicht pfänden können.

J. B.-G. **Keine Krämer auf dem Lande.** Heute erachtet es jedermann für selbstverständlich, daß man selbst im kleinsten Dorfe einen Kramladen hat, der Gelegenheit bietet, mancherlei Bedürfnisse des alltäglichen Lebens leicht und bequem zu befriedigen. Daß es aber noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts verboten war, auf dem Lande Krämerei zu treiben, das erscheint uns gewiß seltsam, obgleich es geschichtliche Tatsache ist. Am 7. Januar 1776 erließ der Fürst Wilhelm von Oranien eine Verordnung, in welcher er ausführt: Nachdem uns zuverläßig ist berichtet worden, daß seit dem letzten Kriege in unsern Fürstl. Nassauisch-Katzenelnbogischen Landen verschiedene Unterthanen auf dem Lande hin und wieder sich Krämerwaren angeschafft haben und damit Gewerbe treiben, so verordnen wir, daß hinfüro alle Krämerey auf dem Lande, in den Dorfschaften, einzelnen Höfen, Hütten und Hämmern gänzlich und bei fünfzig Gulden Strafe aufhören muß und keinem Unterthan auf dem Lande, außer den Städten und Flecken soll erlaubt sein, einige Krämerwaren, sie mögen bestehen, worin sie wollen, zu führen, zu verkaufen oder zu vertauschen. Falls jedoch ein oder das andere Amt, Kirchspiel oder Dorf von den Städten allzu weit entfernt und genöthigt ist, die allerunentbehrlichsten Waren weit herzuholen, so wird unsere Regierung zu Dillenburg ausdrücklich befehligt, auf gebührende Vorstellung hin, gegen eine einmalige Entschädigung an unsere Kasse, die Erlaub zum Betrieb einer Krämerey zu ertheilen.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

* **Hedda Gabler**, Schauspiel in 4 Akten von Henrik Ibsen, zum erstenmal am 8. April. — Seit langem wieder einmal ein klassischer Treffer. Freilich mag für einen großen Teil des Publikums, das in psychologische Tiefen eines Dramas, namentlich wenn diese von der Mystik noch mehr verdunkelt werden, nicht hineinzutauchen vermag, diese Hedda Gabler ein Seelenrätsel sein und bleiben. Der Eingeweihte wird sie kurz so skizzieren: eine allseits übersättigte moderne Dame, die in der Versorgungsanstalt „Ehe“ an der Seite eines äußerst braven, wenn auch pedantischen Mannes kein Genüge findet und nun in dämonischer Freude sich an allen Personen rächen will, die ihr begegnen. So behandelt sie ihren Mann und deren brave Angehörige verächtlich, so schleudert sie ihren verkommenen früheren Anbeter, der auf guten Vorsätzen angelangt scheint, in die Verzweiflung zurück, so daß er untergeht, und will zugleich die Nebenbuhlerin in dessen Gunst ins Herz treffen; so behandelt sie auch den sich ihrer sicher glaubenden „Hausfreund“ mit scheinbar gleicher zynischer Sicherheit. Aber in dem von ihr kunstreich verschlungenen Netze fängt sie sich schließlich selbst, und als nun der Hausfreund sich anschickt es zuzuziehen, da greift sie zur Pistole. Sie zerstört ein gehaltloses Eheleben, aber sie merkt doch noch, wie die beiden anderen Personen, deren Frieden sie genommen zu haben glaubt, ihr Mann und die Freundin, eine neue und bessere Lebensgemeinschaft erbauen werden. Dadurch und daß der eheliche Störenfried abfährt, hat Ibsen auch hier wieder sein Prinzip: die Ehe soll ein reines Verhältnis zweier gleichgestimmten Gatten sein, vertreten und noch dazu verstärkt, indem er die poetische Gerechtigkeit walten läßt, wie sonst fast in keinem seiner Stücke.

Die Titelrolle gab Frau Renier. Leider manierierte sie die blasierte, gelangweilte Doktorsgattin im ersten Akte zu sehr. Ganz im Gegensatz dazu stand ihr Spiel in den Szenen, in denen sich Heddas kakodämonische Natur entfaltet. Da war sie ganz das Weib mit der Lust am Bösen, am Zerstören; wir heben die Szene, in der sie die arme Thea überlistet, jene, in der sie Lövborg in den Tod schickt, und endlich die, in der sie das Manuskript verbrennt hervor. Den guten, besorgten, treu gesinnten ehrlich bleibenden Tesman mit all seiner Pedanterie und Eckigkeit stellte Herr Zollin gut auf die Füße. Den versumpften Lövborg, der aber den Genialismus doch immer noch durchblicken ließ, spielte Herr Leffler in Wort, Gebärde und Gestalt vortrefflich. Herr Schwab gab den Zyniker und Schwerenöter, den Hausfreund Gerichtsrat Brack mit vollendeter Routine. Frl. Ressel als Frau Elvstedt, obwohl im Außeren reizend, war in ihren Bewegungen und im Sprechen wohl etwas zu sehr hastend. Bieder und lieb gab Frl. Pix (aus

Karlsruhe) die Tante Juliane. Auch das Nebenröllchen der treuen Haushälterin Berte war bei Frl. Koller gut deponiert. Die Regie des Herrn Dr. Braumüller hatte trefflich ihres Amtes gewaltet.

Residenztheater.

Am 6. und 8. April gastierte Herr Albert Bassermann vom Lessingtheater zu Berlin in den beiden naturalistischen Dramen „Stein unter Steinen“ von H. Sudermann und „Kollege Crampton“ von G. Hauptmann. Der Inhalt der Stücke ist bekannt; es sei nur hervorgehoben, daß das beidemal volle Haus dem Künstler, der in der Wiedergabe naturalistischer Charaktere in seiner Art unübertroffen dasteht, große Ovationen bereitete; daß ferner das Spiel der Künstler des Theaters sich dem des Gastes vortrefflich anfügte, und also schließlich die beiden Abende sich als „Glanzabende“ erwiesen.

Literatur.

* **In Krieg und Frieden,** 1643—1809. Von Heinrich, Freiherr Langwerth von Simmern. 544 S. Wiesbaden, A. Deffner. — Die Tatsache, daß in adligen Familienarchiven oft höchst wertvolles Material zur zeitgenössischen Geschichte ruht, wird durch die vorliegende Veröffentlichung wiederum schlagend bewiesen. Aus der Fülle solchen Stoffes hat hier eine geschickte Hand ausgewählt und vier biographisch-monographische Schilderungen gegeben, die dem deutschen Historiker neue, interessante Beiträge in historischer und kultureller Beziehung darbieten. Johann Adolf Langwerth von Simmern († 1700) war eine Condottierenatur im Dienste u. a. des kriegerischen Bischofs Bernhard von Münster, dann in jenem von Kurmainz als Kommandant von Erfurt. Sein bewegtes Kriegsleben bringt manches Neue und viele Details aus den Zeiten der Raubkriege. Ein Neffe dieses konvertierten Familienmitgliedes war der katholische Prälat Gottfried Weiprecht von Langwerth († 1741), ein Mann, der seine Lebens- und Berufsaufgabe voll erfaßt hatte, und zuletzt als Weihbischof und Administrator des Bistums Regensburg waltete, wo er auch das Waisenhaus begründete. Als Waisenvater kann man ihn, nach dem, was der Verfasser über ihn zu berichten weiß, mit seinem evangelischen Zeitgenossen A. H. Francke zu Halle in manchen Fällen wohl vergleichen. Seine Nichte war die (evangelische) Freiin Henriette Karoline von Langwerth († 1783), die Mutter unseres großen Stein. Für diese Biographie sind wir dem Verfasser besonders verbunden. Lernen wir noch aus ihr wieder so recht den Einfluß der bedeutenden Frau auf den großen Sohn kennen. Karoline vom Stein ist eine echt deutsche Frau und Mutter gewesen, das war bekannt; aber die rechte Gloriole erhält ihr Bild doch erst durch die Langwerth'sche Darstellung. Ebenso wertvoll ist die Vorführung des Lebens ihres Neffen (die vier Biographien springen stets eine Generation weiter, in die Neffenschaft), des humanen und tapferen Generals der Deutschen Legion, Ernst von Langwerth († 1809), des Großvaters des Verfassers, der leider in der siegreichen Schlacht bei Talavera fiel. Auch hier ist viel schönes und berichtigendes Material verwendet. Neben der geschickten Auswahl ist die interessante Verwertung, die lebensvolle Mitteilung und die stete Bezugnahme auf die allgemeine Geschichte zu loben. Der Stil ist flott und die Schilderungsweise sachlich und natürlich, so daß der Leser unwillkürlich an dem Schicksal der handelnden Personen Anteil nimmt. Das schöne Werk kann als Muster seiner Art gelten.

Neues aus Nassau.

Der Kaiser wird am 11. Mai zur Einweihung des Kurhauses in Wiesbaden eintreffen und sofort von der Bahn dorthin fahren. Die Stadt Wiesbaden wird ein großes Bankett veranstalten.

Die Schwanheimer Mainbrücke ist am 1. April eröffnet worden. Ihre Länge beträgt 200 Meter.

Zu Ende des März befuhren weitere 4 rumänische Torpedoboote den Rhein, um weiter zu Wasser heimzugelangen.

Die Stadt Wiesbaden hat dem „Rennklub“ 200000 Mark gegen hypothekarische Sicherheit zu niederem Zinsfuße geliehen. So kann endlich 1908 „gerennt“ werden.

Das Restaurationsgebäude auf der Lurlei ist nun doch von unten sichtbar. Es soll durch einen Waldpark verborgen, und in diesem soll eine Statue der Lurlei aufgestellt werden. Damit ist u. E. die Denkmalsfrage vernünftig gelöst.

Die Stadt Wiesbaden hat die bekannte Waldrestauration Beausite angekauft und will sie weiter verpachten.

Der Senior der Wiesbadener Stadtverordneter-Versammlung, Kanzleirat W. Flindt, wurde am 9. ds. 88 Jahre alt.

Das alte nassau-usingische Zuchthaus auf dem Michelsberge zu Wiesbaden (s. 1768), dann herzogliches Kriminalgefängnis (s. 1810), zuletzt Polizeigefängnis — Lebenslauf in absteigender Linie — wird eben niedergelegt. Mit ihm verschwinden die schauerlichen Verließe unter der Erde, in denen u. a. einst der Wilddieb Leichtweis saß, und die Zellen, in deren einer der Attentäter Löning sich umbrachte, und wo 1848 Oswald Dietz kurze Zeit gefangen war.

Am 1. Mai feiert das Reform-Realgymnasium zu Wiesbaden sein fünfzigjähriges Jubiläum. Es trat als Höhere Bürgerschule 1857 ins Leben, wurde dann Realschule, Oberrealschule und zuletzt Reform-Realgymnasium.

Nassauischer Geschichtskalender.

April.

19. 1875. Prinz Franz von Nassau, zweiter Sohn Herzog Adolfs, stirbt zu Wien. Er war am 30. I. 1859 geboren und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Zu Hohenburg ist er bestattet.

23. 1738. Herzog Friedrich August von Nassau wird als zweiter Sohn des Fürsten Karl von Nassau-Usingen geboren. Nach dem Tode seines Bruders, des Fürsten Karl Wilhelm, wurde er 1803 Fürst, 1806 durch die Rheinbundsakte Herzog von Nassau. Er starb sohnlos am 24. III. 1816.

24. 1836. Fürst August von Wied-Neuwied stirbt zu Neuwied. Er war am 26. V. 1779 als Sohn des Fürsten Friedrich Karl geboren, wurde 1802 dessen Nachfolger, 1806 mediatisiert, erbte 1824 die Standesherrschaft Wied-Runkel.

25. 1371. Nach einer verlorenen Fehde muß Graf Wilhelm I. von Wied das wichtige Engers an den Kurfürst-Erzbischof Kuno von Trier abtreten.

25. 1547. Die Stadt Wiesbaden wird von einer großen Feuersbrunst eingeäschert.

27. 1810. Gefecht bei Puerto la Piche. Heldenmütige Verteidigung des Leutnants Goedecke vom 2. Regiment Nassau gegen siebenfache feindliche Übermacht bis zum Entsatz. (Spanischer Feldzug.)

Briefkasten.

A. L. in L. Wird nach Wunsch besorgt werden.

Dr. S. in P. Sie werden die Exemplare erhalten haben.

Redaktionsschluß: 10. April.

Inhalt: Sunndags. Derhaam is derhaam! (Gedichte.) Von R. Dietz. — Das Schloß zu Löhnberg. Von G. Lehr. (1. Fortsetzung.) — Goethes Beziehungen zu Antonie Brentano. Von Th. Gesky. (Schluß.) — Die vier westerwälder Kirchspiele des Diezer Vertrags von 1564. Von J. Penner. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (7. Fortsetzung.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 9. Wiesbaden, den 1. Mai 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Frühlingstag.

Waldesduft und Himmelsblau,
Sonnenschein auf grüner Au',
In den Lüften Lerchenschlag:
Sei gegrüßt mir, Frühlingstag!

Herdenglöckchen klingen drein
Zu der Hirten Rohr-Schalmei'n
Und die Blümlein an dem Bach
Schau'n den Wellen träumend nach.

Stiller wird's in Wald und Flur,
Friedlich feiert die Natur,
Selbst die Vöglein schweigen still,
Weil es Abend werden will.

Mondesglanz auf duft'ger Au',
Elfentanz im Perlentau;
Weiß es nicht, wie lang' ich lag
Träumend noch im kühlen Hag.

Frühlingsnacht.

(Worte zu Beethovens Son. Op. 57.)

Frühlingsnacht, umschwebe mild
Mich mit sanftem Mondesglanz;
Holder Ruhe himmlisch' Bild,
Fülle mir die Seele ganz!
Liebliche, süße Träume,
Schwebt in die stillen Räume;
Elfen, im Kreis der Bäume
Dreht euch im Tanz!

Nachtigall, mit süßem Schall
Sing' in duft'ger Maiennacht,
Träumend rausche, Wasserfall,
Halt, o Mondlicht, treue Wacht.
Selige Frühlingsweise,
Töne hernieder leise,
Schwing' dich zum Sternenkreise
Himmlischer Pracht!

Theodor Gesy.

Hartmut von Kronberg.

Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften.

1) Von D. E. Knodt.

Einleitung.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte großer Persönlichkeiten, und die Kirchengeschichte, soweit sie wirklich den Geist und die Kraft des wahren Christentums zur Darstellung bringt, die Geschichte christlicher Charaktere. Auch Nassau hat solche Männer hervorgebracht. Welche leuchtenden Gestalten finden sich unter den nassauischen Grafen und Fürsten, welche Lebenszeugen waren ein Olevianus, Piscator und Alsted! Welche Staatsmänner sind einem Wilhelmus von Nassauen und einem Freiherrn vom Stein an die Seite zu stellen! Welche Segensströme gingen und gehen noch von einem Fliedner, dem Erneuerer des Diakonissenwerkes aus! Mit Recht erneuert man das Gedächtnis derselben. Wer aber weiß Genaueres von einem der besten und biedersten unserer Wahrheitskämpfer im 16. Jahrhundert, von Hartmut von Kronberg? Die folgenden Ausführungen sollen uns diese charaktervolle Persönlichkeit näher bringen.

I. Hartmuts Jugend.

Hartmut erblickte 1488 das Licht der Welt. Sein Vater, Johann IX., war früher kurpfälzischer Amtmann zu Oppenheim; 1489 wurde er Amtmann in Höchst, und bald darauf finden wir ihn als kurmainzischen Vizedom in Aschaffenburg. Er war seit 1483 mit Klara von Helmstedt verheiratet. Hartmut erhielt seine rittermäßige Ausbildung in Heidelberg am Hofe des Pfalzgrafen Philipp des Aufrichtigen. Da Hartmuts Onkel, Philipp VI., damals Marschall der Pfalz war, so läßt sich leicht die Wahl dieses Hofes für die Ausbildung des jungen Hartmut erklären. Heidelberg bot nach jeder Richtung hin viele Anregung; seine berühmte Hochschule bestand schon lange, doch von den Vorlesungen machte der junge Ritter keinen Gebrauch; seine Ausbildung war eine durchaus praktische, und fremde Sprachen hat er nie kennen gelernt. Am 19. April starb Johann IX. in Aschaffenburg, und seine Leiche wurde in der oberen Kirche in Kronberg beigesetzt, wo sich jetzt noch sein Grabstein findet. Im Jahre 1525 starb seine Frau, die neben ihm begraben liegt. Johanns Vetter, Franz von Sickingen, war der Testamentsvollstrecker. Nun war der junge Hartmut Senior des Kronenstammes, und bald darauf Erbmundschenk des Kurfürsten von Mainz. Nachdem er 1509 Burgmann zu Friedberg in der Wetterau geworden war, blieb er dort nur kurze Zeit, da er bereits im August 1511 zum pfälzischen Amtmann und Oberschultheiß in Oppenheim am Rhein ernannt wurde, wo er vier Jahre wirkte. Dreiundzwanzig Jahre alt, gründete er seinen Hausstand, indem er sich mit seiner reichen Base Anna von Kronberg vermählte. Durch diese Heirat erhielt er u. a. das Schloß Altenbaumberg bei Kreuznach, die Sauerburg bei Lorch und viele Güter und Höfe.

Durch seine verwandschaftlichen Beziehungen zu Franz von Sickingen finden wir ihn bald in dessen kriegerischem Gefolge. In einer gegen die Stadt Worms unternommenen Fehde begegnet er uns 1515 als Sickingens Rittmeister, der eine Schaar Reisige führte; dann, ein Jahr später, zog er mit demselben gegen den Herzog von Lothringen, welche Fehde, vom Volksmunde „Schafkrieg“ genannt, harmlos verlief. In jener Zeit treffen wir Franz von Sickingen am Hofe des Königs von Frankreich, Franz' I., in Amboise mit 12 adligen deutschen Rittern, unter denen auch Hartmut sich befand. Die goldene Kette, die wir auf einem späteren Bilde Hartmuts sehen, hat er wohl damals erhalten.

Sehr verhängnisvoll wurde für Hartmut die Beteiligung an Sickingens Feldzug gegen Hessen. Im pfälzischen Kriege war dem Kronberger Geschlecht das pfälzische Lehn Wasserbiblis entrissen worden. Als nun Franz, der wegen seiner Teilnahme an jenem pfälzischen Krieg geächtet war, welche Acht besonders von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen grausam vollzogen worden war, dem jungen, erst vierzehnjährigen Landgrafen Philipp von Hessen im September 1518 den Fehdebrief sandte, gehörte auch Hartmut zu den Bundesgenossen Sickingens. Der junge Landgraf mußte auf die Festung Spangenberg flüchten, und sich zum Friedensschluß bequemen. Die Kronberger erhielten Wasserbiblis wieder und Güter bei Wolfskehlen. Seit jener Zeit grollte der Hesse dem Sickingen und Hartmut von Kronberg.

Als im Jahre 1519 der trotzige Herzog Ulrich von Württemberg durch Reichsexekution verjagt wurde, finden wir auch Hartmut mit dem kaiserlichen Feldhauptmann Sickingen bei den Exekutionstruppen. Bei diesem Feldzuge lernte Hartmut Ulrich von Hutten kennen. Dieser war mitgezogen, um seinen Vetter Hans von Hutten, den Ulrich getötet hatte, zu rächen. Es läßt sich denken, daß der geistsprühende Hutten, der dem neu aufgehenden Lichte der evangelischen Wahrheit so begeistert zugejauchzt hatte, nicht ohne Einfluß auf Hartmut blieb; diese Freundschaft wurde später auf der Ebernburg noch weiter gepflegt.

Als im Anfang des Jahres 1519 die Wahlverhandlungen wegen des neuen Kaisers im gange waren, treffen wir Hartmut bei Sickingen im Hauptquartier der habsburgischen Räte und Wahlagenten bei Höchst am Main. Der französische König hatte Sickingen 30 000 Kronentaler und eine lebenslängliche Rente von 8000 „feineren Sonnenkronen“ geboten, wenn er für ihn bei der Kaiserwahl wirke, war aber energisch abgewiesen worden. Nun zeigte sich der Kaiser Karl V. auch Sickingen und Hartmut nach seiner Wahl erkenntlich, und lieh ersterem ohne Sicherheit und Handschein 20 000 Gulden zur Bestreitung der Wahl- und Krönungskosten, und Hartmut erhielt eine jährliche Pension von 200 Gulden. So waren die Beziehungen Sickingens und Hartmuts zu dem neuen Kaiser die denkbar besten. Aber anders stand es mit ihnen und dem weniger begüterten Adel den „habsüchtigen Tyrannen (Fürsten), und der immer größer werdenden Wüterei der Pfaffen“ gegenüber, wie sich Franz von Sickingen bei der von ihm einberufenen Versammlung der Reichsritter in Landau 1522 ausdrückte. Diesen gegenüber müsse die alte Freiheit des Adels wieder hergestellt werden. So hatten mehr denn hundert Ritter am 18. Juni 1522 einen Verein der mittelrheinischen Reichsritterschaft zu Friedberg geschlossen, zu dessen Ausschuß auch Hartmut gehörte. Auch am Oberrhein, im Kraich- und Rheingau regte es sich, und es entstand „allerhandt clagens unnder der ritterschaft, das ein jeglicher von sein negsten nachtbauern (nachbar) so gewaltiger dann er, betrangt werde“.

In Landau war eine „brüderliche Vereinigung der Ritterschaft“ zu Stande gekommen, und Sickingen wurde zum Hauptmann des Bundes ernannt. Es währte nicht lange, da zog plötzlich Sickingen gegen Richard, Erzbischof von Trier zu Felde. Seine Gründe für diesen tollkühnen Angriff sind nicht ganz aufgeklärt. Einige seiner Freunde, wie der edle Hartmut von Kronberg, ebenso der frühere Franziskaner Heinrich von Kettenbach, betonen die religiösen Motive Sickingens, während dieser in erster Linie standespolitische Rücksichten verfolgte. Hartmuts Charakter zeigt sich gerade bei dieser Sache in schönem Lichte. Er hielt es nicht mit seinem Gewissen vereinbar, Lehnsmann eines geistlichen Fürsten zu sein, der „dem Worte Gottes die Tür aufs heftigste erschlossen hatte.“ So sagte er dem Erzbischof seine trierischen Lehne auf, 2 Huben zu Eschborn und 40 Gulden Rente. Auf dem Reichstag zu Worms hatte Luther gerade viel mit dem Erzbischof von Trier verhandelt, und Hartmut hatte sich mit dem ganzen Feuer seines warmen Herzens für Luther bei Richard verwendet und im stillen gehofft, der Erzbischof werde dem Evangelium Raum geben. Das war nicht geschehen, darum sagt sich Hartmut von ihm los und sieht in dem Unternehmen Sickingens einen Versuch „dem Evangelium und dem Worte Gottes eine Tür zu öffnen.“

In seinem uns noch erhaltenen Briefe vom Anfang September 1522 schreibt er: „Ew. Fürstl. Gnaden haben noch gut wissens, welchermaßen ich Ew. Fürstl. Gnaden gewarnt habe auf dem vergangenen Reichstage zu Worms, und wie dieselbige Warnung billig hätte hochgeachtet werden sollen, weil sie Gottes Wort betrifft. Deshalben sollten Ew. F. G. solche getreue Meinung nicht meiner Person nach, als der ich geringen Verstandes bin, aufgenommen haben. Das Wort ist ein allmächtiger und gewaltiger Richter des Himmel- und Erdreichs und aller Kreaturen. So ich erkundiget habe und mit Schmerzen wahrhaftiglich erfahren, wie ganz unachtsam das Gottes Wort bei Ew. F. G. und in dem Stift Trier gehalten wird. Und dann keine Unterschied ist unter denen, die den Herrn Christum leiblich gekreuziget haben, oder aber unter denen, die bei diesen Gnadenzeiten das göttliche Wort wissentlich verfolgen und verachten. . . . demnach dieweil ich E. F. G. Lehnsmann und deshalb sonderlich verpflichtet gewesen, auch herzlich lieb gehabt, und noch, dieweil mir aber keineswegs zu Mut ist, auch sich nicht gebührt, alles Zeitliche, es seien Länder oder Güter, auch nicht meine Mutter, Weib, Kinder und mich selbst mehr lieb zu haben, als Gott, . . ., darum will mir aus oben erzählten Ursachen weiter E. F. G. verpflichtet zu bleiben, beschwerlich sein, deshalben schrieb ich E. F. G. hiermit meine Lehen und dieselbige Pflicht auf.“ Hartmut verspricht dann am Schlusse des Briefes, er wolle für den Erzbischof beten, daß er das reine, lautere Evangelium annehmen und dadurch der „allergreulichsten gotts straff, die allen beharrenden verechttern gotts worts verhaysen ist“, entfliehen möge. So handelte Hartmut durchaus nach seinem Gewissen und faßte Sickingens Plan viel zu ideal auf. Nur aus Liebe zur Reformation, um dem Evangelium eine Gasse zu machen, unterstützte Hartmut, ohne sich die Folgen recht klar zu machen, und da er es doch nicht ändern konnte, als Franz von Sickingen gegen den Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau zog und Trier belagerte, ersteren mit Rat und Tat, ohne sich indessen persönlich an dem Feldzuge zu beteiligen. Er hatte vorher sogar bei den Räten des Erzbischofs und bei Franz versucht, den Konflikt gütlich beizulegen, aber ohne Erfolg. Hierauf übernahm er die Bewachung der Ebernburg, „nachdem der from Franziskus von Sikkingen jetzt ausgezogen, die gotts findt (feinde) zu straffen.“ Er sieht, wie Kück (Die Schriften Hartmuts von Cronberg, Halle 1899, Einl. XXXVIII) auf Grund von Marburger Archivalien schreibt, beiden zu, „dieweil er's nit wenden mögen.“ Gleichzeitig aber zieht er auf Anregung Sickingens der „noch auf friedliche Beilegung hofft, und dann im Dienste des Kaisers gegen Frankreich marschieren will“, westlich der Ebernburg Reiter zusammen, um diesen etwaigenfalls nach Frankreich zu folgen. (Nach diesen Worten des durchaus zuverlässigen Hartmut hatte Sickingen diesem seinen Trierer Feldzug also möglichst harmlos vorgestellt.) Nach Sickingens Aufbruch von Trier richtet der bereits genannte am 16. September von der Ebernburg aus ein Schreiben an das Reichsregiment, worin er sich erbietet, auf Erfordern des Statthalters und Regiments ohne Geleit nach Nürnberg zu kommen und sich wegen aller Worte und Werke zu verantworten. Das Regiment antwortet, ohne ihm aber „Trost oder Hülfe zu beweisen“. (Dieses Schreiben teilt von Ompteda, wie es durch einen sächsischen Gesandtschaftsbericht erhalten ist, mit. („Die von Kron-

berg", S. 294.) Es heißt daselbst: Hartmann (so wird oft statt Hartmut geschrieben) hat gebeten, daß die Wahrheit und das Wort Gottes nicht weiter unterdrückt werde. Auf die Aufforderung, die Ebernburg zu verlassen, erwiderte er, daß es ihm, da Franz von Sickingen ausgezogen sei, die Gottesfeinde zu strafen, und er ihm die Ebernburg zu hüten aufgetragen habe, es ihm nicht gebühre, jetzt davonzuziehen. Sobald aber Sickingen wiederkomme, wolle er nach Nürnberg kommen, und dort anzeigen und auch machen, daß „Eure Gnaden und Gunsten alle mit solchen und viel größeren Strafen würden belegt werden, wenn E. G. und Gunst der Wahrheit und dem Worte Gottes nicht mehr Ehre und Platz geben werden, als bisher geschehen." Der sächsische Bericht fügt hinzu: „Und diese Epistel ist sehr schön und abenteuerlich (mutig), darauf ihm auch die Fürsten und Herren des Reichsregiments auf seine Bitte Antwort gegeben haben, aber dieselbige ist nicht zu schreiben." Sie war nämlich besonders von seiten der geistlichen Stände sehr ungnädig. Daß Hartmut bei aller Reinheit seiner Gesinnung in bezug auf die Bekämpfung der Feinde des Evangeliums damals noch alttestamentlich dachte, schimmert hier durch; die mittelalterliche Anschauung, in der er unterrichtet war, machte sich hier noch geltend.) Im Oktober wird Hartmut als Helfer des inzwischen geächteten Sickingen und als Landfriedensbrecher von den Truppen des Landgrafen von Hessen, des Kurfürsten von der Pfalz und des Erzbischofs von Trier mit Krieg überzogen und Kronberg belagert. Kronberg ergab sich, obgleich es Hartmut einige Tage heldenmütig verteidigte, doch der Übermacht am 15. Oktober 1522. Hartmut war vor der Übergabe, wahrscheinlich bei Nacht, glücklich seinen Feinden entkommen. Von einem heimlichen unterirdischen Gang ist nichts zu finden.

Ein Kronberger, Tendel mit Namen, der diese Belagerung beschrieben hat (Vgl. Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde, IV S. 470 ff.), erzählt, der Landgraf habe 1500 Reisige, der Pfalzgraf 600 und der Kurfürst von Trier 400, im ganzen 3000 Reisige und Bauern gegen den Ort geführt, der nur 160 Bürger zählte, und von nicht mehr als 20 Reisigen, 60 Landsknechten und 300 Bauern aus Eschborn und Niederhöchstadt verteidigt werden sollte. Zwei Tage lang wurde auf die Stadt und das Schloß geschossen, so daß man sich kaum noch in der Stadt halten konnte. Die größten Steine, einer wog 75 Pfund, wurden in die Stadt hineingeschossen. Der Landgraf Philipp richtete eigenhändig mehrere Geschütze. Obgleich die Bewohner von Kronberg mit dem Junker Quirinus an der Spitze die Übergabe an den Pfalzgrafen als Vertreter des Kaisers vorschlugen, ging man nicht darauf ein. Endlich ging die Übergabe doch vor sich. Die Fürsten gelobten den Bürgern, sie bei ihrem Herkommen und Freiheiten zu lassen und setzten den Junker Cyriakus von Dannsingen zum Amtmann ein. Eine kleine Besatzung von Landsknechten blieb in Kronberg zurück.

Die drei Fürsten nahmen zuerst gemeinschaftlich von der Herrschaft Besitz, später aber wurde dieselbe dem Landgrafen von Hessen überwiesen und trotz aller Einsprachen und Bitten 19 Jahre lang dem rechtmäßigen Besitzer vorenthalten. Es war von Philipp eigenmächtig gehandelt, ein Reichslehn, das doch der ganzen kronbergischen Familie gehörte, ohne Billigung des Kaisers an sich zu reißen. Philipp zürnte, wie oben bemerkt wurde, den Kronbergern schon lange, weil dieselben 1518 in Gemeinschaft mit Sickingen ihre ihnen früher von Philipps Vater entrissenen Besitzungen im Ried wieder zurückerobert hatten. Der arme Hartmut mußte nun fliehen und lebte in der Verbannung. Aber er legte nicht die Hände in den Schoß, sondern versuchte alles, um wieder zu seinem Rechte zu kommen. Er wandte sich an einflußreiche fürstliche Persönlichkeiten, an das Reichsregiment und an den Kaiser selbst, dem er einmal nach Spanien nachreiste. Dieses wird später im Zusammenhang erzählt werden, jetzt werfen wir einen Blick auf das innere Leben Hartmuts.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß zu Löhnberg.

3) Von G. Lehr. (Schluß.)

Die Aussagen der Zeugen waren also den Ansprüchen des Dillenburgers auf das Löhnberger Schloß günstig. Doch ist wohl zu bemerken, daß sämtliche Zeugen Untertanen des Grafen Johann waren, und daß die Zeugenvernehmung nicht etwa vom Reichskammergericht vorgenommen wurde, sondern auf Veranlassung des Grafen Johann von Dillenburg von einem Amtmann desselben. Die ganze Vernehmung war also in diesem Falle Privatsache, und hatte wohl wenig Einfluß auf den Gang des Prozesses vor dem Reichskammergericht. Interessant sind uns aber heute die Fragen und Antworten wegen der mancherlei Angaben über die damaligen Zeiten und die Geschichte unseres Schlosses. Wenn oben die Vermutung ausgesprochen wurde, daß schon in den ersten Jahrhunderten (1320—1560) das Löhnberger Schloß zeitweilig von den Grafen der Dillenburger bezw. der ottoischen Linie des Hauses Nassau bewohnt worden ist, so ergibt die obige Zeugenvernehmung den urkundlichen Beweis, daß wenigstens der letzte Graf der besonderen beilsteinischen Linie wiederholt im Löhnberger Schloß residierte, und daß seine Witwe, die Gräfin Anna, hier gestorben ist.

Graf Albrecht von Saarbrücken starb 1593, Graf Johann der Ältere 1606. Aber ihre Söhne setzten den Streit um den vierten Teil des Löhnberger Schlosses fort. Als nämlich im Jahre 1613 Graf Georg von Nassau-Beilstein, der Sohn Johanns des Älteren, am Schlosse bauen ließ, erhob der Sohn und Nachfolger Albrechts, Graf Ludwig von Nassau-Saarbrücken, durch seinen Oberamtmann Gottfried vom Stein Einspruch dagegen, daß der sogenannte Landgräfische Turm, welcher N.-Saarbrücken gehöre,

abgebrochen werde. Graf Georg antwortete, er habe zwar am Landgräfischen Turm noch keine Baunungen vornehmen lassen; aber abgesehen davon, sei überhaupt das Schloß zu Löhnberg von ihm allein und seinen Vorfahren eingehabt, genutzt, gebraucht, besessen und ersessen und bis dahero auch durch seine Keller allein verschlossen, verwahrt, auf- und zugetan worden. Auch weist Graf Georg darauf hin, daß Graf Albrecht seinerzeit mit seinen Ansprüchen nicht durchgedrungen sei. Aber damit ließ sich Ludwig nicht abfertigen, sondern wandte sich vielmehr an die Wetterauische Grafen-Korrespondenz um Vermittelung mit folgendem Schreiben:

„Meinen Wohlgeborenen lieben Vettern und Gevattern Ew. Gnaden mag ich fürhalten, obwohl das Schloß Löhnberg beneben auch Wohlgeboren meinem lieben Vetter Graf Georg zu Nassau-Katzenelnbogen mir in Gemeinschaft zuständig, dahero Seiner Liebden nit gebühret mir zu Nachtheil etwas zu innovieren (erneuern), so hat doch unangesehen zu unterschiedlichen Malen wohlermelter mein freundlich lieber Vetter in Wüligkeit sich gelüsten lassen, etliche alte, mir zuständige Gebäu, benamtlich eine Mauer nächst dem Landgräfischen Turm zu ändern und abzubrechen, auch andere neue Bau mit Einziehung noch anderer lediger Plätze in besagtem Schloß Löhnberg anzufangen. Wann dann nit verantwortlich sein will, mehrbesagtem m. fr. lieben Vetter solchen Ohnfug gut zu heißen oder zu gestatten, gleichwohl diese Differentz ohne Weiterung meinestheils gerne beigelegt sehen möchte.

Als hab ich nicht umgehen wollen, ein solches an E. L. als unserer der Wetterauischen Grafen Correspondentz Ausschreibende und Adjunkten gelangen zu lassen.

Und ist demnach an E. L. mein freundliches Bitten, sie geruhen, meinen freundlich lieben Vetter dahin zu erinnern, die innige Bäu, so mir zu Nachtheil geändert, ohnverzüglich wiederumb pristinum statum (in früheren Zustand) zu richten und hinfüro dergleichen ohnfügsam Beginnen sich gänzlich zu enthalten.

Datum Hohenburgk, den 29. Augusti Ao 1613.

E. L.

Dienstwilliger Vetter, Bruder und Gevatter Ludwig Graf zu Nassau.

Denen Wohlgeboren Wolfgang Ernsten Grafen zu Ysenburg und Büdingen, Johannen Grafen zu Nassau-Katzenelnbogen, Vianden und Diez, Herrn zu Beilstein, und Johann Albrecht Grafen zu Solms, Herrn zu Münzenberg, Wildenfels und Sonnenwalde, Kurfürstlich Pfalz. Oberhofmeisters zu Heidelberg, meinen besonders freundlichen lieben Vettern, Brüdern und Gevattern, sambt und sonders."

Die 3 Grafen von Ysenburg, Nassau und Solms richten nun in einem Schreiben, datiert Frankfurt den 24. September 1613, an den Grafen Georg das Ersuchen, alles am Schloß Löhnberg wieder in früheren Zustand zu setzen, wenigstens aber von weiteren Bauungen abzusehen, bis eine Besichtigung des Schlosses durch Augenschein erfolgt und die Irrung beigelegt worden sei.

Graf Georg findet zwar den Einspruch des Grafen Ludwig gegen seinen Bau befremdlich, da er ja und seine Vorfahren stets im Besitze des Schlosses zu Löhnberg gewesen sei. Doch will er Kaution leisten, damit der Bau nicht weiter gehindert werde, und erklärt sich gerne bereit, sich dem Urteil der Wetterauischen Grafen-Korrespondenz zu unterwerfen. (Schreiben vom 8. Oktober 1613). Weitere Akten über diesen Streit sind nicht mehr vorhanden. Doch ist anzunehmen, daß die Wetterauische Grafen-Korrespondenz kein entscheidendes Urteil in der Streitsache gefällt hat. Der Streit ruhte zwar, wie es scheint, die folgende Zeit. Kein Wunder! Der nun bald hereinbrechende Große Krieg gab den nassauischen Grafen andere Dinge zu bedenken, als sich um den vierten Teil des Löhnberger Schlosses zu streiten. Aber der Streit war nur aufgehoben, nicht endgültig beigelegt. Es kam im 17. und 18. Jahrhundert noch mehrmals zu kleinen Reibereien. Als der diezische Amtskeller im Jahre 1689 den Schloßplatz mit Bäumen bepflanzen und mit Planken einfriedigen ließ, wurde von weilburgischer Seite dagegen protestiert. Es fand eine Ortsbesichtigung statt, und man einigte sich dahin, daß derjenige Teil des Schloßplatzes, der bis dahin noch frei geblieben war, nun durch die Regierung von Weilburg eingefriedigt wurde. Dagegen wurde im Jahre 1691 das Ersuchen des Weilburger Amtmannes um einen Schlüssel zur Tür des Schlosses rundweg von der nassau-ottoischen, diezischen Regierung abgelehnt. Doch hatten die Weilburger die Genugtuung, noch zweimal einen Protest quam solemnissime (so feierlich wie möglich) bei den Diezern, welche damals das Schloß inne hatten, anbringen zu können, nämlich im Jahre 1700, als die Diezer das Dach des Schlosses reparieren ließen, und im Jahre 1711, as sie einige Ausbesserungen am Gemäuer vornahmen.

Die letzte Erwähnung des Löhnberger Schlosses in den Akten des Staatsarchivs, datiert aus dem Jahre 1754. Damals lag eine fürstlich oranische Besatzung im Schlosse. Die Löhnberger weigerten sich aber, das nötige Brennholz für das Militär zu liefern. Deshalb erbittet sich der Amtmann Grüter, die Zufuhr des nötigen Brennholzes aus den Waldungen des oranischen Amtes Beilstein. Auch diesmal hatte es die weilburgische Regierung nicht versäumt, gegen die Einlegung des militärischen Kommandos ins Löhnberger Schloß bei der Dillenburger Regierung Protest einzulegen wegen violatio territorii communis (Verletzung des gemeinschaftlichen Territoriums).

So weit gehen die Nachrichten aus dem Königlichen Staatsarchiv zu Wiesbaden über das Schloß zu Löhnberg. Im 19. Jahrhundert wurde es dann, wie schon am Eingang hervorgehoben, als Zehntenscheuer benutzt. Da, am 5. September 1900, nachmittags 3 Uhr, ertönten plötzlich alle Glocken. Man brauchte nicht lange zu fragen: „Wo brennt es?" Die hoch gen Himmel lodernden Flammen zeigten nur zu deutlich, daß das altehrwürdige Schloß, die alte Laneburg, das Wahrzeichen Löhnbergs, in Brand geraten war. An Löschen war nicht zu denken, da das ganze Gebäude mit brennbaren Stoffen, Holz, Stroh, Heu, angefüllt war. Die Feuerwehr mußte

sich darauf beschränken, die benachbarten Gebäude zu schützen. Schaurig schön war der Anblick des brennenden Schlosses, namentlich des abends. Aber eine Stätte mit mancherlei geschichtlichen Erinnerungen ist seitdem in Trümmer gesunken.

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)

Die vier westerwälder Kirchspiele des Diezer Vertrages von 1564.

2) Von J. Benner. (Schluß.)

Kleinholbach hatte 1564 4 Molsberger, 1 landgräflichen, 1 nassauischen Leibeignen, und je 1 war den Diezer Grafschaftsherren und den Reifenbergern. Der Zehnte tat an Korn und Hafer je 10 Malter jährlich, wovon die Hälfte den Stiftsherren zu Dietkirchen, die andere Hälfte den Freien von Dern, Hilchen von Dernbach, Dietrich von Waldmannshausen und Dietrich zu Weltersburg gehörte. Das Kloster Marienstatt hatte auch hier ein Hofgut, welches jährlich 14 Malter Frucht brachte; ferner besaß Junker Johann von Laurenburg ein solches mit ungefähr 13 Maltern Ertrag. In seiner Gemarkung waren 3 Mühlen, welche vom Wassergang den Diezer Grafschaftsherren 3½ Malter Pachtkorn gaben. Klein- oder Wenigenfrenz war in 1564 anscheinend schon ausgegangen; die Zehnten von seiner Gemarkung bezogen die Jungfrauen zu Spurkenburg und die Freien von Dern. Kleinholbach hatte von Wenigenfrenz 12 Höfe und gab davon an Grewenhafer aufs Haus Diez 1 Malter, gen Nassau 4 Malter, gen Hadamar 2 Malter. Der kleine Zehnten war 1564 in Kleinholbach von Heu, Lämmern, Ferkeln, Flachs, Rüben und Hahnen zu entrichten und fiel denselben Herren zu wie der große Zehnte. Von seinen Wäldern hatte es 3 Malter Grewenhafer gen Diez zu geben. Jedes Haus gab ferner 1 Simmer Sandhafer.

In Girod hatten die Pfarrei Nentershausen, die Freien von Dern, Hilchen von Dernbach, Junker Dietrich von Waldmannshausen und Junker Dietrich zu Weltersburg den Zehnten. Hier waren 3 Mühlen: die Ettersmühle, welche gen Diez 1 Malter Korn sowie den Jägern der Grafschaftsherren 3 Albus und den nassauischen 6 Albus abgab; die gleichen Abgaben hatte die Nortenmühle; Franz Heinze Mühle gab gen Diez 2 Malter Korn und den Jägern 9 Albus Geld. Ein Hof gehörte hier Balthasar von Staffel; der Hofmann entrichtete davon jährlich 20 bis 24 Malter Frucht, 9½ Malter Zinshafer, 11 Gänse, 13 Hühner und 15 Albus an Geld. Ein Junker Riedesel bezog ebenfalls davon Zinsen. Helwigs Konrad zu Montabaur hatte einen Hof in Girod, welcher jährlich 11 Malter Frucht einbrachte. Die Gemeinde gab Grewenhafer vom Wasser, der Weide und den Wäldern jährlich gen Diez 2 Malter, gen Hadamar 6 Malter, gen Nassau 4 Malter, an den Vogt von Nassau gen Hadamar 7 Simmer Korn (Vogtmaß) und einen Hahn, dem Spital zu Montabaur jährlich ungefähr 40 Malter Zinsfrucht. Jeder „Rauch" gab einen Sester Sandhafer. Eigenleute waren 6 Häuser und 1 Mann trierisch aufs Haus Molsberg, 3 nassauisch, 6 diezisch und 9 isenburgisch.

Niedererbach gab im Jahre 1564 den Zehnten an die Pfarrei (Nentershausen). Es wird zwar hier und da bezweifelt, ob Niedererbach zur Pfarrei Nentershausen gehört habe, weil die Kirche in Niedererbach schon vor 1564 existierte. Allein dieser Grund ist nicht immer stichhaltig; denn in den Filialorten waren schon damals wie heute vielfach Gotteshäuser anzutreffen. In 1446 wird ein Gerhard Sprikaster von Waldmannshausen als Pastor in Niedererbach im Gericht Nentershausen, erwähnt. Zwei Glocken in der Kirche stammen aus 1447. Es ist auch möglich, daß sich in dem Diezer Vertrag von 1564 die Bezeichnung „Kirchspiel" nicht mit „Pfarrei" deckt. An anderen Stellen, wie bei Vogel, heißt es auch statt Kirchspiel „Gericht". Jedoch waren die Gerichte, soweit ich es übersehen kann, Kirchspielgerichte. Der Zehnte zu Niedererbach betrug jährlich etwa 12 Malter Korn und 8 Malter Hafer. Zwei Höfe in der Gemarkung gehörten dem Kloster Marienstatt; 4 Eigenleute waren trierisch aufs Haus Montabaur, 2 nassauisch, 6 diezisch und 2 den Reifenbergern. Der ganze Wald gehörte dem Kurfürsten von Trier; die Nutznießung aus dem Walde hatte die Gemeinde gegen Lieferung von jährlich 3 Maltern Hafer, die der Schultheiß zu Elz in Empfang nahm.

Görgeshausen hatte 2 Mühlen und gab den Zehnten an „Spurkenburg" (wohl den Jungfrauen zu Spurkenburg?), Dern und den Reifenbergern zu Weltersburg. Die Eigenleute gehörten 2 nach Trier, 2 waren landgräflich, 3 nassauisch, 5 diezisch und 1 isenburgisch. Die beiden Mühlen, Peter Heimann und Thieljosten gehörig, gaben je 1 Malter Pacht jährlich vom Wassergang an die Grafschaftsherren. Der Wald war hier ebenfalls trierisches Eigentum, und es hatte die Gemeinde für die Nießung 7 Malter (Haufmaß) und jedes Haus einen Hahnen an den trierischen Erheber, den Schultheißen zu Elz, abzuliefern.

Das Kirchspiel Salz umfaßte im Jahre 1564 folgende Ortschaften: Salz mit 6, Roden (Roth) mit 8, Hausen mit 5, Neuroth mit 2, Bülkheim (Bilkheim) mit 5, Wanscheidt mit 7, Herschbach mit 7, Seinscheidt mit 9, Werstorf (Wörsdorf) mit 8, Mehren mit 6, Kölbingen mit 8, Berg mit 2, Schönberg mit 1, Müllingen (Möllingen) mit 2, Hertlingen mit 5, Westert mit 2, Elben mit 6, zur Reuthen (Raden) mit 2, Hof Witzelbach mit 1, Brandscheid mit 7, Pfeifensterz mit 9, Rodenbach mit 7, Himburg mit 6, Haindorf mit 2, Obersayn mit 6, Haan (Hahn) mit 9, Uf der Sein bei dem Schlag mit 2, Elmungen (Elbingen) mit 6, Niederhaan mit 2 Feuerstätten. In Salz hatten die von Brambach einen Hof, in Roth die Junker von Mudersbach und von Langenau; ein Hof, genannt der Diezer Hof, zu Roth gehörte dem Kloster Marienstatt. Dasselbe Kloster hatte auch

einen zweiten Hof zu Roth. In Hausen (ausgegangen) hatten die Junker von Reifenberg, die von Brambach, die Freien von Dern und Ottensteins zu Freusberg Höfe, und ein Höfchen war Junker Dietrich von Hadamar. In Neuroth gehörte ein Hof Philipp und Johannes von Reifenberg, in Bilkheim je ein solcher den von Brambach und den Junkern von Schönsalz. Salz bildete mit Roth, Hausen, Neuroth und Bilkheim ein Zech mit einem Heimburger (Erheber). Herschbach und Wanscheidt hatten einen Heimburger; ebenso die drei Orte Seinscheid, Wörsdorf und Mähren, während alle übrigen 19 Ortschaften sich mit einem einzigen begnügen mußten. In Salz bestand seit 1255 ein Stift „Unserer lieben Frauen", welches aber schon im Jahre 1289 nach Diez verlegt worden war; 1564 bezog hier den Zehnten die Pfarrei Salz mit jährlich 30 bis 40 Maltern Frucht. Von den Eigenleuten waren 4 trierisch aufs Haus Molsberg, 7 diezisch, 1 nassauisch gen Hadamar; 8 gehörten den von Brambach, 4 den Reifenbergern, 2 Kaspar von Irmtraud und 2 Ottenstein von Hachenburg. In Roth und Hausen bezogen die Stiftsherren zu Diez die Hälfte des Zehnten mit jährlich 9 bis 10 Maltern Frucht. Das Salzer Zech gab den Grewenhafer den Grafschaftsherren gen Hadamar mit jährlich 5 Maltern, außerdem Grewengeld usw.

In Herschbach und Wanscheid war der Zehnte den Stiftsheren zu Diez und den Herren von Reifenberg. Letztere Familie, die von Brambach und die Köthe von Wanscheid hatten hier Höfe. Diez hatte hier 1, Westerburg 3, Reifenberg 6, Reifenberg-Waldmannshausen 1 und Brambach 2 Eigenleute. Wanscheid ist bekannt durch das hier früher ansässige Adelsgeschlecht der Köth von Wanscheid.

In Wörsdorf hatten die Grafschaftsherren von Diez den Zehnten. Mit Höfen begütert waren hier die Adeligen von Reifenberg, welche den Mühlenhof besaßen, Dietrich von Waltershausen (wohl Waldmannshausen) und die von Brambach, letztere mit dem Ottensteiner Hof. Junker Quirin von Eltz und Junker Philipp von Vorbach (Burbach) hatten gleichfalls in Wörsdorf Hofgüter. Die Eigenleute gehörten 6 den Herren von Westerburg, 1 den von Ottenstein und 1 den Herren von Brambach.

Kölbingen gab den Zehnten an das Stift zu Diez. Hier war ein Hof halb den Herren von Brambach und die andere Hälfte den von Westerburg. Zu Berg hatten die Junker von Hadamar ein Hofgut, das erblich verliehen war für 10 Malter Hafer jährlich. In Kölbingen waren 2 Eigenleute diezisch und 6 den Herren von Westerburg. Berg hatte 2 Brambachs-Eigenleute. Bei Kölbingen wird ein Hof zu Ertlungen (wohl Härtlingen) erwähnt, welcher den Junkern von Irmtraut war, die ihn auch bewohnten. In Schönberg war nur 1 Leibeigener und zwar der Familie von Brambach gehörig. Hier hatte diese Familie auch ihr Stammhaus. Härtlingen gab ebenfalls den Zehnten an das Stift Diez, jährlich etwa 11 Malter; 4 Eigenleute waren hier den Herren von Irmtraud und 1 den von Brambach. In Westert bezogen die Herren von Brambach den Zehnten. Drei Höfe waren hier, von denen 2 den Adeligen von Brambach und 1 den von Irmtraud gehörten. Diese beiden Herrschaften hatten auch je 1 Leibeigenen hier.

Bei Elben lag ein Hof, der Memminger Hof genannt, welcher ein trierisches Lehen war, das der Junker Dietrich von Waldmannshausen inne hatte. Die 6 Eigenleute zu Elben waren den Adeligen von Westerburg. Der Zehnte war hier wie in dem benachbarten Kaden dem Stifte Diez und machte jährlich etwa 9 Malter Hafer. In Kaden befand sich 1 trierischer Leibeigener und 1 gehörte Irmtraud. Witzelbach hatte 1 irmtraudischen Leibeigenen.

Brandscheid hatte einen großen Wald, den „Geisenwald", aus welchem die Adeligen von Reifenberg wegen etlicher Höfe 24 Malter Hafer, 24 Hühner, 24 Käse und mit jedem Malter Hafer 20 Albus Geld zogen. Hier waren 5 Eigenleute den Herren von Westerburg und 2 den von Irmtraud. Der Zehnte gehörte dem Stifte Diez, welches ihn auch in den Orten Rothenbach und Pfeifensterz bezog. In Rothenbach waren die Eigenleute trierisch und westerburgisch, während es in Pfeifensterz diezische, nassauische und Brambachs-Eigenleute gab. In Pfeifensterz hatten die von Brambach einen Hof, genannt der Kunenhof; die von Stein zu Molsberg und Philipp von Langenbach waren ebenfalls mit je 1 Hof begütert. Das benachbarte Himburg entrichtete den Zehnten gleichfalls an das Stift Diez, und es hatte Eigenleute der Herrschaften Trier, Westerburg und Brambach.

In Haindorf und Obersahn war der Zehnte dem Junker Balthasar von Staffel. In ersterem Orte gehörten 2 Eigenleute den Grafen von Sayn und 3 waren trierisch aufs Haus Molsberg. In Obersahn hatte Nassau 1, Westerburg, 2, Sayn 5, Isenburg 2, und Braubach 1 Leibeigenen. Von den Eigenleuten zu Hahn gehörten 2 Diez, 1 Westerburg, 2 Reifenberg, 3 Brambach und 2 Irmtraud und in Niederhahn 2 Isenburg. Der Zehnte in beiden Hahn war dem Stifte Diez halb und die andere Hälfte dem St. Jos.-Altar zu Salz und brachte jährlich etwa 42 Malter Frucht. „Bei dem Schlag"[1]) hatte 2 trierische und 1 Brambachs-Leibeigenen. In Elbingen war der Zehnte dem Stifte Diez, und die Eigenleute gehörten 4 zu Reifenberg, 1 Brambach und 1 Irmtraud.

Das Kirchspiel Meudt zählte: Weidenhahn mit 26, Rupach über dem Bach mit 14, Langwiesen mit 4, Zehnhausen mit 7, Goldhausen mit 10, Untersahn mit 12, Eisen mit 5, Sahnerholz mit 16, Niederahr mit 24 und Oberahr mit 27 Feuerstätten. Meudt, das Dorf, hatte 36 Feuerstätten, es war binnen den Pfahlschlägen mit Grund und Boden Isenburg und Wied, gehörte weiter mit in die Grafschaft Diez (also außer den Pfahlschlägen); „denn mit nachfolgender Gerechtigkeit: die hohe Oberkeit, dazu ist den Grafschaftsherren zu Diez über Hals und Bauch zu richten, und blödige Wunden Diebstahl und Steinwurf müssen zu Diez verteidingt werden zuvor; darnach auch Isenburg und Wied ein Abtrag tun." „Angriff im Dorf" hatten Wied und Isenburg; „sie behielten den Missetäter bis an den dritten Tag, darnach lieferten sie denselben hinaus vors Dorf den Grafschaftsherren zum richten." Bürgerliche Strafen und Wetten gehörten ebenfalls Wied und Isenburg. Das Gericht im Dorf gehörte den Grundherren zu Isenburg zu 2 Teilen und Wied mit 1

[1]) An dem Schlagbaum oder der Grenze.

Teil und die Exekution den Grafschaftsherren zu Diez. Der Zehnte war den Stiftsherren zu Limburg, den Freien von Dern, den Adeligen von Brambach, von Ottenstein und Philipp von Wallendorf (Walderdorff). Die „Nachbarn" in Meudt hatten den Zehnten gepachtet für 64 Malter Hafer und 6 Reichsthaler Geld jährlich. Von den Eigenleuten in Meudt waren 4 nassauisch, 2 diezisch, 4 trierisch aufs Haus Molsberg, und 26 gehörten dem Hause Isenburg.

Weidenhahn gab 1564 den Zehnten an das Stift Limburg. Die Adeligen von Sottenbach trugen von Nassau Geldrenten von den Vogtleuten zu Weidenhahn zu Lehen. Die Eigenleute gehörten zu 5 Nassau, 3 dem Hause Diez, 2 nach Sayn, 1 nach Westerburg, 4 nach Isenburg, und 2 waren den Reifenbergern. In 1564 werden hier folgende Einwohner genannt, die Pferdegeld zu zahlen hatten: Monsch Adam, Peter Schneids Hamme, Monsch Simon, Monsch Johann, Monsch Henrich, Monsch Jost, (Monsch ist wohl der jetzt in dieser Gegend noch vorkommende Name Munsch), Scholz Peter, Scholz Heinz, Scholz Konrad, Meitges Heinzgen, Thonges, Großen Elsen Eidam Thiel, Bertram, Mäners Treitgen, Hansen Gangolf, Endres, Claß Jakob. Letzterer war Heimburger.

In Langwiesen gehörte ein Hof der Präsenz zu Montabaur halb und die andere Hälfte dem Junker Johann von Laurenburg. Die Eigenleute gehörten zu 5 Trier und 5 Isenburg. Zehnhausen hatte 1 trierischen, 1 diezischen, 5 isenburgische und 1 Brambachs-Eigenleute, das benachbarte Allenfeld (jetzt ausgegangen) 2 isenburgische. Der Zehnte war Hilgen zu Dernbach. In Goldhausen waren die Eigenleute: 3 Trier, 9 Isenburg. Den Zehnten bezog Stoffel von Baldenstein. Eine Mühle hier war Müller Sauls. Bei dem jetzt ausgegangenen Roeden (Roth) gehörte eine Mühle Marxen zu Betch (?). In Eisen waren sämtliche Eigenleute isenburgisch, welche Herrschaft auch den Zehnten hier hatte. In Unter- oder Niedersayn bezogen die Stiftsherren zu Limburg den Zehnten, und die Eigenleute waren 1 nassauisch, 10 isenburgisch und 1 den Herren von Brambach; 1564 waren hier 3 Mühlen.

Den Zehnten von Saynerholz hatten die Herren von Isenburg im Jahre 1564 an die von Reifenberg verpfändet. Die von Brambach besaßen einen Hof hier; 5 Eigenleute gehörten Nassau, 1 Sayn und 1 Isenburg. In Niederahr waren 9 trierische, 1 nassauischer, 1 saynischer, 3 isenburgische und 1 westerburgischer Leibeigener. Es gab hier 2 Mühlen, die Rhönbergersmühle und die Gilbertsmühle. Mittelahr hatte 1 trierischen, 1 nassauischen und 4 isenburgische Eigenleute und Oberahr 2 trierische, 2 nassauische, 13 isenburgische; je einer gehörte Reifenberg, Brambach und Irmtraud.

Beinahe 240 Jahre haben die Bewohner der vier westerwälder Kirchspiele unter dem milden Zepter des Krummstabs gelebt, und diese Gegend heißt noch heute allgemein „das Trierische". Dann, im Jahre 1803, wurden sie wieder mit ihren ehemaligen Stammesgenossen zu einer nassauischen Gemeinschaft vereinigt. Nach weiteren 63 Jahren erhielten sie ein größeres Vaterland. Mögen die biederen „Trierischen" ihm dieselbe Treue bewahren, deren sich ihre Vorfahren rühmen konnten. In keinem Teile von Nassau währte die Anhänglichkeit an Nassaus Herzog so lange als in dem früher trierischen Gebiete, und ich bin überzeugt, jene treuen Männer werden auch die letzten und zähesten Anhänger der Hohenzollern sein.

Schwarz-rot-gold.

9) Erzählung von E. Krücke. (8. Fortsetzung.)

Prinz Bernhard hatte bei dem König von Preußen für Karl Aslar gebeten und ihm die Freilassung erwirkt. Der Prinz selbst durfte dem Gefangenen die Freiheit verkündigen.

Das war eine Freude, als der Prinz in die düstere Zelle zu Karl Aslar kam. Er erkannte den Prinzen, den er als Knabe öfters in Braunfels gesehen hatte, sofort wieder, und als der Prinz ihm erst seine Befreiung mitteilte, da kannte sein Jubel keine Grenzen, aber plötzlich blieb er stehen und fragte: „Gestatten Königliche Hoheit mir eine Frage?" „Fragen Sie", sagte der Prinz gütig. „Kommen außer mir noch mehr politische Gefangene frei, oder bin ich der einzige?" „Sie sind der einzige." „Dann", langsam und schwer kam jedes Wort aus Karl Aslars Mund, „dann verzichte ich auf die Freiheit." Erstaunt und unwillig sah der Prinz ihn an. „Was soll das heißen, Aslar?" In Karl Aslars Zügen spiegelte sich ein harter Kampf, ein paar Mal ging er in der Zelle auf und ab, dann blieb er vor dem Prinzen stehen und bat: „Wenn ich Königliche Hoheit um Vertrauen bitten dürfte, dann möchte ich Königlicher Hoheit etwas erzählen."

Der Prinz winkte dem Schließer, indem er auf die königliche Vollmacht zeigte, hinauszugehen, und ihn mit dem Gefangenen allein zu lassen. Dann wandte er sich voll Interesse und Begier zu dem Gefangenen.

Karl Aslar berichtete ihm, daß er sich mit dem Gefangenen der nächsten Zelle durch Klopfen verständige, daß es sein bester Freund sei, dem er als Student Treue fürs ganze Leben gelobt habe, und daß er nicht ohne ihn das Gefängnis verlassen wolle.

„Das geht doch nicht an, Aslar", sagte der Prinz, „wenn Sie frei sind, können Sie eher etwas für Ihren Freund tun, nehmen Sie für sich die Freiheit an, denken Sie an Ihren Vater, an Weib und Kind." Karl Aslar saß auf seiner Pritsche und fuhr sich mit den Händen in die Haare. Was sollte aus Breita werden, wenn er ging; wer weiß wie lange er noch im Gefängnis schmachten mußte, wenn er jetzt nicht

mit ihm frei kam; Bittgesuche für ihn einzureichen, nützte ja nichts; was würde aus ihm werden, wenn diese Zelle leer war, wenn niemand auf sein Klopfen mehr antwortete ..... nein, er konnte ihn nicht im Stich lassen, er konnte es nicht, mochte daraus werden, was wollte. Er sprang auf; in ihm war in diesem Augenblicke dasselbe Gefühl, das den Grenadier des großen Napoleon beseelt hatte: was schert mich Weib, was schert mich Kind, laß sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind, mein Freund sitzt hier neben gefangen!

Gespannt hatte das Auge des Prinzen auf ihm geruht, und als Karl Aslar jetzt aufsprang und ihm sagte, daß er lieber mit dem Freunde hier lebendig begraben sein wolle, als ohne ihn das Gefängnis verlassen, da ging der Prinz in der Zelle auf und ab, um seiner Bewegung Herr zu werden; die Freundestreue packte sein Herz. „Ich lasse Ihnen bis morgen Bedenkzeit, überlegen Sie wohl, was Sie tun", damit verließ der Prinz Karl Aslar.

Schlaflos warf er sich auf seine Pritsche hin und her. Er war oft in Versuchung, Hans von Breita zu klopfen, und ihm alles mitzuteilen, aber dann unterließ er es wieder. Er wußte, der Freund würde sein Opfer nicht annehmen wollen, und er konnte ihn doch nicht verlassen. Dann wieder packte ihn heiße Sehnsucht nach Dorothea, nach seinem Vater, nach seinem Jungen, von denen der Prinz ihm Kunde gebracht hatte, als er bedachte, daß er in wenigen Tagen daheim sein könnte. Daheim! Er drückte das Gesicht in die Kissen; daheim sein können, daheim! Dann wieder stand vor seinem Geiste die Zelle mit dem einsamen, verlassenen Gefangenen, und er wußte, was seine Pflicht war. Gegen Morgen wurde er ruhiger und schlief ein.

Der Prinz kam, aber Karl Aslar blieb bei seinem Entschlusse, die Freiheit nicht ohne Hans von Breita zu wollen. „Sie sind der Sohn Ihres Vaters," sagte der Prinz kopfschüttelnd, dann fuhr er fort: „Der Brief mit der Nachricht, daß der König Ihre Freilassung bestätigt hat, ist schon nach Braunfels abgegangen; was glauben Sie wohl, werden die Ihren sagen, wenn nun auf die Freude diese Trauerbotschaft kommt. Was wird aus Ihrer Gemeinde werden, wenn Sie hier in der Hausvogtei bleiben?" Gequält sprang Karl Aslar auf und rief: „Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich nicht ohne Hans von Breita dies Haus verlasse; nun möge sich ein Gott erbarmen!" Die Tür schlug hinter dem Prinzen zu, der Schlüssel knirschte im Schloß, Karl Aslar war allein in seiner Zelle.

Speise und Trank wurden ihm hereingeschoben, er rührte nichts an. Hans von Breita klopfte ihm; er klopfte zurück, daß er ruhen wolle, später wolle er ihm wieder klopfen. Ruhelos wanderte er die enge Zelle auf und nieder, er biß die Zähne zusammen, aber er konnte seines Schmerzes nicht Herr werden. Und doch hätte er nicht anders gehandelt, und wenn es ihn sein Leben gekostet hätte; und es hatte ihn mehr gekostet als sein Leben, wenn er auch nur an seinen Vater und Dorothea dachte.

Der Gefangene in Zelle 29 ist krank, meldete der Wärter, als auch am zweiten Tage die Speisen unberührt blieben. Der Arzt besuchte Karl Aslar, aber der bat ihn, zu gehen, er sei nicht krank. Fast ehrfurchtsvoll sah der Arzt auf den Gefangenen, aus dessen edlen Zügen ein tiefes Leid sprach. Wie kam der Mann hierher? In tiefem Sinnen verließ der Arzt die Zelle.

* * *

Als hätte ein Blitzstrahl sie zerschmettert, so saß die Mutter Karl Aslars, als die Nachricht kam, daß ihr Sohn nicht heimkehre, sondern auf die Freiheit verzichte, wenn sein Freund nicht auch frei käme; aber der Archivrat sagte nur immer wieder: „Mein Junge, mein Junge."

Rasche Schritte kamen durch den Hausflur, und ohne anzuklopfen trat Ludwig Hersfeld ein. Er war in einer Erregung, wie die andern ihn noch nie gesehen hatten; seine ganze Ruhe und Bedächtigkeit schien verschwunden. Jetzt wollte er eintreten für die beiden Freunde, alle Hebel wollte er in Bewegung setzen; die ganze Burschenschaft sollte vor den König treten; die Bauern in Greifenstein sammelten schon Unterschriften für ein Gesuch nicht nur für Karl Aslar, sondern auch für dessen Freund; der Archivrat sollte in Braunfels Unterschriften sammeln, und ebenfalls eine Petition nach Berlin schicken. Er selbst wolle, so bald hier alles vorbereitet sei, nach Berlin, und mit Hilfe des Prinzen Bernhard bis zu Seiner Majestät zu gelangen suchen. Nicht ruhen würde er, bis die Freunde frei seien, und wenn er selbst dafür in die Hausvogtei wandern sollte. Es begann nun eine Unruhe und eine Geschäftigkeit in den beteiligten Kreisen, die nicht darauf schließen ließ, daß sie sich ohne Erfolg wieder zur Ruhe bringen lassen würden.

Gerade an einem dieser Tage aber, als sie in der Heimat sich rüsteten, auf jeden Fall die Befreiung der beiden Freunde durchzusetzen, klirrte wieder der Schlüssel im Schloß zu Karl Aslars Zelle. Mit müden Augen sah Karl Aslar mit dem Schließer einen Polizeibeamten eintreten, der nach kurzem Gruße ein Schreiben entfaltete und begann: „Im Namen des Königs!" Karl Aslar erhob sich. Der Polizeibeamte verlas die Verfügung des Königs, die dahin lautete, daß die Freilassung die er dem Pfarrer Karl Aslar gewährt habe, bestehen bliebe und derselbe kein Recht habe, in freiwilliger Haft, die Zelle noch weiterhin zu bewohnen; er sei aus der Hausvogtei zu entlassen. Karl Aslar fuhr auf, aber der Beamte winkte ihm mit der Hand, er sei noch nicht fertig. Fernerhin sei dem Pfarrer Aslar mitzuteilen, daß der König, gerührt durch die ungewöhnliche Treue gegen den Freund, und in der Voraussetzung, daß die beiden Gefangenen sich von jetzt ab jeglicher Einmischung in die Politik enthielten und dem Vaterlande dieselbe Treue bewiesen wie einander, beschlossen habe, auch dem Rechtsanwalt Hans von Breita die Freiheit zu schenken. Er sei zu gleicher Zeit mit dem Pfarrer Aslar aus der Haft zu entlassen.

Ein Jubelschrei entrang sich Karl Aslars Munde. „Heil meinem Könige, Heil!" Dann lief er an die Wand, klopfte mit beiden Fäusten dagegen und dann einige Male in kurzen Absätzen, so daß der Beamte glaubte, der Gefangene sei vor Freude von

Sinnen geraten. Aber Hans von Breita wußte, was der Freund geklopft hatte; es hieß: Frei, frei! Auch du! Wir sind frei!

Vor der Hausvogtei hielt der Wagen des Prinzen Bernhard, in dem er die beiden Freunde abholte und in seine Wohnung brachte. Einen Eilbrief mit der Freudenbotschaft hatte er schon nach Braunfels gesandt. Karl Aslar dankte dem Prinzen in tief bewegten Worten für seine abermalige Verwendung bei dem König und wollte nicht, daß er Hans von Breita erzähle, was alles seiner Freilassung vorausgegangen war, aber der Prinz erzählte es doch.

Tief erschrocken war Hans von Breita, als ihm zu Bewußtsein kam, welches Opfer Karl ihm gebracht hatte, er konnte zuerst nicht sprechen vor innerer Bewegung. „Glaubst du nun auch noch, daß die Brüder sich nicht um dich kümmern, Hans?" fragte Karl Aslar, indem er den Arm um die Schultern von Breitas legte. „An deiner Treue habe ich nie gezweifelt," antwortete Hans. „So zweifle auch nicht an andern; glaube, und du wirst immer erfahren, daß dein Glaube siegt."

Der Prinz versah die Freunde mit allem Nötigen zur Heimreise, und Karl Aslar und Hans von Breita konnten sich nicht genug tun im Dank gegen den edlen Prinzen.

Den größten Teil der Reise machten sie gemeinsam, dann zweigte Hans von Breita nach Weilburg ab zu seiner Mutter, und Karl Aslar fuhr nach Greifenstein.

Das war ein Jubelfest! Das Dorf war geschmückt mit jungen Birken; das Pfarrhaus mit Girlanden und Fähnchen behangen, Ehrenpforten erhoben sich die Dorfstraße entlang. Mit wehender Fahne und klingendem Spiel kamen die Bauern gezogen und holten ihren Pfarrer heim; allen voran Ludwig Hersfeld, der es nicht abwarten konnte, den Freund zu umarmen.

Auf der Schwelle seines Hauses kam ihm Dorothea mit dem Knaben entgegen, und im Hintergrunde warteten seine Eltern, Ernestine und Marianne mit ihren Kindern auf ihn, während draußen die Schulkinder ein Danklied anstimmten.

Karl Aslar war wieder daheim. Er konnte zuerst nur das mit tiefinnerstem Behagen empfinden: frei und wieder daheim!

Aus dem feurigen, unruhigen Jüngling war ein ernster, fast schweigsamer Mann geworden. Er kümmerte sich von nun an nicht mehr um Verfassungsfehler, sondern lebte ganz allein seinem Beruf. Wenn die Bauern ihn besuchten, waren es meist ernste Gespräche, die sie führten; es war nicht mehr wie früher, wo oft ein frohes Lachen das Pfarrhaus durchschallte.

Früher war Dorothea die ruhigere und Karl der lebhaftere gewesen, jetzt war es umgekehrt. Karl saß oft in tiefes Sinnen versunken, so daß Dorothea ihn aufheitern mußte, was ihr auch meist gelang, am besten brachte es aber der Junge fertig, der eine unbändige Freude an den Tieren aus der Hausvogtei hatte. Dorothea konnte sich nicht entschließen die geschnitzten Sachen zu gebrauchen, sie hob sie wie Heiligtümer auf.

Da kam eine herbe Trauerbotschaft. Der Archivrat hatte einen Schlaganfall bekommen, und die Mutter rief alle Kinder an das Bett des Vaters. Sie trafen ihn noch lebend an, er erkannte sie alle, aber sprechen konnte er nicht mehr. Eine Stunde darauf war er verschieden.

Der Fürst kam und stand lange am Sarge seines treuen Ratgebers. Wie freute sich sein Herz, daß er dem alten Herrn seinen Sohn noch zurückgegeben hatte; der Kummer um ihn hatte doch schwer an seinem Lebensmark gezehrt. Der Fürst hatte klar erkannt, daß Karl Aslar ganz ungerechtfertigter Weise verhaftet worden war, und wollte nun durch herzliche Freundlichkeit ein wenig die Bitterkeit der Behandlung abschwächen. Er sprach lange mit ihm und versicherte ihn seines dauernden Wohlwollens.

Auch der Hofkammerrat Waldhaus kam. Karl empfing ihn mit eisiger Kälte, erlaubte ihm auch nicht, an den Sarg des Vaters zu treten.

Die Mutter litt am meisten. Ihr weiches Gemüt hatte nicht die Widerstandskraft gegen den Schmerz, die Ernestine eigen war, die alles in die Hand nahm und ordnete.

Die Trauerfeier war vorbei. Karl und Dorothea, Ludwig und Marianne kehrten in ihre Häuslichkeit zurück, und Ernestine blieb mit der Mutter allein zurück in dem jetzt so stillen, verödeten Hause.

Die Jahre gingen hin. Im deutschen Vaterlande gärte es hier und dort, aber in den beiden Pfarrhäusern von Greifenstein und Oberquembach herrschte Ruhe und Frieden. Bei Karl und Dorothea belebten zwei Knaben das Haus, frische Jungen, die Freude des Vaters, der wieder fröhlich geworden war.

Er machte es jetzt mehr wie sein Vater und suchte Erholung in der Wissenschaft, Politik ließ er Politik sein. Aber ganz konnte er doch nicht von seiner ersten Liebe lassen, und als eines Tages Hans von Breita bei ihm eintrat, da wachte die alte Begeisterung, aber auch der bittere Schmerz über die Behandlung von neuem wieder auf. Doch ohne Kampf war kein Sieg zu erhoffen, und sie mußten das Leid gering achten, um der großen Sache willen. In ihnen lebte die feste Hoffnung: Deutschland wird doch noch einig werden.

Sie verhielten sich jetzt beide ruhig, aber sollte das Vaterland ihrer bedürfen, so wollten sie einspringen, mit allem was sie hatten, getreu ihrem schwarz-rot-goldnen Banner, dem Vaterlande bis in den Tod getreu.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Limburger Schiede. Wer Limburg kennt, der kennt auch dessen Schiede, jene herrliche Allee, welche sich von der Bahnhofstraße an dem Landgerichte vorüber bis zur Lahn erstreckt, in neuerer Zeit jedoch nur noch in ihrem unteren Teil den prächtigen Baumbestand aufweist. — In früheren Jahren setzte sich die Schiede bis zur Eisenbahnstraße fort, und es hieß von hier ab ihre weitere Verlängerung „Judenschiede", wohl weil an

ihrem Auslauf der Friedhof der Juden sich befand. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts (etwa 1802) wurde die Schiede — wenigstens wie sie noch in ihrem unteren Teil in der Hauptsache erhalten ist — als Promenade angelegt, und es sind dabei auch die Bäume, Roßkastanie und Ahorn, angepflanzt worden. Die Schiede zog sich zum Teil an dem alten Stadtgraben (dem zweiten Wall), der von Gerlach II. von Limburg im Jahre 1343 von der „Mayntzer pfordten“ bis zur Lahn erbaut worden ist, hin. Ursprünglich stellt die Schiede, wie ja das Wort schon sagt, die Scheide, Grenze zwischen der Stadt und ihrer Gemarkung dar. — Nach J. u. W. Grimm (Deutsches Wörterbuch, S. Hirzel-Leipzig) bedeutet Schied, f = Grenze, Teil, gleichen Stammes mit Schied m, in älterer Sprache 1. als Bezeichnung einer Straße, eines Wegs wohl Grenze, Grenzweg meinend: „Kumm und geh mit mir auff die schidt! da geht er gar gern drauff spacirn (Ayrer)“; 2. östr. Teil einer Gemeinde Rotte. Bei der Umwandlung in eine Promenade zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist diese Schied = Grenze auch erheblich verbreitert worden und hat ihren ursprünglichen Charakter im wesentlichen nur in der erwähnten Fortsetzung der „Judenschiede“ bewahrt, welche auch heutigentags noch in ihrem Überbleibsel als schmaler Weg gelten darf. Infolge der immer größeren Bautätigkeit Limburgs, und insbesondere durch die günstig fortschreitende Entwicklung der Stadt in den letzten Jahrzehnten verlor die Schiede und hauptsächlich in ihrem oberen Teil immer mehr von ihrem alten Bild. Die Diezer Straße teilt die Schiede in 2 Hauptteile, in die obere Schiede, welche sich südlich bis zur Bahnhofstraße, und in die untere Schiede, welche sich nach Norden bis zur Lahn hinzieht. Die „obere Schiede“ hat von dem ursprünglichen Bild nur mehr wenig bewahrt, und es stehen die „Schiedebäume“ nur noch vereinzelt da, als altehrwürdige Zeugen alter, fast vergessener Zeiten, in denen hier in den jetzt modernen und belebten Straßen vornehme Ruhe herrschte. Nach wenigen Jahren werden auch diese „Einsamen“ verschwunden sein. Aber auch die noch in der Hauptsache ihr altes Aussehen wahrende „untere Schied“ wird in absehbarer Zeit ein anderes Gepräge tragen, hat doch in den letzten 5 Jahren eine äußerst rege Bautätigkeit hier eingesetzt, wozu in erheblichem Maße die Verlegung des Marktplatzes in deren Nähe und der Abbruch der alten Gasfabrik mitgewirkt haben. Daß die wilde oder Roßkastanie bei der Limburger Jugend einfach „Schiedebaum“ und deren Laub „Schiedelaub“ („Schiedebaam“ und „Schiedelaab“) hieß, ist historisch, und mehr als einmal erhielten die Lehrer auf ihre diesbezügliche Frage die Antwort: „Das Blatt ist ein Schiedebaamblatt“. — Wenn ein echter Limburger die Schönheiten und Denkwürdigkeiten seiner Vaterstadt nannte, wird er wohl stets die „Schied“ mit aufgeführt haben, und es spricht dies am besten dafür, wie sehr diese Allee den Limburgern lieb ist.

J. Hellbach.

F. St. **Philipp Schmidt.** Philipp Schmidt, der derzeitige Direktor der Kunstgewerbeschule zu Erfurt ist ein Nassauer; er stammt aus Dörnberg, einem Dorfe im Unterlahnkreise. Er hat nur die Volksschule seines Heimatortes und später die Bauschule zu Idstein besucht. Nachdem er an verschiedenen Orten als Bauleiter tätig gewesen, machte er sein Examen als Zeichenlehrer, und fand als solcher Anstellung an der Handwerkerschule zu Hildesheim. Durch seine hervorragenden Leistungen aufmerksam auf ihn gemacht, wählte ihn die Stadt zum Direktor dieser Anstalt. Später folgte er dem ehrenvollen Rufe nach Erfurt, wo er zum Direktor der Kunstgewerbeschule ernannt wurde. Schmidt hat diese Anstalt zu hoher Blüte gebracht. Die königliche Regierung hat Schmidts Leistungen neuerdings wieder zu würdigen gewußt, indem sie ihn zum Professor ernannte. Am Weihnachtsabend wurde ihm das allerhöchst vollzogene Patent mit dem „Professor“ und dem Range der Regierungsräte eingehändigt, das damit, zum ersten Male wahrscheinlich, einem Nichtakademiker, ja sogar einem Mann ohne höhere Schulbildung zu Teil ward. Er schrieb mir, seinem alten Freunde: „Mit der Schule ist es rüstig vorwärts gegangen; sie hat sich zu einer vollen Kunstgewerbeschule in kurzer Zeit entwickelt. Aus den Berichten wirst Du ersehen haben, was für ein anständiges Haus wir 1904 in Gegenwart des Handelsministers bezogen haben; jetzt richten wir eine Kunstwerkstatt nach der andern im Nebengebäude ein. Wir stehen jetzt in Erfurt mit an der Spitze“ usw.

F. St. **Aus anno 1866.** Beim Lesen des Artikels „Lustige Maskerade“ im 2. Januarheft ds. Js., fielen mir einige Erinnerungen ähnlicher Begebenheiten aus meiner Jugendzeit ein. Beim Ausbruch des Krieges im Jahre 1866 gerieten auch die Lahnbewohner in großen Schrecken, und dachten an die Zeiten zurück, in denen die Russen und Franzosen im Lahntale hausten. Die Alten erzählten wieder, wie die Feinde alle bewegliche Habe ins Lager geschleppt, alle Winkel des Hauses nach Geld durchsucht und die Bewohner mißhandelt hatten. Nun begannen die Leute, ihre besten Sachen zu verstecken; ganze Kisten voll Leinwand wurden in der Scheune unter Stroh und Heu geborgen, und verborgene Kellerräume füllte man mit den wertvollsten Sachen an, und überdeckte dann diese Räume mit Erde. Komisch wirkte die Angst der Frauen, die ihre Schätze statt im Hause in der Scheune wußten, wo sie den einheimischen Dieben eher preisgegeben waren, und jedes verdächtige Geräusch in mitternächtiger Stunde ließ sie aus dem Schlafe auffahren. Tatsächlich sind auch derartige Diebstähle vorgekommen, weshalb viele Frauen ihre Habe wieder unter den Schutz des Hauses bringen ließen. Zu unserer Familie gehörte auch ein lediger Onkel, der sich einige hundert Gulden gespart hatte. Er glaubte nun auch, sie wären am sichersten geborgen, wenn er sie vergraben hätte. Eines Abends, in der Dämmerung war ich, ein achtjähriger Junge, noch in einem Winkel im Hofe, als ich diesen Onkel aus dem Hause treten sah. Unter dem Kittel hielt er mit der linken Hand einen Gegenstand verborgen, während die rechte eine Hacke trug. Ich verhielt mich ganz ruhig in meinem Winkel und konnte nun beobachten, wie er neben der Scheune ein Loch grub und eine Blechbüchse darin versenkte. Nach Verebnung der Stelle legte er noch ein Häufchen Steine obenauf und entfernte sich wieder. Meine Neugierde war erregt, und ich beschloß, nachzuforschen und zu sehen, was dort verborgen worden war. An einem der nächsten Tage, als ich allein zu Hause war, machte ich mich, mit einem Karst bewaffnet, an die Arbeit und grub an der betreffenden Stelle nach. Nach etlichen Hieben fuhr der eine Zinken des Karstes in die Blechbüchse, und ich konnte nun durch die entstandene Öffnung sehen, daß sich Geld in der Büchse befand. Weil ich nun wußte, was hier verborgen war, ebnete ich die Stelle wieder, wie sie früher war, sagte aber zu keinem Menschen ein Wort darüber. Nach Beendigung des Krieges suchten die Leute ihre verborgenen Schätze wieder auf, auch der Onkel hob seinen verborgenen Schatz. Sein Erstaunen über den Zustand der Blechbüchse war groß, er konnte sich diese Veränderung nicht erklären. Nach Jahren erst erzählte ich ihm von meinem Forschungsdrang.

J. B.-G. **Abschaffung des Totengeläutes 1784.** Heute noch findet man in einigen Gegenden des Nassauer Landes die Sitte, daß bei einem in einer Gemeinde eintretenden Sterbefall die Glocken geläutet werden. In den nassau-oranischen Landesteilen wurde diese kirchliche Einrichtung schon im Jahre 1784 abgeschafft, und da die Bevölkerung an dem alten Herkommen getreulich festhielt und ruhig weiter läutete, erließ die Fürstl. Regierung 1786 eine erneute und schärfere Verfügung, in der sie sagt: Inmaßen man die landesherrliche Vorschrift, das vorhin übliche Totengeläute, wodurch das Ableben eines Verstorbenen angekündigt wurde, zu unterlassen, nicht beachtet hat, so erachtet man der Notdurft, solche nicht nur in Erinnerung zu bringen, sondern auch dahin zu verschärfen, daß im unerwarteten Übertretungsfalle nicht nur die, welche dergleichen Geläute begehren, sondern auch hauptsächlich die, welche es verrichten oder nur den zum Glockenseil anvertrauten Schlüssel hergeben, samt und sonders bestraft werden, und lässet man dies den sämtlichen Amts- und Stadtobrigkeiten, gleichwie allen Landeseinwohnern zur Nachachtung unverhalten sein.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

Der Kaiser kam am 22. April von Homburg herüber, um im Hoftheater der Vorstellung „Maurer und Schlosser" beizuwohnen. Auch besichtigte er den seiner Vollendung entgegengehenden Kurhausneubau.

Residenztheater.

Im Residenztheater gastierte am 26. und 29. April Agnes Sorma in Max Halbes Drama „Der Strom" und in Maurice Maeterlincks „Monna Vanna".

Literatur.

* **Pseudo-Nassau's in Frankrijk en Pseudo-Oranje's in Calabrië. Door M. G. Wildeman. 45 p. 's Gravenhage, N. C.-B. voor Genealogie en Heraldiek.** — Der Verfasser macht betreffs der falschen Nassaus wohl mit Recht geltend, daß bei deren Auftreten die hohe Politik die Hand im Spiele gehabt habe. Alle falschen sogenannten Prinzen von Nassau entstammen der katholischen Linie N.-Siegen. Es lag höheren Ortes (wo?) daran, diese Linie unter allen Umständen vorm Aussterben zu bewahren. Daher der bekannte Prätendent Karl Nikolaus Otto, daher auch, nun von Wildeman vorgeführt, ein anderer, Karl Friedrich Ludwig von Nassau (1711—1787), der als ein Sohn des letzten Fürsten Wilhelm Hyazinth von Nassau-Siegen, gelten wollte. Er lebte zu Chatellerault in Frankreich, bezog in seinen letzten Lebensjahren eine Staatspension, und hatte von seiner zweiten Gemahlin Judith Guillaume neun Kinder, von denen das letzte, der Marineschularzt und -bibliothekar Wilhelm Hyazinth 1843 (merkwürdigerweise 100 Jahre nach seinem angeblichen fürstlichen Großvater) zu Rochefort starb. — Ähnlich den falschen Nassaus gibt es noch falsche Oranier, von denen einer Antonio Bozzo-Oranges zu Cosenza in Kalabrien noch vor kurzem von sich reden machte. Wildeman meint, daß ein Oranier zur Zeit der politischen Wirren unter Wilhelm IV. oder während des Anfangs Wilhelms V. nach Unteritalien geflohen sei, und sich dort verheiratet habe (er hätte dann aber die Konfession wechseln müssen). Diese Oranier sind u. E. als Bastarde zu betrachten. Der große Schweiger und seine Söhne hatten mehrere Nebenkinder; als solche können wir darum vielleicht auch die kalabrischen „Oranier", von späteren Mitgliedern der Fürstenfamilie herstammend, ansehen.

* **Religionsgeschichtliche Bilder aus Nassau II.** Im Programm des Reform-Realgymnasiums zu Wiesbaden für 1906/07 beschließt Oberlehrer Th. Schneider seine im vorigen Jahre begonnenen Bilder aus der religiösen Entwickelung Nassaus. Den Anfang macht eine klare Darstellung der Einführung der Reformation in Verbindung mit derjenigen des Lebens Wilhelms von Oranien. Ebenso übersichtlich gehalten ist die Vorführung der Gegenreformation und der evangelischen Union. Zwischendurch tut der Leser Einblicke in Separationen und Sektentum, Auswüchse religiösen Wesens (Hexenprozesse), aber auch in die Institutionen werktätiger christlicher Liebe. Die sachlich gehaltene, warmherzig geschriebene Abhandlung bildet eine treffliche Ergänzung ihrer Vorgängerin.

* **Die Kellnerei des kurtrierischen Amtes Montabaur.** Diese Abhandlung, im Gymnasialprogramm von Montabaur für 1906/07 durch Gymnasialdirektor Dr. M. Thamm veröffentlicht, bringt interessante Einzelheiten über Befugnisse der Montabaurer Kellner und über die Einnahmen und Ausgaben der Rechnung. Die Akten der Staatsarchive zu Wiesbaden und Koblenz und die Ratsakten zu Montabaur haben die Grundlagen zu der Arbeit geliefert.

Neues aus Nassau.

S. K. H. Großherzog Wilhelm von Luxemburg, Herzog zu Nassau beging am 22. April seinen 55. Geburtstag. Möge dem hohen Herrn andauernde gute Gesundheit verliehen sein.

Der Bau der neuen katholischen Kirche zu Höchst ist begonnen worden.

Die Fürstengruft zu Dillenburg soll nun von Staatswegen entsprechend erneuert werden.

Das Staatsarchiv zu Wiesbaden soll endlich den längst nötigen Erweiterungsbau erhalten, mit dem auch Änderungen im Innern des jetzigen Gebäudes verbunden sein werden. Die Kosten sind zu 122 000 Mark veranschlagt; 80 000 Mark sind vorerst bewilligt.

Das Genesungsheim im Schlosse zu Idstein wird erweitert werden, da die Räume nicht mehr ausreichen. Damit wird dem Verfall des alten Residenzschlosses in wirksamer Weise gesteuert und es zugleich einem guten Zwecke dienstbar gemacht.

Bei Wiesbaden soll eine Bismarcksäule errichtet werden. Ein Komitee hat sich zu dem Zwecke gebildet.

Nassauischer Geschichtskalender.

Mai.

1. 1250. Mechtild, Gräfin von Sayn aus dem Hause Wied-Neuerburg, tritt die Herrschaft Altenwied (Gerichte Asbach, Neustadt, Rospe, Windhahn und Linz) an das Erzstift Köln ab.

4./5. 1814. Die beiden nassauischen Regenten erklären die Freiheit des Buchhandels und der Presse.

11. 1805. Fürst Friedrich August von Nassau-Usingen verordnet, daß in zweifelhaften Klagefällen beim Hofgericht, an denen der Fiskus beteiligt ist, eher gegen als für diesen entschieden werden solle. (Wiederholt bei Erlaß einer Gerichtsverfassung für das ganze Herzogtum am 11. XI. 1806.)

12. 1693. Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels-Rotenburg stirbt. Er war ein jüngerer Deszendent der Linie Hessen-Kassel (geb. 1623), und bekam 1648 sein Land (die Niedergrafschaft Katzenelnbogen gehörte dazu) unter deren Oberhoheit. Er wurde 1652 katholisch, was indes auf die Untertanen ohne Einfluß blieb.

18. 1762. Graf Johann Ludwig von Wied-Runkel stirbt. Er war als Sohn des Grafen Maximilian Heinrich am 30. V. 1705 geboren. In der Regierung folgte er diesem 1706. Durch seine Gemahlin erbte er die Grafschaft Kriechingen in Westrich und vier dazu gehörige Herrschaften.

21. (?) 1499. Graf Heinrich IV. von Nassau-Beilstein stirbt. Er war der Sohn des Grafen Johann I., dem er 1473 in der Regierung folgte. Bekannt ist er als erster westerwälder Gesetzgeber; er erließ eine Gerichts-, Schultheißen-, Förster- und Flur- und Feldordnung.

Briefkasten.

F. S. in P. Dankend erhalten. Freundl. Gruß.

C. B. in N. Besten Dank für die Mitteilungen. Oberwagenmeister war ein Titel bei der Thurn- und Taxischen Post. Er wurde den Posthaltern, die sich durch Länge der Dienstzeit oder auch durch einen ansehnlichen Marstall auszeichneten, verliehen. Auch bei Fahrern von Ansehen kommt der Titel vor. — Freundl. Gruß.

Berichtigung: Im 2. Gedichte auf S. 93 von Nr. 8 muß es Str. 1 Zle. 5: Pädche statt Mädche heißen.

Redaktionsschluß: 26. April.

Inhalt: Frühlingstag. Frühlingsnacht. (Gedichte.) Von Th. Gesky. — Hartmut von Kronberg. Von Prof. D. E. Knodt. — Das Schloß zu Löhnberg. Von G. Lehr. (Schluß.) — Die vier westerwälder Kirchspiele des Diezer Vertrags von 1564. Von J. Benner. (Schluß.) — Schwarz-rot-gold. Von G. Krücke. (8. Forts.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



Nassovia

Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann

Druck und Verlag P. Plaum, Wiesbaden.

№ 10. Wiesbaden, den 16. Mai 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Rüdesheim.

Nun grüß' ich dich wieder vom ragenden Stein,
Grünwallender Wand'rer, du einziger Rhein!
Und auf deines Weges feuchtschimmernder Spur
Den herrlichen Gau und die lachende Flur.
Nun grüß' ich dich wieder, mein rheinisches Land
Und das liebliche Städtchen am sonnigen Strand!
Da flüstert die Sage um altes Gestein;
Und glühen die Wellen im Abendschein,
Dann raunen sie leise mit murmelndem Sang
Vom Minnewerben, vom Waffenklang,
Und wie einst der Schiffer, vom Strudel umrauscht,
Der Nixe betörendem Sange gelauscht.

Da thronen die Burgen, hochragend und weit,
Ernst mahnende Zeugen der wandelnden Zeit.
Doch unten am Strande, da sprudelt noch hell
Froh blühenden Lebens unsterblicher Quell.
Wie über der Vorzeit zerfallendem Stein
Sich Rosen ranken und üppiger Wein,
Wie treuer Efeu mit schmiegendem Arm
Umfaßt mich das Heute lebendig und warm,
Noch wird am Hügel, von Reben umkränzt,
Von blühenden Mädchen der Wein kredenzt,
Mit des Rheines flüssigem Golde gefüllt,
Das rings aus der reifenden Traube quillt.
Noch grüßen auf schimmernder Wasserbahn
Die lustigen Wimpel von Schiff und Kahn.
Ein deutsches Lied mit trautem Klang
Es zieht die hallenden Hügel entlang.

Der Lorelei lockende Huldgestalt
Ist im Nebel zerflossen, ihr Lied verhallt.
Heut' grüßt vom Fels, mit schlankem Leib,
In Erz gegossen, ein and'res Weib,
Und was es kündet, so stolz und hehr,
Das ist keine Sage, kein Märchen mehr.
Was einst die Väter gehofft und erstrebt,
Wir haben's errungen, wir haben's erlebt:
Sie hält die Kron' in der ehernen Hand
Über ein großes, mächtiges Vaterland.

Und ob die Geschlechter auch kommen und geh'n,
O mögst du in fernesten Zeiten noch stehn!
Was fest geschmiedet aus Eisen und Blut,
Es trotze der Zwietracht, der Feinde Wut!
So schirme das Reich und schirme den Rhein
Und schirme die Stadt mit dem herrlichen Wein,
Daß immer am Hügel die Rebe blüht,
Daß nimmer verhalle das deutsche Lied,
Daß fluten, für immer stolz und frei,
Die Wogen, die grünen, an dir vorbei.
Und im Sturmesbrausen, im Wetterschein,
Steh' fest und treu, du Wacht am Rhein!

Luise Göllner.

Hartmut von Kronberg.

Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften.

2) Von D. E. Knodt. (1. Fortsetzung.)

II. Hartmut als evangelischer Glaubenszeuge.

Durch die Begegnung mit Luther in Worms und vorher schon durch die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, welche Hartmut von Kronberg mit Franz von Sickingen und dessen Haus verbanden, hatte ersterer mit der Reformation Fühlung gewonnen. Am 14. August 1522 schreibt er an Luther, als er diesem eine Schrift Sickingens übersandte: „Der Geist Gottes und die Gerechtigkeit haben lange Zeit und vor zehen Jahren zu Ebernbergk in Franzen Haus gehauset, des bin ich gewiß.“ Besonders hatte es ihm, wie wir aus vielen Anklagen in Hartmuts Schriften sehen, Luthers Schrift „An den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ angetan. Unter dem geistlichen Stande fand Luther allenthalben so viel Widerspruch, daß er allmählich zu der Ansicht gelangte, der Stand der Laien müsse hier helfen, vor allem auch die Adligen, von denen manche, wie Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Sylvester von Schaumburg u. a. ihm bereits ihren Schutz angeboten hatten. Besonders wichtig war es ihm, den mächtigen Einfluß, den das Papsttum auf die politischen Verhältnisse Deutschlands ausübte, zu brechen. Luther hoffte damals auch noch, wie es auch Hartmut aussprach, der junge Kaiser werde sich von der Macht der evangelischen Wahrheit überzeugen lassen und eingreifen. „Gott hat uns ein junges, edles Blut zum Haupt gegeben, damit viel Herzen zu großer, guter Hoffnung erwecket; daneben will sich's ziemen, das Unsere dazu zu tun, und der Zeit und Gnade nützlich brauchen.“ Mit gewaltiger Prophetenstimme donnerte Luther gegen Papsttum und Kanonisten, und da ihn des deutschen Volkes Elend jammerte, konnte er nicht länger schweigen. Nicht auf Menschen setzte er seine Hoffnung, er sagt: „man muß hier mit einem Verzagen leiblicher Gewalt in demütigem Vertrauen Gottes die Sache angreifen und mit ernstlichem Gebet Hilfe bei Gott suchen und nichts anders in die Augen bilden, denn der elenden Christenheit Kummer und Not.“ Drei Mauern hätten die Kanonisten mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützet, daß sie niemand hätte mögen reformieren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen sei. „Zum ersten, wenn man auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern wiederum, geistliche sei über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit der heiligen Schrift wollen strafen, setzen sie dagegen: es gebühre die Schrift niemand auszulegen, „denn dem Papst, zum dritten, dräuet man ihnen mit einem Konzilio, so erdichten sie, es möge niemand ein Konzilium berufen, denn der Papst.“ Diese drei Mauern legte der Wittenberger Mönch nieder. Bei Hartmut von Kronberg fielen diese Worte auf guten Boden. Mit der ganzen Wucht seiner Überzeugungstreue gab er sich der evangelischen Wahrheit hin, und als der Wormser Reichstag gehalten wurde, auf welchem Luther sein mündliches Bekenntnis ablegte, da war der edle Kronberger Ritter Augen- und Ohrenzeuge dieses Vorgangs. Bei dem Erzbischof von Trier und selbst beim Kaiser trat er damals für Luthers Sache ein. Da aber die Entscheidung gegen Luther ausgefallen war, sagte er dem Kaiser sein Jahrgehalt von 200 Goldgulden auf, die ihm seit seiner Mitwirkung bei der Wahl Karls V. zugebilligt waren. Am 12. Mai 1521 berichtete Luther diesen Vorfall an Melanchthon und fügte hinzu, der Kronberger habe dem (nämlich dem Kaiser) nicht dienen wollen, weil er diesen gottlosen Leuten Gehör gegeben habe (nolens servire ei, qui impios istos audiat: Enders, Luthers Briefwechsel, 1899. Bd. III. S. 149). Aber innerlich sagte sich der edle Kronberger nicht vom Kaiser, dem er sein Jahrgehalt aufgekündigt hatte, los: er wandte sich in einem im Herbst 1521 auch im Druck erschienenen Schreiben an den Kaiser selbst. Vielleicht ist dieses Schreiben die Umarbeitung eines schon im Frühjahr 1521 in Worms an den Kaiser gerichteten Briefes. Fest steht, daß dieses Schreiben am 2. November 1521 an den Kaiser abgeschickt wurde. Auf der Titelseite nennt sich Hartmut ein „armes Reuterleyn und undertheniger diener.“ „Die hohen Titel“, so sagt Hartmut, „legen dir, o Kaiser, auch hohe Pflichten auf, du sollst nicht nur ein Knecht Gottes, sondern auch ein Kind Gottes sein; so du dich ganz und gar mit kindlicher Furcht deinem Herrn und himmlischen Vater ergibst, wird dieser dich auch frei ledig machen von aller Menschenfurcht. O Kaiser, wenn du die Furcht Gottes annimmst, wird dir die Gnade Gottes „hauffendt“ (haufenweise) zufallen. Dein Kriegsvolk ist dir von Gott zu „einem unüberwindlichen Waffen“ gegeben, wenn du es nur nach dem Willen Gottes mit Ernst und Fleiß gebrauchest. Dann liebt und fürchtet das Volk seinen Herrn, wenn es sieht, daß er Gott fürchtet, und so viel der Herr von Gott abweicht, so viel weicht auch das Volk von seinem irdischen Herrn. Darum, wenn du die Furcht Gottes annehmen würdest, würdest du alle Furcht vor Menschen und Teufeln verlieren und wahrhaftig den hohen Titel führen, daß du seiest „unüberwindlich, durchlauchtig,

großmächtig", wenn du ein wahrhaftiger Christ bist; denn solchen Titel mag niemand wahrhaftig haben, er sei denn ein wahrer Christ. Deine hohe adelige, königliche Geburt und alle deine Macht, die dir von der hohen Gnade Gottes gegeben ist, dieselbe ist nicht zu vergleichen der überhohen Gnade, die dir Gott in der Taufe gegeben hat; denn in derselben bist du so hoch gewürdigt und geadelt, daß du Gewalt hast, um Bruder und Miterbe Christi und seines ewigen Reiches zu sein. . . . O aller adeligster, großmütiger Kaiser, nimm an die hohe Gnade Gottes, fürchte allein deinen Gott, der dich in keiner Not verlassen will, laß dich keine menschliche Furcht von dem rechten stracken Wege abwenden, folge nicht dem Papst, so er sich das Wort Gottes zu unterdrücken untersteht. Gib Raum dem wahren Knecht Gottes, Doktor Luther, das Wort Gottes zu predigen, welcher viel tausend Menschen zu dem wahren Brunnen Christum Jesum geführt hat, aus welchem Brunnen jeder durstige, so viel er will, trinken mag. O wie ein seliger Brunnen ist das! Ein jeglicher, der den hohen, alleredelsten Geschmack befindet, dürstet mehr danach und wird nach seinem Begehren wunderbarlich ersättigt. O Kaiser, eine große Schar Menschen sind durch die Lehre des Wegweisers, Doktor Luther, zu diesem lebendigen Brunnen kommen und haben aus dem himmlischen Brunnen getrunken, welche dadurch bewegt herzlich für dich zu Gott rufen und bitten, daß du durch die Gnade Gottes möchtest recht versuchen und erschmecken diesen alleredelsten und wohlgeschmacktesten Brunnen. O Kaiser, wenn du das lebendige Wasser versuchen würdest, so magst du dich nach aller Lust sättigen, mit Erlangung aller Gnaden und Tugenden. Du würdest dadurch bewegt, all dein Volk zu diesem allerseligsten Brunnen zu führen, denn dieses alleredelsten lebendigen Brunnens würde kein Mangel sein, und so viel mehr daraus getrunken würde, so viel reicher würde solcher edle Brunnen überfließen voll aller Gnaden und Tugenden. Dein vortreffliches Kriegsvolk, welches durch die Menge des Goldes und Silbers nicht wohl zu erfüllen ist, um des verfluchten Geizes willen, der in aller Welt regiert, wird, wenn du dein mannhaftes Volk zu dem seligen Brunnen führen wirst, erfüllt mit allen Gnaden und Tugenden des seligen Brunnens und dadurch der unersättliche Geiz verwandelt in eine gebührliche Genügsamkeit, und es wird sich sättigen lassen mit einer leidlichen Besoldung. Alsdann wird unter deinem Volk eine große Verwandlung geschehen; der Eigennutz wird sich durch die Gnade Gottes verwandeln in die süße brüderliche Liebe und zu Gott rufen und bitten in aller Not." Hartmut schildert nun weiter, wie ein mit wahrhaft christlichem Geist erfülltes Heer unüberwindlich ist, wie die Bösen davor zittern, wie dadurch Frieden allein erhalten werden könne. Er fährt dann fort: „O tugendlicher Kaiser, dir will auch gebühren, den Papst und seinen Anhängern aus brüderlicher Liebe zu diesem Brunnen zu führen, demselben kannst du mit Grund der heiligen Schrift anzeigen, daß er wahrhaftig ein Vikar (Stellvertreter) des Teufels und der Antichrist ist und daß in Wahrheit die päpstlichen Gesetze, welche durch die Menschen in ihrem Kopf erdacht und gesetzt sind, keinen guten Grund haben und daß solches nichts anderes als eine stinkende, faule Pfütze des Teufels, und daß wir so übel uns selbst verführt haben auf unsere eigenen selbsterdachten teuflischen Wege und dadurch verhindert sind, zu dem rechten heilsamen Brunnen zu kommen, welcher so gar wahrhaftig durch Doktor Luthers Lehre klar ausgedrückt wird, daß jeder, der Augen und Ohren hat, dasselbige deutlich sieht und höret, welches der Papst mit allen den Seinen mit keinem Grund der heiligen Schrift widerreden kann, denn der Mund Christi überzeugt sie so klar, weshalb sie durch ihr eigenes Bekenntnis ganz gefangen sein müssen; denn wir schlichten Laien verstehen solches, und ich, als einer von denjenigen verständigen, habe so viel aus dem oben erwähnten Brunnen getrunken, dadurch ich allein solches genugsam mit Grund der heiligen Schrift mit der Hilfe Gottes zu beweisen weiß. . . . Gott hat aus seiner großen Barmherzigkeit die Augen aufgetan, daß auch die Kinder sehen können und steht wahrlich die Seligkeit in unsern Händen, denn wenn wir wollen, so sehen wir das, das die Apostel unseres Herrn Christus gesehen haben, zu denen er gesprochen hat: Selig sind die, die da sehen das, das ihr sehet. Darum aller adeligster Kaiser, du kannst mit gutem Mut hierin handeln, so du das Wort Gottes auf deiner Seite hast. . . . Wo der Papst mit den Seinen nicht ganz von dem Teufel und Geiz besessen ist, so magst du sie leicht von dem Teufel reißen und auf den Weg Christi führen und damit dem Papst und den Seinen die höchste brüderliche Liebe beweisen. Und wo der Papst mit den Seinen nicht folgen will, und ohne allen Grund verblendet bleiben, so hast du von Gott die Gewalt und bist es auch schuldig, mit aller deiner Macht gegen ihn und die Seinen zu handeln, als gegen abtrünnige Ketzer und Antichristen. O unüberwindlicher Kaiser, fürchte dich nicht vor der Gewalt des Papstes, wie groß seine Macht und sein antichristlicher Anhang und Hilfe sein wird, Gott will dir helfen und seine göttliche Gewalt wird durchdringen." In diesen Worten, daß der Kaiser mit äußerlicher Gewalt den Papst und seinen Anhang, wenn sie verblendet bleiben, strafen soll, hängt Hartmut noch in mittelalterlichen Gedanken fest, wie auch noch ein Melanchthon und Calvin sich ähnlich aussprechen. Wie viel weitgehender war doch von Anfang an in dieser Sache Luthers Blick! „Die Ketzer sind nicht mit äußerlichem Feuer, sondern mit dem Feuer der Liebe zu verbrennen," das war des großen Reformators Ansicht, zu der sich H. erst hindurchringen mußte.

Am Schlusse seiner ernsten, dem Kaiser ins Gewissen redenden Schrift macht H. ihn auf die Folgen aufmerksam, die eintreten würden, wenn er, da ihm das Evangelium so hell und klar gezeigt würde, nicht dafür einträte. Der Dreißigjährige Krieg war die Verderbensfrucht, die aus dem Verhalten des Kaisers dem Evangelium gegenüber heranreifte. Mit den Worten: „O aller adeligster Kaiser, deine Majestät wolle diese Erinnerung von deinem wahrhaftigen treuen Diener um der Wahrheit willen zu Ehren Gottes des Allmächtigen nicht verachten; der allmächtige Gott wolle deine Tritte auf den rechten Weg leiten, der er selber ist, zu deinem und deines Volkes Heil!" beschließt der fromme Ritter seinen Brief.

Der römische Kaiser Karl V., der eines Luther Gewissensrufe überhörte, blieb auch diesem ernsten Worte gegenüber taub. Als Karl V. einst mit gesenktem Haupte an Luthers Grab in Wittenberg schweigsam stand, mag auch aus den Stimmen, die ihn verklagten, ein Laut aus Hartmuts treuem Schreiben mitgeklungen haben.

Zu gleicher Zeit, wie Hartmuts Brief an den Kaiser, entstand auch das Schreiben an Franz von Sickingen vom 13. Oktober 1521. Seit einigen Monaten weilte Sickingen fern von der Ebernburg, mit kriegerischen Unternehmungen beschäftigt. Nach der vergeblichen Belagerung von Mezières war er zwischen dem 20. und 26. September über die Maas zurückgegangen und hatte sich auf Befehl des Kaisers zu diesem nach Oudenarde begeben. Das war eine gute Gelegenheit, dem Vetter, der nun auf den Kaiser persönlich einwirken konnte, einen ernsten Brief zu schreiben, damit die Sache des Evangeliums vorangehe. Auch in dem Schreiben an Sickingen hat es H. in erster Linie auf den Kaiser abgesehen: er denkt, wenn er seinen Vetter so recht mit den ihn so tief bewegenden Gedanken erfülle, werde derselbe auch in diesem Sinn auf den Kaiser einwirken. Wiederum tritt uns die warme Glut einer von heißer Liebe zum Evangelium erfüllten Herzens entgegen: H. kann nicht schweigen: „Lieber Vetter", so hebt er an „mich zwingt die Wahrheit Christi unseres Herrn, dir als einem Diener Gottes zu schreiben, betreffend die Sache des Heils aller Menschen, die Gott mit seiner Menschwerdung, Leiden und Sterben hat wollen erlösen." Gleich im Eingang schreibt H. von Sickingens wahrem Verhältnis zum Kaiser, von dem er sagt: „welchen ich hoffe von Gott erwählt zu sein zum Kaiser, zum Trost und Hilfe der ganzen Christenheit, und daß der allmächtige Gott werde wunderbarlich Gnade allen Christenmenschen tun und wirken durch das hochadlige Blut unseres Kaisers Karl." . . . Ich hoffe, daß unser Herr der Kaiser durch die Gnade Gottes größer und mehr wirken mag zu Gottes Ehre, Lob und zur Wiederaufrichtung des gemeinen Nutzens und Mahnung der ganzen Christenheit, als kein Kaiser dieweil die Welt gestanden ist." Hartmut tadelt die in äußerlichen Dingen bestehende Christlichkeit, die den Priester verlangten, das Unrecht der Menschensatzungen, der Klostergründungen, der Wallfahrten: alle diese Blindheit sei Sündenstrafe, weil wir seither so undankbar für sein Evangelium gewesen seien, welches aber jetzt wieder so hell leuchte, daß wir alle Greuel, in denen wir stecken, erkennen könnten. Aus diesen Greueln gelte es jetzt herauszukommen und zwar „durch Christi Weg, denn durch Menschenweg ist uns nicht herauszuhelfen." Nun wirke aber Gott nicht allwege durch sich selbst, sondern auch durch die Menschen, wie jetzt durch Luther. Auch durch den Kaiser wolle er wirken; wenn dieser mit demütigem Geist die Gnade erkenne, „so würde ohne Zweifel unser Kaiser Carolus der sein, durch welchen Gott uns wunderbarlich helfen würde von der antichristlichen Verführung, welches aber leichtlich geschehen möge. „Dieweil in deutschen Landen viele hochgelehrte Geistlichen, auch unter den hohen Bischöfen solche Irrung durch die Gnade Gottes und christliche Lehre klar erkennen und bekunden, daß mit keinem Grunde der heiligen Schrift die lutherische Lehre widerlegt mag werden, deshalben unser Herr der Kaiser mit tugendlicher Weise aller deutschen Bischöfe und Geistlichen leichtlich auf Christus' Seiten bringen mag, desgleichen in allen seinen Reihen und Landen . . . . So möcht der Kaiser durch die Gewalt im heiligen Evangelio durch Christum geben nach aller Notdurft und mit der Tat handeln." Welches köstliche Zeugnis von der Biederkeit und Treuherzigkeit des edlen Ritters ist es, daß er es sich gar nicht anders vorstellen konnte, als müßten die Bischöfe und Gemeindeglieder, wenn sie die schlichte Wahrheit des Evangelium hörten, zu Luthers Lehre übergehen! Die heilige Einfalt und treuherzige Naivität dieses Mannes kannte nicht die Winkelzüge und Macht des Bösen. Wie sieht man es bei Hartmut, daß die Liebe alles glaubt und in diesem Glauben die Macht des Bösen nicht in Anschlag bringt. „Conscientia (d. i. Gewissen) ist bei ihnen nichts; Gewalt, Ehre und Macht tut's gar", sagt Luther in den Schmalkaldischen Artikeln. (Fortsetzung folgt.)

Wiege und Sarg im Hause Nassau-Oranien.

Mitgeteilt von J. Brumm.

Wir hatten schon öfters Gelegenheit, an freudigen und traurigen Familienereignissen unseres Herrscherhauses im Geiste teilzunehmen, sei es, daß die Glocke des Berliner Domes mit der Freude Feierklange einen jungen Hohenzollernsprossen beim Eintritt ins Leben begrüßte, sei es, daß sie mit ernsten Trauerschlägen einen müden Wanderer, der auf den Höhen der Menschheit gewandelt, auf seinem letzten Wege geleitete. War auch das Bild, das wir uns über eine Freuden- oder Trauerfeier im Königshause zu Berlin in unserm Geiste schufen, nicht vollständig und in allen Teilen erschöpfend, es fand seine Ergänzung durch die wörtliche und bildliche Darstellung der Presse, der wir gerne zu eingehender Betrachtung unser Auge liehen. Sie brachte uns zu der Erkenntnis, daß die Wiege der Fürstenkinder mehr vom Sonnenglanze des Glücks und der Freude umwoben scheint als die gewöhnlicher Sterblichen, und selbst am Sarge der Könige, da entfaltet man noch einen gewissen Pomp und eine angemessene Pracht. Das war in früheren Zeiten schon so. Zum Beweise möchten wir heute mit dem geneigten Leser an die Wiege eines Fürstensohnes aus dem Hause Nassau-Oranien treten und dann dem Sarge eines Fürsten aus dem gleichen Hause folgen, um uns ein Stück fürstlicher Hofhaltung aus früheren Zeiten vors Auge zu rücken.

Es handelt sich hierbei zunächst um eine einge-

hende Beschreibung der Geburt und feierlichen Taufhandlung des Sohnes Sr. Hoheit des Durchlauchtigsten Erbprinzen von Nassau-Oranien (es ist dies der spätere König Wilhelm II. von Holland) die uns in der Haager Ztg. vom 28. Dez. 1792 aufbewahrt ist und in der Übersetzung also lautet: Am 6. Dezember 1792 wurde Ihre Königliche Hoheit die Erbprinzeß gegen 8 Uhr morgens von einem Prinzen glücklich entbunden. 21 Kanonenschüsse vom Norderwall verkündigten diese erfreuliche Begebenheit. Das Läuten und Spielen der Glocken wechselte miteinander ab. Se. Hoheit der Prinz Erbstatthalter und Se. Durchlauchtigsten Söhne, der Erbprinz und der Prinz Friedrich, empfingen auf der Parade die Glückwünsche der hohen und niederen Befehlshaber der Truppen. Hierauf verfügte sich frühgemeldete Se. Hoheit der Herr Erbstatthalter nach den hohen Versammlungen der Staaten- und Landes-Kollegien, um dieses hohe Ereignis bekannt zu geben. Diese schickten feierliche Deputationen an den Statthalterischen Hof, wo sich auch Ihre Hoheit der Erbprinz befanden, um ihre Glückwünsche abzustatten. Die fremden Minister und übrigen Personen von Rang hatten sich ebenfalls daselbst eingefunden. Die täglichen Hofberichte von dem Zustande Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erbprinzessin und des neugeborenen Prinzen waren die allererwünschtesten.

Der 28. Dezember war zur Taufe des Prinzen bestimmt. 21 Kanonenschüsse kündigten frühmorgens diese Feierlichkeit an. Am Mittag wurden diese Freudenschüsse wiederholt, und abends beschlossen eine gleiche Anzahl Schüsse diesen merkwürdigen Tag. Um halb ein Uhr fuhren Se. Königliche Hoheit der Herr Erbstatthalter und Ihre Königliche Hoheit, Ihre Gemahlin, durch die Grenadiers-Port über den Plein, die Houtstraat, Ost- und Nordseite vom Vorhout, Heulstraat und Nordeinde nach dem Alten Hof in folgender Ordnung: A. ein Detachement Garden zu Pferde; B. der Unterstallmeister und Rittmeister Job zu Pferde. 1. Eine Kutsche mit 6 Pferden, worin zwei Edelleute, der Baron von Heeckeren tot Cloesen und der Graf von Heyden. 2. Eine Kutsche mit sechs Pferden, worin vier Kammerherren, der Oberst Baron von Boetzelaar, Baron von Larrey, Baron von Rengers und Baron von Heeckeren tot Wallien. 3. Eine Kutsche mit 6 Pferden, worin der Oberhofmeister Baron Vogt von Elspe, der Oberstallmeister Baron von Heeckeren tot Kell und der Kammerherr Graf von Heyden. 4. Eine Kutsche mit sechs Pferden, worin zwei Damen, die Fräulein von Rhede und die Fräulein von Perponcher. 5. Eine Kutsche mit sechs Pferden, worin zwei Damen, die Fräulein von Larrey und die Fräulein von Wassenaar-Starrenburgh. Ein Hof-Fourier zu Fuß; 4 Jäger zu Fuß und 12 Lakaien. Der Pagen-Hofmeister Henzy zu Pferd; 4 Wagen zu Pferd, von Grovestein, von Heeckeren, von Tuyl und von Schwarzenberg. Zwei General-Adjutanten Sr. Hoheit zu Pferd, der Generalmajor von Bentink und der Oberst Baron von Lynden. Es folgte eine Kutsche mit sechs Pferden mit Sr. Hoheit dem Prinzen Erbstatthalter, Ihrer Königlichen Hoheit dessen Gemahlin und Sr. Königlichen Hoheit der Prinz Friedrich; an der Seite der Kutsche der erste Stallmeister Baron Drevon; zwei Pagen vorn auf der Kutsche, von Münchhausen und von Heekeren. Sechzehn Hellebardiers auf beiden Seiten und im Gefolge ein Detachement Garde du Corps. Hierauf folgten die Kutschen Ihrer Hochmögenden der Generalstaaten, welche als Paten der Taufe beiwohnten, begleitet von den Staatenboten: dem Herrn Brantzen aus der Provinz Geldern, den Herren van den Santheuvel und Calkoen aus der Provinz Holland, den Herren van Citters, van Tuyl und van Zuylen aus Utrecht, den Herren van Schuylenburgh und Sloet von Westerholt aus Friesland und Oberijssel, die Herren Sickinge und Fagel aus der Provinz Stadt und Land. Ein Detachement Garden zu Pferd. Von dem alten Hof ging der Zug in derselben Ordnung nach der großen Kirche.

Der Prediger Johann Munnekenmolen hielt die Taufrede über 2. Sam. VII. 16: Doch dein Haus soll beständig sein. Gegen Ende der Predigt wurde der neugeborene Erbprinz in folgender Ordnung nach der Kirche geführt: Ein Detachement Gardedragoner, hierauf mehrere Galakutschen und in einer derselben der neugeborene Prinz nebst der Freifrau von Münchhausen, Großhofmeisterin Ihrer Königlichen Hoheit der Erbprinzessin. Der Prediger Nieuwland verrichtete die Taufe, wobei er dem hohen Täufling die Namen Wilhelm, Friedrich, Georg, Ludwig beilegte. Die Paten und Patinnen waren: Ihre Hochmögenden die Generalstaaten der vereinigten Niederlande, Se. Königliche Hoheit der Prinz Erbstatthalter und höchstdero Frau Gemahlin, Ihre Majestäten der König und die Königin von Preußen, Se. Königliche Hoheit Prinz Ludwig von Preußen, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Auguste von Preußen, Ihre Königlichen Hoheiten der Herzog von York und höchstdero Gemahlin, Se. Hoheit der Prinz Friedrich von Oranien, Ihre Durchlauchten der Erbprinz von Braunschweig und Gemahlin, der Landgraf von Hessen und Gemahlin, der Prinz Christian von Hessen-Darmstadt, der Fürst von Nassau-Weilburg und Gemahlin, Ihre Majestät die verwitwete Königin von Preußen, Ihre Königlichen Hoheiten Prinz Heinrich von Preußen und Gemahlin, Prinz Ferdinand von Preußen und Gemahlin und die verwitwete Herzogin von Braunschweig, Ihre Majestäten der König von England und Gemahlin und der Herzog von Braunschweig nebst Gemahlin.

Nach vollendeter Handlung und gesprochenem Segen wurde aus dem 103. Psalm der 9. Vers gesungen, und hierauf kehrte der feierliche Zug auf demselben Wege nach dem Alten Hof zurück.

Während der Feier war das Parkett der Kirche mit grünem Tuch bekleidet und mit Teppichen belegt. Der Kanzel gegenüber stand ein Armstuhl mit einem Betschemel, der mit rotem Samt überzogen und mit Gold besetzt war, für den jungen Prinzen, ein wenig links stand ein Fußgestell, mit rotem Samt behangen und mit Gold besetzt, auf dem das silberne Taufbecken stand. Hinter dem Stuhle des neugeborenen Prinzen standen vier Armstühle mit Betschemeln von rotem Samt und mit Gold besetzt; gegenüber befanden sich die Stühle der Deputierten; rechts und links im Parkett waren die Bänke für die Herren und Damen des Gefolges angebracht. Gegenüber dem Predigerstuhl waren die Bänke für den Kirchenrat und

hinter diesem die Plätze für die Herren und Damen von Distinktion.

Die Schützengesellschaft, angeführt durch ihren Oberst, Herrn Johann van Hees, Erbherr zu Berkel und Rodenrijs, war morgens um halb zwölf versammelt und bildete Spalier. Die Glocken läuteten beim Ein- und Ausgang aus der Kirche. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenden wir uns nun dem zweiten Teil unserer Aufgabe zu, der umständlichen Beschreibung der Feierlichkeiten, welche am 18. April 1806 zu Braunschweig bei Gelegenheit der Beisetzung Sr. Hoheit des am 9. April morgens um 3 Uhr daselbst höchstselig verstorbenen Fürsten Wilhelm V. von Oranien, Fürsten zu Nassau.

Die Leiche des höchstseligen Prinzen wurde am Tage nach dessen Ableben von den Leibärzten Caspari und Nolden geöffnet und einbalsamiert. Das Protokoll über die Öffnung und die Ursachen des erfolgten Todes wurde schriftlich aufgenommen. Die Leiche wurde anständig in weißen Atlas gekleidet, sodann in einen hölzernen Sarg gelegt und so mehrere Tage lang für die Personen vom Hause, die sie sehen wollten, ausgestellt.

Am 17. April, des morgens zwischen 10 und 11 Uhr, wurde der Sarg in Gegenwart des Generalmajors von Larrey, der Leibärzte Caspari und Nolden, des Haushofmeisters Weve, der Kammerdiener Lauer, Bleeshouwer und Gonthier, des Sekretärs Schlundt-Bodien und noch mehrerer Personen vom Hause zugemacht. Das Herz wurde in einer silbernen Kapsel, die Eingeweide aber in einer zinnernen Urne verwahrt.

Der 18. April wurde zum Tag der Begräbnisfeierlichkeiten festgesetzt und die Herzoglich Braunschweigische Familiengruft in der Hauptkirche zu St. Blasien sollte die sterbliche Hülle des erhabenen Verblichenen umfassen.

Vom Tage des Ablebens an bis zur Stunde der Beisetzung wachten abwechselnd am Sarge die Kammerherren von Larrey, von Broickhusen und von Ybonj in einer Stube, die an das Totenzimmer stieß. In einer anderen Nebenstube befanden sich ein Kammerdiener und zwei Lakaien.

Nachdem der hölzerne Sarg, wie oben gemeldet, zugemacht worden war, wurde er in einen bleiernen gestellt, der mit schwarzem Samt, mit Galonen und mit silbernen Krapinen besetzt, überzogen war. Auf dem Rücken dieses zweiten Sarges waren, schön gearbeitet und reich geziert, das Wappen des hochfürstlichen Hauses Nassau, auf der vordern Seite aber die Chiffre des höchstseligen Prinzen W. P. v. O. angebracht. Den 17. gegen Abend wurde die Leiche in eine mit schwarzem Tuch überzogene Nebenstube des großen Saales unter einem Thronhimmel aufgestellt. Am Haupte lag auf einem rotsamtnen mit Galonen besetzten Kissen der Fürstenhut. Weiter unten stand die silberne Kapsel mit dem Herzen, und vorn lagen der Degen, der Kommandantenstab und die Dekorationen des Ordens vom Hosenbande und des schwarzen und roten Adlerordens. Um den Sarg her standen 36 Gueridons, die alle schwarz überzogen waren, und auf denen silberne Girandoles standen. Das ganze Zimmer war erleuchtet.

Eine Stunde vor Anfang der Trauerfeierlichkeiten am 18. April rangierten sich die Offiziere vom Hause zu beiden Seiten des Sarges. Die vier Kammerherren trugen die Zipfel des Bahrtuches und der Marschall van Heerdt stand mit dem Marschallsstab in der Hand am Fuße des Sarges. Die Prinzen, Generale, Minister und andere Herren vom Hofe des Herzogs sowie ein Teil des Adels und die holländischen Heren versammelten sich um halb neun in dem Zimmer Ihrer Königlichen Hoheit. In dem Augenblick, da sich der Trauerzug in Bewegung setzte, gab man ein Signal, worauf die Kanonen gelöst und die Glocken geläutet wurden. Der Sarg wurde von 16 Stabsoffizieren getragen. Die Garnison bildete auf dem Wege zur Kirche Spalier. Ein Fourier führte den Zug an; darauf folgten 8 Lakaien, ein weiterer Fourier und Marschall Herr van Heerdt. Den Wagen zogen 8 schwarz behängte Pferde. Hinter dem Wagen gingen: der Prinz von Oranien, rechts von ihm Generalleutnant von Constant, links der nassau-weilburgische Oberforstmeister Herr von Bibra, hinter ihnen folgten zwei Adjutanten: der Major Fagel und der Leutnant von Unruhe. Es schloß sich an: der regierende Herzog von Braunschweig, rechts der Erbprinz und links Prinz Georg von Braunschweig. Hinter dem Herzoge folgte der Oberkämmerer von Bothmar und weiter der Major Fleischer und der Oberst von Metzel, dann der Prinz August von Braunschweig. Links von ihm Minister von Praun und hinter ihm Major du Roy. Es folgten nach Minister, Generale, Offiziere und andere Standespersonen; Diener mit Fackeln schlossen den Zug.

An der Kirchentür nahmen die 16 Offiziere den Sarg vom Wagen und trugen ihn an den kleinen Altar. Die Ehrenzeichen und Insignien wurden vom Sarge losgemacht und letzterer zur Gruft gebracht. Die Kanonen brachten mit 90 Schüssen den letzten Salut, während die Beisetzung erfolgte.

Am Sonntag, den 20. April hielt der reformierte Prediger Petri eine rührende Trauerrede über Psalm 112, 1 und 2.

Freiherr Karl vom Stein, Frankfurter Ehrenbürger.

Von K. Wolff.

Der herannahende 150. Geburtstag des Freiherrn vom Stein ruft in mir die Erinnerung wach an eine interessante Urkunde über jenen großen Nassauer, die mir gelegentlich der Abfassung einer Arbeit über „Bürgeraufnahme zu Frankfurt in alter Zeit“ vorgelegen hat. Sie betrifft die Ernennung des Freiherrn zum Ehrenbürger der freien Stadt Frankfurt.

Infolge der gewaltigen Umwälzungen in Deutschland verlor auch die alte Reichsstadt am Main ihre Unabhängigkeit. Im Jahre 1806 ward sie Residenz des Fürsten-Primas (Dalberg) des Rheinbundes und 1810 des Großherzogtums Frankfurt. Der Ausgang der Leipziger Schlacht entschied auch Frankfurts Schicksal: das Großherzogtum verschwand, und Frankfurt erhielt durch die Entschließung der Mächte am 14. Dezember 1813 seine Selbständigkeit wieder.

Gierige Hände reckten sich damals nach dem Besitz der reichen Stadt aus. Zum Glück für diese hatten die verbündeten Monarchen einen Mann an die Spitze der Zentralverwaltung der wiedergewonnenen deutschen Länder gestellt, den ehemaligen preußischen Staatsminister Reichsfreiherrn Karl vom und zum Stein, der es mit Frankfurt gut meinte. Seiner Energie und seinem Wohlwollen verdankte die Stadt die Wiederherstellung ihrer alten Freiheiten. An den Beratungen der neuen Frankfurter Verfassung nahm Stein, der längere Zeit in Frankfurt wohnte, tatkräftigen Anteil, leider nicht immer vom gewünschten Erfolg begleitet. So beantragte er u. a., daß die Rechte der nicht lutherischen Bürger gewahrt, die Macht des Senats beschränkt, die Fernhaltung der nicht eingeborenen Elemente aufgehoben und die Stimme der Bürgerschaft in höherem Maße gehört werde: Forderungen, durch die er zeigte, wie sehr er die veränderten Verhältnisse zu würdigen wußte, die aber auch seinen klaren Blick in die Zukunft aufs glänzendste erkennen ließen.

Als sich Stein im Winter 1816/17 in Frankfurt aufhielt, trug ihm der Senat auf Anregung des älteren Bürgermeisters Dr. Metzler im Hinblick auf seine Verdienste sowohl um ganz Deutschland, als insbesondere um die Stadt Frankfurt die Würde eines Ehrenbürgers an. Am 26. November 1816 fand die Wahl statt; eine Deputation sollte Stein das Ehrendiplom in einer goldenen Kapsel überreichen. Die in einfacher aber würdiger Sprache gehaltene Urkunde lautete:

„Wir Bürgermeister und Rat der freien Stadt Frankfurt am Main urkunden und bekennen: Was Seine Exzellenz der Herr Staatsminister Freiherr vom Stein in den gefahrvollen Zeiten, wo das deutsche Volk unter fremder Tyrannei erlag, für das Vaterland getan, wird in dessen eigenem Bewußtsein, wird in dem Dank der Bewunderung des ganzen Volkes den schönsten Lohn finden; und was Hochderselbe mitten in den Stürmen des Krieges, mitten im Streite um Interessen der mächtigsten Reiche für unsern kleinen Freistaat Gutes gewirkt hat, wird in den Herzen der Frankfurter ewig unvergeßlich bleiben. Der Mann, welcher mit edler Hand den ersten Grundstein unserer Unabhängigkeit hat legen helfen, der die zarte Pflanze der neuen Freiheit so wohlwollend schützte, kann unmöglich der dankbaren Bürgerschaft dieser Stadt den stolzen Wunsch verargen, daß er auch selbst Teil an dieser beglückenden Freiheit nehmen möge. Diesen Wunsch aller Bürger der neuen Freistadt zu erfüllen, und zugleich unser eigenes Dankgefühl und diejenige hohe Verehrung, welche wir Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister Freiherrn vom Stein von jeher gewidmet haben, öffentlich auszusprechen, erwählen und ernennen wir Bürmeister und Rat der freien Stadt Frankfurt a. M. Se. Exzellenz den Herrn Staatsminister Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom Stein, des Russischen Kaiserlichen St. Andreas-, Oestreichischen St. Stephans-, des Königlich Preußischen Schwarzen und Roten Adlerordens Großkreuz und mehrerer anderen hohen Orden Ritter, hierdurch und in kraft dieses feierlich zum Ehrenbürger der freien Stadt Frankfurt und wollen und verordnen, daß der Name gedachter Sr. Exzellenz in dieser Eigenschaft unseren Jahr- und Bürgerbüchern einverleibt werden solle. Zu dessen wahrer Urkund haben wir gegenwärtiges förmliches Diplom ausfertigen und unser großes Stadtsiegel daran hängen lassen. So geschehen Frankfurt am Main, den 26. November des Jahres nach Christi Geburt 1816."

Überreicht ward die Urkunde Ende Januar 1817 durch Schöffe Dr. Bachmann und Senator Dr. von Meyer.

Stein dankte in folgendem Schreiben: „Das Bürgerrecht der freien Stadt Frankfurt erhält für mich einen erhöhten Wert durch die Zeit, in der es mir zuteil wird und die Eigenschaften derer, die es mir erteilen. Ich erhalte dieses ehrenvolle Geschenk zu einer Zeit, wo ich in das Privatleben zurückgetreten bin, wo ich es also keinen anderen Bewegungsgründen, als den wohlwollenden Gesinnungen einer höchst achtungswerten Bürgerschaft und Senat zu verdanken habe, von einer freien Stadt, die seit den frühesten Epochen unserer Geschichte eine ausgezeichnete Stelle unter den deutschen freien Städten behauptete, deren Bürger durch Gewerbefleiß den Wohlstand der Nation und durch Liebe zur Wissenschaft und Kunst ihren literarischen Ruhm vermehrten, bei denen zu allen Zeiten und in den schwierigsten Verhältnissen treue Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland sich aussprach und bewies, und die noch in der neuesten Zeit bei Ausbildung einer der gegenwärtigen Lage der Dinge angemessenen Verfassung Liebe zur gesetzlichen Ordnung, Besonnenheit und ernste, beharrliche Tätigkeit an den Tag legte. Ich rechne es mir daher zur vorzüglichen Ehre, ein Mitglied einer so trefflichen Bürgerschaft zu sein und wünsche, daß sie noch lange blühen möge durch Wissenschaft, und Handel, im Genuß einer wohltätigen, freien Verfassung, als eine Zierde Deutschlands. Frankfurt a. Main, den 4. Februar 1817. Frhr. v. Stein."

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Stein während seines Frankfurter Aufenthaltes am 20. Januar 1819 die Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde begründete, die sich zur Aufgabe stellte, in dem Werke Monumenta Germaniae historica die schriftlichen Denkmale der deutschen Geschichte des Mittelalters zu veröffentlichen und damit der deutschen Geschichtschreibung eine sichere Grundlage zu geben.

Nassauische Dynasten IV.

Von Dr. C. Spielmann.

Arnstein. Rheingrafen. Wied. Herren von Beilstein und Greifenstein.

1. Arnstein.

Die Grafen von Arnstein waren Gaugrafen im Einrich. Ihre Gewalt erweiterte sich allmählich zur Landeshoheit im Gau und in angrenzenden Teilen des Niederlahngaues.

Arnold 1048 1052
Graf von Arnstein, Erbauer der Burg.
|
Ludwig I. 1061 1076.

Ludwig II. 1103 1108. — Sieben Schwestern.

Ludwig II. 1103 1108.
|
Ludwig III.
geht 1139 ins Kloster.
† 1185.
Erloschen.

Sieben Schwestern.
|
Grafen von Nassau, Herren von Isenburg, Erben der arnsteinischen Gebiete; 1158 geht ein Teil des Isenburgischen an Nassau und Katzenelnbogen gemeinsam über (Vierherrengericht).

2. Die Rheingrafen.

Die Rheingrafen hatten im Rheingau die Blutgerichtsbarkeit vom Kaiser, die bürgerliche von Mainz. Allode und Lehne lagen im Gau zerstreut.

Ludwig I. 1050 1078.

Richolf 1090 1130. — Embricho I. 1123 1130.

Richolf 1090 1130.
|
Ludwig II. 1113 1140.

Embricho I. 1123 1130.
|
Embricho II. 1140 1158.

Embricho III. 1170 1173 Erloschen. — Werner 1170 1173. — Lukarde H. Siegfried vom Stein.

Wolfram vom Stein 1196 1218. — Werner I. vom Stein 1211 1213.
(Nachfolger i. d. Rheingrafschaft)

Embricho IV. 1218 1232. — Werner II. 1219 1228.

Werner III. 1255. — Siegfried 1255 1281.
Von Mainz aus dem Rheingau vertrieben, residiert seitdem a. d. Rheingrafenstein a. d. Nahe.

3. Wied.

Die Grafen von Wied hatten ihre Allode im Ahrgau auf der linken Rheinseite. Später erscheinen sie als Gaugrafen des westlichen Engersgaus (Grafschaft Schonenfeld), im 12. Jahrhundert auch im unteren Auelgau mächtig.

Richwin, Graf, 992
Nachkommen

Richwin 1093 1112 Graf von Kempenich. — Metfried 1093 1129 Graf zu Wied.

Arnold 1146—1156 Erzb. v. Köln. — Burkhard 1142 1152 Gr. zu Wied. — Ludwig 1152 Gr. zu Wied-Neuerburg.

Burkhard
|
Theodorich 1158 1189

Ludwig
Lambert 1187. — Tochter N.

Theodorich 1158 1189
Lothar 1218 1243. — Theodorich 1212-1242 Erzb. von Trier Erloschen. — Georg 1201 1227. — Theodora G. Bruno I. von Isenburg. — Tochter N. G. Gottfried II. von Eppstein.

Theodora
|
Bruno II. von Isenburg.

Tochter N.
|
Lambert 1187
|
Mechtild † 1283
G. Heinrich III. Graf zu Sayn.

Die wiedischen Lande kamen an Bruno II. von Isenburg; die Grafschaft Wied-Neuerburg fiel an das Erzstift Köln.

4. Die Herren von Beilstein-Greifenstein.

Die Besitzungen dieses Hauses machten das Gericht Driedorf, die Kalenberger Zente, die Herrschaft Greifenstein und Stücke vom Hachenburgischen aus.

Kraft I. 1129 1141, Herr zu Greifenstein.

Kraft II. 1195 1229. — N. Sohn — Heinrich 1200 Vogt zu Westerburg.

Kraft II. — Rudolf — Guda —— Rorich I. Vogt z. Hachenburg — Kraft

Heinrich II. Vogt zu Hachenbrg. 1229 1276. — Kraft IV. Herr zu Greifenstein. — N. Tochter G. Gerlach I. v. Limburg 1267 1276. — Gerhard I. von Greifenstein 1281 tot 1325. — Christian 1297 1305.

Kraft V. † 1326. — Rorich II. 1281. 90.

Gerhard I.
|
Gerhard II. 1300 tot 1325.
|
Agnes
G. Engelbert von Sayn.
Erloschen.

Kraft V.
|
Ruprecht I. 1300 1303.
|
Johann I. 1330 1333.

Johann II. Erloschen. — Ruprecht II. † 1408.

Die Herrschaft Greifenstein kam an Solms, die Kalenberger Zente und Driedorf an Nassau-Dillenburg, die Besitzungen im Hachenburgischen fielen an Sayn (zwischen 1280 und 1408).

Schwarz-rot-gold.

10) Erzählung von S. Krücke. (9. Fortsetzung.)

Hans von Breita war in Weilburg als Prokurator tätig; verheiratet hatte er sich nicht. Sein Streben ging jetzt dahin, die Jugend, die Schüler mit seinem freiheitlichen Geiste zu durchdringen, und das leuchtete auch Karl Aslar ein. Wer die Jugend hat, der hat das Volk. Aus den Knaben wurden Männer,

mit ihnen mußte man rechnen, sollte Deutschlands Einheit nicht ein schöner Gedanken bleiben.

Man schrieb das Jahr 1848. Die verschiedenen Zeitungen, besonders „Der Zuschauer", hatten die inneren Schäden des Staates bloßgelegt, was von den Schwarz-rot-goldnen mit Freuden begrüßt wurde. Fing es endlich an zu tagen in der undeutschen Politik?

Karl Aslar bekam jetzt oft Besuch von seinen Bauern, die ihm ihre eigene Weisheit zum besten gaben und auch Reformen vorschlagen wollten, und Karl Aslar hatte oft seine liebe Not, ihnen das rechte Verständnis beizubringen. Solch ein westerwälder Bauernschädel ist ein hartes Ding, und es kam wohl manchmal vor, daß die Bauern jetzt ärgerlich das Pfarrhaus verließen; sie meinten, alles besser zu verstehen als ihr Pfarrer, und wollten sich nicht mehr belehren lassen.

Karl Aslar lag auf dem Sofa, las die Zeitung und rauchte seine liebe Pfeife; Dorothea saß am Fenster und nähte. Plötzlich legte Karl die Zeitung hin und lachte laut auf. Erschreckt fuhr Dorothea in die Höhe. „Was ist los, Karl?" „Höre nur 'mal zu," sagte er, „diese Angstmeierei! Ich habe dir doch erzählt, und du hast es selbst erfahren, wie wir Burschenschafter gehaßt, verfolgt und unterdrückt wurden. Nichts war in Deutschland verpönter als die Farben: Schwarz-rot-gold. Jetzt, da es allenthalben gärt, verkriechen sich die Unterdrücker hinter den verfemten Farben. Der Bundestag hat eine schwarz-rot-goldene Fahne aufgehißt, und die Farben als die amtlichen erklärt. Und euer Kaiser in Österreich hat eine schwarz-rot-goldene Fahne geschwenkt, als er die Forderungen des Volkes bewilligte. Und da soll ich nicht lachen? Ha, ha, ha!"

Aber das Lachen verging ihm einige Tage später, und heißer Zorn erfaßte ihn. Die Berliner hatten ihren König beschimpft; war das Volk denn ganz verblendet, so hatten sie es doch nicht gemeint. „Ehret den König", das war ihre Forderung, nicht „beschimpft ihn." Sie wollten Reformen und Einigkeit, aber keine Revolution. Karl Aslar war so erregt, so außer sich, wie Dorothea ihn noch nie gesehn hatte. „Die Fremden sind schuld", murmelte er, und blaß im Gesicht rannte er in der Stube auf und ab; „die Fremdlinge, die sich eingeschlichen haben, die das deutsche Volk nicht verstehen, und die hier im Trüben fischen wollen."

Er griff wieder nach der Zeitung: „der Pole Mieroslawski fuhr vor das Königliche Schloß und schwenkte eine schwarz-rot-goldene Fahne, der König grüßte von oben herunter und schwang die Feldmütze." Zornig schleuderte Karl Aslar die Zeitung auf den Tisch. „Der Todfeind Deutschlands, der elende Pole, vor dem beugt sich der König! Die schwarz-rot-goldene Fahne in der Hand dieses undeutschen falschen Halunken!" Mit der Faust schlug er auf den Tisch. „Es war nichts mehr zu retten und zu helfen, das deutsche Volk ging seinem Untergange entgegen." Eine trostlose Hoffnungslosigkeit ergriff ihn. „Mein armes schwarz-rot-goldenes Banner, du Sinnbild meiner höchsten Ideale, wie bist du entweiht, wie bist du in den Schmutz gezogen!" Er legte die Arme auf den Tisch, und ein Schmerzenslaut kam über seine Lippen.

Dorothea konnte es nicht mehr ansehen, sie schlang die Arme um seinen Hals, und drückte ihr Gesicht an seine Wange. „Karl", sagte sie, „hast du mir nicht einmal gesagt, daß ein Mann, der ein ehrliches Herz in der Brust trägt, niemals an seinem Vaterlande verzweifeln darf? Es wird sicher nicht so schlimm sein, wie es jetzt aussieht, wo alles in Aufruhr ist." „Mein liebes Weib", sagte Karl Aslar, „es ist nichts mehr zu hoffen." Dorotheas Herz fing auch an verzweifelt zu werden, da öffnete sich die Tür, Ludwig Hersfeld stand auf der Schwelle. Wie erlöst atmete Dorothea auf, er kam zur rechten Stunde. Auch Karl wurde es freier zu Sinn, als er Ludwigs treues Gesicht sah. Dorothea ging hinaus, und ließ die beiden Männer allein.

Karl Aslar hatte wieder Mut gefaßt, als Dorothea die beiden zum Essen rief. Er wollte für das Vaterland tun, was er jetzt einzig und allein tun konnte, fest und treu auf seinem Platze stehen und Zucht und Ordnung in seiner Gemeinde aufrecht erhalten. Wenn das jetzt all die Männer taten, die mit klarem Blicke ins Leben schauten, und denen des Vaterlandes wahres Wohl am Herzen lag, dann mußte dem Aufruhr im Volke ein Hemmschuh angelegt werden, dann mußte das Feuer auf seinen Herd beschränkt bleiben. „Fest und treu", das war jetzt die Losung; denn „der Mann, der in schwankender Zeit auch schwenkend gesinnt ist, der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter".

11. Kapitel.

Ein schweres Hagelwetter war auf dem Westerwald niedergegangen. Das Korn war in den Boden geschlagen, die Kartoffelsträucher lagen zermalmt und geknickt auf der Erde. Die Bauern fuhren sich in die Haare, was sollten sie anfangen, wenn die ganze Ernte vernichtet war! So schlimm war es nun nicht, aber mager genug fiel die Ernte aus. Es reichte kaum für die eigene Notdurft, wo sollten sie den Zehnten hernehmen, den sie dem Fürsten schuldeten? Die Reicheren konnten es von ihrem Ersparten hernehmen, aber die meisten waren arm oder hatten gerade nur ihr Auskommen. Sie machten sich schwere Gedanken, saßen im Wirtshause und berieten, was werden sollte.

Da trat einer auf, der Schäfer im Dorfe war, und die Schäfer sollten ja immer besonders gescheite Leute sein; der warf sich in die Brust und schrie: „Die's hun, solle bleche, mer arme Bauern gewe naut mieh. Der Ferscht is reicher als mir, der krieht naut mieh von uns, mer brauche unser Werk selber." „Jo, jo, recht hot er," — „nan, nan, mir gewe naut mieh," schrie es durcheinander. Die ganze Gesellschaft zog vor des Schultheißen Haus, rief ihn heraus und erklärte ihm, daß sie keine Abgaben mehr entrichteten, er solle das dem Fürsten mitteilen.

Dem Schultheißen wurde es angst und bang. „Fällt mir gar nicht ein, so etwas zu berichten," schrie er, „ihr habt eure Abgaben zu entrichten, oder ich pfände euch das Vieh im Stall." „Haagt en dorch, den Anfalt! Pänne? Mir losse uns nit

pänne. Mir sein freie Berger un hun zu befehle und nit du Anfalt, du Pascha von zwaa Roßschweife! Uff en, hopp!" Mit Johlen und Schreien drang die ganze Schar auf den Schultheißen ein, der sich nur durch schleunige Flucht vor dem „Dorchhaage" retten konnte. Die Bauern sammelten sich wieder im Wirtshause.

Wieder trat der Schäfer auf und redete: „Mitberger, der Ferscht muß es wisse, daß mer uns nit mehr kummendiere losse, und daß mer'm nix mehr gewwe. Mit dem Schultheiß ist naut anzufange, den jage mer fort, aber ich schlag nu vor, mer gehn zum Parrer, der kennt den Ferscht, der muß es em sage." „Jo der Parrer soll 's'm sage, jo, uff ins Pfarrhaus!"

Frau Dorothea war nicht wenig entsetzt, als die aufgeregten Bauern zu ihrem Mann ins Studierzimmer drangen. Laut und erregt ging es drinnen zu, dann flog plötzlich die Tür auf, und der ganze Schwarm stob hinaus; grollend, fluchend, mit wütenden Gesten verließen sie das Pfarrhaus.

Angstvoll eilte Dorothea zu ihrem Manne. „Um Gotteswillen, was bedeutet das alles, Karl?" fragte sie. Karl Aslar saß finster vor seinem Schreibtisch. „Die Bauern wollen den Schultheißen fortjagen, verweigern dem Fürsten die Abgaben und wollen mich zu ihrem Rädelsführer machen." „Und was hast du ihnen gesagt?" „Daß sie der vorgesetzten Behörde sich zu fügen und ihre Abgaben zu entrichten haben; nun denken sie, ich stecke mit dem Schultheißen durch, weil ich ihnen nicht recht gegeben habe." „Sei nicht böse, Karl, aber ich meine du hättest den Bauern mehr recht geben sollen." Karl Aslar fuhr in die Höhe: „Was fällt dir ein, Dorothea? Die Bauern, die sich gegen alles Bestehende empören wollen, soll ich darin unterstützen, womöglich eine Revolution im kleinen organisieren und mich an die Spitze stellen, du bist nicht ganz klug!" Zum ersten Male sah er zornig der geliebten Frau ins Gesicht. Aber Dorothea ließ sich nicht beirren und blieb fest. „Ich meine nicht, daß du die Bauern in ihrer Torheit unterstützen sollst, sondern daß du die gerechte Forderung, die sich darin verbirgt, anerkennen und ihnen zu deren Erfüllung helfen sollst. Der ganze Lärm wird sich hauptsächlich um den Zehnten für den Fürsten drehen, den die meisten nicht zahlen können, weil sie zu arm sind. Nun meine ich, wenn du ruhig mit den Männern reden würdest — du hast noch am ersten Einfluß auf sie — und ihnen sagst, daß du mit ihnen nach Braunfels gehen und den Fürsten um Erlassung der Steuern bitten willst, dann werden sich die Bauern beruhigen. Ich bin auch überzeugt, der Fürst wird auf dich hören, wie er es schon einmal getan hat, und dann kann alles in Ruhe und Frieden erledigt werden."

Karl Aslar hatte sich wieder beruhigt und sann eine Weile nach. „Du hast nicht unrecht," sagte er dann; „aber der Fürst ist jetzt ganz in den Händen des Hofkammerrats Waldhaus, und der ist mein schlimmster Feind, das weißt du. Damals lebte mein Vater noch; aber jetzt glaube ich nicht, daß es etwas nützt, wenn ich zum Fürsten gehe." „Aber ich würde es doch versuchen," sagte Dorothea; hilft es nicht, dann hast du getan, was du konntest, und glückt es, dann hast du den Fürsten vor den Bauern geschützt und den Bauern in ihrer Not geholfen. Tue es doch, Karl!" bat sie warm; „die Ernte war zu schlecht; die armen Bauern können ja nicht zahlen." „Ich will es mir überlegen," sagte Karl, und Dorothea ließ ihn allein.

Er saß noch eine Weile und dachte über die Sache nach. Seine Frau hatte recht; es war das beste, was er tun konnte. Er legte einen Augenblick die Hand über die Augen; dann ergriff er seinen Hut und ging ins Wirtshaus. Lautes Lärmen tönte ihm schon von weitem entgegen; aber unbeirrt ging er ins Haus und öffnete die Tür zu der Wirtsstube.

Plötzlich war alles ruhig, aber dann brach der Lärm schlimmer als vorher los. „Der Paff, der Paff, was will der hie? 'naus mit em!" Die älteren Männer machten verlegene Gesichter und suchten die Schreier zurückzuhalten. Karl Aslar stand starr wie ein Fels und sah dem Hauptschreier fest ins Gesicht. Der wandte die Augen weg, stand aber noch immer drohend vor ihm. Der Pfarrer schob ihn beiseite und trat mitten in die Stube. „Hört mir zu, ihr Männer, ich habe mit euch zu reden!" In einer Ecke fing der Schäfer mit seinen Genossen wieder an zu gröhlen; aber sie wurden zur Ruhe verwiesen; der Pfarrer sollte reden. „Ich will mit euch nach Braunfels gehen" .... „Bravo, bravo!" schrien da plötzlich die Wildesten, und einer hielt Karl Aslar ein Bierglas vors Gesicht und schrie: „Prost Parrer, mer trinke Brüderschaft."

Karl Aslar stieß ihn zurück und rief: „Ruhe! Hört mir zu! Ich will mit euch zum Fürsten gehen und um Erlassung der Steuern bitten." „Mer brauche nit ze bitte," schrie wieder ein junger Fant; aber er wurde zum Schweigen gebracht, und die älteren Leute drängten sich um den Pfarrer her. Er setzte sich zu ihnen und sprach ruhig und sachlich mit ihnen. Karl Aslar hatte die Gabe, feurig und hinreißend reden zu können; das kam ihm jetzt zu statten. Die Bauern ließen sich überzeugen, daß der einzig richtige Weg sei, in Frieden mit dem Fürsten zu verhandeln.

Die streitlustigen Jüngeren knurrten wohl noch halblaut, daß ihnen die Gelegenheit zu einem schönen Radau abgeschnitten war; aber die Besseren atmeten auf und gaben ihrem Pfarrer recht. Sie wählten zehn Männer aus, die am folgenden Tage mit dem Pfarrer zum Fürsten gehen sollten. Der Pfarrer erhob sich. Die Bauern standen mit ihm auf. „Noch aan Aageblick, Herr Parrer," sagte ein alter Bauer. Karl Aslar blieb noch einmal stehen. „Mitberger," sagte der Bauer, „unser Parrer hot sich heit als unser Freind erwiese, und hot's Rechte getroffe, drum soll er hoch lewe. Unser Parrer, er lewe hoch, hoch und zum dritten Mal hoch!" Begeistert stimmten die Männer, die Karl vor einer halben Stunde noch bedroht hatten, in die Hochrufe ein; er stieß mit allen an und ging dann frohen Herzens nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

A. J. **Wolfenhausener Schul-Chronik.** Aus der hiesigen Chronik entnehmen wir folgendes: Die hiesige Schule soll mehr als 100 Jahre vor der hiesigen Pfarrey existiert haben. 1691 wurde die hiesige Pfarrey gegründet (gehörte bis dahin zu Münster) und weil die Pfarr-Competenz schlecht beschaffen war, die Schule mit die Pfarrey verbunden, somit der damalige erste Pfarr Herr Rudersdorf zugleich als Schullehrer angestellt. Diese Vereinigung hat gedauert bis 1734, wo von gräflichem Consistorio zu Runkel eine Trennung bewerkstelligt, und der Schullehrer Johann Peter Zipp von Steeden als Schullehrer nach Wolfenhausen vocirt wurde. 1740 fand abermal eine Vereinigung der Schule mit der Pfarrey statt. Weil der Pfarrer Busch wegen Altersschwäche dienstuntauglich geworden war, ward demselben Herr Pfarrer Rosenkranz als Adjunkt beigegeben, und weil die Pfarrbesoldung, beide zu ernähren, zu schwach war, mußte erwähnter Schullehrer, Joh. Peter Zipp, seine Stell NB. abtreten, und dem Pfarradjunkt überlassen. Dieser, der entweder zur Schularbeit keine Lust oder kein Geschick hatte, nahm sich des vorigen Schullehrers Sohn, Johannes Christophel Zipp zum Gehilfen an, welcher die Schulgeschäfte auf diese Art 6 Jahre lang verrichtete, bis 1747 wiederum eine Trennung vorgenommen wurde. Jetzt stellte hochgräfliches Consistorium gedachten Johannes Christophel Zipp als wirklichen Lehrer an, der den Dienst bis zum Jahre 1785 verwaltet, von welcher Zeit an sein Sohn Karl Zipp mit Genehmigung seine Stelle versehen hat bis 1797, wo ihm der Joh. Gottfried Nickel, dermalen Schullehrer zu Runkel, als Gehilfe beigeordnet wurde. 1798 am 18. März ward Johann Georg Zipp (Enkel des dann erwähnten Johann Peter Zipp und Sohn des Schullehrers Johann Jost Zipp zu Hofen) als Adjunkt und Successor vom fürstlichen Consistorio angestellt, welche Stelle er bis zum 17. Februar 1811 um die Hälfte der unten bezeichneten Besoldung versehen hat, von wo er dieselbe ganz bis zum 1. Oktober 1818 bekam. 1. Von jedem Schüler jährlich 40 Kreuzer Schulgeld, 2. von jedem Gemeindeglied jährlich 2 Simmer Korn, 3. Wohnung, 4. Benutzung der Schulgüter, 5. von jedem Gemeindeglied jährlich ein Glockbrod, 5b Leichenbrod von einem Erwachsenen 2, vom Kind 1, 6. von einer Taufe 2 Kreuzer. 7. die Gräserei auf dem Kirchhof, 8. eine Kuh und ein Schwein frei vom Hirtenlohn, 9. ein Schwein in der Mastung frei, 10. a) von jedem Kind, so oft es in die Schule geht, ein Scheit, den Christbrand besonders, b) ein halbes Gemeinde-Loos. — Zu 10a: Das Holz diente besonders zur Heizung des Schulzimmers.

K. W. **Richtige Holzlänge.** Wie noch heute, so hatten die Schwanheimer bereits in alten Zeiten eine bedeutende Einnahme aus ihren Waldbeständen zu verzeichnen gehabt, und manche Schwanheimer betrieben daher ehemals einen recht schwungvollen Holzhandel nach außerhalb, besonders nach Frankfurt. Im Handelseifer kam es jedoch manchem von ihnen in den Sinn, das Maß der Wellen über die Gebühr klein zu nehmen. Darüber wurden die Frankfurter unwillig und erhoben wegen des knappen Maßes Klage beim Rat. So heißt es unterm 10. März 1586, daß der Schwanheimer Wellen über die Maßen klein seien, daß auf einen „Heinzlerwagen" 700 Stück geladen werden könnten. Trotzdem aber begehrten sie für das Hundert 15 Albus. Der Rat befahl daraufhin den Verordneten der Holzordnung, ein Maß zu bestimmen, wonach die Wellen nach Länge und Dicke zugemessen werden sollten. Alle, welche zu gering befunden würden, sollten dem Spital verfallen sein. Eine Zeitlang hat diese Maßregel sicher geholfen. Nach drei Jahren scheint aber in dieser „Verkleinerungssucht" ein verstärkter Rückfall eingetreten zu sein; denn neben den Schwanheimern kamen nunmehr auch ihre Nachbarn, die Kelsterbacher, mit kleinen Wellen auf den Frankfurter Holzmarkt. Unterm 19. August 1589 erschollen wiederum Klagen über die kleinen Wellen der Schwanheimer und Kelsterbacher. Die Wellen sollen so klein gewesen sein, „daß eine nit mehr als ein Pfund" gewogen haben soll. Zufolgedessen ward nunmehr auf Anordnung des Frankfurter Rates alles Holz, auch die Wellen, „nach billiger Messung geschätzet" und danach bezahlt. Der Streit hatte damit ein Ende. (Frankfurter Stadtarchiv.)

K. W. **Breidenloch und Bigen.** Zu dem alten Kirchspiel Nied, das sich längst in die drei selbständigen Pfarreien Nied, Sossenheim und Griesheim geteilt hat, gehörten ursprünglich noch zwei weitere Orte, Breydenloch, oberhalb Sossenheims, und Bigen, zwischen Nied und Bockenheim gelegen. Breydenloch wird nachweislich als selbständiger Ort in einer Schenkungs-Urkunde vom Jahr 1326 genannt, worin Katharine von Wanebach dem Liebfrauenstift zu Frankfurt Fruchtgefälle daselbst, nämlich 28 Malter Weizen, vermacht. In dem Güterverzeichnis des Ritters Rudolf von Sachsenhausen vom Jahre 1339 scheint Breydenloch bereits zur Gemarkung Sossenheim gerechnet zu werden, denn die Güter werden aufgezählt als gelegen in dem Sossenheimer Feld, genannt Breydenloch, — hinter Breydenloch, — herzu Breydenloch, oder bei dem Kreuze oberhalb Breydenloch u. s. f. — Über den Ort Bigen haben wir nur eine bestimmte Urkunde vom 14. Juni 1274, worin das Mainzer geistliche Gericht kund gibt, daß Heinrich, Sohn des Frankfurter Bürgers Siegfried von Eisenheim, Pfarrer zu Massenheim, auf einen von ihm und seinen Miterben widerrechtlich angesprochenen Zehnten einer Hufe zu Bigen in der Pfarrei Nied für das Stift Mariengreden (ad Gradns. B. M. V.) zu Mainz verzichtet habe. Ein Geschlecht der von Bigen bestand auch, so kommt ein Gottfried von Bigen als Zeuge in einer Urkunde von 1242 vor und ein Friedrich von Bigen in einer solchen von 1272, die zu Niethe (Nidda) ausgestellt wurde. An dem Ort Bigen erinnern heute noch der sogenannte Biegwald, der eigentlich Bigwald heißen müßte, sowie die Bickbrücke und der Bickweg, die in alten Urkunden häufig als Grenzbezeichnungen genannt werden, und zu dem ausgegangenen Orte ehemals hinführten. Der Ausdruck „Bieth"-Brücke in späteren Urkundenkopien ist wohl dadurch entstanden, daß das verschnörkelte „ck" für „th" gelesen wurde.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

Die **Festspiele** werden sich in folgender Reihe vollziehen: am 12. Mai: „Gotberga", ein dramatisches Festspiel von Jos. Lauff; am 13.: Armide, Große Oper von Voß-Gluck (Hülsen-Schlar); am 14.: Herodes und Mariamne, Trauerspiel von Friedrich Hebbel; am 15.: Samson und Dalila, Oper von Lemaire—Saint-Saëns (deutsch v. Pohl); am 16.: Oberon nach Wieland von K. M. v. Weber (Hülsen-Lauff-Schlar).

Residenztheater.

* **Monna Vanna.** Schauspiel in 3 Aufzügen von Maurice Maeterlinck am 29. April. Gastspiel von Agnes Sorma. Das Stück haben wir schon einmal gelegentlich des Gastspiels der Duse am Hoftheater am 6. XII. 1904 besprochen. Die italienische Truppe war ganz in ihrem Elemente, spielt das Drama doch in Italien, und sind die Rollen doch ganz dem südlichen Naturell und Temperament angepaßt. Man merkte den Unterschied sehr. Die Sorma spielte die Titelrolle anders als die Duse. Der 1. Akt zeigte sie etwas farblos, in Mienenspiel und Bewegungen zu apathisch; im 2. Akt war der Übergang der Empfindungen und Gefühle wohl zu wenig vermittelt; nach dem Umschlag kamen aber die Töne aus dem Herzen, warm und innig. Im 3. Akt erschien das Spiel am vollkommensten. Den Guido spielte Herr Hetebrügge, aber nicht als den leidenschaftlichen, eifersüchtigen Italiener mit der leichten südlichen Lebendigkeit, sondern viel zu schwer, zu polternd und zu laut. Man muß diese an sich unsympathische Rolle nicht noch abschreckender machen. Viel

natürlicher, lebendig, doch nicht outrierend, gab Herr Wilhelmy den Prinzivalli; die mitunter schwer verständliche Rolle wurde durch die Art und Weise seines Spieles um vieles glaubhafter. Ein sehr guter, biederer alter Colonna war Herr Rücker, dessen Meisterschaft in Altenrollen bekannt ist. Herr Miltner-Schönau als Trivulzio entbehrte der Schlangenglätte und des Meuchlercharakters; sein Auftreten und Handeln hätte mehr tückisch und schleichend erscheinen müssen. Auch der Vedio des Herrn Ludwig war etwas steif. Recht anzuerkennen ist bei allem, daß die Regie des Direktors ein gutes Zusammenspiel zustande brachte. Auch war es wirklich staunenswert, was die kleine Bühne zu täuschen vermochte. Der Raum im Hintergrunde erschien tief und weit, und das „Volk" trat ganz ansehnlich auf.

Literatur.

* **Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung,** XXXVI Band. 247 S. Wiesbaden, R. Bechtold u. Komp. — Ein Teil des Bandes, die 4 Beiträge zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg (Matzat, Wagner, Schaus u. Domarus), die in einer Sonderausgabe vorausgelaufen sind, wurden von uns bereits in Nr. 19 der „Nassovia" von 1906 besprochen. Der Band bringt außer diesen Abhandlungen noch 6 andere. Drei fallen ins Gebiet der Altertumskunde und sind von unsern Altertumsforschern Ritterling, Bodewig und Thomas bearbeitet. An der Hand der Wiesbadener und Hofheimer Ausgrabungen bespricht Ritterling die Toranlagen römischer Kastelle im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Bodewig führt uns eine ganze Reihe von römischen Gehöften zwischen Limes und Rhein, auf dem Einrich und an der unteren Lahn bis nach Vallendar, vor und beschreibt ihre Konstruktion und Bestimmung nach den vorhandenen Resten. Interessant ist auch die Beschreibung des Ringwalls über der Heideränktalenge zwischen der Saalburg und Oberursel aus der Latènezeit, von Thomas. Die drei weiteren Aufsätze behandeln Themata aus Mittelalter und Neuzeit. Geheimrat P. Wagner versucht nachzuweisen, daß der Bau der Burg Reichenberg unter Wilhelm I. von Katzenelnbogen erst 1320 (frühestens), nicht 1270 oder 1284 begonnen haben kann. Eine Ergänzung zu den Drangsalen des nassauischen Volkes im Großen Kriege bringt F. Neuroth in den Mitteilungen über Oberursels Lage in jener Zeit; sie enthalten wertvolle Einzelheiten. Frhr. O. von Dungern veröffentlicht die Briefe seines Vaters, des † Finanzkammerpräsidenten, aus dem Feldzuge von 1866, die namentlich was die damalige Stimmung angeht, charakteristische Streiflichter werfen. Der Band ist also recht reichhaltig und mannigfaltig und mit zahlreichen, schönen Karten, Plänen u. s. w. ausgestattet.

* **Mitteilungen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung** 1906/07. 66 S. Verlag d. Vereins. (Komm. R. Bechtold u. Komp.) Der Inhalt ist wie immer: Verwaltungsbericht des Altertumsmuseums, Miszellen (Vorträge, kl. Aufsätze), Chronik von Zweigvereinen und eine sorgfältige Zusammenstellung der im Laufe des Jahres erschienenen Nassoica.

Neues aus Nassau.

S. M. der Kaiser fuhr am 24. April die Strecke für das Kaiserpreisrennen im Taunus ab.

J. M. die Kaiserin besuchte am 22. April die Justinuskirche in Höchst.

Am 30. April starb zu Geisenheim Reichsgraf Philipp von Ingelheim, gen. Echter von und zu Mespelbrunn, 52 Jahre alt.

Am 8. Mai feierte die altbekannte, von Wilhelmine Magdeburg begründete, von Frl. Fetz fortgeführte und nun von Frl. Schaus geleitete Mädchenschule zu Wiesbaden ihr fünfundsiebzigjähriges Bestehen.

Sinn, das bisher Filial von Herborn war, erhält mit dem 1. Juli eine eigene Pfarrei.

Der Josephsverein beabsichtigt, im Runnzheimerschen Park zu Hochheim ein Krüppelheim zu errichten.

Die Anlegung eines Stadtparkes zu Höchst ist beschlossen.

Am 15. Juni soll die ehemals Sickingische Burg Sauerburg zwangsweise versteigert werden. Ist kein Altertumsfreund da, der sie kauft?

Für die leider verfallende Johanniskirche bei Niederlahnstein hat Dr. Dahlem im Abgeordnetenhause am 17. April ein gutes Wort eingelegt. Hoffentlich mit Erfolg.

Neue Rechtsauskunftstellen hat Geheimrat Meyer in Eppstein und Hochheim errichtet.

Am 10. Mai wurde die elektrische Bahn Höhr—Vallendar eröffnet.

Das Bahnprojekt Wetzlar—Brandobernndorf—Grävenwiesbach ist fertiggestellt.

Die Frankfurter Lokalbahn-Aktiengesellschaft wird im Laufe dieses Jahres die elektrischen Strecken Heddernheim—Homburg und —Oberursel bauen.

Nassauischer Geschichtskalender.

Mai.

25. 1728. Fürst Friedrich Ludwig von Nassau-Ottweiler stirbt. Er war 1651 als Sohn des Grafen Johann Ludwig geboren, folgte 1713 seinem Bruder Ludwig Kraft in der Regierung und erbte 1721/23 die idsteinischen und saarbrückischen Gebiete, die dann, da er kinderlos war, an Usingen fielen.

26. 1812. Gefecht bei Molinos del Rey unter Teilnahme einer Abteilung des 1. Regiments Nassau. (Spanischer Feldzug.)

27. 1711. Fürst Franz Alexander von Nassau-Hadamar verunglückt. Er war am 27. I. 1674 als Sohn des Fürsten Moritz Heinrich geboren, und folgte ihm, zunächst unter Vormundschaft, 1679 in der Regierung. Da er nur Töchter hinterließ, fiel sein Land an die anderen ottoischen Fürsten.

30. 1707. Fürst Leberecht zu Anhalt-Bernburg-Schaumburg stirbt. Er war am 28. VI. 1669 geboren, und heiratete 1692 die Fürstin Charlotte von Nassau-Schaumburg. Sein Sohn Viktor Friedrich folgte dieser 1700 unter Vormundschaft seiner Großmutter Elisabeth Charlotte, Melanders Tochter, in der Regierung.

31. 1504. Graf Engelbert II. von Nassau-Breda stirbt. Er war der Sohn Johanns IV. und hatte mit seinem Bruder Johann V. 1475 die dillenburgisch-bredaischen Lande geteilt. Er war ein berühmter Krieger und Staatsmann unter Kaiser Maximilian. Kinderlos, hinterließ er seine Gebiete seinem Neffen Heinrich III.

31. 1521. Gräfin Claudia von Nassau-Breda, geborene Prinzessin von Chalon-Orange, stirbt. Sie war die Gemahlin Heinrichs III. von Nassau-Breda, die Schwester des letzten Fürsten von Nassau-Orange, Philibert, den ihr Sohn Renatus (René) 1530 beerbte.

Briefkasten.

H. W. in **W.** Besten Dank.
A. H. in **L.** Die Abfassung hat Zeit.

Redaktionsschluß: 10. Mai.

Inhalt: Rüdesheim. (Gedicht.) Von L. Göllner. — **Hartmut von Kronberg.** Von **Prof. D. E. Knodt.** (1. Fortsetzung.) — **Wiege und Sarg im Hause Nassau-Oranien.** Von **F. Brumm.** — **Freiherr Karl vom Stein, Frankfurter Ehrenbürger.** Von **K. Wolff.** — **Nassauische Dynasten IV.** Von **Dr. C. Spielmann.** — **Schwarz-rot-gold.** Von **S. Krücke.** (9. Fortsetzung.) — **Miszellen.** — **Theater zu Wiesbaden.** — **Literatur.** — **Neues aus Nassau.** — **Nassauischer Geschichtskalender.** — **Briefkasten.**



№ 11. Wiesbaden, den 1. Juni 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die weiße Frau auf dem Brennershof.*)

(Nassauische Volkssage.)

Im Brennershof, in der Brennersau
Geht um zuzeiten eine weiße Frau;
Sie schwebt durchs Zimmer entlang den Wänden,
Erhob'nen Haupts, mit erhob'nen Händen.
Sie trägt ein feines Westerhemd,
Ist aber manchem gänzlich fremd;
Denn sie zu sehen ist niemand vergönnt,
Er sei denn geboren an einem Advent.
Der Stöffel weiß nichts von der weißen Frau,
Er ist noch neu auf der Brennersau. —
Da geschah's, man treibt mit ihm ein Genecke,
Zieht ihm des Nachts von den Beinen die Decke;
Doch schläft er weiter, obgleich entdeckt,
Bis ihn ein Schüttelfröstchen weckt;
Schnell rafft er die Zieche und deckt sich zu
Und pfleget fürder der süßen Ruh'.
Als aber am dritten Tage danach
Des Nachts die Ziech' wieder drunten lag.
Da denkt er: „Na nu! Was soll das sein?"
Schläft auch so bald nicht wieder ein,
Ist mürrisch am Morgen, verstimmt, verdrossen
Und hadert mit den Hausgenossen.
Diese jedoch, schalkhaft schlau,
Schieben den Ulk auf die weiße Frau
Und erzählen dem Stöffel viel schelmische Dinge,
Die sie, die Leute zu foppen, vollbringe;
Namentlich zieh' sie zum Zeitvertreib
Schlafenden gern die Decke vom Leib. —
Als Stöffel solche Kunde vernimmt,
Da braust er auf, erbost, ergrimmt;
„Das sind ja" — ruft er — „schöne Geschichten!
Wohlan! Gleichviel! Frau hin, Frau her!
Ich werd' sie verstören, verjagen, vernichten!"
Und gesagt, getan, er greift zur Wehr. —
Beim Schlafengeh'n legt er in bitterem Groll
In kühne Bereitschaft Dolch und Pistol!
Dann streckt er sich mutig aufs Lager hin,
Erwartend die weiße Sünderin. — — —
O Stöffel, ich bitt' schön, sei kein Tor:
Stell' dir die Sache nur richtig vor,
Dann wird sie dich nicht mehr so sehr verdrießen,
Wirst auch, ach nein, nicht stechen und schießen!
Schau in der Nähe die Berge voll Reben;
Da ist des Rätsels Lösung gegeben:
Wird nicht mehr getrunken, nicht mehr genippt
Vom belebenden Saft, den die Rebe gibt;
Dann zieht mit der Leute launigem Sinnen
Von selber die weiße Frau von hinnen!

Friedrich Seibert.

*) Eigentlich Hexenhof. Dieser Hof, nicht weit von Bornich am Krummbach gelegen, ist der Nachkomme einer Burg, die hier gestanden, die aber weil sie Räubereien trieb, zerstört wurde. Das Gemäuer der Ruine benutzte der Erbamtmann Brenner um 1740 zur Erbauung seines Gehöftes, daher der Name Brennershof. — Notabene! Unterm Brennershof liegen auch drei Faß voll Wein „in ihrer eigenen Haut", eine Sage, die noch von mehr alten Burgen gilt. In der langen Zeit, in welcher die Faßdauben vermoderten und verfielen, bildete sich nämlich um den Wein eine zähe, dichte Haut, die ihn zusammenhält.

Hartmut von Kronberg.

Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften.

3) Von D. E. Knodt. (2. Fortsetzung.)

Hartmut hofft, daß die Wahrheit des Evangeliums auch dem Papst aufgehen werde, wenn es der Kaiser mit der höchsten Gütigkeit versuche, ihm zu zeigen, wie sein bisheriges Regment ein antichristliches gewesen sei, es sei gar nicht möglich, daß der Papst dieses leugnen und die Wahrheit ablehnen könne. „Wo aber der Papst, durch den Teufel ganz besessen, sich nicht erkennen oder dem Kaiser gehorsam sein wollte, . . so hat der Kaiser das Recht und ist vor Gott schuldig, mit aller seiner Macht gegen den Papst zu handeln als gegen einen abtrünnigen Ketzer und Antichristus und zu solchem mag der Kaiser die antichristischen Güter, die jetzt geistliche Güter genannt werden, gebrauchen nach aller Notdurft." Doch H. fühlt selber, daß dieser mehr alttestamentliche Standpunkt die Wahrheit nicht pflanzen kann, und führt darum die Hauptsache gleich daneben an. „Aber zu wissen ist not das vornehmlichst und recht Waffen zu solchem, nämlich das lebendige Wort Gottes im heiligen Evangelio, welches das wahrhaftige Waffen ist, das den Antichristen zu Boden stößt."

Hartmut gebraucht in dieser Schrift dieselben Sätze, wie in der an den Kaiser. Auch darauf kommt er noch einmal zu sprechen, daß die Furcht vor Gott alle Furcht vor den Menschen ,die uns schaden wollen, wegnimmt, Gott müsse für den Kaiser angerufen werden, er werde ihm geben, was zum Siege dient. Wie er es im Anfange des Schreibens betont hat, daß eine innere Gewalt ihn zu reden nötige, so tut er es auch am Schluß. Ja, er ist bereit, für seine Überzeugung zu sterben. Man kann die Schlußworte von Hartmuts Schreiben nicht lesen, ohne tief bewegt zu werden. Er sagt: „Daß ich mich aber dieser Sache so hoch annehme und zu Herzen gehen lasse, das wird mir für eine Torheit angerechnet, was ich auch gerne also sein lassen will, aber mit Gott dem Allmächtigen ich mich bezeuge, daß ich solches aus keinem gehässigen Gemüt tue, dem Papst oder den Seinigen nicht zuwider, sondern zu ihrem Besten und entgegen dem antichristlichen Regiment, darin man sie so jämmerlich erblindet sieht mit also unzähliger Schar der Menschen, die ihnen folgen und zu dem Teufel fahren, das ist die unwidersprechliche Wahrheit, um derentwillen ich mich nicht fürchten mag. Dann ich des gewiß bin, daß mein Gott mächtig genug ist, mir zu helfen und mich nach seinem Gefallen vor dem antichristlichen Reich behüten mag, oder aber, ob es ihm gefällt, mir Gnade gibt, einen willigen Tod darum zu leiden, welches ich zu seinem göttlichen Willen und Gefallen gestellt haben will. Und wollte Gott, daß ich einen Tod deshalb leiden sollte und die Sache damit ausgerichtet sein, daß dadurch der Papst und alle Menschen zur Erkenntnis der rechten Wahrheit kommen möchten, ich wollte solches mit der Hilfe Gottes williglich annehmen, das wäre auch kein beschwerlicher Tod, so doch die Heiden, wie man vielfältig in den Historien liest, vielmal den Tod williglich und mit frohem Mut angenommen haben, von wegen einem gemeinen Nutzens einer einzigen Stadt oder Landes: warum sollte sich denn ein Christ vor dem Tod fürchten, der zum gemeinen Nutzen der Christenheit dient und ihn zur ewigen Seligkeit trägt?" Mit einem kurzen Segenswunsch schließt der Brief.

War mit diesen beiden Schreiben gleichsam das kirchenpolitische Programm aufgestellt, so finden wir in dem an seinen Verwandten, den Deutschordenskomtur Walther von Kronberg in Frankfurt a. M. vom 6. November datierten Sendbrief Hartmuts Glaubensbekenntnis. Er hatte den damaligen Papst, darin Luther folgend, einen Stellvertreter des Teufels und einen Antichristen genannt. Kück (a. a. O. S. XXI) meint, der Komtur Walther von Kronberg habe vielleicht an dieser Stelle großen Anstoß genommen, und Hartmut habe das in der Einleitung der Schrift erwähnte Versprechen, sich über jenen Punkt zu rechtfertigen, gegeben. Daß nicht bloß ein Privatschreiben beabsichtigt ist, folgt schon daraus, daß H. sagt, er schreibe solches aus herzlicher Liebe zu allen Menschen. In diesem Brief, der größer ist wie die übrigen Schreiben, wird H. nicht müde, immer und immer wieder die Herrlichkeit seines evangelischen Glaubens darzulegen. Er hofft gewiß im stillen, sein hochgestellter und einflußreicher Verwandter werde auch der Lehre Luthers zufallen, was aber nicht geschah. Walther von Kronberg war nächst Hartmut der bedeutendste Mann aus dem Geschlechte, der in seiner Zeit eine wichtige politisch-religiöse Kampfstellung einnahm und besonders durch seine Kämpfe gegen den Hochmeister Albrecht von Brandenburg bekannt ist. Walther war 1479 auf der Väterburg geboren und 1502 in den Orden getreten. 1506 war er Komtur zu Frankfurt, 1520 Rechtsgebietiger der Ballei Franken, 1526 Deutschmeister, Reichsfürst und Administrator in Mergentheim, wo er 1543 starb. Er hatte einen schweren Stand: in seinem Orden waren große Unsitten eingerissen, und auch äußerlich wurde er sehr bedroht. Mit Energie suchte er in seinen einflußreichen Stellungen dem entgegenzutreten. „Dabei wurde er weniger von wirksamem Eifer für die katholische Kirche belebt gegenüber der den Orden zersetzenden Reformation,

als von einem stark angeerbten und angelobten Standesbewußtsein, getragen von dem menschlich berechtigten Bestreben der uralten Besitzer, dem verderblichen Abgang ihrer Adelsstiftung zuvorzukommen. Deshalb haben spätere Nachkommen im Orden mit allem Fug „den Ritter voll der Treu zum Kaiser und zu der Kirche, den edlen deutschen Herrn Walther von Kronberg als eine Säule der Sittlichkeit im Orden zu schwer bedrängter Zeit", als dessen „zweiten Wiederhersteller" gepriesen."

Wenden wir uns nun zu Hartmuts Sendschreiben an Walther von Kronberg, worin es heißt: Lieber Herr und Vetter, ich hab mir fürgenommen, Euch zu schreiben, wie ich versprochen zur Ablehnung des Unglimpfs so dem christlichen Vater Doktor M. Luther vermeinlich von vielen wird zugemessen, nämlich in dem Stück, als ob er ihm zu viel tun sollt, daß er den Papst einen Vikar des Teufels und Antichristus und dergleichen nennet." Nun hätte der theologisch gebildete Komtur denken können, er müsse es doch besser wissen, wer in dem Streit recht habe, Luther oder der Papst, was könne ihn ein unstudierter Laie, wie sein Vetter Hartmut darüber aufklären. Da sagt ihm letzterer ganz demütig und schlicht, die menschliche Weisheit und wenn alle, die von Anfang der Welt gelebt auf einem Haufen wären und ihre menschliche Weisheit gebrauchten, könne in göttlichen Dingen, die sich auf das Heil beziehen, nichts ausmachen und erkennen. Dazu sei ein anderer Weg nötig, den jeder Laie finden könne: es sei bei aller menschlichen Weisheit mit ihrem Hochmut gerade die Gefahr da, daß die Erkenntnis der Gnade verdunkelt werde, wenn nämlich das Herz nicht recht stehe. „Wollen wir aber solche unsere allerhöchste Gnade wahrhaftig erkennen, so müssen wir von aller menschlichen Vernunft abstehen und kein Vertrauen auf unsere oder aller Menschen Weisheit setzen und einzig um die Weisheit und Gnade bei Gott mit der höchsten innerlichen Demütigkeit bitten mit festem Vertrauen auf die unwandelbare Wahrheit der Verheißungen, die uns in dem heiligen Evangelium und den Mund Christi klar verschrieben und mit dem Blut Christi und seinem Tod versichert und bestätigt ist." Hartmut erinnert dabei an des Heilands Worte zu Petrus, als dieser sein Bekenntnis ablegte: Das hat dir nicht Fleisch und Blut offenbaret, sondern der Vater im Himmel, und an das andere Wort: Herr, mehre uns den Glauben. Alle menschliche Vernunft ist in Sachen der Heilserkenntnis und Heilsbeschaffung lauter Torheit. Jeder einfache nach Wahrheit suchende Mensch könne ein Kind Gottes werden, und ein Erbe des ewigen Lebens. Wer diese Gnade nun erkannt hat, der muß Christo dankbar sein und auf die Werke acht haben die Gott am gefälligsten sind, das ist, Gott lieben von ganzem Herzen und den Nächsten wie sich selbst. Nun erkennt derjenige, welcher im wahren Glauben allein Gnade gefunden hat, daß der Papst und die Seinen einen teuflichen, allergreulichsten Weg gehen und unzähliche Menschen von dem wahren, stracken Weg Christi abführen zu der grausamen Hölle. Wie könnte nun Doktor Luther seinem Gott einen größeren Gefallen getan und die süße brüderliche Liebe gegen den Papst und alle Menschen höher erzeigt haben, als daß er dem Papst und uns allen die lautere Wahrheit durch die hohe Gnade und Heiligkeit Gottes mit so hohem Ernst und Fleiß gesagt? Wahrlich, der Papst und wir sollten Gott zuvor und Doktor Luther aufs höchste darum danken, wir sollten ihn billig nicht allein als unsern treuen Bruder halten, sondern auch als unsern treuen Vater, welcher nicht allein unsere grausame Not und Krankheit uns gezeigt hat, sondern er tröstet uns daneben so übertröstlich und zeigt uns den lebendigen Arzt Christum Jesum unsern Gott und Schöpfer, welcher es so gnädiglich angeboten, uns aus aller unserer Not zu helfen und auf seinen stracken, leichten aller lieblichsten Weg zu leiten und zu behalten. . . . . Die wahre Weisheit lehrt Doktor Luther, daß es ihm nützer ist, des Papstes und aller seiner Anhänger Ungnade und Strafe zu leiden, als daß er die Wahrheit Christi unseres Herrn verschweigen sollte." Hartmut zeigt an den fruchtlosen Beratungen des Reichstags in betreff der Abschaffung der Ablaßwirtschaft und des Ringes der Großkaufleute mit ihren Monopolen, wie wenig die menschliche Weisheit ausrichte, weil man nicht zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachte, sondern jeder Mann nur seiner Selbstsucht folge. Auch dem Papste gegenüber müsse man vor allem vonseiten des Kaisers und der Fürsten nach dem höchsten Gesichtspunkte der Ehre Gottes handeln. „Dem Kaiser und den Fürsten will zum ersten und vornehmlichsten gebühren am höchsten zu betrachten, daß die Gewalt des Papstes, die er von den Menschen und durch menschliche Weisheiten an sich gebracht hat, keinen Grund hat und von Gott unleidlich (unlydlich) ist, deshalb sollen wir mehr bewegt sein, die Ehre Gottes und sein Reich hierin zu suchen, als das unsere und unsern eigenen Nutzen. Daraus würde von selbst folgen, daß alle Beschwerung und Schätzung, womit der Papst und die Seinen uns wider Gott und alle Billigkeit so unmildlich beschwert und beladen haben, fallen, und daß wir ermahnet werden, mehr zur Barmherzigkeit gegen den Papst und die Seinen als zu der Rache und Grimmigkeit." Mit diesen Worten zeigt Hartmut, daß er hier mehr für das Papsttum hofft, als in seinen früheren Schriften. Hartmut führt nun weiter aus, welchen Schatz wir an dem klaren und lautern Evangelium haben, das kein Mensch verbessern kann. Er meint, weil wir solches Evangelium seither so wenig „zu Gemüt gefaßt hätten" und undankbar gewesen wären, hätte uns Gott zur Strafe solche blinden Hirten gegeben, „die der allerhöchsten Gnaden Gottes nit erschmacken, auch ihren Schafen zu erschmacken verhindern." Der Papst müsse brüderlich ermahnt werden, „daß er fürderhin von allem unbilligen Geiz und von dem teuflischen Weg abstehe und nach dem Befehl und Gebot Christi die Schafe Christi ferner weide und durch ein freies christliches Konzil allen geistlichen Stand reformiere und dem Kaiser in allen gebührlichen Dingen gehorsam sei nach dem Gebot Gottes, wie solches im heiligen Evangelio und durch St. Paulus klärlich ausgesprochen sei." „Das heilige Evangelium und die Lehre Christi bezieht sich allenthalben auf die süße brüderliche Liebe, das teufliche

päpstliche Gesetz ist an vielen Stellen ganz wider Christus und wider alle wahrhaftige brüderliche Liebe." Hartmut ist noch ganz entrüstet über die Behandlung, die Luthers Sache auf dem Reichstag zu Worms erfahren hatte. Er war Augenzeuge gewesen, wie man dort mit der Wahrheit umging und bezeichnet das dort geübte Verfahren als „kindisch", denn in tausend oder noch mehr Jahren habe kein so wahrhaftiger und christlicher Lehrer gelebt, als Luther. Die heiße Liebe Hartmuts zu diesem Unerschrockenen bricht immer und immer wieder durch; man fühlt es seinen begeisterten Worten ab, wie er seinen Verwandten auch für Doktor Luther und seine Lehre erwärmen möchte. Hartmut malt es mit schönen Worten aus, wie es sich gestalten würde, wenn Gott die inbrünstigen Gebete für den Papst und Kaiser Karl erhören und diesem den rechten Verstand des Evangeliums geben würde. „Der Papst und die Seinen werden selbst tugendlich abstehen von allen unchristlichen Gesetzen und mit Willen abtreten und sich mit uns freuen des himmlischen Lichtes, in dieser unserer greulichen Finsternis durch die allerhöchste Gütigkeit Gottes gegeben zu unserer „gemeyner säligkeit also überschynbarlich leuchtende". Aller Eigennutz würde verwandelt werden, in die allersüßeste brüderliche Liebe . . daß ein jeder für seines Nächsten Notdurft sorgen würde gleich seiner eigen selbst Sachen. Und dadurch würde die Gerechtigkeit in die Herzen und Gewissen gestellt und nicht so viel Vertrauen auf die unausgründlichen Juristenbücher wie bisher gesetzt werden, denn die christliche brüderliche Liebe mag die unendliche Juristerei nicht erleiden, in welcher keine Endschaft zu finden ist, wie wir augenscheinlich sehen in allen großwichtigen Sachen." Hartmut meint, die Christen sollten ihre Angelegenheiten, statt sie vor weltliche Gerichte zu bringen, etlichen frommen Personen vorlegen, die nach ihrem Gewissen dann Recht sprächen, so wie es Paulus den Korinthern empfiehlt. Gewiß können gar manche Sachen auf solche Weise beglichen werden, aber so lange nicht unsere Mitmenschen wahre Christen sind, muß das weltliche Gericht als eine gute göttliche Ordnung bleiben. Hartmut vergißt, daß Böse und Gute bis zur Wiederkunft des Herrn nebeneinander bleiben, und daß das Reich der allersüßesten Liebe bis zu jener Zeit immer nur die umschließen wird, die den engen Weg der Selbst- und Weltverleugnung freiwillig gehen. Das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen zeigt uns deutlich, daß der Weizen und das Unkraut bis zum Erntetag wachsen wird. Mit einem Lobpreis des wahren Glaubens als der wahren Weisheit und einer Warnung vor der falschen menschlichen Weisheit schließt das Schreiben. W. Vogler (Hartmut von Kronberg 1897, S. 21), hat treffend darauf hingewiesen, daß die zornige Entschiedenheit in kirchenpolitischer Beziehung, welche von dem Fürsten ein äußeres Eingreifen den Päpsten gegenüber fordert, hier zurücktritt; daß aber ein anderes Moment sich hier zeigt, das auch in späteren Schriften Hartmuts hervortritt, ein kräftiger sozialer Zug, wie er ja in dem Grundgedanken der Lehre Christi von der Nächstenliebe, welche den Eigennutz ausschließt, eine Art freiwilliger sozialer Gleichheit fordert, und in jedem Menschen nur den Bruder erkennen läßt, unzweifelhaft enthalten ist. Daß diese „süße brüderliche Liebe", wenn sie auf Erden überhaupt möglich wäre, die reinste und lauterste Frucht des christlichen Glaubens sein, und alle Schäden der Zeit — oder vielmehr jeder Zeit — heilen würde, ist ja unbestreitbar, daß aber Hartmut sie in seiner Zeit für möglich hält, und alles Ernstes mit heiligem Eifer vertritt, das gibt dem Worte Bucers über Hartmut: „Er ist wahrlich frommer und redlicher, denn weltgescheit und gewahrsam", eine zutreffende Bestätigung. Des edlen Ritters Herz war voll Begeisterung und voll von der Liebe, die alles glaubt und alles hofft. Wie wohltuend wirkt auch in Hartmuts Schriften, die von aller Roheit und zweideutigen Ausdrücken freie Sprache, die ein Spiegel seines reinen Herzens ist!

(Fortsetzung folgt.)

Kurhausweihe zu Wiesbaden.

Von Dr. C. Spielmann.

Die Stadt Wiesbaden hat eine Reihe glänzender Festtage hinter sich; im schönsten Maienwetter sind sie programmäßig, ohne Störung verlaufen, unvergeßlich für alle, die sie miterlebten, und die seit der Nationaldenkmalfeier ihres gleichen nicht gesehen haben. Kein Wunder! War doch die Zentrale alles Lebens, das neue Kurhaus, gewissermaßen das Stadtheiligtum, der Gegenstand der Feier; wurden doch zum ersten Male seine Pracht- und Wunderräume dem internationalen Verkehre geöffnet.

Das alte Haus, 1810 vollendet, war den sich stets steigernden Ansprüchen nicht mehr gewachsen. Die Räume waren zu klein geworden, und auch die Ausstattung stand nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Man verlangte ein dem Charakter der Großstadt entsprechendes Gebäude und ebensolche Einrichtungen. Schwer wurde es den Wiesbadenern, sich von dem lieben, gemütlichen alten Hause zu trennen. Man wußte, was man ihm verdankte, wie seit hundert Jahren der lebendige Strom von dort ausging, der den Wohlstand in die alte Kurstadt führte. So klammerte man sich denn lange an den Gedanken: Ausbau oder Umbau, und stellte ihn dem von den Kurdirektoren vertretenen: Neubau gegenüber. Selbst der Landesherr hielt anfangs an der Tradition fest: „Behalten Sie doch das alte Haus; es ist ja ganz schön!" Aber er ließ sich dann doch auch überzeugen und genehmigte den Neubau, indes mit dem sofortigen Beifügen: „Aber nur auf der Stelle des alten."

Damit war die Frage entschieden, zugleich auch die Platzfrage. Das bereits im Jahre 1897 ergangene Preisausschreiben war ohne die Erledigung der letzteren ein etwas vages Unterfangen gewesen; 53 Arbeiten deutscher Architekten gingen ein, 6 wurden preisgekrönt, 4 angekauft, keine ward ausgeführt. Nunmehr, im Jahre 1902, wurde der Münchener Professor Friedrich v. Thiersch mit der Ausarbeitung des Bauentwurfs beauftragt, ein Mann, der das Gebiet der Baustile von der Antike bis hinab zur Moderne beherrscht und zu harmonischen Kombinationen des ästhetisch Wesentlichen aus allen Formen in freier künstlerischer Schöpferweise befähigt ist. Die Pläne erfuhren noch mancherlei Aus- und Umgestaltung; im Juni von 1903 wurden sie durch

den Oberbürgermeister Dr. v. Ibell, den Kurdirektor v. Ebmeyer und den Professor v. Thiersch dem Kaiser vorgelegt; im Herbste ward Thiersch zum Baumeister ernannt. Noch war der Einspruch des Kultusministers wegen der Erhaltung des alten historischen Konzertsaales zu überwinden; dann konnte an die Ausführung gegangen werden. Nachdem die Stadt das Paulinenschlößchen angekauft und als Kurhausprovisorium eingerichtet hatte, 1902/03 (Kosten 1 350 000 Mark), wurde im Herbste von 1904 mit der Niederlegung des alten Hauses begonnen. Zu Ende des Dezember war diese vollendet, und der erste Spatenstich zum Neubau geschah. Der Bau stieg planmäßig; noch im Laufe von 1905 kam er unter Dach; im Frühjahr von 1906 wurde er im Rohen vollendet; nach einem weiteren Jahre, im Mai 1907 wurde er ganz fertiggestellt.

Aufgabe des Architekten war, den Neubau im Einklang mit der Umgebung: den Kolonaden, dem Ziergarten und den Platanenriesen, in ruhigen, einfachen, klassischen Formen der Außenseite, mit geräumigem, elegantem, komfortablem, den Anforderungen der Neuzeit entsprechendem Innern zu errichten. Sehen wir nun zu, ob das geschehen ist.

Das Kurhaus nimmt nach allen Seiten einen etwas größeren Platz als das alte ein; durch bessere Ausnützung der Gesamtfläche aber ist die Raumverteilung im Innern eine bedeutend günstigere geworden. Als monumentales Bauwerk in klassischer Form schließt der Bau mit seiner Vorderseite den Kurhausplatz würdig ab; die Mitte ist stark erhoben, an der Vorderseite durch einen sechssäuligen ionischen Portikus, an der Rückseite durch einen vorgestellten Altan belebt. Es ist in dauerhaftem grauen pfälzer Sandstein, der Mittelbau in schlesischem Quarzsandstein erbaut. Die Inschrift über dem Portal lautet: Aquis Mattiacis, lateinisch, ursprünglich und kosmopolitisch; darüber zeigt sich im Giebelfelde das Stadtwappen; in den Nischen des Portikus, zu beiden Seiten des mächtigen, das Vestibulum erleuchtenden Bogenfensters stehen die Figuren der Hebe und Flora von K. Jaeckle in München. Ins Vestibulum führt eine breite Freitreppe mit recht und links ausladenden Auffahrtsrampen. Zwischen den Fenstern des Obergeschosses sind Flachreliefs nach Modellen von H. Kaufmann und Th. v. Gosen eingefügt. Die Südseite, nach dem erweiterten Nizzaplätzchen hin, zeigt in Medaillons Frauenköpfe (die vier Jahreszeiten von Krüger-Frankfurt). Auf der Ostseite (Hinterfront) sind die Kindergruppen auf den Eckrisaliten von Feile-Wiesbaden und Nutz-Düsseldorf und die vier Standbilder über dem Portal und Altan auf der Attika in der Mitte von Dasio und Bermann-München zu erwähnen, ebenso die beiden Bronzestandbilder am Portal. An dieser Seite sind ferner rechts und links vom Portal teils gedeckte, teils offene Terrassen vorgelagert; sie gewähren wie die verschiedenen Altane eine herrliche Aussicht auf Weiher und Kurgarten. Die Nordseite ist einfacher gehalten.

Durchs Westvestibulum, in das rechts und links die Billettschalter und Garderoben eingebaut sind, treten wir in die Wandelhalle (Raum des alten Konzertsaales), den römischen Thermenhallen nachgebildet, ebenso vornehm wie schön, hoch, weit, imponierend. Zusammen mit den in gleicher Breite links und rechts anstoßenden beiden Sälen (s. w. u.) wird hier ein Raum dargestellt, der geradezu von mächtiger Dimension ist. Mitten über der Halle, Licht spendend, erhebt sich die gewaltige, auch äußerlich das Gebäude krönende Kuppel, mit den anschließenden Kassettendecken in echter Konstruktion ausgeführt. Säulen von schwedischem Granit tragen die Tonnengewölbe; Kapitäle und Basen sind aus ziselierter Bronze. Oben in der Kuppel bemerken wir einen Reigen prächtiger, aus Stuck gebildeter Genien von Professor Pfeifer in München; die Medaillonfelder der unteren Kuppelfläche schmücken vier große Mosaikbilder von J. Diez in München mit Motiven aus der alten Mythologie. Die Felder über den beiden Seitentüren füllen Reliefs aus weißem Marmor von Professor Hahn in München. An den Wandpfeilern sind vier überlebensgroße Marmorstandbilder, Stiftungen von Kommerzienrat H. Albert und Dr. R. Fleischer, aufgestellt: Äskulap (Heilkunde), Apollo (Tonkunst), Athene (Intelligenz), Irene mit dem kleinen Plutus (Friede und Wohlstand), Nachbildungen klassischer Bildwerke. Die Marmor-, Stuck- und Bronzeausstattung der Wände, das Edelholz und die Bronze der Seitentüren, die Spiegelglaslünetten, der Marmorfußboden u. s. w., all das macht zusammen mit dem Geschilderten einen ganz überwältigenden Eindruck.

Aus der Wandelhalle gelangen wir durch das Ostvestibulum, neben dem wie im Westvestibulum rechts und links die Aufgänge zum Oberstock liegen, auf die Terrassen. Den beiden Vestibulen sind Windfänge vorgelagert zur Regulierung von Heizung und Ventilation.

Rechts von der Wandelhalle erstreckt sich der Große Konzertsaal. Mächtige graue nassauer Marmorsäulen stützen die durch Rudorfer aus München mit Stuck und Gold reich verzierte Decke; eine prächtige Fürstenloge ist über dem Eintritt erbaut, zu beiden Seiten gliedern sich die stufigen Galerien an. Über dem Podium des Orchesters steht, von bronzenem Blättergitterwerk verdeckt, die Orgel von Sauer in Frankfurt a. d. O.; darüber zeigt sich das Flachrelief: Helios mit dem Sonnenwagen von Blecker aus München, während gegenüber, über der Fürstenloge Apollo mit den Musen von Perathoner aus München erscheint, und das Mittelfeld einen Fries von Tritonen von Storch aus München aufweist. Der Saal faßt bequem 750 Personen im Parterre und 450 auf den Galerien (Sitzplätze).

Zwischen dem Großen Saale und dem Kurhausplatz liegen die Lesezimmer (ähnlich wie früher), zwischen ihm und dem Konzertplatze die Spiel- und Konversationszimmer, zwischen diesen Zimmern und dem Großen Saale ringsum läuft ein Korridor, der mit den Hufeisenenden an das West-, bez. Ostvestibulum stößt. Nach der Südseite ist ein Wintergarten in italienischer Grottenarchitektur mit einem Brunnen, ebenfalls von dem Korridor zu betreten, angelegt. Fresken von Professor F. Erler-München schmücken ihn; auch mehrere Statuen des alten Saales von Franzoni in Carrara, sind in ihm aufgestellt. (Die übrigen sind in den anderen Sälen verteilt.) Weite Türen aus ihm führen nach dem Nizzaplätzchen hinaus.

Links von der Wandelhalle liegt der Kleine Saal, der in verkleinerter Form, aber mit der ähnlichen Anlage und Einrichtung den alten historischen Konzertsaal wiedergibt. Imponiert der Große, so heimelt der Kleine Saal an; er ist halb so groß als ersterer. Die andere, an den Kleinen Saal nördlich anstoßende Raumhälfte, bildet einen Lichthof, in den die Küche eingebaut ist.

Zwischen Küche und Kurhausplatz befindet sich der Biersalon mit Bildern des einheimischen Malers K. Kögler, zwischen Küche und Konzertplatz der Große Weinsaal mit Malereien von Weinberger, Fricke und Professor F. Kirchbach aus München. An diesen Saal stößt an der Nordostecke der Kleine Saal. An der Nordseite zieht sich die sehr gemütliche Rheinländer Weinstube hin mit Wandmalereien von F. Ringer aus München; daneben ist eine American Bar eingerichtet, an der Nordwestecke befindet sich ein Kaffee- oder Frühstückszimmer.

Die Aufgänge zum Oberstock liegen neben den Garderoben in den vier Bauecken zur Seite der Wandelhalle. Die vier Treppenhäuser sind in edlem Metall gehalten, und führen sowohl zu den Galerien des Großen und Kleinen Saales wie zu den Diensträumen der Kurverwaltung, der Wohnung des Kurhauswirts, den vermietbaren Gesellschaftsräumen an der Nordseite (Saal, Empfang- und mehrere Spielzimmer, darunter ein Billardzimmer) und endlich zu den Außengalerien und Balkonen.

Im Souterrain liegen links vom Portal die Wirtschaftsräume des Restaurateurs und die Wein- und Bierkeller, rechts die Hausmeisterwohnung und die Magazine und Werkstätten für Materialien und Reparaturen.

An der Nordseite steht ein Turm, Maske für den in ihm verborgenen Kamin, der mit den mächtigen, außerhalb des Gebäudes liegenden sechs Heizkesseln in Verbindung steht. Weder durch Geruch, noch durch Geräusch stört die Heizung. Sie ist das Produkt einer Nieder-

druckdampfanlage, die unterirdisch angebracht ist, und stellt sich sowohl als Luft- und Warmwasserheizung wie auch als solche gemischten Systems dar. Die Beleuchtung ist sowohl im Innern wie außen und im Park durchweg elektrisch. Wandelhalle, Säle, Zimmer, Terrassen, alles wird von einem Lichtmeere durch- und überflutet.

Mit dem Neubau des Kurhauses ging die Umwandlung der Kuranlagen hinter diesem Hand in Hand. Von den auf ein Preisausschreiben hin eingegangenen 102 Arbeiten wurde die des Gartendirektors Trip in Hannover ausgewählt, aber durch den einheimischen Garteninspektor H. Zeininger nochmals überarbeitet, und dann erst ausgeführt. Der Konzertplatz ist vergrößert, der Weiher nach Osten zu erweitert worden; neue Gruppierungen und Durchblicke wurden geschaffen, die Wege erbreitert; die große Fontäne wurde zu einer Leuchtfontäne umgestaltet, der Umfang der Anlagen im Süden bis an die Parkstraße ausgedehnt.

Als alles vollendet war, zeigte es sich, daß die Kosten der gesamten Bauten, Anlagen und Einrichtungen auf fünf Millionen Mark angewachsen waren. Die örtliche Bauleitung lag in den 2½ Jahren, die von der Niederlegung des alten bis zur Eröffnung des neuen Kurhauses verflossen, in den Händen eines Wiesbadeners, des Architekten C. Werz; die Bauunternehmer J. Weber, Ph. Schmidt und H. Aßmus waren ebenfalls Wiesbadener; auch sind bei den Bau- und Ausstattungsarbeiten vorzugsweise Einheimische berücksichtigt worden. Von den Künstlern ist schon die Rede gewesen. Dem ganzen Werke stand die Kurhausneubau-deputation unter dem Vorsitze des Bürgermeisters Heß beratend zur Seite. —

Der Kaiser hatte bereits, auf einer Automobilfahrt von Homburg herüberkommend, im April Einsicht von den Arbeiten im Kurhause genommen. Damals wurde in Zweifel gezogen, ob alles bis zum Einweihungstage, dem 11. Mai, fertig würde; aber die Bauleitung versicherte es, und es geschah also. Mit Anspannung aller Kraft, Tag und Nacht wurde geschaffen und geschafft; Meister und Gesellen setzten sich's als eine Ehrenpflicht: Wir müssen fertig werden.

Die Stadt rüstete sich zum Empfange des Monarchen. Da er mit der Bahn erwartet wurde, so wurde die Nikolasstraße, Rhein- und Wilhelmstraße festlich geschmückt mit Pylonen, Flaggenmasten, verbindenden Girlanden, Lorbeer- und Fichtenbäumchen, welch letztere in Waggonladungen gekommen waren. Dazu legten die Häuser Fahnen-, Kranz- und Teppichschmuck an. Herrlicher aber als alles war der Naturschmuck der Vorgärten, Alleen und Anlagen. Zu Tausenden strömten die Besucher aus der Umgebung und die Gäste aus der Ferne herbei. An den Haupttagen kann man wohl rechnen, daß etwa 25 000 Kurgäste und mindestens ebensoviele Passanten anwesend waren, dazu kam das Aufgebot der Einheimischen. Die Straßen waren überfüllt. Das Wetter hatte sich in den ersten Tagen des Mai übel angelassen, mit Regen, Sturm und Kälte; plötzlich, über Nacht, zum Sonntag der Festvorwoche, schlug es ins Gegenteil um; es wurde sonnig, warm, endlich sogar heiß. Das „Kaiserwetter" war da.

Der Monarch kam früher als erwartet; er kam auch nicht mit der Bahn, sondern mit dem Automobil, von Karlsruhe aus; er ist der Mann der Überraschungen, und die Überraschten mögen sich das gemerkt haben. Es war der Tag vor Himmelfahrt, der 8. Mai, da eine schier zahllose Menge den Herrn des Reiches empfing und der Jubel der Wiesbadener ihn belehrte, daß trotz der sonderbaren, die Gefühle der Allgemeinheit nicht ausdrückenden Reichstagswahl die Herzen ihm wie früher warm entgegenschlagen. Der Kaiser begab sich sofort wieder ins Kurhaus, ließ sich den Fortgang der Arbeiten zeigen, lobte die Arbeiter, mit denen er sich freundlich unterhielt, und befahl, eine Reihe von ihnen zur Auszeichnung vorzuschlagen. Auch den Proben der Festspiele wohnte er bei.

Die Einweihung des Kurhauses fand am 11. Mai, abends um 6 Uhr statt. Der Kaiser, die Kaiserin, der Prinz August Wilhelm und seine jugendlich schöne Braut, die Prinzessin Alexandra von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, das Großherzogpaar von Hessen, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, die Prinzenpaare von Schaumburg-Lippe und von Hessen und ein zahlreiches Gefolge erschienen in der Wandelhalle geraume Zeit vorher; sie wurden empfangen von Magistrat und Stadtverordneten und den Spitzen der Reichs-, Staats- und Landesbehörden; fünf Ehrendamen überreichten den fürstlichen Damen Buketts. Der Oberbürgermeister, Dr. v. Ibell, begrüßte die allerhöchsten und höchsten Herrschaften mit einer Ansprache, in der er kurz des alten, lieb gewesenen Hauses gedachte, „gegründet", wie er sagte, „durch den Unternehmungsgeist unserer Väter unter der hochherzigen Beihilfe des erlauchten Fürstenhauses, das durch Jahrhunderte Freuden und Leiden mit der Stadt Wiesbaden geteilt hat, und dessen wir auch heute dankbar gedenken" — und dann fortfuhr mit dem Hinweis darauf, daß die große Entwickelung, die Wiesbaden in dem neuen Reiche genommen, das neue Haus nötig gemacht habe, — und endlich schloß mit dem in einem dreifachen Hoch ausklingenden Treugelübde gegen den Landesherrn, der Wiesbaden stets sein Wohlwollen in so hohem Maße bezeigt habe. Der Kaiser, unbedeckten Hauptes, dankte; er hat, „den Kultus der Tradition für das erhabene Haus der Nassau-Oranier weiter zu pflegen", und wünschte Glück zur weiteren Entwickelung. Nachdem er dann aus den Händen des Bürgermeisters Heß in dem von den Goldschmieden Wiesbadens gestifteten goldenen Ehrenpokal den Willkommentrunk (Neroberger Auslese 1893) empfangen hatte, begann er mit dem Gefolge unter Führung des Oberbürgermeisters und des Professors v. Thiersch den Rundgang durch das Haus, und erschien dann im Großen Saale zum Galakonzert. Etwa 1000 Einladungen an hervorragende Personen aus der Stadt und dem Reiche (darunter an Oberbürgermeister, Bürgermeister und Kurdirektoren), sowie an die Vertreter der Presse waren ergangen; die Elite deutscher Intelligenz und ein reizender Flor schöner Damen war in dem herrlichen Saale versammelt. Das Konzert bestand aus 7 Nummern. Die Instrumentalstücke: Ouvertüren zu Freischütz, Leonore und Tannhäuser und der Huldigungsmarsch von R. Strauß (bei dem am Schlusse zwölf Trompeter einen festen Sang in das Orchester hineinschmettern) dirigierte Kurkapellmeister Afferni. Die Gesangsnummern leitete Professor Mannstaedt. Der herrliche Begrüßungschor aus Judas Makkabäus, vorgetragen durch einen Knabenchor, die durch sangeskundige Damen unterstützten Solistinnen des Hoftheaters und den Wiesbadener Männergesangverein, begleitet von Kurorchester und Konzertorgel, machte einen gewaltigen Eindruck. Prächtig erklangen auch die Chöre des Männergesangvereins, Volkslieder, die der Kaiser selbst ausgewählt hatte: Der frohe Wandersmann, Die Lore am Tore, Der gute Kamerad und Fridericus Rex. Rauschender Beifall mit dem das Kaiserpaar voranging, lohnte die Aufführung; man war über eine große Sorge beruhigt: die Akustik war vortrefflich.

Nach dem feierlichen Akte und dem Abschiede der Fürstlichkeiten wurden den im Kurhause Befindlichen dessen Räume geöffnet, und es entwickelte sich in den Restaurationssälen ein feuchtfröhliches Treiben. Mit dem Einbruch der Dunkelheit begann eine ganz wundervolle Beleuchtung des Ziergartens und der Kaskaden, wie sie früher noch nicht gesehen worden war.

Aus Anlaß der Feier wurde eine Reihe von Dekorationen verliehen, u. a. Oberbürgermeister Dr. v. Ibell, Professor v. Thiersch, Bürgermeister Heß und Kurdirektor v. Ebmeyer, Professor Pfeifer und Polizeirat Falcke, Stadtbaurat Frobenius, Beigeordneter Dr. Scholz, dem die arbeits- und verantwortungsreiche Leitung der Festangelegenheiten oblag, Kurinspektor Mäurer, Architekt Werz, dem Bauleiter, und Stadtbauinspektor Berlit.

Am Sonntagmorgen, den 12. Mai, hielt das Kaiserpaar nebst hohen Verwandten (das Großherzogspaar von Hessen war heimgereist) seinen Kirchgang. Abends besuchten alle die Festvorstellung „Gotberga" von J. Lauff. Als sie dann um ½10 Uhr zum Schlosse zurückkehrten, fanden sie den Platz davor durch die Illumination der Gebäude und die Gasflammen der Schalen und Kandelaber taghell erleuchtet. An 900 Sänger waren zur Serenade aufgestellt, dahinter standen Tausende und Abertausende Volkes; alle Fenster, Bal-

kons und sogar zum Teil die Dächer waren besetzt. Die Dirigenten der „Concordia", des „Lehrergesangvereins", des „Turnvereins" und des „Männergesangvereins", Pfeiffer, Spangenberg, Schauß und Mannstaedt, dirigierten abwechselnd die 4 Chöre: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", „Wer hat dich du schöner Wald", „In einem kühlen Grunde" und „Wilhelmus von Nassauen." Mächtig und prächtig strömten die Klänge dahin, exakt und korrekt geleitet und ausgeführt; besonders der letzte heimisch anmutende Chor übte eine gewaltige Wirkung aus. Auf dem Balkon des Nassauer-schlosses stehend, freute sich der Kaiser, doch auch ein Sproß des Wilhelmus, dieses Liedes wie der ganzen Ovation und dankte gleichwie die Kaiserin den ins Schloß berufenen Vorstehern und Dirigenten herzlich. Drunten aber gab's für die Menge kein Halten mehr; die Sänger wurden zur Seite oder vorwärts gedrängt, die Kette der Schutzleute zersprengt und diese über den Haufen geworfen, und als nun auch aus dem Schlosse der Befehl kam, die Leute doch heranzulassen, da stürmten die Massen bis zu den Treppenstufen hinauf, und ein orkanartiges Beifall-, Jubel- und Hochrufen, bewies dem sich sichtlich freuenden und unablässig dankenden Kaiserpaare, wie ihm die Wiesbadener anhangen.

Am selben Tage hatte die Kurverwaltung um 11½ Uhr morgens das **Eröffnungskonzert** mit teilweiser Wiederholung des Programms des Galakonzertes veranstaltet; um 2 Uhr **wurden die Räume des Kurhauses und der Kurgarten** allen **und jeden Karteninhabern** — nur solche haben künftig überhaupt Zutritt zum Hause — **geöffnet.** Darauf fanden die gewöhnlichen Nachmittags- und Abendkonzerte statt, wie bereits das Mittagskonzert am Warmen Damm abgehalten worden war.

Am Montag, den 13. Mai, nachmittags um 2 Uhr, gab die Stadt Wiesbaden dem Magistrat, den Stadtverordneten, den etwa 20 Oberbeamten, den Spitzen der Reichs-, Staats- und Landesbehörden, den auswärtigen Ehrengästen und den Vertretern der einheimischen und auswärtigen Presse, im ganzen etwa 150 Personen, ein solennes **Festessen**, dessen Speisenfolge der kulinarisch tadellose Kurhauswirt W. Ruthe fein zusammengestellt hatte (Gedeck 20 Mark): Schildkrötensuppe, Seezungenschnitten, Englischer Hammelrücken, Rouener Enten, Frischer Stangenspargel, Hamburger Stutenküken, Salat und Obst, Kurhausbombe, Käse und Butter, Obst, Nachtisch, Kaffee, dazu Hattenheimer (1904), Neroberger (1904), Markobrunner (1900), Rüdesheimer Berg (1901), Eltviller Sonnenberg (1893), Burgeff, Henckell, Kupferberg, Müller und Söhnlein und Liköre. Die Tafelmusik stellte die Kurkapelle; leider war sie etwas stark, und auch den Reden ist die Akustik der Halle nicht günstig gewesen. Die Reihe der Trinksprüche eröffnete der Oberbürgermeister mit jenem auf den Kaiser, den Gönner der Stadt; es folgten General v. Eichhorn, der die Stadt Wiesbaden, Bürgermeister Heß, der Professor v. Thiersch, dieser, der die Mitarbeiter, nochmals Dr. v. Ibell, der die Spender, Herren Albert, Dr. Fleischer und Simon Heß (für zwei Prachtvasen) und Regierungsrat Dr. Joesten-Bonn, der den Oberbürgermeister und den Magistrat hochleben ließ. Nach dem Essen begaben sich die Teilnehmer auf die obere Terrasse des Kurhauses am Kurgarten, wo sie zum Teil bis in die späten Abendstunden beisammen blieben. Im Hoftheater wurde an diesem Tage „**Armide**" gegeben, in Anwesenheit des Kaisers. Die Kaiserin, die Prinzen und die Prinzessinnen waren abgereist.

Am Dienstag, den 14. Mai, morgens 11 Uhr, hielt der Kaiser über die Garnison und die Biebricher Unteroffizierschüler **Parade** in der Wilhelmstraße ab. In glänzender Garde du Corps-Rüstung, mit dem Feldmarschallstabe ritt er hinaus und an der Spitze der Fahnenkompagnie zum Schlosse zurück, von den Massen begeistert empfangen. Am Nachmittage und Abende gab die Kurverwaltung ihr erstes großes **Gartenfest**, wobei mehrere Musikkorps mitwirkten (Doppelkonzert). Die Auffahrt des Fräulein K. Paulus und eines Passagiers in einem Riesenballon vollzog sich prompt und glatt. (Die Landung erfolgte bei Rotenburg nahe Kassel.) Das Brillantfeuerwerk des Hofkunstfeuerwerkers A. Clausz zeigte eine Reihe neuer, hervorragender Nummern (Automobilfahrer über den Weiher usw.); die Beleuchtung war prächtig. Im Hoftheater wurde „**Herodes und Mariamne**" gegeben; der Kaiser hatte den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz und seinen Sohn wieder bei sich.

Am Mittwoch, den 15. Mai, abends 8 Uhr, fand **Doppelkonzert und großer Festball** im Kurhause statt. Es war der imposanteste Kurhausball, der wohl je gegeben wurde. Der Raum des Großen Saales war mit Tanzenden gefüllt; die prachtvollsten und entzückendsten Toiletten wurden zur Schau getragen, und in das Schwarz der dekorierten und undekorierten Fräcke mischte sich das leuchtende und strotzende Bunt und Gold der Uniformen. Hier erwies sich zuerst die Wohltat der Wandelhalle als das, was ihr Name sagt. Bis in den Morgen hinein blieben, die es konnten, versammelt. Im Hoftheater fand die Vorstellung „**Samson und Dalila**" statt, der der Kaiser und Prinz August Wilhelm beiwohnten.

Am Donnerstag, den 16. Mai, nachmittags um 2 Uhr, konnten sich alle wegen Raummangels am Montag Nichtgeladenen zu einem **Eröffnungsessen** in der Wandelhalle des Kurhauses versammeln (Gedeck 5 Mark, ohne Wein); es fanden sich etwa 200 Bürger in fröhlicher Stimmung zusammen. Abends gab es im Hoftheater „**Oberon**", dem das Kaiserpaar, die Prinzessin Viktoria Luise, das junge Brautpaar und der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz beiwohnten.

Am Freitag, den 17. Mai, gab die Kurverwaltung ihren ersten großen **Illuminationsabend**; im Theater wohnte der Kaiser der Vorstellung von „**Husarenfieber**" bei. Nach deren Beendigung reiste er um ½11 Uhr direkt nach Potsdam ab, wohin ihm die Kaiserin, der Prinz und die Prinzessinnen über Bonn bereits vorausgegangen waren.

Am Samstag, den 18. Mai, schloß die Kurverwaltung die Festveranstaltungen mit der Aufführung von Beethovens **Neunter Symphonie** würdig ab. Danach war also alles programmäßig verlaufen. Das Wetter war in den letzten Tagen wieder rauh und windig geworden; das tat aber der Stimmung keinen Abbruch.

Das Volksfest für die am Kurhausneubau beschäftigt gewesenen Arbeiter mußte noch verschoben werden. Allgemein bedauert wurde es, daß Kurdirektor v. **Ebmeyer** wegen Krankheit den Festlichkeiten fern bleiben mußte. —

Der **Kaiser** machte täglich morgens und nachmittags seine Spazierritte und Ausflüge, vornehmlich in den Wald, gern auf die Platte und zur Eisernen Hand; den Weg zwischen beiden Punkten hat er mehrmals zu Fuß durchmessen. Auch den Wilhelmsturm auf dem Schläferskopf besichtigte er und erfreute sich der herrlichen Aussicht von dort. Nur weniges Gefolge nahm er mit; Bedeckung keine; er wußte, daß er „in Wäldern noch so groß sein Haupt kühnlich jedem Untertan in Schoß legen konnte." Unbegrenzt waren die Zeichen der Zuneigung; zuletzt mußte ein Wagen nachfahren, um alle überreichten Blumenspenden zu fassen. Die Schuljugend umsprang das Pferd des Monarchen wie einst das des Alten Fritz, so daß er es schließlich in Trab setzte, damit es nicht noch scheute. Eine ganze Anzahl Leute sprach der Kaiser an, und war recht munter und freundlich. Auch die Kaiserin machte einen Spaziergang mit den Prinzessinnen durch die Kuranlagen bis zum Gustav Freytag-Denkmal hin, und später auch eine Ausfahrt. —

Möge denn dem neuen Hause dieselbe schöne Zukunft beschieden sein, wie das alte eine schöne Vergangenheit durchlebt hat.

Die Maifestspiele am Wiesbadener Hoftheater.

Von Dr. C. Spielmann.

Die Maifestspiele haben sich in Gegenwart ihres allerhöchsten Protektors in bekannter Weise glänzend vollzogen. Über sie soll wie früher im folgenden berichtet werden.

I. **Gotberga**, ein dramatisches Gedicht von Joseph Lauff, am 12. Mai. Die Aufführung stellte das Bindeglied dar zwischen den Festspielen und den Kurhausfeierlichkeiten. Die Verherrlichung der heilspendenden, dem Wohle der Gesamtmenschheit dienenden Aquae Mattiacae in sinniger, zweckentsprechender Weise war ausgedacht; Lauff war es anheimgestellt, die Idee zu entwickeln. Er hat sie so aufgefaßt und entfaltet: Die heißen Quellen sind im Besitze der Germanen, die sie ängstlich hüten und sie namentlich dem Landesfeinde, den Römern, verwehren; die Römer bemächtigen sich ihrer und eröffnen sie der ganzen Welt. Verflochten ist damit die Liebesgeschichte zwischen einer jungen Germanin und einem jungen Römer: Gotberga, des Chattenfürsten Thuiskar Tochter, liebt Marcius Verus, den Adoptivsohn des Kaisers M. Antoninus Pius. Erste Szene: Die Römer sind von den Chatten über den Rhein zurückgeworfen worden; Marcius ist verwundet und kehrt abschiednehmend noch einmal zur Geliebten zurück. Hornrufe trennen die Liebenden; die Chatten versammeln sich und vernehmen, daß die alte Priesterin der heiligen Quelle verschieden ist. Gotberga allein wird für würdig befunden, sie zu ersetzen. Zweite Szene: Gotberga wird feierlich installiert; sie übernimmt ihr Amt zwiespältigen Herzens, da es sie doch von dem Geliebten auf immer trennt. Als dieser todsiech wieder erscheint, bricht sie ihren Schwur und spendet ihm von der Heilquelle, weigert sich aber, ihm zu folgen. Die Verzweifelte, Haltlose wird getröstet von der Quellnymphe, die ihr Recht gibt: die Quelle darf nicht einseitig verwahrt bleiben; sie muß aller Welt erschlossen werden. Dritte Szene: Gotberga wird zur Prophetin, sie weissagt dem Vater die Rückkehr der Römer, und in der Tat erscheint der Imperator selbst an der Spitze der XXII Legion in Glanz und Pracht. Aber nicht als Feind; denn die Edeltat der Gotberga an seinem Sohne hat sein Herz gerührt. Er bietet den Germanen Freundschaft, verlangt aber, daß die Quelle Gemeingut der Menschheit werde. Die trotzigen Chatten beugen sich den überzeugenden Worten des Kaisers. Damit fällt auch das Hindernis der Verbindung zwischen Marcius und Gotberga, die durch den Kaiser vereinigt werden: Sinnbild der Mischung von Römern und Germanen im Mattiakerlande.

Der Gedanke ist also feinsinnig durchgeführt. Viele wollen ihn für antinational halten; wir sagen vor allem: er ist historisch. Wir mögen doch hier im lokalen Falle nicht anders bekennen, als daß die Römer die Kur zu Mattiacum geschaffen haben; auf die römische Bäderkultur gründete sich alle spätere. Sonst hat der Dichter sein Spiel frei poetisch gestaltet, ohne sich über die Grenzen des Erlaubten zu begeben. Daß er sich der schönen, klangvollen, an Bildern und Wortneubildungen reichen Sprache seiner früheren Epen bediente, wird man natürlich finden, ebenso daß er nicht in den Kraftstil der Hermannsschlachtdichter verfiel, der hier durchaus unangebracht gewesen wäre. Erfreulich mutete auch die häufige Anwendung der freien Verse und Rhythmen an. Das ad hoc geschriebene kleine Drama muß unter diesem Gesichtswinkel nach Form und Inhalt im großen und ganzen aufgefaßt und verstanden werden.

Die Titelrolle gab Frau Haubrich-Willig, unsere noch nicht ersetzte Heroine. Sie erfaßte die Gotberga vollständig; sowohl die liebende Jungfrau, wie die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußte Priesterin traten aus ihr heraus; der Kampf zwischen Liebe und Pflicht kam voll zur Geltung, und Sprache und Auftreten waren, der Dichtung angemessen, pathetisch und hoheitsvoll. Den alten Thuiskar spielte Herr Leffler markig und trutzig. Ein würdiger Oberpriester war Herr Zollin. Herr Malcher als Marcius Verus hätte ein etwas weniger vorwurfsvoller Liebhaber sein dürfen. Der Kaiser des Berliner Gastes, Herrn Sommerstorff, war imperatorisch in Figur, Gebärde und Wort. Eine liebliche und in der Tat tröstliche Erscheinung bot Frl. Ressel als Quellnymphe. Auch die Nebenrollen: Linda, die Vertraute Gotbergas (Frl. Santen), die Chattenhäuptlinge Wulff und Germar (HH. Tauber und Schwab), Ebur der Schildträger Thuiskars (Herr Striebeck), die Chattenmädchen Berchta, Heidr und Swinda (Frau Rodius-Doppelbauer, Frl. Eben u. Frl. Grosser) und der Legat (Herr Kober), waren gut besetzt, und auch die „Massen" taten ihre germanische und römische Schuldigkeit. Entzückend waren die Dekorationen, sowohl die Perspektive in den alten Ager Mattiacus (Rabengrundszenerie), wie die Umgebung der Donareiche mit der Heilquelle. Historisch treu und prächtig standen die Gestalten in ihren Gewandungen.

II. **Armide**, große Oper in 9 Bildern von Quinault Voß, Musik von Christoph Willibald von Gluck, am 13. Mai. Die Armide war ein Ereignis in der Opernwelt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als sie Gluck mitten unter den Spielereien und Künsteleien der Komponisten deutscher, französischer und italienischer Abkunft schuf. Daß sie damals nicht größeren Erfolg erzielte, trotzdem Tassos gewaltiges Epos die Motive dazu lieh, das lag eben daran, daß Voß kein Drama, sondern nur ein Libretto, keine psychologisch vertiefte Dichtung, sondern nur eine Musikunterlage geschaffen hatte. Diesen Fehler hat Georg v. Hülsen beseitigt: er stellte die Person der Armide in den Mittelpunkt und gestaltete den Text so um, daß nunmehr ein Schicksalsdrama entstand. Armide beschwört ihr Schicksal selbst herauf und erliegt ihm. Joseph Schlar, der kongenial auf seines Mitarbeiters Ideen einzugehen weiß, hat die Gluckſche Musik dem neuen Text angepaßt und, wo nötig, charakteristisch ergänzt, doch so, daß die Einheitlichkeit gewahrt blieb. Dadurch, also durch die Wiesbadener Neubearbeitung, ist die Armide zum zweiten Male Ereignis in der Opernwelt geworden, bereits allenthalben gewürdigt, und sie wird es in Zukunft, wenn die Bearbeiter nicht mehr sind, vielleicht mehr als je werden.

Die Titelrolle gab unsere Primadonna Frau Leffler-Burckard. Man weiß, wie sie die Armide zu schaffen versteht. Hier muß die Priesterin, die Zauberin, die Königstochter, die Nationalistin, die Liebende und das Weib auf die Bühne gestellt werden. Der Armide muß eine Stimmen- wie eine Spielregistratur von sämtlichen Oktaven und Instrumenten zur Verfügung stehen. Frau Leffler hat sie, und so ist sie durch diese Glanzrolle zur Berühmtheit geworden. Wie sie sie siegreich durchführt, davon war dieser Festspielabend wieder der deutlichste Beweis. So machtvoll die Figur der Armide, so verschwommen ist die des Rinald, dessen Rolle man ja scherzhaft als „Schlummerrolle" bezeichnet hat. Sie sang ein Berliner Gast, Herr Kirchhoff. Er war jedenfalls mit den hiesigen Bühnenverhältnissen zu wenig vertraut; denn er trug die lyrischen Partien meist zu schwach vor, während er in den heroischen durch seine kräftige und gesunde Stimme glänzte. Wuchtig und klangvoll brachte Frau Schröder-Kaminsky die Furie des Hasses zur Geltung, während Frl. Müller in dem feinen Najadenröllchen weich und anmutig war. Der stimmgewaltige Herr Schwegler erschien wie immer als der vollgerechte Verkörperer des Hidroat; sein Aront (Herr Geisse-Winkel) stand ihm wacker zur Seite; die beiden Kreuzfahrer (Herren Müller und Henke) und die Gespielinnen Armidens (Frl. Frl. Krämer und Hanger) verdienen ebenfalls lobend erwähnt zu werden. Die Massenszenen, namentlich im 1. Akt wirkten großartig; die Chöre taten ihre Schuldigkeit. Die Szenerien, zum Teil neu, waren entzückend, besonders Armidens Zaubergarten und am Schluß die Debacle und die Wacht der Furie über der Öde. Die Kostüme wirkten prächtig und glänzend.

III. **Herodes und Mariamne**, Tragödie in 5 Aufzügen von Friedrich Hebbel, am 14. Mai. Daß

Hebbel endlich Gnade gefunden hat vor den Bühnenleitern, kann einem nur hohe Freude bereiten. Aber wir meinen, man solle ihn namentlich mit seinen historischen Dramen nicht zu unvermittelt auf die Bühne bringen. Das Durchschnittspublikum bemerkt es nicht auf den ersten Blick, daß sich unter dem historischen Gewande allgemein menschliche psychologische Probleme, Paradoxe, Konflikte u. s. w. bergen. Durch Vorträge, Veröffentlichungen u. s. w. müßte zuvor das historische Verständnis angebahnt werden, namentlich bei Herodes und Mariamne, wo ein ganzer Berg Vorgeschichte zu überklettern ist. Das ist unseres Wissens in Mannheim und Düsseldorf geschehen. Wenn ein Neuer auftritt, und wenn er auch wie Hebbel alt ist, so soll man ihn erst verstehen lehren. Das Drama ist übrigens im Grunde nichts anderes als das Nebeneinandergehen zweier Gatten, von denen der eine (Herodes) den andern wahnsinnig liebt und beargwöhnt, dieser andere (Mariamne) aber, an den anfangs ungeliebten Mörder seiner Familie gekettet, mählich die Achtung vor dem großzügigen Herrscher in sich aufsteigen fühlt, ihm indes die Wahrheit, daß sich die Achtung in Liebe verwandeln will, nicht kundgibt, bis es zu spät ist. Verquickt ist diese Stellung der beiden Hauptpersonen zueinander mit dem zeitgeschichtlichen Verhältnisse des Königs (nicht Tetrarchen, wie er oft fälschlich genannt wird) zu den römischen Oberherren und mit den politischen Kämpfen der dynastisch-idumäischen und der pharisäisch-nationalen Partei, die in Mariamnes Mutter, der Makkabäerwitwe Alexandra, ihr Haupt sieht. Leider war gerade an den aufklärendsten Stellen, historischen wie psychologischen, gestrichen worden, während statt dessen an andern, z. B. in den Monologen, der Stift seines Amtes besser gewaltet hätte. Das Zusammenspiel klappte indessen trotz allem; für den Historiker war es wenigstens durchaus verständlich.

Den Herodes gab Herr Leffler ganz im Stile des pathetischen Tragöden im Hebbelschen Sinne. Die Leidenschaftlichkeit in allen Handlungen, offen, heiß und wütend, oder heimlich, versteckt und glimmend war der Grundzug, den er dem orientalischen Despoten lieh. Vor diesem Kakodämon muß man Achtung haben; auch eine Mariamne mußte wohl oder übel für ihn empfinden. Diese Mariamne spielte Frau Haubrich-Willig. Sie hatte hier die Aufgabe, die Heroine und das Weib zugleich zu verkörpern, und das Unvermittelte, das Sprunghafte, alles psychologisch schwer Verständliche brachte sie in Spiel und Gebärde zur vollendeten Geltung; erinnern wir nur an den Gegensatz des wilden Auftretens im vorletzten und des entsagungsvollen im letzten Akt. Ganz entschieden wußte sie zu wirken. Die imponierende, haßerfüllte Alexandra, an die sich selbst ein Herodes nicht wagt, gab Frl. Santen, abgesehen von den beiden mehrfach erwähnten unverschuldeten Fehlern, im allgemeinen sehr ansprechend. (Wann werden wir einmal eine ganz einwandfreie Heldenmutter bekommen?) Die rachsüchtige Salome wurde durch Frau Rodius-Doppelbauer wider Erwarten (die Dame ist an solche Rollen nicht gewöhnt) höchst angemessen vertreten. Herr Malcher war ein mitleidswerter Soemus, Herr Schwab ein charakterloser Joseph, dem man kein Mitleid widmen konnte, Herr Tauber auch in seiner sehr zusammengestrichenen Rolle ein fanatischer Sameas. Als Titus, der doch bloß Centurio ist, trat Herr Zollin vielleicht etwas zu imperatorisch auf. Herr Weinig gab dagegen den Joab wohl etwas zu geduckt. Ehrwürdige und glänzende Gestalten waren die Heiligen drei Könige (Herren Kober, Andriano und Striebeck). Die Massenszenen waren gut durchgeführt. Die Szenerien erschienen prächtig, die Gewandungen u. s. w. historisch treu; die Herren Schick und Nitzsche hatten die hellenistische Periode, den orientalisch-hellenischen Synkretismus im Kulturleben jener Zeit weidlich studiert. Formen und Farben waren im Herodianerpalast reichhaltig und prächtig, in den Makkabäerzimmern (die Beschränkung, bezw. Verkleinerung der Bühne machte sich sehr gut) einfach, aber immer stilvoll gehalten.

IV. **Samson und Dalila,** Oper in 3 Akten von Ferdinand Lemaire, Musik von Camille Saint-Saëns, deutsch von Richard Pohl, am 15. Mai. Die Oper ist seit ihrer ersten Aufführung im Oktober vorigen Jahres Repertoirestück geblieben. Über ihre Vorzüge und Schwächen haben wir uns in der damaligen Besprechung geäußert; jene bestehen in der graziösen, feinen Melodik und in der malerischen, tönenden Orchestrierung, diese in dem Mangel an Handlung und der Unvermitteltheit, mit der die Szenen einander folgen. Leider hatte sich die Regie nicht entschließen können, an den tödlich langweiligen Duetten im 2. Akt zu streichen.

Gesungen und gespielt wurde vortrefflich. Den Samson gab Herr Kalisch mit bekannter Virtuosität. Die umfangreiche Stimme nötigt den Sänger nur an wenigen Stellen ins Falsett überzugehen, und dann geschieht das mit einer Eleganz, daß die Mehrzahl der Hörer es kaum merkt. Am besten hat uns eigentlich der gefangene und geblendete Kalisch-Samson gefallen. Die Dalila spielte Frau Schlar-Brodmann. Die weiche, einschmeichelnde Stimme eignet sich vorzüglich zu den Verführungsszenen; das Spiel war abgerundet bis ins Detail. Die Rolle ist eine Leibrolle der Trägerin, die auf der Bühne auch immer sehr gut aussieht. Herr Geisse-Winkel war ein imponierender Oberpriester, Herr Adam ein echter Satrap-Bramarbas. Die Philister der Herren Frederich und Engelmann erwiesen sich ebenfalls als gute Leistungen. Der alte Hebräer des Herrn Braun war sehr sympathisch. Herr Henke hatte das Röllchen des Boten. Die Massenszenen wirkten gut; der Tempelzusammensturz war von packender Illusion. Daß die assyrisch gehaltenen Dekorationen und Kostüme reich und historisch angemessen waren, ist schon seinerzeit bemerkt worden.

V. **Oberon,** große romantische Oper in 3 Akten nach Christoph Martin Wieland, Musik von Karl Maria v. Weber, am 16. Mai. Die Festspiele sind eigentlich ohne Oberon nicht gut denkbar, d. h. ohne den Oberon in der Wiesbadener Neubearbeitung des Dreimännerkollegiums Hülsen-Lauff-Schlar, von denen der erste den Gesamtentwurf verfaßte, der zweite die Umdichtung des poesielosen Grundtextes vornahm und der dritte die melodramatische Ergänzung zu den gesprochenen Stellen schuf. Man weiß, wie pietätvoll er darin den Spuren Webers nachgegangen ist. Die Wiesbadener Oberon-Bearbeitung hat sich denn auch längst an anderen deutschen Bühnen Eingang zu verschaffen gewußt. Ein deutschestes Opernwerk, deutsch in all seinen Gestalten, ob sie in der Guienner Rüstung oder in arabischen Hosen einherschreiten, deutsch in Stimmung, Gefühl und Empfindung, spricht es zu aller Herzen. Dazu kommt das wundervolle Szenarium der fünfzehn Bilder mit dem Wandel und Wechsel des Ortes und der Kostüme. Diese Oper in dieser Form und Ausstattung kann niemals veralten; niemals kann man ihrer müde werden.

Die Aufführung war wie immer tadellos. Den Oberon sang Frau v. Westhoven-Robinson, die von Karlsruhe herangeholt worden war. Sie weiß trotz ihrer echt weiblichen Erscheinung dem Elfenkönig die nötigen männlichen Züge zu verleihen. Hüon ruht in sicherer Hut bei Herrn Kalisch; die Rezia ist eine der Glanz- und Prachtleistungen der Frau Leffler-Burkard, deren Stimme mit dem oder gegen das Orchester immer siegreich bleibt. Das Paar Scherasmin und Fatime ist bei Herrn Henke (er wird etwas gar zu beleibt und weichlich) und Frau Schlar-Brodmann (ganz der Gegensatz zur Dalila) in besten Händen. Den Droll sang Frau Schröder-Kaminsky sonor, das Meermädchen Frl. Müller mit Zartheit und Grazie beim Kämmen des goldenen Haares. Unter den Sprechrollen ragten hervor Frl. Eben als treuer Puck, Herr Malcher als lüsterner Emir, Frau Renier als eifersüchtige Roschana, Herr Leffler als veritabler Carolus Magnus und Herr Tauber als herrischer Kalif. Auch die übrigen: Mesru der Kämmerer (Herr Schwab), Babekhan der Perserprinz (Herr Weinig), Hamet der Stumme (Herr Armbrecht), Amru der Kislaraga (Herr Andriano), Abdallah der Seeräuber (Herr Ende) und Titania (Frl. Peter) waren am Platze. Die Massenszenen gelangen vollkommen. Die Kostüme und Dekorationen waren zum Teil neu; überraschend

wirkte wie immer die Wandeldekoration und ihr natürlicher Übergang zum Schlußbilde, da sich das Tor des Aachener Doms zu dessen glanzerfülltem Innern öffnet.

Damit war der Reigen der Festvorstellungen geschlossen. Alle, die daran mitwirkten und sie leiteten, verdienten das höchste Lob und den Beifall aller; beides blieb ihnen nicht vorenthalten. Sorgsam hatte die Intendantur über allem gewaltet und gewacht; auch der Generalintendant war in den letzten Wochen anwesend. Die Regie lag in den bewährten Händen des Altmeisters Köchy und des Herrn Mebus. Die musikalische Leitung übte Professor Schlar aus (sein Kollege Professor Mannstaedt war bekanntlich bei den Kurveranstaltungen tätig). Die Exaktheit und Sicherheit des Orchesters betätigte sich in allen drei Opern aufs glänzendste. Die Chöre hatte Kapellmeister Stolz tadellos exerziert, so daß alles am Schnürchen ging. Ebenso große Verdienste hatte die Ballettmeisterin Frl. Balbo um ihre leichtbeschwingte Schar, mochte diese als Elfen, Furien oder Kedeschen Dagons auftreten. Daß die Bühnenzauberer Schick und Nitzsche Prächtiges geschaffen hatten, ist im einzelnen erwähnt worden. —

Der Kaiser war von den Leistungen seiner Bühne hochbefriedigt. Wie bemerkt, ließ er sich am 17. Mai als Satyrstück noch das „Husarenfieber“ von G. Kadelburg und R. Skowronnek vorführen. Prinz August Wilhelm kam zu den Vorstellungen mit der Bahn oder dem Automobil von Bonn herüber; zur Oberon-Vorstellung erschien, wie erwähnt, auch die Kaiserin mit Tochter und Schwiegertochter. Die kleine Prinzessin machte große Augen über die Feenoper; der Kaiser erklärte ihr einzelnes, worauf sie lebhaft achtete. Überhaupt verkehrte die kaiserliche Familie unter sich und mit ihrem Gefolge heiter und ungezwungen und echt vorbildlich. Eine Reihe hervorragender Personen, Damen und Herren wurden ebenso wie die Hauptdarsteller in den Pausen oder nach Schluß der Vorstellungen empfangen.

Ordensauszeichnungen wurden verliehen dem Intendanten Kammerherrn Dr. v. Mutzenbecher, den Kapellmeistern und Professoren Mannstaedt und Schlar und dem Oberinspektor Nitzsche; mögen sie sich der wohlverdienten Ehrung freuen. Die Wiesbadener Maifestspiele von 1907 haben sich den früheren ebenbürtig an die Seite gestellt.

Schwarz-rot-gold.

11) Erzählung von S. Krücke. (10. Fortsetzung.)

12. Kapitel.

Der Fürst saß niedergeschlagen auf seinem Zimmer. Es gärte allenthalben in seinem Ländchen. Er wollte das Wohl des Volkes; aber die Meinungen seiner Ratgeber gingen so sehr auseinander, daß es schwer war, das Rechte zu erkennen. Sehnsüchtig dachte er zurück an die klaren und vertrauenswürdigen Ratschläge des alten Archivrats Aslar, dem er wohl seines herrischen Wesens wegen oft gegrollt hatte, der sich aber immer als Ehrenmann erwiesen und unwandelbare Liebe und Treue zum Fürstenhause an den Tag gelegt hatte.

Da wurde ihm der Pfarrer Aslar gemeldet, und mit Freuden empfing er ihn heute. Die Bauern, die mit ihm gekommen waren, hieß er draußen warten; er wollte mit dem Pfarrer Aslar allein sein.

Es war eine schöne Stunde, die Karl Aslar mit dem Fürsten verlebte, und ohne Schwierigkeit erlangte er die Erfüllung seiner Bitte. Der Fürst erließ den Bauern alle Abgaben.

Als der Pfarrer mit fröhlichem Gesicht seinen Leuten das überaus günstige Resultat mitteilte, daß der Fürst den Schultheißen anweisen würde, keinen Zehnten einzuziehen, da herrschte eitel Freude, und sie zogen, voll Dankbarkeit gegen den Fürsten und stolz auf ihren Pfarrer, wieder im Dorfe ein.

Kaum hatte der Pfarrer Aslar den Fürsten verlassen, als sich der Hofkammerrat Wadhaus bei ihm melden ließ. Der Fürst empfing ihn.

Der Hofkammerrat redete gewandt und interessant, und wußte, wenn er einmal in Ungnade gefallen war, sich durch seine diplomatische Gewandtheit immer wieder lieb Kind bei dem Fürsten zu machen. Auch heute war der Fürst bald in lebhaftem Gespräch mit Waldhaus, der, als er sah, daß der Fürst zu seinen Gunsten gestimmt war, wie beiläufig fragte: „Durchlaucht hatten Besuch von Pfarrer Aslar? Ein tüchtiger Geistlicher.“ „Das ist er, ein Mann wie sein Vater, ehrlich und treu.“ Waldhaus verzog keine Miene, obgleich ihm das Lob des Fürsten, das dieser den verhaßten Aslars spendete, wie eine bittere Pille schmeckte; er stimmte sogar dem Fürsten untertänigst zu. „A propos“, sagte der Fürst, „weisen Sie doch den Schultheißen Lange in Greifenstein an, keine Steuern einzuziehen. Wir verzichten dieses Jahr auf die Abgaben der Bauern, da die Ernte schlecht ausgefallen ist.“ „Zu Befehl, Durchlaucht,“ antwortete Waldhaus, dann drehte er seinen Dreimaster in den Händen herum und fragte: „Gestatten Durchlaucht mir eine Frage?“ „Fragen Sie!“ „Wollen Durchlaucht allen Dorfbewohnern Ihres Landes die Zehnten erlassen?“ Der Fürst sah auf und schwieg betroffen. „Wenn es nicht anders ist, ja,“ versetzte er dann. „Wie Durchlaucht geruhen,“ sagte der Hofkammerrat mit einer Verbeugung, „und wodurch soll das Defizit, das dadurch in unserer Landeskasse entstehen muß, gedeckt werden?“ Eine feine Röte stieg in des Fürsten Gesicht. „Ich habe mir sagen lassen,“ fuhr Waldhaus fort, „daß die Ernte auf dem Westerwald gar nicht so schlecht ausgefallen ist, als es zuerst nach dem Hagelschlag den Anschein hatte. Ich bin überzeugt, die Bauern können zahlen, sie wollen nur aufmucken gegen ihren Fürsten, und der Pfarrer Aslar ist nicht umsonst schon einmal als Demagog verhaftet worden.“

Der Fürst, der zum Fenster hinausgesehen hatte, fuhr herum. „Verdächtigen Sie mir den Mann nicht,“ sagte er unwillig; „er ist damals unschuldig verhaftet worden und meint es jetzt treu; wie dürfen Sie, da Sie Abneigung gegen die Familie Aslar empfinden, die Handlungsweise des Pfarrers zu beargwöhnen sich hinreißen lassen!“

„Verzeihung, Durchlaucht, aber es ist nicht persönliche Empfindung, sondern die Sorge um das Wohl des Landes, die mich dazu drängt, davon abzuraten, die Forderungen der Bauern zu bewilligen.

Wir können einmal das Geld nicht entbehren; dann aber ist auch die Gefahr da, wenn Durchlaucht sich jetzt in dieser schwankenden Zeit zu — hm — zu willfährig zeigen, so wird es bei dieser einen Forderung nicht bleiben, die Bauern werden Gründe genug finden, um keine Abgaben entrichten zu müssen, und mit welchem Rechte wollen Durchlaucht dann die andern Forderungen abschlagen, wenn Sie diese erste gewähren? Von Anfang an den Riegel vorgeschoben, dann bleibt Ordnung im Lande. Der Pfarrer Aslar meint es sicher — hm — gut, aber sein Verständnis, hm — geht doch nicht über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus; er sorgt nur für sie, wir müssen für das ganze Land sorgen." Er hielt eine Weile ein und sah erwartungsvoll den Fürsten an. Der schwieg. „Da Durchlaucht befahlen, werde ich also den Erlaß an den Schultheißen zu Greifenstein abfassen," sagte er dann. „Warten Sie!" rief der Fürst, und erregt ging er auf und ab. „Der Pfarrer hat mein Wort," murmelte er, und ein gequälter Ausdruck trat in sein Gesicht. „Soll das ganze Land eines schnellen Wortes wegen zugrunde gehen?" fragte Waldhaus lauernd. Der Fürst fuhr sich mit den Händen an die Stirn. „Schreiben Sie — dem Schultheißen, — daß er — die Steuern einziehen soll; dem Pfarrer Aslar werde ich selbst schreiben!" Eine hämische Schadenfreude zuckte um die schmalen Lippen des Hofkammerrats, und mit einer tiefen Verbeugung empfahl er sich. Der Fürst sah nichts davon; er hatte die Arme aufgestützt und das Gesicht in den Händen verborgen. So saß er lange.

Das war eine bittere Stunde für Karl Aslar, als er den Brief des Fürsten erhielt; mit dem gleichen Boten war der Erlaß an den Schultheißen gekommen, die Steuern einzuziehen. Der Schultheiß verfehlte nicht, die Sache sogleich bekannt zu machen.

Als sich die Nachricht mit Windeseile durch das Dorf verbreitete, brach wilde Empörung gegen den Fürsten aus. Männer, Weiber, Kinder rotteten sich zusammen, ein empörtes Schreien und Fluchen durchdrang die Luft. Der Funke, der unter der Asche geglüht hatte, wurde zu heller Flamme entfacht. Karl Aslar wußte sofort, wo er den Urheber unter den fürstlichen Räten zu suchen hatte; aber er wollte den Kampf mit ihm aufnehmen. Er eilte unter die Bauernscharen und beschwor sie, sich zu beruhigen, er wolle noch einmal nach Braunfels. Aber sie hörten nicht mehr auf ihn,; der leidenschaftliche Zorn war nicht mehr zu zähmen. „Nooch Braunfels?" schrie einer, „jo, mer gihn all nooch Braunfels; alleweil, Ferscht, hiet dich!"

In größter Angst eilte Karl Aslar zwischen den Leuten umher und suchte die Verständigsten auf; aber es half nichts. Keiner hörte auf ihn; rasend waren sie alle vor Zorn. Mit Sensen, Flinten, Hacken und was sie nur zum Draufschlagen brauchen konnten, bewaffneten sie sich, und Karl Aslar mußte machtlos zusehen, wie die wilde Rotte nach Braunfels zog. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

J. B.-G. **Kriegsbedarftransport von Biebrich nach Limburg 1795.** Am 28. November 1795 gab das Vogtei-Amt Höchst folgendes bekannt: Zufolge Oberamtlicher Resolution haben die Ortschaften Sossenheim, Nied, Griesheim und Schwanheim ihre Fuhren, jede mit zwei Pferden oder vier Ochsen bespannt, dergestalt nach Biebrich zu stellen, daß jede Fuhre 10 Zentner Mehl oder 10 Sack Hafer aufladen und nach Limburg an das K. K. Magazin daselbst abliefern kann. Kein Fuhrmann ist verpflichtet, ein schadhaftes Mehlfaß oder einen unplombierten Sack Hafer zu laden. Von Biebrich bis Limburg werden sechs Meilen gerechnet und es erhält ein Fuhrmann an der Abladestation für jeden Zentner pro Meile Kreuzer. Sossenheim hatte zu stellen an 2 Tagen 3 Wagen, Nied an 1 Tag 1 Wagen, Griesheim an 2 Tagen 4 Wagen und Schwanheim an 2 Tagen 4 Wagen.

Theater zu Wiesbaden.

Residenz-Theater.

Maria Stein, Schauspiel in 3 Aufzügen von Fritz Bernthal, zum 1. Male am 11., zum 3. Male am 17. Mai. Die Uraufführung dieses, wie wir hören, von einer Dame geschriebenen Stückes, fand vor gut besetztem Hause statt. Die Dichtung hat folgenden Vorwurf. Ein seit 13 Jahren in unglücklicher Ehe mit einer Christin verheirateter jüdischer Rechtsanwalt, der anläßlich seiner Vermählung statt seines ehrlichen Namens „Löwenstein" sich den fast gleich klingenden Namen Stein zugelegt hatte, ist durch Spekulationen und Bahnbau-Gründungen in schwere finanzielle Schwierigkeit geraten, aus der nur der frühere Freund Andreas Erth, der mit vollen Taschen aus Amerika heimgekehrt ist, das aneinandergekettete Ehepaar retten kann. Maria Stein, die ihren früheren Geliebten bis dahin für verschollen ansah, gibt sich, wenn auch widerwillig, dazu her, ihren Freund und früheren Geliebten willfähig zu machen, die Kleinigkeit von 100 000 Mark dem Ehegatten ohne Sicherheit zu pumpen. Die Taschen des Amerikaners verhalten sich bei dieser etwas hohen Summe zunächst zurückhaltend: Justizrat Stein, der als Generalbevollmächtigter der Mutter Löwenstein, des Typus einer echt jüdischen Mutter, deren ganzes Vermögen verloren hat, verliert im dritten Aufzuge auch noch den Prozeß wegen des Bahnbaus, der ihm ein Extrahonorar in Aussicht gestellt hatte. Andreas, der mit Maria Stein das Sprechzimmer des Justizrats betritt, legt auf den Tisch einen Revolver und ein Fahrbillet nach Amerika, um dem ihm im Wege stehenden Gatten der Maria die Fahrt dahin oder den letzten Weg leicht zu machen; an seiner Stelle hat aber diese sich in das Zimmer ihres Mannes mittlerweile eingeschlichen — ein Schuß — und statt des schuldigen Gatten scheidet die gleichfalls nicht unschuldige Frau aus der Welt. Der Zuschauer geht unbefriedigt nach Hause — denn alle Schuld hat sich auf Erden wieder einmal nicht gerächt. Zunächst hat das Schauspiel den Fehler, daß es im Eingang das Werden der Aktion, was nach Gustav Freytag die erste Bedingung einer dramatischen Handlung sein soll, vollständig vermissen läßt. Wir werden gleich in medias res gestellt, ohne eine Schürzung des dramatischen Knotens mitzuerleben. Die Verfasserin, die bei den juristischen Dialogen vielfach stark an einen praktischen Juristen erinnernde Ausdrucksweise an den Tag legt, hätte besser getan, uns mehr in das Seelenleben Marias und Andreas' blicken zu lassen, und den Werdegang der unglücklichen Ehe vor Augen zu führen; so ist das Stück in den drei Aufzügen zu ernst und tragisch und entbehrt gänzlich irgend eines Lichtblickes und Sonnenscheines, der auch dem Schauspiel einst fehlen darf. Vielleicht gelingt dies durch eine Umarbeitung. Das Ganze wurde von den sämtlichen Mitwirkenden vorzüglich gespielt, namentlich von Frau Löwenstein (Frl. Schenk), Maria (Frl. Arndt), Andreas Erth (Herrn Miltner-Schö-

nau), Grete Claudius (Frl. Noormann), Bureauvorsteher (Herr Degener). Für Herrn Rücker (Justizrat Stein), der sonst allen Rollen und Anforderungen in höchstem künstlerischen Maße gerecht wird, lag der Justizrat, ein angehender Vierziger, nicht, jedenfalls war er etwas zu lebhaft und beweglich. Wie ich hörte, ist dies auf das Konto der Verfasserin zu setzen, die den Justizrat mit übergroßer Nervosität gegeben verlangte. Herrn Direktor Dr. Rauch kann man indes nur zu dieser Kunstleistung Glück wünschen, da er es versteht, auch den Mängeln der dichtenden Hand bühnengerecht zu werden.

Hans von Windeck (Bonn).

Literatur.

Das neue Kurhaus zu Wiesbaden. Denkschrift zur Feier der Eröffnung. Von Prof. Dr. F. v. Thiersch. 32 S. und 14 Tafeln quer Folio. Wiesbaden, Verlag des Magistrats (Stadtbauamt). —

Die Denkschrift ist in der Tat eine denkwürdige Schrift. Der Erbauer gibt in übersichtlicher Form einen Überblick über die Vorgeschichte und die Entwickelung des Baues; dann folgt die Baubeschreibung und die Darstellung der Bauausführung; es sind die ausführenden Künstler, Gewerbe und Firmen angegeben, und schließlich ist ein Überblick der Baukosten erstattet. Die Tafeln führen die Situation, die 3 Grundrisse, die 4 Gebäude-Außenseiten, den Längenschnitt des Hauses von N. nach S., denselben der Großen Halle und die Querschnitte des Großen Saales (2 mal), des Kleinen Saales und des Lichthofes vor. Die gesamte Darstellung ist korrekt, fein und sauber, die Ausstattung sorglich und elegant. Namentlich die Architektenwelt dürfte das schöne Werk mit Freuden begrüßen.

* **Denkschrift des neuen Kurhauses zu Wiesbaden** von Kurdirektor v. Ebmeyer. 44 S. Wiesbaden. — Der Wiesbadener Kurdirektor führt in dieser Schrift in übersichtlicher, klarer und allgemeinverständlicher Weise kurz die Entstehungsgeschichte des neuen Hauses vor, und geleitet dann den Leser durch die einzelnen Räume, kurz alles erklärend. Den Beschluß macht die Aufführung der Bauleiter und der Firmen, die am Neubau beteiligt waren. Dadurch erhält die Schrift dokumentarischen Wert. Sie ist mit einer Ansicht des Kurhauses, einem Plane des Erdgeschosses und mit sauberen Kopfleisten (Ansichten aus Wiesbaden und dessen Umgebung) versehen, und präsentiert sich auch sonst sehr fein.

* **Wiesbadener Festwoche.** Illustrierte Festschrift. 44 S. Preis 1 Mk. Wiesbaden, Verlag des Rheinischen Kuriers. — Die schön ausgestattete Schrift enthält die Aufsätze: Das alte Kurhaus (vom Herausgeber der „Nassovia"), Die Vorgeschichte des neuen Kurhauses (vom Stadtverordneten S. Heß) und Der künstlerische Schmuck des neuen Kurhauses (von Maler L. Günther-Schwerin), außerdem eine Abhandlung über das Königliche Theater und die Festvorstellungen sowie Personalien der Behörden und der Leiter und Mitglieder des Hoftheaters. Eine Fülle von gut gelungenen Aufnahmen, Ansichten, Szenerien, Porträts schmückt das Heft, das wohl jedem eine dauernde Erinnerung an die schönen Tage bewahren wird.

* **Photographien der Einweihung des neuen Kurhauses** hat Hofphotograph C. H. Schiffer zu Wiesbaden hergestellt. Die eine Aufnahme zeigt die Versammlung in der Wandelhalle in dem Augenblick der Ansprache des Oberbürgermeisters an den Kaiser, die andere die Eröffnung des Galakonzertes im Großen Saale (Blick nach der Hofloge). Eine dritte stellt das Festessen der geladenen Ehrengäste in der Wandelhalle dar. Alle drei Aufnahmen sind wohl gelungen und geeignet, die denkwürdigen Momente im Gedächtnis zu erhalten.

Neues aus Nassau.

Der Kaiser hat der Stadt Wiesbaden zum Zeichen seines Wohlwollens die Nachbildung der Statue Wilhelms des Schweigers, wie sie binnen kurzem in der Nähe des Königlichen Schlosses zu Berlin zur Aufstellung gelangt, geschenkt. Wenn auch „Wilhelmus von Nassaue" zu Wiesbaden in keinerlei Beziehung stand, so kann er als Sohn des Nassauerlandes und als weltgeschichtliche Erscheinung sehr wohl in Nassaus Hauptstadt vertreten sein. Eine lebensgroße Sandsteinstatue von ihm befindet sich übrigens bereits rechts vom Portal der Ringkirche, der Gustav Adolf-Statue gegenüber.

S. K. H. Großherzog Wilhelm und Gemahlin sind am 18. Mai von Santa Margherita nach Schloß Berg übergesiedelt.

Das Reform-Realgymnasium zu Wiesbaden feierte in der Woche vom 11. bis 18. Mai sein fünfzigjähriges Bestehen als Anstalt. Die Feier wurde zwar von den Kurhausfestlichkeiten etwas beeinträchtigt, erfuhr aber nichts destoweniger starke Beteiligung, auch von seiten früherer Schüler, und nahm einen in jeder Beziehung sehr befriedigenden Verlauf.

Der erste Pfingsttag ist leider von einem schlimmen Unglücksfall begleitet gewesen. Die Straßenbahn Schlangenbad-Elfeld entgleiste unterhalb des erstgenannten Ortes, und 32 Personen wurden mehr oder minder verletzt; Tote hat es zum Glück nicht gegeben.

Die Kurverwaltung zu Wiesbaden hat in der Festwoche etwa 80 000 Mark eingenommen.

Auf der Saalburg, dem Kastell gegenüber, soll, dem Wunsche des Kaisers entsprechend, ein großes komfortables Hotel in einem an die Römerzeit erinnernden Stil errichtet werden. Die Pläne sind fertig, und der Bau wird demnächst beginnen.

Nassauischer Geschichtskalender.

Juni.

5. 1796. Übergang der Maas- und Sambre-Armee bei Neuwied. Rasches Vordringen unter Obergeneral Jourdan bis in die Nähe von Frankfurt. (Französische Revolutionskriege.)

6. 1559. Große Hochzeit zu Dillenburg. Graf Johann VI. (der Ältere) vermählt sich mit der Landgräfin Elisabeth von Leuchtenberg, die mit 500 Reitern einzieht und von 20 Grafen empfangen wird. Es war ein Festtag, von dem man „lange sprach."

8. 1805. Reorganisation des Schulwesens in der Grafschaft Sayn-Hachenburg durch die nassau-weilburgische Regierung.

16. 1509. Graf Philipp I. von Nassau-Idstein stirbt. Er war der jüngere Sohn des Grafen Johann und hatte 1480 die Herrschaft Idstein erhalten. Da er kinderlos starb, fiel sein Gebiet an seinen Bruder Adolf von Wiesbaden.

17. 1420. Teilung der Grafschaft Solms. Bernhard erhält Braunfels; von ihm stammt das heutige Haus S.-Braunfels ab. Johann erhält Lich; von ihm leiten sich die Linien S.-Lich, S.-Laubach, S.-Hohensolms, S.-Rödelheim, S.-Sonnenwalde und S.-Baruth ab.

20. 840. Kaiser Ludwig der Fromme stirbt auf der Rheinaue bei Ingelheim.

Briefkasten.

J. B. in N. Besten Dank und frdl. Gruß. Der in Aussicht gestellte Aufsatz ist, wenn er nicht mehr als höchstens eine Fortsetzung umfaßt, willkommen.

C. L. in W. Ihnen und anderen erteilen wir binnen kurzem brieflich Antwort.

Redaktionsschluß: 26. Mai.

Inhalt: Die weiße Frau auf dem Brennershof. (Nassauische Volkssage.) (Gedicht.) Von F. Seibert. — Hartmut von Kronberg. Von Prof. D. E. Knodt. (2. Fortsetzung.) — Kurhausweihe zu Wiesbaden. Von Dr. C. Spielmann. — Die Maifestspiele am Wiesbadener Hoftheater. Von Dr. C. Spielmann. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (10. Fortsetzung.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 12. Wiesbaden, den 16. Juni 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Landleben.

Ich lieb' und preise dich zu allen Zeiten,
Natur, in jedem Kleide, das dich schmückt!
Wohin nur meine Schritte mich geleiten,
Da lausch' ich deiner Sprache laut entzückt.
O Wonne, in den ländlichen Gebreiten,
Der Städte lärmerfülltem Kreis entrückt,
Zu wandern froh, umspielt von deinen Lüften,
Gestärkt, erquickt von deinen Blumendüften!

O wunderherrlich' Leben auf dem Lande,
Wo Lebenskraft ich schau' auf jeder Spur,
Wie strahlt in mannigfaltigem Gewande
Der Wald, die Wiese und die weite Flur!
In Berg und Tal und an des Weges Rande
Vernehm' ich tausend Stimmen der Natur,
Die mich mit neuer Lust zu jeder Stunde
Erfüllt durch ihres Waltens laute Kunde.

Wenn ich durch blumenreiche Matten schreite,
Durch die ein Bach im lichten Glanze rauscht,
Kein Lärm ertönet in des Tales Breite,
Mein Herz mit allem stille Grüße tauscht,
Wenn bei der Vögel frohem Sangesstreite
Mein Ohr ergötzt den süßen Stimmen lauscht,
Dann möcht' ich geh'n vom Morgen bis zum Abend,
In frischem Lebenshauche mich erlabend.

Hier schweigt der wilde Hader der Parteien,
Der in der Städte Taumeltreiben gellt.
Der wohlbestellten Äcker Furchenreihen,
Der Gärten Zier, das reiche Saatenfeld,
Die harten Mühen edlen Lohn verleihen,
Die sind dem Landmann seine kleine Welt,
In der, mit der Natur in trautem Bunde,
Er fröhlich wirkt auf seiner Väter Grunde.

Geliebte Stätten, ach, wenn ich euch meide,
Und ernster Pflichten Ruf an mich ergeht,
Wie sehn' ich mich nach euch in stillem Leide!
Ihr seid die Heimat mir, die mich versteht,
Sei's unter Bäumen, sei's auf kahler Heide,
Und mich mit ihrem Zauber hold umweht!
Hier bin ich frei von Lug und Flittertande,
Ich preise dich, du Leben auf dem Lande!

August Ammann.

Hartmut von Kronberg.

Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften.

4) Von D. E. Knodt. (3. Fortsetzung.)

Ehe das Jahr 1521 zu Ende ging, fühlte sich Hartmut, nachdem er sich an den Kaiser, Sickingen und Walther von Kronberg gewandt hatte, innerlich gedrungen, auch dem Papste ein Schreiben zu senden. Leider starb der Papst Leo am 1. Dezember, und als Hartmut das Schreiben absenden wollte, traf diese Todesnachricht ein. Im Druck erschien dieses Schreiben dann im zweiten Viertel des Jahres 1522 (vgl. Kück a. a. O. XXII). Daß dieser Brief mit dem an Hadrian identisch sei, und Hartmut nach Leos Tod einfach den Namen Hadrians eingesetzt habe, was auch Nebe (Denkschrift des Herborner Seminars von 1863, S. 9 Anm.) für möglich hält, ist falsch, da die beiden Schreiben einen anderen Wortlaut haben. Hartmut führt in diesem Briefe eine scharfe Feder; man spürt ihm die innere Erregung an. Da die hohen Titel, mit denen die Welt den Papst anredet, ihm als Anmaßung vorkommen, so kann sie Hartmut, der jedes Wort auf die Wage legte, ihm nicht geben, er läßt die „überhohen Titel draußen" und redet ihn einfach als Papst Leo an. Frank und frei sagt er gleich zu Beginn, was er von seinem Papsttum hält. „O Leo, dein Papsttum steht wahrlich auf einem bösen, faulen Grund, das Haus, welches darauf gebaut wird, mag vor den Winden und Platzregen nicht bestehen." Nicht die Päpste, nicht Leo haben diese arge Verführung verschuldet, sonst hätten sie keine Hoffnung, Gnade zu erlangen, nein, sie kommt von der schändlichen, greulichen Undankbarkeit der Menschen her, die die Gnade Gottes verachtet haben, „und haben sich selbst durch von Menschen erdachte Wege, anstatt der leichten Bürden unseres Herrn Jesu Christi, die selbst erdachten menschlichen Bürden auferlegt .... deshalben nur Gott billig zur Strafe solche blinden Hirten gegeben hat." Darum soll uns Mitleid mit dem Papst erfüllen und Dankbarkeit gegen Gott, der das Licht des Evangeliums wieder hat aufgehen lassen. „O Leo", so fährt Hartmut fort, „du solltest dich billig von Herzen mit uns freuen, dieses wahren himmlischen Lichtes, das in dieser, unserer greulichen Finsternis also überscheinbar leuchtet, du bedarfst keines Zweifelns; wo du diese überhohe Gnade mit demütigem Geist von Gott annimmst, so würdest du dich für den ärmsten Menschen erkennen, und Gott mit Herzen und Gemüt anrufen um seine göttliche Gnade. .... Unser Herr Jesus Christus ist uns so gnädig, daß er dich annimmt; möchtest du die Gnade haben, dich zu erkennen in dieser Zeit der Gnaden, so würdest du selig sein, und würdest verachten und selbst zerreißen deine teuflische Pracht und Gewalt, und durch die Gnade Gottes ein wahrer Nachfolger werden unseres Herrn Christi und St. Peters, und dich fürder von Herzen erfreuen, zu sein ein wahrer Knecht aller Christenmenschen ...."

Sehr interessant sind die Missionsgedanken die in dieser Schrift ausgesprochen werden. Man sieht, wie ein Herz, das von wahrer, überfließender Liebe zu den Seelen erfüllt ist, gar nicht anders kann, als auch an das Heil der Nichtchristen denken.

Die damaligen Astronomen hatten aus astrologischen Berechnungen für 1524 eine allgemeine Sündflut (sundtfluß) vorausgesagt. Daran knüpft Hartmut an und wünscht, daß eine andere gnädige wunderbarliche Süntflut (sundtfluß) über uns alle kommen möge, „nämlich die sundtfluß des seligen Wassers der heiligen Taufe, damit solches überhandnehme in der ganzen Welt, dadurch alle Heiden, Türken, Juden und unrechtgläubigen Menschen und wir alle in derselben allerhöchsten Gnade der Taufe ertrinken, und damit ein einiger Schafstall und e i n Hirte werden möchten." „O Leo, tritt ab von deiner weltlichen Herrschaft und teuflischen Gewalt, übergib solches dem tugendlichen Kaiser Carolus, unterwinde dich des Amtes eines guten Hirten. ..... Nimm zu Hilfe die guten Rüden und Schäferhunde, und verwahre deine Schafe mit Hilfe des obersten Hirten Christus Jesus. Nimm zu der Hand den guten Schäferrüden, das tugendliche, hochadelige Blut unseres Kaisers Carolus, er ist von rechter Art, denselben vermahne, und schreie ihn recht an gegen den Türken, laß denselbigen den rechten Hauptrüden sein gegen den Türken. Versuche und befleißige dich, Frieden zu machen zwischen den christlichen Königen und Fürsten, ... deinen Reichtum übergib dem Kaiser ... laß dein Reich nicht von dieser Welt sein. Sende aus etliche rechte Bischöfe zu den Türken, die da predigen das Wort Gottes, und daß solche Bischöfe bereit und willig seien, Verachtung (Durchachtung) und den Tod zu leiden, um des wahren Glaubens willen; dir will es nicht anders gebühren, zu kriegen als mit dem Mund und Wort Gottes .... Wahrlich, die Türken sind auch Menschen, haben auch fleischerne Herzen, die Gnade Gottes ist auch ihnen nicht von Gott versagt, sie können die Wahrheit durch die Gnade Gottes auch verstehen, so ihnen das Wort Gottes recht gepredigt wird. Sie sind auch vernünftige Kreaturen Gottes und Menschen, sie gehören in den Schafstall Christi. So du annehmen würdest das Amt eines rechten Hirten, und sie recht ersuchen durch rechte und

fromme Bischöfe, die du aus den guten Schäferrüden wohl zu nehmen und zu finden hast, die das lebendige Wort Gottes wohl sagen und predigen werden. O Leo, laß die Türken gründlich berichtet werden, daß du von wegen und im Namen unseres Herrn Jesu Christi nicht suchest ihr Gold und Reichtum und deinen eigenen Nutzen, sondern einzig ihre ewige Seligkeit . . . ., wahrlich das lebendige Wort und die Verheißung des wahrhaftigen Gottes wird durch die Gnade Gottes in den Türken gewißlich wirken, so sie berichtet werden des starken Grundes unseres christlichen Glaubens; habe du keinen Zweifel, das Wort Gottes wird seine alte Wirkung haben." Wie keiner so mächtig die innere Mission gefördert hat wie der Wiedererwecker des evangelischen Diakonissenamtes, Theodor Fliedner, so war es auch ein Nassauer, der wohl von allen Evangelischen zuerst seine Stimme so mächtig für die äußere Mission erhoben hat. Es war aber damals innerhalb der Christenheit so viele Arbeit, daß diese Stimme wirkungslos verhallte; bei dem Papste aber war gar keine Aussicht, daß er aus Liebe zu den Seelen solches Werk beginnen würde. Gerade von diesem stolzen, prachtliebenden Papste wird ja erzählt, daß er einst gesagt habe: „Das Märchen von Christus hat uns doch viel Nutzen gebracht." Hartmut kennt genau die Hindernisse, die erst beseitigt werden müßten, wenn das Papsttum einen anderen Geist bekommen sollte. Er weiß, daß die Liebe zu den Erdengütern, die Verachtung der Gnade und des göttlichen Wortes und die Herrschsucht in Rom regieren. Darum erhebt er am Schluß seiner Schrift noch einmal mächtig seine Stimme und ruft dem Papst zu: „O Leo, laß fahren allen Geiz, verachte alle irdischen Güter, . . . laß ewig die himmlischen Güter deinen Schatz sein, . . . o Leo, laß solches deine einige Sorge sein, daß diese allerhöchste Gnade und der himmlische Schatz verkündigt werde in der ganzen Welt, ... übergib dem Kaiser deine Herrschaft und zeitliche Gewalt, und laß ihn des Türken Gewalt wehren, . . o Leo, wollest deine einige Sorge stellen auf das himmlische, lebendige, lautere Wort Gottes, . . . vermahne alle Menschen zu der allersüßesten und allerhöchsten Liebe zu Gott und dem Nächsten." Doch Hartmut weiß, daß auch solches von Gott erbeten werden muß, darum wendet er sich zum Schluß mit diesen Gedanken an Leo und sagt: „Darum wir allesamt aufs höchste ermahnt werden sollen, zu Gott zu rufen und zu bitten um seine göttliche Gnade und Barmherzigkeit, damit er durch seine göttliche Gnade durch dich, auch den Kaiser, Könige und Fürsten und durch uns alle schaffen und wirken wolle, was sein göttlicher Wille, Lob und Ehre sei, zu Nutz und Trost allen Menschen, die sich Gott auserwählt hat. Dazu helfe uns Gott, Amen."

Noch einmal wandte sich Hartmut, wahrscheinlich im März 1523 an den Papst: jetzt saß Hadrian VI. auf dem päpstlichen Stuhl. Der Brief hat den Titel: Ein Sendbrief an Papst Hadrianum, darin mit christlichem wahrhaftigen Grund angezeigt wird ein sicherer heilsamer Weg zur Ausrottung aller Ketzereien und zu heilsamer Rettung ganzer Christenheit von des Türken Tyrannei. Wittenberg 1523.

Dem klaren Evangelium gegenüber hat nach H.s Ausführungen das Papsttum mit seiner falschen erdichteten Gewalt und seiner allergreulichsten Seelenverführung keine Beachtung mehr, es muß ein Ende haben, „wie das verkündigt wird mit Grund der evangelischen Geschrift durch die Menschen, welche von Gott gelehrt sind." Bei dem Papsttum handelt es sich um eine öffentliche Verlästerung und Verfolgung des Wortes Gottes und seiner Diener. Hadrian soll abtreten von aller Herrschaft und allem Reichtum des Papsttums und sich Freunde mit dem bösen, verfluchten Gut machen. Auch der geistliche Stand, der sich zwischen Gott und den Menschen stellt, hat keinen christlichen Grund. Das Gut „der toten Hand" könnte vortrefflich zu einem Zug gegen die Türken gebraucht werden, damit unseren christlichen Brüder befreit und die ungläubigen Türken bekehrt werden. Auch in diesem Briefe erklärt H. das Papsttum für eine Strafe unserer Sünden und Versäumnisse. „Wir sind unserer Sünden halber solcher Hirten wohl würdig gewesen." Mit kräftigen Worten verkündigt er dem Papsttum den Untergang, wenn es nicht umkehren würde, Gottes Zorn würde hereinbrechen. „Solchen Stand der falschen Hirten sind wir hinfort mehr zu dulden nicht schuldig." „Weil solche Wahrheit jetzt offenbart wird und du Gewalt haben magst, mit Anrufung göttlicher Hilfe von deiner Irrung abzutreten, darum versäume dich selbst nicht," so redet er zu Hadrian. „Dagegen wollest bedenken, wo du das vermeinst zu erhalten mit unchristlichem Grunde wie bisher, so bist du sicher und gewiß der verheißenen Vertilgung, welche Verheißung durch Christum, die Propheten und heiligen Apostel ausgesprochen ist: Die Zeit ist vorhanden, so ihr euch nicht bekennen wollt, möchtet ihr zu Tode geschlagen werden mit dem Schwert, das ist der Befehl Gottes und Vollstreckung seiner göttlichen Worte, darum, so nimm an die Warnung Gottes und friste damit dein und deiner Anhänger Leib und Seele. Den päpstlichen Gliedern ist keine Hoffnung zu haben, daß wir Deutsche in einen einigen Gehorsam gegen solches Papsttum kommen werden, denn in Deutschland sind unzählig viele, welche die Wahrheit in dem Evangelium durch die hohe Gnade Gottes gründlich begriffen haben, unter welchen ich der geringsten einer bin. Und von solcher Wahrheit der Verheißung Gottes vermag uns alle teuflische oder menschliche Gewalt nicht führen. Wir wissen, daß Menschen in ihren Zusagen fehlen mögen, aber Gott mag uns nicht fehlen. Und um solcher Sicherheit willen meines Glaubens und Vertrauens in Christum, bin ich versichert, daß auch alle Feinde wider ihren Willen mich zu solcher höchsten Gnade Gottes fordern müssen und darum alle Verfolgung, so mir an Leib und Gut gegenwärtig oder künftig zustehen mag, das ist alles zu meinem höchsten Vorteil und Gnade vor Gott und um solcher Wissenschaft willen eine wahrhaftig leichte Bürde vor Christo, und solche Art und Haufen solcher rechten Christen wächst täglich immer mehr in allen Landen, dem Allmächtigen sei Lob und Ehre in Ewigkeit, und darum wird bei uns kein Mangel sein, den grausamsten Tod mit ganzer Freude um der Wahrheit willen zu leiden, ehe unser einer die Wahrheit, die uns Gott in unser Herz geschrieben, verleugnen wird. Eine

solche Erkenntnis der höchsten Gnade Gottes verleihe dir der barmherzige Gott, demselben gehört allein alle Ehre in Ewigkeit. Amen.

Wenn W. Vogler (a. a. O.) S. 26 sagt: Fest und sicher geht Hartmut auf sein Ziel, die Entwicklung seines kirchenpolitischen Programms, los: die Expropriation aller Güter der „toten Hand" — und auf eine freiwillige Entsagung der Kirche hat er so gut wie gar keine Hoffnung mehr, so stimme ich mit dem letzten Satze nicht überein. Gerade bei einer Persönlichkeit, wie der Hartmuts, mit seinem rührenden Glauben an die Bereitwilligkeit zur Besserung der Menschen, wenn ihnen das Evangelium gebracht wird, und bei der Aufrichtigkeit Hartmuts, mit der er redet, könnte man sich seine Mahnungen an Hadrian, das Evangelium anzunehmen, und weltliche Hoheit und Reichtum fahren zu lassen, gar nicht erklären, wenn er nicht die Möglichkeit solcher Handlungsweise annähme. Bei der Drohung mit der Expropriation des weltlichen Besitzes will Hartmut nicht etwa aufhetzen, sondern er faßt solches als göttliches Strafgericht auf, das sich auf Grund der Weissagungen so gewiß vollziehen wird, wie die Zerstörung Jerusalems.

Doch Hartmut läßt, da ihm das Herz so voll ist, nichts unversucht, damit das Evangelium Raum gewinne: er wandte sich am 25. Januar 1522 an die vier Bettelorden; diesen Brief sandte er mit dem Kaiserbrief Luther zur Begutachtung zu. Luthers Missive, worauf wir später zurückkommen, war die Antwort darauf. Das Schreiben Hartmuts, das sehr herzlich abgefaßt ist, ist eine aus brüderlicher Liebe herausfließende Ermahnung an die Bettelmönche, die lautere, reine evangelische Lehre mit Verwerfung aller selbsterwählten Geistlichkeit anzunehmen. „Lieben Brüder," sagt Hartmut u. a., „die Lehre, so Doktor Luther lehret, ist nicht seine Lehre, sondern solche Lehre ist geflossen aus dem Brunnen Christo Jesu; welcher Mensch dieser himmlischen Lehre folget, folgt nicht Doktor Luther, sondern Christo. Wir glauben Doktor Luther nicht ferner und weiter, denn soviel wir in dem heiligen Evangelio gegründet finden." „Durch Verachtung der leichten Bürde Christi sind wir von der Wahrheit abgewichen und auf den teuflischen Weg geraten", sagt Hartmut, „darum dürft ihr nicht ungeduldig sein, wenn wir dem wahren, starken, evangelischen Weg folgen, von dem uns nichts wegreißen soll. Christus ist der rechte Felsen, auf den wir bauen sollen. Darum will ich euch brüderlicherweise ermahnen, daß ihr mit uns die Wahrheit annehmt und euch dieses himmlischen Lichtes erfreut."

(Schluß folgt.)

Chronik elementarer Ereignisse in Nassau I.*)

Von J. Brumm.

Große Brände im Hadamarischen 1776. Zu Irmtraut im Fürstentum Hadamar brach 1776 ein Großfeuer aus, welches an den versicherten Gebäuden einen Schaden von 980 Gld. und zu Niederzeuzheim ein solches, welches 160 Gld. Schaden verursachte. Infolgedessen wurde eine Extrasteuer für die Ämter Dillenburg, Siegen, Diez, und Hadamar ausgeschrieben, und zwar für 100 Gld. nach dem Brandkataster 5 Pfg., welche 1372 Gulden 17 Kr. ausmachte. Der Überschuß von 232 Gulden 17 Alb. wurde der Gemeinde Probbach überwiesen, die in gleicher Zeit von einem Brande heimgesucht wurde.

Erdbeben an der Lahn. Am 22. Juni 1777 gleich nach neun Uhr morgens ließ sich ein unterirdisches Getöse mit einem schweren, dumpfigen Knall in der Stadt Diez hören, und dabei verspürte man zugleich ein Erdbeben, aber nur von einem, jedoch heftigen Stoß, so daß die meisten Häuser erschüttert wurden. In einigen ist der Stoß so stark gewesen, daß in den Küchen das Geschirr herunterfiel. Dieses ist auch in der ganzen Gegend, jedoch an einem Ort stärker als an dem andern verspürt worden, aber allerorten ist es gottlob ohne Schaden vorüber gegangen.

Erdbeben in Dillenburg. Am Samstag, den 26. Hornung 1780, abends nach ein Viertel auf 8 Uhr hatten wir in Dillenburg eine starke Erderschütterung, welche eine halbe Minute und darüber anhielt. Die Bewegung war so stark, als wenn man auf einer gepflasterten Straße in einer Kutsche fährt, und man hörte dabei ein so starkes Getöse, als wenn in den oberen Zimmern eine starke Kutsche durchgefahren würde. Das andere war morgens am 27. Um 5 Uhr geschah eine abermalige Erschütterung, welche aber nicht so heftig als die vorherige war. Beide Stöße hat man auch zu Niederscheld und Herborn verspürt. Dies Erdbeben wurde auch in Hadamar und Diez wahrgenommen und war da so heftig, daß Gartenmauern einstürzten.

Gewitter mit Schnee. Am 12. Februar 1793 schreibt der Pfarrer von der Neukirch, dem höchsten Dorf des Nassauer Landes: Seit 3 Wochen hat es dahier einen solchen Schnee zusammengeworfen, daß das Pfarrhaus fast bis unter das Dach im Schnee versteckt ist, und ich jeden Morgen vor den Fenstern meiner Wohnstube den Schnee muß wegräumen lassen, damit ich Licht bekomme. Heute, auf Fastnacht war einer der fürchterlichsten Tage, an welchem die Winde so brausten, als ob man jederzeit Trommeln rühren hörte, und wegen dem starken Schneien sah die Luft einem dunklen Nebel ähnlich. Nun stand ich gegen zwei Uhr nachmittags am Fenster und sah dem Wetter zu. Auf einmal bemerkte ich einen Blitz, begleitet mit einem Knall, der einem Flintenschuß ähnlich lautete. Ich meinte, es habe jemand in meiner Nachbarschaft geschossen. Bei diesen Gedanken aber hörte ich einen Donner rollen. Dieser Schall hatte sich kaum verloren, so erfolgte ein anderer Blitz, vereinigt mit einem Donnerschlag. Ich begab mich vor meine Wohnung in

*) Zum Teil nach Zeitungsberichten.

Furcht, es möchte eingeschlagen haben. Darauf erfolgte der dritte Blitz und Donnerschlag. Ich schaute mich um, ob ich etwa Feuer sehen, oder eine schwefelige Materie riechen könnte, aber ich bemerkte von beidem nichts. Jetzt fiel mir die Kirche ein. Ich arbeitete mich über den Schneeberg an meiner Wohnung auf den Kirchhof; hier fand ich Schiefersteine im Schnee liegen. Nun betrachtete ich die Kirche von außen und wurde gewahr, daß oben auf dem Kirchturm ein Dachfenster weit über den Glocken vom Wetterstrahl beschädigt und ungefähr eine Schuhlänge drüber die Schiefersteine einige Schuh breit vom Turm weggerissen waren und teils auf dem Kirchhof und teils auf meiner dranstoßenden Wohnung und vor derselbigen zerstreut lagen. Nun öffnete ich die Kirchentür. Hier sah und roch ich den Schwefeldampf, konnte aber weiter noch nichts bemerken, bis ich inwendig auf den Turm stieg; da ich dann bei genauer Untersuchung fand, wie der Strahl am Draht des Schlagwerks heruntergelaufen, und da ein Stück Draht unten an beiden Enden mit Kordel angebunden war, so hatte der Strahl den Draht am Kordel abgeschmolzen und zwar an beiden Enden, wo das Kordel sich befand, ohne dieses verletzt zu haben. Wohin der Strahl weiter gefahren, habe ich bei der genauesten Untersuchung nicht finden können. Wahrscheinlich ist es, daß er sich vom Draht abgewandt und durch ein der Uhr gegenüberliegendes Fenster, worinnen in einer Scheibe sich ein Loch befand, hinausgefahren ist.

Unwetter und Hochwasser zu Diez 1799. Der Hauptfluß des Nassauer Landes, die aus Westfalens waldigem Berglande herniederfließende Lahn, grüßt auf ihrem Wandergange auch das freundliche Städtchen Diez. Für gewöhnlich zieht die Lahn ruhig und majestätisch in ihrem stark gewundenen Bette dahin; doch gibt es auch Zeiten, in denen der sanfte Fluß zum wilden Gewässer anwächst. Dann verheert er die Felder, verwüstet die Wälder und wälzt sich reißend hinab in den Rhein. Eine solche Zeit war im Frühjahre 1799; von ihr soll in nachstehenden Ausführungen die Rede sein.

Der Winter 1798 auf 99 war ein derber Geselle. Gleich bei seinem Eintritt hüllte er Berge und Täler in ein dichtes Schneegewand, und infolge hochgradiger Kälte überzogen sich Bäche und Flüsse mit einer starren Eisdecke. Früher als in sonstigen Jahren erwachten im Frühjahre 1799 die linden Lüfte und brachten die reiche Schneedecke zum Schmelzen und die Eismassen der Gewässer zum Brechen, was ein mächtiges Anschwellen derselben zur Folge hatte. Schon am 21. Februar des obengenannten Jahres war das mit der Lahn und der bei Diez in sie einmündenden Aar der Fall und zwar stieg das Aar- und Lahnwasser so hoch, daß die Rosenstraße, welche in gerader Richtung nach dem Lahnstrome hinführt, nachmittags schon vier Fuß unter Wasser stand. Gegen Abend schien das Steigen des Wassers zuzunehmen. Der Himmel war um diese Zeit mit leichtem Gewölk überdeckt, das, vom Mondschein durchflossen, nicht der geringste Windhauch bewegte. Um so lebhafter gestaltete sich das Bild des Flusses. Von der stets wachsenden Wasserflut mächtig getrieben, rollten die schweren Eisschollen mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die hölzernen Stützen der Lahnbrücke, die sie spielend hinwegführten. Der Brücke drohte infolgedessen der Einsturz. Von Minute zu Minute schien die Flut zu wachsen. Die Einwohner der Rosenstraße mußten die untersten Stockwerke der Wohnhäuser räumen und die notwendigsten Vorkehrungen zur Sicherheit ihres Lebens treffen. Da sich gegen 10 Uhr des abends ein weiteres Steigen der begierigen Fluten nicht mehr bemerklich machte, begaben sich die meisten Einwohner ermüdet zu Bett, wurden aber um Mitternacht jäh aus süßem Schlafe durch den Weckruf der erzürnten Natur emporgerüttelt. Ein fürchterlicher Sturm erhob sich um diese Zeit. Der peitschte die Fluten der hochangeschwollenen Lahn, daß sie sich wild auftürmten und die Brandung wuchtig gegen die Wände der Häuser schlug. Der Himmel war vor dem Weststurm heiter gewesen und der Mond hatte in hellem Glanze gestrahlt. Jetzt aber rückte aus Südwesten ein Gewitter herauf, das, vom wildbrausenden Sturme begleitet, näher und näher kam. Blitze zuckten durch die Schreckensnacht, und knatternde Donner erhöhten das Grauen. Gleichzeitig vernahm man eine erdbebenartige Erschütterung, die auch die Beherztesten mit Furcht und Entsetzen erfüllte. Ein heftiger Regen setzte ein. Immer höher schwoll die Flut, und immer lauter schnob der Wind. Weiter und weiter drang das Wasser in die Stadt und füllte neue Räume der Wohnhäuser und stieg in den tiefer gelegenen noch höher.

Du kannst dir, schrieb ein Augenzeuge aus der Rosenstraße an einen Freund, den doppelten Schrekken, der zu dieser drohenden Wassergefahr, welche durch ihre bedeutende Höhe das Auswandern nach einer anderen Straße unmöglich machte, diese Nacht durch Sturm und Gewitter noch hinzukam, kaum denken, ein Schrecken, der, durch die Vorstellung eines Blitzeinschlags noch vergrößert, keine Sicherheit bei dem Mangel an Nachen finden ließ, da selbst die schwache Barke durch diesen Sturm und Wasseraufruhr nicht durchzudringen vermochte, so fürchterlich der Blitz auch die Bahn vorzeichnete. Aber du magst auch von der schönen Seite an diesem schrecklichen Schauspiele im Bilde teilnehmen. Mit dem Vorübergang des Gewitters verlor sich auch der Sturm. Die ferneren Blitze des Gewitters und der wieder hervortretende Mond, der sich schnell durch zerrissenes Gewölk trieb, beleuchteten die Häupter der schäumenden Wellen und tanzenden Eisschollen, die es in blendendem Glanze zurückwarfen. Es war ein malerisches Nachtstück, so schauerlich sich auch die dunklen Zwischenräume ausnahmen. Mit dem Nachlassen des Sturmes trat auch allmählich eine ruhigere Bewegung des Wassers ein, die uns ermutigte, aus den Fenstern des unteren Stockes einen Nachen zu besteigen, um uns dem aufrührerischen Flusse zu nähern. Wir sahen da, wie die mächtigen Eismassen unaufhörlich stromab getrieben wurden.

Mit anbrechendem Tage drangen die von dem Gewitterregen angeschwollenen Wasser mit Macht in die Stadt ein. Das Morgenlicht erhellte schreckhaft die wachsende Gefahr. Die Aar war von der Lahn gesperrt und auch die an ihren Ufern gelegenen Orte gerieten in Wassersnot. Die Brücken der Stadt glichen überströmenden Wehren. Die äußerste Höhe

des Wassers betrug zehn Schuh. Schon längst hatten sich die Hausbewohner in die mittleren Stockwerke der Häuser geflüchtet, traurige Erwartungen lagen auf ihren Gesichtern. Und nun verwandelten sich die überschwemmten Straßen in schiffbare Kanäle. Nachen schwammen vor und in die Türen. Die Geschäftigkeit der Schiffer besorgte die Bedürfnisse der Einwohner. Wo Nachen fehlten, wurden Tonnen und Bütten, Bretterflöße und andere schnell hergerichtete Fahrzeuge gewählt. Auch die schwersten Lahnnachen kamen in Tätigkeit und erfreuten sich wegen ihrer größeren Sicherheit regen Verkehrs. Selbst das schöne Geschlecht nahm teil an den Wasserfahrten und schien durch seine Gegenwart die Gefahr und das Schreckhafte der Szene zu verschönern und deutlich zu zeigen, daß nicht „Feuer" allein, sondern auch „Wasser" ein Element sei.

Am Samstagabend begann das Wasser in den Straßen zu fallen und blieb im Fallen bis zum Sonntagabend, wo die freche Wassernymphe, die in so zudringlicher Weise in Keller und Küche, in Stube und Kammer eingedrungen war, ihre Schläge mit dem Kehrbesen bekam. Am Montag war die Hochflut vorüber.

Und nun konnte man den Schaden besehen, den die Hochflut angerichtet hatte. Alles war mit Schlamm bedeckt, Mauern und Zäune waren weggerissen, Türen und Tore waren fortgeschwemmt, Wände und Decken waren eingestürzt. Wochenlang waren die unteren Wohnräume der Häuser nicht zu gebrauchen, wodurch mancherlei Geschäfte und Hantierungen vollständig brach lagen. Erst nach und nach heilten die Schäden, welche eine einzige Schreckensnacht der Stadt Diez geschlagen hatte. Was aber das Beste an der Sache war, das war der Umstand daß Sturm und Hochwasser keine Opfer an Menschenleben gefordert hatten.

Großer Brand in Kirberg am 27. Mai 1850. Am genannten Tage, mittags kurz nach 12 Uhr, brach in einer engen, wenig zugänglichen Straße Feuer aus, welches, durch günstigen Wind lebhaft angefacht, sich mit rasender Geschwindigkeit über einen großen Teil des Fleckens verbreitete und bis nachmittags 5 Uhr 40 Wohnhäuser, 19 Scheunen und 50 Nebengebäude einäscherte. Der Schaden an Gebäuden betrug nach der Feuerassekuranz 60 000 Gulden. Der Verlust an Mobiliar war enorm und nichts versichert. 60 Familien wurden obdachlos. Die öffentliche Mildtätigkeit mußte eingreifen, um einigermaßen die Wunden zu heilen, welche das verheerende Element in wenigen Stunden der Einwohnerschaft geschlagen hatte.

Schreckliches Brandunglück in Elz. Am 17. September 1850 brach in Elz plötzlich Feuer aus, und obwohl die Bürger allen Fleißes eingriffen, um die Feuersäule an größerer Verbreitung zu verhindern, so wurden 52 Wohnhäuser, 25 Scheunen, 74 Ställe und 4 Holzremisen ein Raub der Flammen. 46 Familien mit 340 Personen wurden obdachlos und in die dürftigste Lage versetzt. Der Schlag wurde um so härter empfunden, als die Ernte schon eingebracht war und dem Feuer gänzlich zum Opfer fiel. Allenthalben im Nassauer Lande sammelte man Gelder zur Linderung der Not der armen Elzer.

Furchtbares Hagelwetter an der Dill im Jahre 1855. Das Jahr 1855 wird, obwohl für die ganze Dillgegend, doch besonders für Niederscheld ein ewig denkwürdiges sein. Es war überhaupt reich an schweren Gewittern mit Hagel, und auch Niederscheld wurde von einem solchen betroffen. Es war am 15. Juli, morgens 4½ Uhr, als die Ortseinwohner, von einem schweren Gewitter aufgeschreckt — denn alle waren noch im tiefen Schlaf versunken, weil Sonntagmorgen war —, ihren Blick nach dem westlichen Himmel richteten, an welchem ihnen ein schweres Schicksal drohte. Anfangs fiel starker Regen; auf einmal kam ein solcher Hagel, wie es sich niemand in dieser Gegend zu erinnern weiß und in einem Nu war die ganze Ernte des Jahres zerstört; Getreide jeder Art, Kartoffeln, alle Gemüse waren förmlich von den Äckern verschwunden, daß man nicht mehr erkennen konnte, was dagewesen war. Die Schloßen, Stücke Eis von einem Zoll im Durchmesser und platt, wurden noch am folgenden Tage in Töpfen und Körben ihrer Seltenheit wegen mit nach Dillenburg auf den Markt genommen und gezeigt. Auch wurde ein Teil der Gemarkung Burg betroffen; ebenso litt der Pächter des Hofes Feldbach bedeutenden Schaden. Der Schaden für Niederscheld beläuft sich auf 50 bis 60 000 Gulden, dadurch ein Elend hereinbrechen wird, wie solches hier noch nicht erlebt worden. Obwohl Gras, Hafer und Kartoffeln wieder ausschlugen, so war die Ernte dennoch eine kärgliche. Der löbliche Orts- und Kirchenvorstand beantragten bei Hoh. Reg. eine Kollekte zur Unterstützung der minderbemögenden und schwer geschädigten Gutsbesitzer, und es wurde eine solche in den Ämtern Dillenburg und Herborn gestattet; allein nur in den wohlhabenden Orten des Amtes Dillenburg durchgeführt. Das Ergebnis ist noch nicht bekannt. Ich kann nur so viel sagen, daß, obwohl der Wohltätigkeitssinn mancher Gemeinde lobend anerkannt werden muß, doch durch dieses Mittel nur so viel erzielt worden ist, daß mehreren Armen der Samen zur Bestellung ihrer Äcker gegeben werden konnte, so daß man fragte: Was ist das unter so viele? Doch der einst, als diese Worte von einem Jünger gesprochen wurden, zeigte, daß er helfen kann, der wird sich auch hier nicht unbezeugt lassen. Auffallend ist bei der Kollekte gewesen, daß gerade der wohlhabendste Ort im Amte Dillenburg, nämlich der Nachbarort Eibach, am wenigsten leistete, und daß die sogenannten Frommen es mit ihrem Gewissen nicht vereinbarlich gefunden haben sollen, zu diesem Zwecke etwas zu geben, weil dieser Hagelschlag ein Strafgericht Gottes sei. O heilige Einfalt! möchte man auch hier sagen — —.

Nassauische Dynasten V.

Von Dr. C. Spielmann.

Katzenelnbogen-Hessen.

1. Grafen von Katzenelnbogen.

Die Herren von Katzenelnbogen stammen wahrscheinlich von der linken Rheinseite, vielleicht aus dem Trechiregau. Sie erscheinen in der ältesten Zeit als Vögte der Abtei Prüm im Einrichgau und zu Sankt Goar; außerdem haben sie später ausgedehnte Besitzungen zwischen Main und Bergstraße erworben.

Diether 1089 1095
Vogt des Klosters Prüm auf dem Einrich.

- Heinrich I. 1095 † 1112, Erbauer und erster Herr von (Alt-) Katzenelnbogen
  - Heinrich II. 1102 1160, Erster Graf von Katzenelnbogen seit 1140, erkauft mit Nassau 1158 das Vierherrische
    - Heinrich III. 1151 1173
      - Berthold I. 1189 1204 (von Katzenelnbogen)
        - Diether II. † vor 1245, Graf von Lichtenberg (Legt den Grund zu den Erwerbungen im Süden)
          - Diether III. † 1276, Begründer d. Linie Altkatzenelnbogen
            - Wilhelm I. † 1331
              - Wilhelm II. † 1385
                - Eberhard V. † 1403
                  - Anna † 1439 (Vereinigung beid. Linien)
            - Diether IV. † 1315
              - Diether V. † 1325
          - Adelheid † 1288, G. Walram II. von Nassau
            - König Adolf † 1298
          - Eberhard I. † 1312, Begründer d. Linie Neukatzenelnbogen
            - Gerhard 1299 1306
              - Eberhard II. † 1328
              - Johann II. † 1361
            - Berthold II. † 1319
              - Johann I. † 1357
                - Diether VI. † 1402
              - Eberhard III. † 1329
                - Eberhard IV. 1327 1354
                  - Johann III. † 1443
      - Diether I. † 1219 (von Hohenstein)
        - Heinrich IV † um 1245, Graf von Hohenstein
- Diether 1095

Anna † 1439 und Johann III. † 1443:

Philipp I. der Ältere 1443—1479
1. G. Anna von Württemberg † 1471
2. G. Anna von Nassau-Dillenburg † 1514

- Philipp II. der Jüngere † 1454, G. Ottilie von Nassau-Dillenburg † 1493
  - Ottilie † 1517, G. Christoph von Baden, Erloschen
- Anna † 1494, G. Heinrich III. v. Hessen † 1483
  - Wilhelm III. † 1500, Erbe von Katzenelnbogen, Erloschen
  - Elisabeth † 1523, G. Johann V. von Nassau-Dillenburg † 1516

Die Grafschaft Katzenelnbogen bestand beim Erlöschen der Grafen 1479 aus der Obergrafschaft und der Niedergrafschaft. Nur die letztere geht uns hier an. Sie umfaßte die Gerichte: Sankt Goar und Pfalzfeld, Sankt Goarshausen, Bornich, Reichenberg, Rochern, Niederwallmenach, Ruppertshofen, Pohl, Nastätten, Buch, Langenschwalbach, Bärstadt, Kemel, Laufenselden, Zorn, Niedermeilingen, Hohenstein, Holzhausen a. d. Heide, Braubach, Dachsenhausen, Gemmerich, Katzenelnbogen, Burgschwalbach, Dörsdorf und Panrod, sowie das Vierherrische (mit den 3 Nassau gemein), aus 30 Dörfern bestehend. (Der altkatzenelnbogische, früher prümische Besitz ist gesperrt gedruckt.) Alles kam 1479 an Hessen.

Hessen vertauschte 1536 die Gerichte Burgschwalbach und Panrod, sowie seinen Anteil an Stadt und Amt Löhnberg an Nassau-Weilburg gegen anderweitige Rechte und Einnahmen.

Außerdem war Hessen 1370(1479)—1557 im Besitz des Gerichts Driedorf und eines Viertels der Grafschaft Diez (welches beides es 1557 an Nassau-Dillenburg abtrat), der Hälfte der Herrschaft Eppstein (s. 1492) und zweier Drittel von Kleeberg (s. 1648).

2. Landgrafen von Hessen.

Die Landgrafenreihe ist folgende:

Heinrich I. das Kind 1265—1308

- Otto 1308—1328
  - Heinrich II. der Eiserne 1328—1376
    - Otto der Schütz † 1366
- Johann I. 1308—1311
- Ludwig I. 1328—1343
  - Hermann d. Gelehrte 1376—1413
    - Ludwig II. der Friedfertige 1413—1458
      - Ludwig III. der Freimütige (Niederhessen, Kassel) 1458—1471
        - Wilhelm I. d. Ältere 1471—1493 († 1515)
        - Wilhelm II. d. Mittlere 1493—1509
          - Philipp I. der Großmütige 1509—1567, Herr von ganz Hessen
      - Heinrich III. der Reiche (Oberhessen, Marburg) 1458—1483, G. Anna v. Katzenelnbogen
        - Wilhelm III. d. Jüngere 1483—1500. Erloschen.

Söhne Philipps I.:

Wilhelm IV. (N.-Hessen, Kassel)	Ludwig IV. (O.-Hessen, Marburg)	Philipp II. (Nieder-Katzenelnbogen, Rheinfels)	Georg I. (Ob.-Katzenelnbogen, Darmstadt)
1567—1592	1567—1604	1567—1583	1567—159
S. 2a.	Erloschen.	Erloschen.	S. 2b. 6

2a. Linie Hessen-Kassel.

Wilhelm IV. 1567—1592.
|
Moritz 1592—1627 († 1632).

- Wilhelm V. 1627—1637 (Hessen-Kassel)
  - Wilhelm VI. 1637—1663
    - Wilhelm VII. 1663—1670
    - Karl 1670—1730
      - Friedrich I. 1730—1751 Kg. von Schweden
      - Wilhelm VIII. 1751—1760
        - Friedrich II. 1760—1785
          - Wilhelm IX. (I.) 1785—1821 (1803 Kurfürst)
            - Wilhelm II. 1821—1847
              - Friedrich Wilhelm 1847—1866 († 1875) Verliert sein Land an Preußen, stirbt sohnlos.
- Ernst 1648—1693 (Hessen-Rheinfels)
  - Wilhelm 1693—1725
    - Ernst Leopold 1725-1749
      - Ernst Konstantin 1749-1778
        - Karl Emanuel 1778-1812
          - Viktor Amadeus † 1834 Erloschen.

2b. Linie Hessen-Darmstadt.

Georg I. 1567—1596

- Ludwig V. (Hessen-Darmstadt) 1596—1626
  - Georg II. 1626—1661 (H.-Darmstadt)
    - Ludwig VI. (H.-Darmstadt) 1661—1678
      - Ludwig VII. 1678
      - Ernst Ludwig 1678—1739
        - Ludwig VIII. 1739-1768
          - Ludwig IX. 1768-1790
            - Ludwig X. (I.) 1790-1830 (1806 Großherzog)
              - Ludwig II. 1830-1848
                - Ludwig III. 1848-1877
                - (Neffe) Ludwig IV. 1877-1892
                  - Ernst Ludwig 1892.
    - Georg III. (H.-Lauterbach) 1661—1676 Erloschen.
  - Johann 1626—1651 (H.-Braubach) Erloschen.
- Philipp III. (Hessen-Butzbach) 1596—1643 Erloschen.
- Friedrich I. (Hessen-Homburg) 1596—1638
  - Friedrich II. Silberbein (n. s. Brüder Tod) 1681—1708
    - Friedrich III. 1708—1746
      - (Neffe) Friedrich IV. 1746—1751
        - Friedrich V. 1751—1820
          - Es folgen seine 5 Söhne
            - Friedrich VI. 1820—1829
            - Ludwig 1829—1839
            - Philipp 1839—1846
            - Gustav 1846—1848
            - Ferdinand 1848—1866 Erloschen.

Die Linie Hessen-Kassel erhielt die Niedergrafschaft und die Gebiete von Hessen-Marburg; 1626—1648 war beides bei Hessen-Darmstadt. Anno 1648 gab Hessen-Kassel die Niedergrafschaft unter seiner Oberhoheit an die jüngere Linie, die sie bis 1806 besaß. Von 1806 bis 1813 stand die Niedergrafschaft unter französischer Verwaltung, kam dann an Kurhessen zurück, 1815 an Preußen und 1816 (gegen Siegen) an Nassau. Der letzte Landgraf wurde durch die standesherrlichen Gebiete von Ratibor, Korvei und Treffurt entschädigt, die er seinem Neffen Viktor von Hohenlohe-Schillingsfürst (1846 Herzog von Ratibor) vermachte.

Die Darmstadter Linie hatte 1626—1648 die Niedergrafschaft und das Oberfürstentum (Marburg) in Besitz; Philipp III. erhielt einen Teil des letzteren. Johann besaß Braubach, ½ Ems, Katzenelnbogen und Eppstein. Anno 1648 kam die Niedergrafschaft an Hessen-Kassel (s. v.); Johanns Anteil fiel 1651 an Hessen-Darmstadt, das ihn bis 1803 behielt, dann an Nassau abtrat. Das Oberfürstentum kam, die heutige Provinz Oberhessen und Biedenkopf abgerechnet, ebenfalls an Hessen-Kassel zurück. Hessen-Homburg fiel 1866 an Hessen-Darmstadt, wurde aber bald darauf an Preußen (gegen Nauheim) abgetreten.

Schwarz-rot-gold.

12) Erzählung von S. Krücke. (11. Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Die Frau Archivrat Aslar in Braunfels saß mit ihrer Tochter Ernestine beim Nachmittagskaffee, als ein undefinierbares Geräusch von fernher die Stille durchbrach. „Was das nur ist, Ernestine?" fragte die Mutter, „man meint, es würde geschossen." Ernestine ging ans Fenster; sehen konnte sie nichts, aber lärmen und schießen hörte sie und wunderte sich, was das wohl sei. Der Lärm kam näher, unheimlich nahe klang er schon; die beiden Frauen sahen sich an; was hatte das zu bedeuten? Ernestine ging wieder an das Fenster; da erblickte sie einen Mann um die Ecke biegen, der in rasendem Tempo die Straße herunter eilte, gerade auf ihr Haus zu. Der Mann sah Ernestine am Fenster stehen; leichenblaß, mit dem Ausdruck des Schreckens in den Zügen, rief er ihr zu, man möge ihn hereinlassen, die Bauern wollten ihn töten. Ernestine kannte den Mann, es war ein friedlicher Braunfelser Bürger, der ein Haus vor der Stadt bewohnte. Da bogen

auch schon die bewaffneten Bauern um die Ecke, sahen den Mann, den sie verfolgten, und stürzten mit Johlen und Schreien hinter ihm her. Ernestine hatte aber rasch entschlossen die Haustüre geöffnet, den Mann hereingelassen und dann die Tür verrammelt. Rasch, dort verbergt Euch!" rief sie dem Manne zu, auf die Kellertür deutend, schloß rasch alle Fenster und führte die Mutter in die nach hinten gelegene Küche. Plötzlich hörte man Pferdegetrappel. Unerschrocken eilte Ernestine an das Fenster; Militär kam angerückt, das vom Waldhaus zeitig requiriert worden war. Die Bauern hatten sich von dem Hause abgewendet; nur einer versuchte noch, die Fensterscheiben unten einzuschlagen. Er sah Ernestine ins Gesicht, und Ernestine erkannte ihn; es war der Schäfer von Greifenstein. Ihr Herzblut stockte; aber sie sagte der Mutter nichts.

Die Bauern kämpften gegen das Militär, aber sie mußten der Übermacht weichen und wurden aus Braunfels vertrieben. Ernestine rief den Mann aus dem Keller. Er erzählte, daß die Bauern sein Haus als das erste am Eingange der Stadt gestürmt hätten; seine Leute seien alle auf dem Felde gewesen, da habe er in seiner Not auf sie geschossen und sei geflüchtet. „Was mögen das nur für Bauern gewesen sein?" fragte die Frau Archivrat. Ernestine suchte dem Manne durch Zeichen verständlich zu machen, daß er es nicht sagen solle; aber er verstand sie nicht und sagte: „Es waren Greifensteiner Bauern." „Greifensteiner Bauern?" schrie die Mutter auf, „um Gotteswillen!"

Die Bauern waren auf dem Heimwege noch zorniger als auf dem Herwege, weil sie nichts erreicht hatten und vertrieben worden waren. Waren sie zuerst alle einig gewesen, so fingen sie jetzt untereinander zu streiten an. Einer gab dem anderen schuld an dem Mißerfolg, und es wäre noch zu Tätlichkeiten gekommen, hätte der Schäfer nicht plötzlich laut gerufen: „Ich weiß, wer schuld ist." „Wer denn, wer denn?" schrie es durcheinander, und die Zänkereien verstummten. „Gebt obacht," sagte der Schäfer, „der Kerl aus dem erschte Haus, der hott uff uns geschosse und hot sich dann in e anner Haus geflicht, gelle?" „Jo, jo, weiter." „Un in dem Haus hun se den Mann, den Mörder ereingelosse, un uns ehrliche Bauer hun se die Dier vor der Nas zugeschlage. Hun eich recht oder nit?" „Jo, jo, du host recht." „Wißt ihr ach, wer des war, der in dem Haus wohnt, und uns nit eringelosse hot? Des war unserem Parrer sei Schwester. Maant ihr dann, wenn dem sein Schwester gegen uns is, do wär' der Parrer fier uns?"

Lärm erhob sich; Stimmen für und gegen den Pfarrer wurden laut; aber der Schäfer überschrie sie alle: „Ihr Dummkepp, wer is mit dem Parrer beim Ferscht gewese? Kaan Menschenseel; allaan wor er bei em, und do hot er nit fier uns, do hot er gegen uns geschwätzt; er tut nur so, als wär er unser Freind; in Werklichkeit is er dem Ferscht sein Freind!" Ein starker Tumult erhob sich. So war es und nicht anders; der Heuchler, der Verräter, der Pfarrer war an allem schuld; der Pfarrer sollte es büßen.

Am Fenster des Greifensteiner Pfarrhauses knieten die zwei Söhne Karl Aslars und sahen allerlei Tiere in den fliegenden Wolken. „Was ist das jetzt?" fragte der jüngste. „Das ist ein Bär," sagte Karl. „Siehst du die Tatze, die streckt er aus; jetzt wird sie ganz lang." „Jetzt wird's ein Krokodil," sagte der kleine Ludwig.

Am Tische saß die Mutter bei der Arbeit und lächelte über die Phantasien der Knaben; von Zeit zu Zeit beugte sie sich über die neben ihr stehende Wiege, in der ihr jüngstes Kind, ein Töchterlein, schlief. Der Vater war in seiner Studierstube.

Da sahen die Knaben die Bauern kommen; still, lautlos kamen sie heran. „Das ist der Hanjost," sagte der Kleinste, und der mit der Sense ist der Willem." „Und der Mann da vorn, das ist der Mann, der die Schafe hütet und der uns das Lämmchen geschenkt hat; wir wollen 'mal klopfen." Die kleinen Fäuste trommelten gegen die Scheiben, und die Kinder nickten und winkten den Bauern zu. Plötzlich schrie der Kleine auf und faßte nach dem Kopfe; ein Stein hatte ihn getroffen. Die Fensterscheiben klirrten; mehr Steine kamen geflogen. Schreiend flohen die Kinder vom Fenster weg zur Mutter, die entsetzt auffuhr. Nun fing draußen der Lärm an; die Bauern stürmten das Pfarrhaus.

Karl Aslar kam von oben herunter gestürzt. Blaß, aber gefaßt eilte er zu den Seinen, hob seine kleine Tochter aus der Wiege, faßte die Hand des einen Knaben und sagte zu allen: „Kommt rasch nach oben!" Dort bettete Karl das Kind auf das Sofa, schob die beiden Knaben Dorothea zu und wollte das Zimmer verlassen. Aber seine Frau hängte sich an ihn und bat: „Bleibe bei uns, Karl, wo willst du hin?" „Ich muß den Bauern entgegentreten." Da lärmte es schon im Hause und polterte die Treppe herauf. „Schütze die Kinder, Dorothea!" sagte Karl hastig, und Dorothea, die ihre Besinnung wiederfand, eilte zum Sofa, nahm das kleine Mädchen auf den Schoß und zog die beiden Knaben fest an sich.

Karl Aslar stellte sich vor die Seinen, da wurde die Tür aufgerissen. Herein trat ein reitender Bote in braunfelsischer Livree und überreichte dem Pfarrer einen Brief; hinter ihm drangen die wildgewordenen Bauern ins Zimmer.

Der Pfarrer atmete auf, als er den Brief empfing. Die Bauern brüsteten sich mit ihrem energischen Vorgehen; jetzt, wo sie dem Fürsten 'mal die Zähne gezeigt hätten, würde er schleunigst alle Abgaben erlassen. „Etwas anderes könne ja nicht in dem Briefe stehen." Plötzlich waren sie wieder ruhig und warteten auch geduldig, bis Karl Aslar den Brief gelesen hatte. Er überflog das Schreiben und sank, bleich geworden, auf einen Stuhl; kraftlos fielen seine Hände herab.

Ein Bauer entriß ihm den Brief und las ihn laut vor. Der Fürst schrieb, daß er sich der Überzeugung nicht verschließen könne, der Pfarrer Aslar habe aus Rache die Bauern gegen ihn aufgewiegelt und sei schuld an dem Aufstand. Solche Aufrührer seien aber ein großer Schaden für das Land; darum entsetze er ihn seines Amtes und verweise ihn aus den Grenzen seines Landes. — Der Hofkammerrat Waldhaus hatte sein Werk vollbracht.

Frau Dorothea sank mit einem Schrei neben Karl in die Kniee. Sie hatte bei ihrem Mann für

die Bauern gebeten; sie hatte ihren Mann überredet, mit den Bauern nach Braunfels zu gehen, und nun brachten die Bauern ein so furchtbares Leid über ihn, über sie alle. In hell aufloderndem Zorne sprang sie auf die Füße; aber die Stube war leer, die Bauern hatten sich einer nach dem andern scheu aus der Tür gedrückt.

Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrat,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, rot und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Nassauische Dialektproben XIV.

'S Telefun.

Nassauischer Dialekt an der Wisper.

(Nach einer wahren Begebenheit).

Do hun se jo schun werre ebbes Neies jetz erfun;
Wie saan se gleich? Ah so! Jetz fillt mer'sch enn: des [Telefun.
Eich saat jo immer: Loßt m'r doch die dumme neie Bosse;
Ehr liewe Leit, eich bleib debei, m'r soll's beim alte losse.

Eich wußt's jo gleich: de Vorjemaaschter hie in unserm [Ort,
Des is noh mei'm Ve'stand, aach aaner vun de neie [Sort.
Eich sein Gemoanerot, hatt vun so'm Ding noch nix ge- [heert;
S'hott nix genutzt un' nix gebadd: er hot's halt enngc- [feehrt.

Er saat, gut wär' so n Ding for's Vieh, wann des mol [krank wer'n däht;
De Dierarzt käm uf's Land enaus doch merschtendaals [ze spät.
Do kennnt m'rn, wann's gefährlich wär, ganz hortig her- [zeteere;
Aach könnt m'r, wann's presseere däht, selbscht met 'm [dischkereere!

No gut! do neilich, wie mei Bleß ehr eerschtes Kelbche [krag,
Un wie des arem Vieh schon halb kaput im Stall do lag,
Do doocht eich: Hannjerg! Alleweil duht's awwer arg [presseere;
Do mußt de awwer gleich emool dem Dierarzt telfuneere.

Uff'm Rootes war ich eich, ehr Leit, so fix als wie de [Blitz.
„Herr Vorjemaaschter! Eich hätt gern emol de Dierarzt [Pitz.
Mei Bleß, die hott e Kalb un liet im Stall, hott's Kelwer- [fieber!" —
„O, o, das tut mir aber leid! Wird gleich besorgt, mein [Lieber!"

De Vorjemaaschter läft dann gleich eniwwer an des Ding;
Wie an de Orjel dreht er dran, un gleich mächt's: klinge- [lingeling.
Dann hot er was ans Ohr gehall' un in des Ding ge- [babbelt;
Eich hunn der eich gut uffgebaßt, hunn's awwer schleecht [bedappelt.

„Hier liegt ne Kuh am Kälberfieber schwer erkrankt im [Stalle.
Was macht man da am besten wohl in diesem schweren [Falle? — —
So so! Zwei Flaschen Kümmel! Ja, ich werd es rasch [besorgen!
Jawohl! Gewiß! Es soll geschehn, Herr Doktor! Guten [Morgen!"

Eich hatt zum Glick vum Kimmelschnaps paar Flasche [noch dehaam.
Die ware hortig eingeschitt! Die Bleß, die war ganz zahm.
Doch dauert's gar net lang, do mecht se Bosse un Gra- [fahme,
Daß all die Leit im ganze Ort ebei geloffe kame.

In meiner Raasch, do sein eich gleich schun widder fort- [geloffe
Un hun de Vorjemaaschter aach zum Glick noch angetroffe.
Do sin mer gleich ans Telefun zesamme hingedappelt;
Doch diesmol hun eich's selbscht proweert un selbscht eninn- [gebabbelt.

„Mei Bleß, die hot de Kimmelschnaps, Herr Dokter, [gern genomme;
Doch is dem Vieh de Alkohol, wie's scheint, net gut be- [komme.
's mächt Bosse und Grafahme, rennt wie doll im Stall [erum,
Werft Kalb und Melkstuhl, Nachberschleit und aach mei [Fraa noch um.

Do heer eich, wie de Dokter schennt, eich heer 'n förmlich [schnauze:
„Seid ihr da draus verrückt geworde!" fängt 'r an ze [gauze.
„Ihr gabt dem Rindvieh Kümmelschnaps, gabt Branntc- [wein ihm, o weh!
Ich sagte doch nicht Kümmel s c h n a p s, ich sagte Küm- [mel t e e!"

No, sieht er'sch jetz, ehr liewe Leit, met dene neie Bosse!
Eich saht's eich jo un bleib debei, m'r soll's beim alte losse.
Noh mei'm Verstand un meinem Gusicht, eich hun's jetz [selbscht proweert,
Daucht nix des ganze Telefun; d e s D r e c k d i n g i s [n i x w e r t.

C. Jung.

K. W. **Längenmaß an Kirchen.** Eine praktische Einrichtung in früheren Zeiten war die, daß man hauptsächlich in Marktflecken das Längenmaß öffentlich, meist an den Kirchen, in seinem Normalstande kenntlich machte. Käufer und Verkäufer konnten sich so bei Differenzen leicht zurechtfinden und verständigen. Die Kirchen wurden gerne deswegen gewählt, weil ehedem in ihrer Nähe die Märkte abgehalten wurden, und mit den üblichen sogenannten Wallfahrten (Kreuzfahrten) meist Märkte verbunden waren. Am bekanntesten dürfte das Normalmaß am Dom zu Worms sein, das durch zwei in die Steine gefügte Eisen markiert ward. Der Münzvorstand der Stadt hatte jährlich alles Längenmaß nach diesem Normalmaß zu prüfen. In dem Orte Kälberau bei Aschaffenburg steht ein romanisches Kirchlein mit gotischem Chor. Hier hängt noch der eiserne Stab als Normalmaß an einem Stein vor der Kirchhofsmauer. Zu diesem Kirchlein führten eben früher Kreuzfahrten, mit denen Märkte verbunden waren. In dem Eingange der Kirche zu E l f e l d i m R h e i n g a u befindet sich unter der Turmhalle das Normalmaß in Form einer oben und unten ausgebogenen Eisenstange, so daß wie zu Worms das zu prüfende Maß zwischen die Zapfen gesteckt werden

konnte. Das eiserne Normalmaß ist hier in vier Viertel, und das unterste Viertel nochmals in zwei Achtel markiert. Die Elfelder Kirche steht in der Nähe des Marktes. Infolge dieser Einrichtung ist uns in gar manchem Ort die ehemalige Maßeinheit glücklich erhalten geblieben.

J. B.=G. **Kurmainzer Verordnung wegen der Juden 1797.** Wir finden, schreibt die Kurmainzer Landesregierung, aus Vorgang einer Fürstlichen Hessischen Judenordnung vom Jahr 1749 und der sich darauf gründenden neuen Edikte uns bewogen, nachfolgendes zu verordnen und zwar:

1. Den Fürstlichen Hessischen und Hanauischen Juden wird der Handel und Verkauf im Maintzer Land, mithin auch auf den Jahrmärkten und das Hausiren verboten, der Einkauf aber gestattet. 2. Diese Juden dürfen nur die landesüblichen Interessen nehmen. 3. Der Verkauf der Früchte auf dem Halm wird denselben ebenfalls verboten. 4. Kein Viehhandel, der nicht gerichtlich protokollirt ist, hat Giltigkeit. 5. Die Zahlungstermine dürfen nur auf Martini oder Weihnachten gestellt werden. 6. Das Makelgeld darf nicht über 2 Prozent gesetzt werden. 7. Honoratiores dürfen auch ohne amtliche Konfirmation Handschriften an Juden ausstellen. Gegenwärtige Verordnung ist zu jedermanns auch der Juden Nachricht gehörig und in den angrenzenden Hessischen und Hanauischen Ämtern zu publizieren und genau zu beachten. Aschaffenburg, den 9. März 1797. Lieb. Sämtlichen Schultheißen zur Publikation. Höchst, den 19. März 1797. In Fittem (so!), Thomas B. Amtsschreiber.

J. B.=G. **Stein und die Kaiserin von Rußland.** Der Freiherr vom und zum Stein war nicht gebügelt; er konnte jemand derb die Meinung sagen. Als er eines Tages mit der Mutter Alexanders I., einer geborenen Prinzessin von Württemberg, zusammentraf — es war kurz nach der Schlacht bei Borodino — sagte diese: „Wenn jetzt noch e i n französischer Soldat über die deutsche Grenze kommt, so werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein.“ Stein schwoll die Zornsader. Er trat auf die Fürstin zu und erwiderte: „Ew. Majestät tun sehr unrecht, solches hier über ein großes, treues und tapferes Volk zu sprechen, welchem anzugehören, Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen: Nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder und Vettern, der deutschen Fürsten. Hätten die deutschen Fürsten ihre Schuldigkeit getan, so wäre nie ein Franzose über die Elbe, Oder oder Weichsel gekommen.“ „Sie mögen recht haben, Herr Baron“, antwortete die Kaiserin, „ich bin Ihnen für die Lektion dankbar.“

J. L. †. **Reichsunmittelbarkeit der Reichsritter.** „Die von einigen Mitgliedern der Mittelrheinischen Reichsritterschaft an Nassau=Diez geleistete Landeshuldigung hat der Kaiserl. Reichshofrat durch das Conclusum von 1743 aufgehoben, und verboten, „indem vermöge Reichskundiger Verfassung keinem Immediato imperio, folglich auch der Ritterschaft, sich einem anderen Stand des Reichs eigenmächtigerweis zu unterwerfen, und hierunter der Allerhöchsten Kaiserlichen Jurisdiction und Gerechtsamen etwas zu vergeben, keineswegs frei stünde.“ In der der Reichsritterschaft in Schwaben von Kaiser Leopold im Jahre 1688 erteilten Erklärung und Bestätigung ihrer Freiheiten, „fürnämlich der Immunität, des Einstandrechts, der Zollfreiheit, der Steuerrechte ꝛc.“ samt Verordnung an die beiden Reichsgerichte, darauf zu halten, heißt es: „**Daß die Ritterschaft sowohl als andere Stände bey ihrem freyen Staat und Stand der Reichs-Immedietät — — unbetrübt stehen bleiben,** und die adeliche Mitglieder weder weder wegen eines Contracti, Verbrechens oder andern Personalwerken, vor Lehenherrliche Gerichte, locos delicti, oder andere Mediat-Instanz nimmer gezogen — und also die Uns allein über die Reichsritter-Mitglieder competirende Kaiserl. Jurisdiction unabbrüchig erhalten werden solle. — Dr. Johann Christian Siebenkees,' Nürnberg und Altdorf 1789, p. 89 u. fg.

J. B.=G. **Alte, schwer ausrottbare Zöpfe.** Im Jahre 1778 erließ die nassau-oranische Regierung auf Grund der Nassau-Katzenelnbogischen Polizei-Verordnung folgende Bekanntmachung: 1. das Verkleiden und das Herumlaufen am Nikolaustage ist verboten. 2. Das Zusammenlaufen des jungen Volkes, besonders des Gesindes bei dem Dienstwechsel am 2. oder 3. Christtage und alle dabei vorgehende Ausschreitung mit Essen, Trinken und Musikhalten. 3. Alle Üppigkeit und Schwelgerei, wie überhaupt, also auch besonders in der Christ- und Neujahrsnacht; kein Wirt darf an diesen Abenden die Gäste nach 10 Uhr dulden. 4. Das Schießen in der Neujahrsnacht, gleichwie solches auch zu aller andern Zeit in Städten, Flecken und Dörfern ist untersagt. 5. Das sogenannte Ansingen des Neujahres bleibt bloß den Nachtwächtern nachgelassen. 6. Alles Neujahrssammeln oder Betteln, besonders das Umgehen der Musikanten und Tambours und das Herumreiten der Postknechte, mit oder ohne Instrument, ist untersagt. Endlich ist auch das Werfen der sogenannten Fastnacht-Abendtöpfe verboten. Wenn man die Sache bei Licht besieht, haben sich alle vorerwähnten Unsitten mit kleinen Ausnahmen bis auf die Jetztzeit erhalten, viele werden sogar in erhöhtem Maße ausgeübt, und manche neue ist dazugekommen.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

Neueinstudierungen und Neuaufführungen haben nicht stattgefunden. —

Residenz-Theater.

= **Das Land der Jugend,** Lustspiel in 3 Akten von H a n n s B a u e r, zum erstenmal am 18., zum viertenmal am 27. Mai. — Ein Studentenstück bringt stets einen frischen Ton mit sich, und es ist deshalb gern gesehen. Hier handelt es sich um weibliche Studenten; leider aber versiegt der frische Ton recht schnell. Im ersten Akt sieht man voll Spannung den Dingen entgegen; der zweite Akt entwickelt sich etwas mühsam, der dritte aber fällt merklich ab. Um kurz den Inhalt zu vergegenwärtigen: In Bonn existiert eine Studentinnenvereinigung „Excelsior“, deren Mitglieder sich ü b e r den männlichen Kollegen stehend dünken. Sie wollen „nur l e r n e n“, während die Herren Studiosen sich „nur a m ü s i e r e n“. Dieser löbliche Grundsatz der Damen geht aber schon bald in die Brüche, indem es nur einer ganz kleinen Anrempelung eines der Kollegen, des Kurt Vandeloo, bedurfte, um sämtliche holden und unholden Vertreterinnen des Klubs Excelsior zu veranlassen, fleißiger als die H e r r e n Studenten der eingeschmuggelten Maibowle (in dem Klub sind sonst alle Spirituosen verpönt) zuzusprechen, sowie an den lustigen Streichen teilzunehmen. So entsteht eine regelrechte „Kneipe“, vor deren Beginn allerdings die Heldin, die Präsidentin des Klubs, abgerufen wurde. Anstatt nun ihrem Grundsatze zufolge in Entrüstung zu geraten über die Entartung ihrer Kolleginnen — verlobt sich die holde Meta mit dem Hauptschwerenöter Kurt! Ihre intimste Freundin, die lustige Gretel, hatte es ihr prächtig vorgetan, indem sie dem Herrn c a n d. j u r. (wie sie stets betont, weil er trotz seiner Befähigung immer noch mit dem Examen im Rückstand ist) Erich, mit dem Vorbehalt, daß er bald Referendar werde, ihre Hand zusagte. Die Pointe, wenn man so sagen darf, ist die, daß die Damen, die ihre Kollegen solider und arbeitsamer wünschen, schließlich, als diese zum Scheine ein solches Leben antreten, darüber entsetzt sind, und sie in Wirklichkeit doch so haben wollen, wie sie von Natur aus neigen. Von den Darstellenden, die alle sich tapfer auf ihren Posten hielten, seien nur besonders erwähnt: Frl. N o o r m a n n als Meta, Frl. A r n d t als Gretel, Herr H e t e b r ü g g e als Kurt und Herr B a r t a k als Erich.

Literatur.

* **Festschrift zur Gedenkfeier des fünfzigjährigen Bestehens der Städtischen Oberrealschule mit Reform-Realgymnasium i. E. zu Wiesbaden.** Von G ü t h und B a u e r. 63 S. Wiesbaden, K. Ritter. — Das Büchlein gibt in klarer und übersichtlicher Weise eine Darstellung der Entwickelung der Anstalt: Vorgeschichte, Realschule von 1840,

Realschule in Verbindung mit dem Realgymnasium, Höhere Bürgerschule von 1857, Realschule II. O. von 1879, Oberrealschule von 1884, Reform-Realgymnasium mit Realschule 1905. Eingefügt sind Lehrpläne und Übersichten über die Lehrgegenstände; der Kundige findet aus ihnen heraus, wie vorzüglich die Schule in den verschiedenen Formen und Stadien ihren Zweck erfüllte, von Anfang an bis auf die Gegenwart. Daran schließt sich ein Verzeichnis der Direktoren (von denen jeder, zuletzt Anton Güth, die Schule eine Stufe höher hob), und Lehrer, der Programmabhandlungen, der Schülerfrequenz und der Abiturienten (der Oberrealschule). Für alle, auch die früheren Schüler bildet die Schrift eine freundliche Erinnerungsgabe.

* **Die Paulinenstiftung zu Wiesbaden 1857—1907.** Von A. Christian. 84 S. Verlag des Diakonissenhauses. — Niemand ist es unbekannt, welchen segensreichen Einfluß unsere „Paulinerinnen" im Nassauerlande durch fünfzig Jahre schon ausgeübt haben. Aber unbekannt war es vielfach noch, wie sich das treffliche Institut aus kleinen Anfängen zu der staatlich anerkannten Großanstalt innerhalb eines halben Jahrhunderts entwickelt hat. Dies hat der Verfasser, der gegenwärtige Anstaltspfarrer, in dem vorliegenden, hübsch ausgestatteten und mit guten Bildern geschmückten Büchlein getan, das sich nicht trocken, sondern interessewerkend und unterhaltend zugleich liest. Die notwendigen personellen und statistischen Angaben sind in den Text verwoben. Möge das Werkchen viele Freunde in der christlichen Welt, auch über Nassaus Grenzen hinaus, finden.

Neues aus Nassau.

Großherzog Wilhelm von Luxemburg hat unterm 14. April ein Familienstatut erlassen, worin bestimmt wird, daß dem Großherzoge seine älteste Tochter Marie Adelheid und deren Mannesstamm in der Regierung folgen soll. Falls ein solcher nicht vorhanden, sollen die anderen Töchter nach dem Erstgeburtsrecht nachfolgen. Das nassauische Hausfideikommiß soll immer bei der Krone Luxemburg verbleiben. Gegen dieses Hausgesetz hat der Sohn des Prinzen Nikolaus von Nassau, Graf Georg von Merenberg, Protest erhoben und Ansprüche auf die Thronfolge geltend gemacht. Die luxemburgische Kammer, in der das Gesetz am 4. Juni durch den Staatsminister von Eyschen eingebracht wurde, um zum Landesgesetz erhoben zu werden, beschloß mit 32 gegen 6 (sozialdemokratische) Stimmen am 6. Juni in den Sektionen in die Beratung einzutreten.

Am 6. Juni begingen **König Oskar und Königin Sophie von Schweden** das Fest ihrer **goldenen Hochzeit**. Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit die damals 21 Jahre alte Prinzessin von Nassau die Heimat verließ, um dem Herzenserwählten in das nordische Land zu folgen. Die schwedische Bevölkerung nahm lebhaftesten Anteil an der Jubelfeier; die in Wiesbaden ansässigen Schweden begingen sie im Schlosse zu Biebrich. Wir Nassauer rufen: Heil und Segen! übers Meer.

Graf Friedrich III. zu Leiningen-Westerburg hat sich auf Schloß Hallegg bei Klagenfurt mit der **Freiin Maria von Schluga vermählt**. Der Graf wohnte seit 1899 in Wien, will nun aber wieder in Westerburg und Ilbenstadt residieren.

Am 27. Mai wurde in Gegenwart des Oberpräsidenten v. Windheim und der anderen Spitzen der Behörden das neue **Landeshaus zu Wiesbaden** eingeweiht und der Kommunallandtag feierlich darin eröffnet.

Am 31. Mai ist zu **Dillenburg** das **Hartig-Denkmal** eingeweiht worden.

Am 2. Juni wurde die **neue katholische Kirche zu Nied** eingeweiht. Die Evangelischen zu Nied beteiligten sich an der Feier. Sehr lobenswert!

Die Pächterfamilie **Tripp** hat bei der Hohenholzkapelle bei Hadamar, in deren Nähe in 6 Massengräbern etwa 800 im Winter 1813/14 am Typhus zu Hadamar verstorbene **Befreiungskämpfer**, Preußen und Russen, ruhen, ein **Denkmal** gesetzt. Alle Hochachtung!

Der Bau des neuen **Güterbahnhofs zu Biebrich**, hinter der Wilhelmstraße, ist begonnen worden.

In den fünf Monaten des Jahres 1907 sind auf den 10 **Rechtsauskunftsstellen** in Südnassau 1937 Personen beschieden worden.

Auf einer **Weinversteigerung** der Domäne Eberbach kamen 300 Liter Steinberger aus 1893 auf 17 410 Mark (!). Macht auf das Stück 69 640, auf das Liter 58 Mark — „und lässet sich hören", würde ein alter Chronist gesagt haben. — Kaum haben wir dies geschrieben, als wir lesen, daß für das beste Faß Johannisberger von 1893 noch mehr erlöst wurde, indem für die Flasche im direkten Bezug von der fürstlichen Verwaltung 80 Mark bezahlt wurden. Das betreffende Halbstück kam also auf 64 000 Mark, das ganze Stück auf 128 000 Mark, ein Liter auf etwa 106,50 Mark und ein Stengelglas auf 15 Mark.

Nassauischer Geschichtskalender.

Juni.

21. 1775. Fürst Karl zu Nassau-Usingen stirbt. Er war am 1. Januar 1712 als Sohn des Fürsten Wilhelm Heinrich I. geboren, kam 1734 zur Regierung, und teilte 1735 mit seinem Bruder Wilhelm Heinrich II. so, daß er die rechts-, dieser die linksrheinischen Gebiete erhielt.

21. 1741. Aufstand zu Dierdorf. Graf Johann Ludwig von Wied-Runkel hatte die Rügengerichte vermehrt und die Umlagen erhöht, weswegen rebelliert wurde. Der Graf von Wied-Neuwied half die Revolte unterdrücken.

27. 1535. Beginn der Reformation im Vierherrischen gemeinsam durch N.-Dillenburg und Hessen; ihnen schloß sich später auch N.-Weilburg an.

27. 1893. Pfarrer J. B. Kraus zu Arenberg stirbt. Geboren 1805 zu Vallendar, kam er, nachdem er Kaplan und Pfarrer zu Engers, Trier und Bendorf gewesen war, 1834 nach Arenberg, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Die dortige Kirche und die berühmten Anlagen sind sein Werk.

30. 948. Graf Konrad Kurzbold stirbt. Er war der Sohn des Grafen Eberhard I. vom Niederlahngau († 902) und zu Limburg ansässig, wo er das Stift und die älteste Domkirche gründete und auch begraben liegt.

30. 1674. Das Städtchen Oberursel erwehrt sich heldenmütig der Angriffe der Franzosen unter dem Marschall H. de Turenne. (Zweiter Raubkrieg.)

Briefkasten.

J. H. in J. Besten Dank. Aber die Marceau-Affäre wird demnächst eine ausführliche Bearbeitung erfahren. Zum Aufsatz in Nr. 10: „Freiherr v. Stein, Frankfurter Ehrenbürger", ist noch anzugeben, daß auch die Schrift von Dr. Jung: „Die Ehrenbürger der Stadt Frankfurt" als Quelle gedient hat.

Redaktionsschluß: 10. Juni.

Inhalt: Landleben. (Gedicht.) Von A. Ammann. — Hartmut von Kronberg. Von Prof. D. Knodt. (3. Fortsetzung.) — Chronik elementarer Ereignisse in Nassau I. Von J. Brumm. — Nassauische Dynasten V. Von Dr. C. Spielmann. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (11. Fortsetzung.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 13. Wiesbaden, den 1. Juli 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Der Westerwälder.

Bei Nieuwpoort war's, am Dünenstrand;
Da zappelt' zwischen Rand und Sand
Die spanische Landarmade.
Prinz Maurits sah, wie grandios
Hinsanken ihre Tercios,
Und sprach: „'S ist wirklich schade!

Sie werden in die Wurst gepackt.
Nur der so wütend um sich hackt,
Den Hünen, möcht' ich haben
Dort im Karree! Potz Krammenot!
Sie quetschen mir den Kerl zutod',
Und er — läßt sich begraben."

„Du Hannes!" spricht der lange Welm,
„Wann 't dat nor es, ech kräihn dä Schelm."
Und ohne lang' Besinnen
Stemmt er die Pike an und wiegt,
Mißt die Distanz und wippt und fliegt,
Und — wuppdich! — ist er drinnen.

Die Spanier heben ein Geschrei
Und wähnen, daß der Teufel sei
Vom Himmel flugs gefallen.
Es birst die starre Eisenwand
Und streut sich über Land und Sand,
Läßt ihr „Pardon!" erschallen.

Doch unser Flieger ist heran,
Packt wie ein Schraubstock seinen Mann
Und noch dazu 'nen andern.
Und sträuben sie sich noch so sehr,
Er schleppt sie fort in Helm und Wehr;
Sie müssen mit ihm wandern.

Und vor den Prinzen stößt er sie
Und knickt sie vor dem Hengst ins Knie:
„Hee hatt Ehr zwää for ääne!
Demm hann ich rechts su ään geflappcht,
On doa dä hann ich links gegrappcht,
En gruuße on en klääne."

Erst hat Herr Maurits laut gelacht;
Dann sprach er: „Männchen, gut gemacht!
Bist Korporal, mein Kleiner!
Messieurs, voilà: un Westwaldien
Autant que deux Allemands vaut bien!
Und ich bin doch auch einer."

C. Spielmann.

Anmerkung: Schlacht bei Nieuwpoort in den Dünen 1600, in der Prinz Moritz von Nassau-Oranien die Spanier in offenem Felde zum erstenmal gründlich aufs Haupt schlug.

Das Walburgisstift zu Weilburg.

1) Von J. Mankel.

Die Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg gab Veranlassung, einen zurückliegenden tausendjährigen Zeitabschnitt der weilburgischen Spezialgeschichte genauer zu durchforschen. Dabei wurde als eins der ältesten geschichtlichen Denkmäler Weilburgs das Walburgisstift erwähnt. Was damals nur flüchtig geschah, soll an dieser Stelle Gegenstand einer eingehenden Studie sein.

Das Walburgisstift verdankt seine Entstehung einer pietätvollen Regung des frommen Königs Konrad I. von Franken. Sein Vater, Graf Konrad der Ältere, fiel bekanntlich in der Schlacht bei Fritzlar am 27. Februar 906. Dessen beide Söhne, Konrad und Eberhard nebst ihrer Mutter Glismuoda, brachten die Leiche nach Weilburg, um sie in der Wilinaburg beizusetzen. Aus Dankbarkeit gegen den teuren Toten, sowie zu Ehren der heiligen Mutter Gottes und der seligen Jungfrau Walburga erbaute der fromme König neben seiner Burg Wilinaburg eine Kirche und nannte sie zu „St. Walburga", gewöhnlich Walburgiskirche genannt. Als Bauzeit derselben sind die Jahre 906—912 zu betrachten. Diese Walburgiskirche hat bis zum Jahre 1397 auf dem Platze der heutigen evangelischen Kirche gestanden, in welchem Jahre sie von Graf Philipp I. (1371—1429) niedergelegt und durch eine neue ersetzt wurde. Die Jungfrau Walburga, welche den Namen für die Kirche Konrads hergab, war eine Nichte des heiligen Bonifatius. Warum Konrad gerade diesen Namen für die Grabeskirche seines Vaters wählte, kann mit Bestimmtheit nicht nachgewiesen werden. Matzat ist der Meinung, daß der Anklang dieses Namens an den Namen der Burg, Wilinaburg oder Wilanaburg, sowie auch der Umstand, daß der Jahrestag dieser Heiligen (25. Febr.) dem Todestag des Grafen (27. Febr.) sehr nahe lag, nicht ohne Einfluß auf die Wahl des Namens gewesen sind.

Anno 911 zur höchsten Gewalt im Reiche gelangt, gründete König Konrad ein Jahr später, 912, der Sitte der damaligen Zeit entsprechend, wohl auch einem Zuge seines Herzens folgend, zugleich aber auch, um sich der Kirche gefällig zu erweisen, das Walburgisstift.

Benutzte Literatur:

1. Spielmann, Geschichte der Stadt und Herrschaft Weilburg.
2. Zickendraht, Das Vermögen des geistlichen Walburgisstiftes zu Weilburg 1850.
3. Medicus, Zudringlichkeit und Ungrund des Klagewerks der sieben hüttenbergischen Dörfer des Fürstl. Nassau-Weilburgischen Amtes Atzbach gegen den Fürsten zu Nassau-Weilburg 1802.
4. Matzat, Programm der Landwirtschaftsschule zu Weilburg vom Jahre 1906.
5. Firnhaber, Der Zentral-Studienfonds, Wiesbaden.
6. Eichoff, Die Kirchen-Reformation in Nassau-Weilburg im 16. Jahrhundert. Weilburg 1832.

Das Walburgisstift war ein Gebäude, in welchem 6—9 männliche Kleriker unter einem Propste gemeinschaftlich leben. Ob das Stiftsgebäude isoliert gestanden hat, oder ob es an die Walburgiskirche angebaut war, dafür fehlt jeder Anhaltspunkt. Soll aber die letztere Möglichkeit angenommen werden, dann kann das Stiftsgebäude sich nur nach Süden oder Westen an die Kirche angelehnt haben. Das Stiftsgebäude ist erst mit dem Neubau der jetzigen evangelischen Kirche verschwunden. Wie sehr Konrad diese seine Lieblingsschöpfung am Herzen lag, beweist die reiche Dotierung derselben durch ihn. Vier Urkunden Konrads aus den Jahren 912—915 geben uns über Dotierung und Zweck der Stiftung Kunde. Die erste Urkunde stammt aus dem Ende des Jahres 912 und lautet in der Übersetzung von Matzat: „Im Namen der unteilbaren Dreieinigkeit. Cuonrad durch die Gunst der göttlichen Milde König. Es wisse der Eifer aller unserer Getreuen, und zwar der gegenwärtigen und der zukünftigen, wie wir getrieben von göttlicher Mahnung zu unserem und unserer Vorfahren Seelenheil **an das hochheilige Gotteshaus, welches in Wilinaburg zur Ehre der heiligen Gottesgebärerin Maria und der seligen Jungfrau Walburga erbaut und geweiht ist**, gewisse Sachen unseres eigenen Rechts im Gaue des Lahnflusses, in der Grafschaft Ottos, unseres leiblichen Bruders, belegen, d. i. den Hof Rehtenbach genannt, mit den Hofgebäuden, Gesinde und Leibeigenen beiderlei Geschlechts, Ländereien, bebauten und unbebauten, Äckern, Wiesen, Feldern, Weiden, Wäldern, Wassern und Wasserabläufen, Wegen und Nichtwegen, Ausgängen und Zugängen, gesuchten und zu suchenden Dingen, und allen Sachen, großen und kleinen, die dorthin herkömmlich gehören, und auch in der ganzen Grafschaft den dritten Teil der Scheffel des Königs zum **Lebensunterhalt der Kleriker, welche daselbst Gott dienen, zu dauerndem Eigentum geschenkt haben.**" Im Schlusse der Urkunde führt der König weiter aus, daß die oben angeführte Schenkung als unteilbares Eigentum im Besitze des Gotteshauses verbleiben solle und von keinem seiner Nachfolger jemals veräußert werden dürfe. Schon bald nach dieser ersten Ausstattung des Stiftes durch den König hatten die Kleriker Besitzungen an der Perf im nördlichen Teil des Regierungsbezirks und bei Bonn erworben. Durch klugen Geschäftssinn verstanden sie es, diesen Besitz zu erweitern. Aus der zweiten Urkunde Konrads vom 16. Juni 913 erfahren wir zum Beispiel, daß ein Priester Guntbald mit Genehmigung des Königs und des Stiftspropstes beide Besitzungen zu Lehen empfing, wofür er dem Stifte mit der Zurückgabe der beiden Besitzungen auch seinen per-

sönlichen Besitz, an der Perf und in Gladenbach belegen, mit 42 Leibeigenen vermachte. Der Übergang sollte nach seinem Tode erfolgen.

Durch die Urkunde vom Juli 914 schenkte Konrad dem Stifte weiter den Hof Heigera (Haiger) „mit einem großen Waldkomplex zwischen Dyler, Sieg und Dietzhölze", ferner den Hof Steinfurt in der Wettereiba (Wetterau).

Die vierte Urkunde ist datiert vom Jahre 915. Durch diese ging der königliche Hof Nassau an der unteren Lahn mit allen dazu gehörigen Gütern zu beiden Seiten der Lahn in den Grafschaften Sconeberg (Schöneberg) an der mittleren Wied und Maruels (Marienfels) an dem unteren Mühlbach als Eigentum an das Stift über. Fürwahr, ein „königliches" Geschenk. Vom 10. bis 16. Jahrhundert verschwindet das Stift aus den Annalen der Geschichte. Das Zusammenleben der Kanoniker dauerte bis in diese Zeit hinein. Beim Ausbruch der Reformation hatten sie dieses bereits aufgegeben und wohnten getrennt in einzelnen, in verschiedenen Straßen der Stadt belegenen Häusern. Die Propstei, die Wohnung des Stiftspropstes, stand am unteren Eingang der Stiftsstraße. Es ist wahrscheinlich das jetzige Hofbäcker Metzlersche Haus gewesen. Weiter aufwärts stand in derselben Straße das Dechantsgebäude, die jetzige Amtswohnung des ersten Stadtpfarrers (Dekan Grünschlag). Weitere Stiftsgebäude standen in der Pfaffengasse (Schwanengasse), der Bogen- und Schulgasse, in letzterer vermutlich das Haus des Stiftsschulmeisters. In der Pfaffengasse haben auch je ein Dominikaner und Franziskaner gewohnt. Der Dominikanermönch wurde wegen seiner weißen Kutte der weiße Mönch genannt. Zu diesen Stiftsgebäuden gehörte jedenfalls auch der heutige „Weilburger Hof" in der Schwanengasse. Eine Steininschrift über der Haustüre desselben, die erst bei dem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vollzogenen Umbau des Hauses wahrscheinlich verloren gegangen ist, ließ dies wenigstens vermuten.

Die Tätigkeit der Stiftskanoniker bestand darin, „Tag und Nacht Gott und den Heiligen zu dienen." Dies besorgten sie in der Weise, daß sie alltäglich für das Seelenheil des Grafen Konrad und später wohl auch für das des Gründers des Stifts, König Konrads, eine Messe lasen, ferner die dem Stifte überwiesenen Dörfer Kubach, Edelsberg, Elkerhausen, Essershausen und Niedershausen, damals Rutsch- oder auch Rulschhausen genannt, pastorierten und endlich die mit dem Stifte verbundene Stiftsschule leiteten. Das Stiftsvermögen war trotz der reichen Ausstattung durch den König infolge der unordentlichen Verwaltung seitens der Stiftsgeistlichkeit so zurückgegangen, daß es bald an allen Ecken und Enden mangelte. Zur Zeit der Reformation bestand das Stift aus neun Kanonikern. Als deren Namen werden genannt: 1. Spitzfaden, Propst; derselbe wohnte abwechselnd in Wetzlar und Weilburg; 2. Jakob Weilnau, Dechant; 3. Friedrich Rauch, Pfarrer von Rutschhausen; 4. Petrus Netz, Scholaster; 5. Johannes Numerasti; 6. Johann Orth, der gemietete Schulmeister; 7. Hieronymus Agrikola, der Organist; 8. Johann Dern und 9. Justus Rauch. Die beiden letzten waren Weilburger.

Neben der Stiftskirche bestand seit dem Jahre 1508 noch eine Stadtkirche. Graf Ludwig I. ließ sie in diesem Jahre durch den Baumeister Brungen von Bingenheim erbauen und nannte sie zu Ehren des heiligen Martin Martinskirche. Hierin wurde aber ausschließlich durch den Stadtpfarrer (Plebanus) Gottesdienst für die Stadtgemeinde gehalten; die Kanoniker hatten nichts damit zu tun. Die Martinskirche wurde jedoch sehr vernachlässigt. Schon zur Zeit der Reformation befand sie sich in solchem verwahrlosten Zustande, daß sie der Reformator Schnepf einen Stall nannte. Der Martinskirche zugeteilt waren die Dörfer Kirschhofen, Gräveneck, Ahausen, Selters, Drommershausen und Hirschhausen. Wegen der weiten Entfernung der beiden Dörfer Drommershausen und Hirschhausen von der Mutterkirche in Weilburg bildete sich schon frühzeitig aus jenen Dörfern eine religiöse Gemeinschaft von Männern und Frauen, die unter Anführung eines Priesters aus Weilburg bei einem aufgerichteten Kreuz oder einer Kapelle gottesdienstliche Verrichtungen wie Prozessionen, Messen, Gebete und Andachten vornahmen. Um das Jahr 1450 wurde in dem Waldtal zwischen Hirschhausen und Drommershausen, welches in seiner Naturform Ähnlichkeit mit einer Pfanne haben soll und darum Pfannstiel hieß, ein Muttergottesbild gefunden. Das Gerücht hiervon lockte große Menschenmengen nach dem Pfannstiel; ja er wurde geradezu ein Wallfahrtsort für die Gläubigen und Pilger. Aus Geschenken und freiwilligen Gaben konnte zum Bau eines Kirchleins geschritten werden. In dieses verbrachte man das Muttergottesbild, wo es bald Wunder bewirkte. Die Kirche erhielt den Namen „Unserer lieben Frau im Pfannstiel". Auch die fromme Brüderschaft nannte sich von nun an „Brüderschaft der heiligen Jungfrau". 1460 schenkte ein Ritter, Hermann Hohwyssel von der Burg Gräveneck der Kirche einige Güter, welchen Graf Johann III. von Weilburg 1469 einige Wiesen bei Drommershausen zufügte. 1482 siedelte sich eine Abteilung der Wiesenthaler Komturei des Johanniterordens im Pfannstiel an und erbaute dort ein Haus. Graf Philipp II. stattete die Kirche mit weiterem Landbesitz aus und übergab sie den Johannitern. Sie schied damit aus dem Verband der Martinskirche aus. Die Stifts- und die Martinskirche haben bis zum Jahre 1538 bestanden. Graf Philipp III. ließ in diesem Jahre beide Kirchen ablegen und erbaute auf derselben Stelle seine Reformationskirche (Stiftskirche). Diese diente eine Zeitlang als Simultankirche beiden Konfessionen. Die Wirksamkeit des Stadtpfarrers war wegen der weiten Entfernung der Kirchspielsdörfer eine ziemlich mühsame. Der letzte katholische Stadtpfarrer sagt in einer Bittschrift an den Grafen Philipp III.: „hab auch etliche Altaria, sind filial in myn pfar, schwärlich in schneh und regin dahin gangin." An Besoldung bezog der Stadtpfarrer 80 Gulden, welche ihm zwar vom Stift aus, aber nicht aus der Stiftskasse zuflossen. Die Besoldung wurde ihm nämlich in Naturalien vergütet. Diese mußte er sich selbst einziehen, was mit viel Verdruß für ihn verbunden war. Eine Amtswohnung besaß der Stadtpfarrer nicht, „weil die trierschen Pfaffen alle Pfarrhäuser inne gehabt."

Ähnlich wie die Verhältnisse der Martinskirche lagen die der übrigen Kirchen und Pfarreien der Grafschaft dem Stift gegenüber, namentlich in Altenkirchen, Weilmünster, Langenbach, Elkerhausen, Weinbach, Allendorf, ferner der Kirchen des Amtes Hüttenberg: Reißkirchen, Volpertshausen, Rechtenbach, Hochelheim, Lützellinden, Dudenhofen, Wismar und Odenhausen. Über die letztgenannten Orte besaßen die Häuser Nassau und Hessen gemeinsam die Oberhoheit. Die Einkünfte der Pfarreien in diesen Gemeinden wurden selbständig, ohne Abhängigkeit vom Walburgisstift verwaltet. Zu den stiftungsgemäßen Verpflichtungen des Walburgisstiftes trat mit der einsetzenden Reformation eine neue hinzu. Es machte sich nämlich zur Zeit der Reformation ein Mangel an evangelischen Geistlichen in den Weilburger Landen fühlbar. Um diesem abzuhelfen, schickte Graf Philipp, die aus der Weilburger Freischule hervorgehenden nassauischen Schüler zur Fortsetzung ihrer theologischen Studien auf die Universitäten Wittenberg, Marburg, Straßburg und Herborn und legte dem Stifte die Unterhaltung dieser Studenten auf.

(Fortsetzung folgt.)

Hartmut von Kronberg.

Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften.

5) Von D. E. Knodt. (Schluß.)

„Wollet von euch austreiben oder einen Zaum anlegen euern Klosterbrüdern, die ohne allen Grund der heiligen göttlichen evangelischen Geschrift die über christliche Lehre D. M. Luthers unterstehen unterzudrücken." Obwohl sie, fährt Hartmut fort, Luthers Lehre ketzerisch und aufrührerisch nennen, so hat sie doch keiner widerlegt und kann sie keiner widerlegen. Darum sollen sie die Mönche annehmen, damit es ihnen nicht ergehe, wie dem ungläubigen Kapernaum. Sie sollen die Wahrheit auch nicht deshalb verachten, weil er, als ein schlichter Laie ihnen solche Ermahnung schreibe, Gott hat seine Weisheit den Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbart; „wenn auch der ärmste Schweinehirt die göttliche Wahrheit aussprechen würde, müßte sie von uns angenommen werden. „Wir wollen", sagt Hartmut, „den alten Schriftgelehrten Gleisnern und Schriftweisen nicht nachfolgen, welche uns Christus in dem hl. Evangelio klärlich abmalt, welche Christus und der Wahrheit ganz zuwider sind. Christus bedroht Jerusalem, weil es die Propheten tötet und die steinigt, welche zu ihm gesandt sind, wie viel mehr Warnungen haben wir in der Schrift, wenn wir Christus nicht annehmen. . . . Er wird keinen verlassen, der fest sein Vertrauen auf ihn setzt, niemand der wider sein Wort ist, vermag sich vor seiner Gewalt zu enthalten." Gar mancher Bettelmönch ist in jener Zeit, als die wittenbergische Nachtigall zu singen anhub, dieser Stimme gefolgt und hat den Frühlingshauch des ewigen Lebens verspürt: wenn in dieser Zeit auch der edle Kronberger Ritter seine Stimme erhob, so hat diese gewiß auch manchen stillen Leser in dem Kloster, an den dieser von Herzen kommende Gewissensruf ertönte, nicht umsonst gemahnt. Jener Tag wird's klar machen, daß auch diese Samenkörner, die Hartmut säete, da und dort herrliche Früchte getragen haben.

Bei der großen Liebe zu den Seelen, die Hartmut zum Schreiben zwang, läßt es sich denken, daß er auch an diejenigen, in deren Mitte er wohnte und denen er als ein „Mitoberer in sunderheit schuldig war," ein Zeugnis richtete. „Die christliche brüderliche Liebe", so schreibt er an seinen Freund, den Stadtschreiber Jakob Köbel in Oppenheim, bei der Übersendung dieses Zeugnisses, „die lehret uns Sorge tragen für einen jeglichen Bruder. Warum soll ich denn meines Brudes Krankheit verschweigen, dieweil wir doch einen himmlischen, allmächtigen gewissen Arzt haben, der so willig ist, meine und eines jeglichen Krankheit gesund und heil zu machen." Das Schreiben an die Kronberger Einwohner ist nicht nach dem 6. März 1522 abgefaßt, denn an diesem Tage sandte er es an seinen Freund Köbel. Hartmut will seinen Kronbergern einen kurzen und gewissen Weg anzeigen, dadurch wir durch die Hilfe und Gnade unsers Herrn Jesu Christi aus dem finstern Nebel unsrer greulichen Finsternis kommen mögen. Dazu gehört Sündenerkenntnis und Vertrauen auf des Herrn himmlische, grundlose Gnade. Mit Anlehung von Luthers Gedanken, wie er sie in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" ausgesprochen hatte, betont es Hartmut, daß wir durch die Taufe Glieder der himmlischen Bruderschaft geworden sind. „Wahrlich aller Adel, Gewalt und Reichtum der ganzen Welt ist nicht zu vergleichen an dieser himmlischen Bruderschaft, denn was hilft einem der zeitliche Reichtum, die allergewaltigste, glückseligste Herrschaft über alle die zeitlichen Kaisertümer und Königreiche, wenn er in dieser himmlischen, christlichen Bruderschaft nicht befestigt wurde, dagegen was hindert einem Armut, Krankheit oder aller Welt Verachtung, wenn er in der himmlischen Bruderschaft recht steht, so er doch ein Bruder und Miterbe ist des Allerhöchsten. . . . „Welcher Mensch wollte aber solche große wunderbarliche Gnade, in dem Evangelio klar ausgedrückt, glauben, wenn solches nicht durch den Sohn Gottes selbst ausgesprochen und verheißen wäre, welcher von wegen der göttlichen Barmherzigkeit von dem Himmel herabgestiegen und Mensch geworden. . . ." „Es ist nicht not, andere von Menschen erdachte Bruderschaften, die man um Geld kaufen muß, aufzusuchen, die nichts als Verführung sind." Den kirchlichen Zeremonien gegenüber (der heiligen Väter und der Menschen Aufsätze mit dem Kirchengepräge) denkt Hartmut in dieser Schrift noch sehr konservativ, nur

sollen sie nicht als heilsnotwendig angesehen werden und nicht zu viel darin geschehen, „weil wir solcher Dinge halben kein Gebot von Gott haben, auch keine Verheißung oder Zusagung derselben Werke halben von Christo." „Niemand mag uns selig machen, denn der einige Glaube in Christum und seine Worte, niemand mag Gott erkennen, denn durch das Wort Gottes, allein dasselbe tilget ab die Sünde, allein Gottes Wort, und die Lehre Christi, ist von Gott konfirmiert, ... allein Gottes Wort gibt den Geist und löscht der Seelen Durst." Auch in dieser Schrift warnt Hartmut mit den ernstesten Worten vor der Verführung des Papsttums, dessen Regiment er als das allerunchristlichste auf Erden bezeichnet, dem Leben und den Worten Christi ganz entgegen, ein Reich und Regiment des Teufels, trotz des allergeistlichsten Scheines, zu dessen Erkennen uns nur Gott die Augen öffnen kann. In dem päpstlichen Reich fehle vor allem das rechte, wahrhaftige Zeichen des Christentums: die Liebe; hätten sie diese gehabt, so hätten sie uns, sagt Hartmut, nicht so weit von Christus abgeführet. Hartmut sucht die Kronberger auch davor zu behüten, daß sie sich an dem durch die Reformation entstandenen Zwiespalt stoßen. „Darum, lieben Brüder und Schwestern, die da annehmen wollen die einige, himmlische Bruderschaft unsers Herrn und Seligmachers Jesu Christi, wollet nicht erschrecken dieser gnadenreichen Mißhelligkeit oder Zwiespältigkeit, so sich erhoben hat, unsers christlichen Glaubens halber"; die Wahrheit des evangelischen Glaubens könne jeder der Heil begehrenden Leser und Hörer der heiligen Schrift ganz leicht verstehen und derselben gewiß werden. Die Summa und Erfüllung des christlichen Glaubens stehe in der ungeteilten Liebe zu Gott und den Brüdern; wer die göttliche Erbarmung erlebt habe, müsse auch seinem Bruder von Herzen verzeihen. Diese christliche Liebe könnten wir nicht vollkommen haben aus eigner Kraft, sondern allein durch das rechte Vertrauen auf Christus und den Vater im Himmel. Hartmut spricht goldene Worte über den rechten evangelischen Glauben. „Es ist das einige, höchste und gewisseste gute Werk, das wir auf Erden tun mögen, daß wir Gott vertrauen und glauben, . . . die größeste Schmach, die wir Gott dem Allmächtigen tun mögen, das ist, Gott nicht vertrauen und nicht glauben, von seinem Weg und seinen Worten uns abführen lassen." . . . „Wir wollen", so schließt Hartmut, „auf Christus und auf seinen Worten bleiben, so wandern wir sicher und gewiß die nächste und allersicherste Straße gen Himmel, dazu uns ziehen muß unser Vater, der in dem Himmel ist, demselbigen wir deshalb vertrauen wollen, das helfe uns der gütige Christus. Amen." Wie brüderlich ist dieses ganze Schreiben abgefaßt, gar nicht von oben herab, befehlend und gebietend, sondern bittend und mahnend. Hartmut redet mit seinen „lieben Brüdern und Schwestern" ganz vertraulich, aber auch wieder mit dem ganzen Ernst eines Vaters, der um das Seelenheil seiner Kinder wirklich bangt. Bald konnte er seinen Kronbergern in der Person des aus Eßlingen vertriebenen Augustinermönches Michael Stiefel auch einen evangelischen Pfarrer zuführen.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Schreckenstage in Bechtheim zur Zeit des I. Koalitionskrieges 1792–1797.

(Nach den Aufzeichnungen des Pfarrers Schramm und des Schultheißen Thiels.)

1) Mitgeteilt von F. Heil.

Eine Viertelstunde nordöstlich von der alten Heerstraße, welche Limburg mit Wiesbaden verbindet, von dort weiter nach Mainz führt und deshalb die Mainzer Landstraße heißt, von den Bewohnern um die Hünerkirche aber Hünerstraße genannt wird, liegt das kleine Dörfchen Bechtheim. Es hat sich keinen Namen gemacht in der Weltgeschichte, weder einen berühmten, noch einen berüchtigten. Müßte dann der Name „Läckwerjekrämer" weitere Verbreitung gefunden haben, so werden nämlich unsere biederen Einwohner von den Umwohnern spottweise genannt, weil man im Herbst zur Zeit der Birnenernte nur mit langen Stiefeln durch die Ortsstraßen gehen könnte „von wegen der überlaufenden Latwergekessel." — Nun, Spaß bei Seite, wenn Bechtheim auch keinen weltgeschichtlichen Namen hat, seine Geschichte hat es jedenfalls. So sei es mir denn heute vergönnt, eines der traurigsten Bilder aus unserer Dorfchronik dem Leser vor Augen zu führen, und zwar die Schreckenstage zur Zeit der Koalitionskriege.

Unsere unruhigen Nachbarn im Westen hatten ihren König Ludwig XVI. abgesetzt, und ihn samt seiner Gemahlin hingerichtet; nicht genug, daß sie sich gegenseitig in den Rachen des Todes trieben, Unglück und Verderben im eignen Lande stifteten, sie griffen nun auch nach den Nachbarländern mit ihren blutigen Händen hinüber. Das Volk war über die einst so heiß ersehnte Freiheit enttäuscht und strebte jetzt nach äußerem Glanz und Ruhm. Ganz Frankreich verwandelte sich in ein Kriegslager, und alle waffenfähigen Männer eilten zur Fahne; junge, tüchtige Generale führten die vom wilden Revolutionstaumel begeisterten Heere; was Wunder, daß die Verbündeten, Österreicher und Preußen, am Rhein nicht gleich die erhofften Siege errangen! Es war ein fortwährendes Schlagen und Geschlagenwerden, ein Hin und Her der Armeen. Wehe den Ortschaften, die im Bereich des Kampffeldes lagen oder die auch nur Durchmärsche und Einquartierungen zu erdulden hatten. Zu den letzteren gehörte unser Bechtheim. Die Not unseres Ortes mögen meine Gewährsmänner, Pfarrer Schramm und Schultheiß Thiels, selbst schildern. Pfarrer Schramm war in

Wiesbaden als Sohn des 2. Stadtpfarrers Johann Konrad Schramm geboren. Von 1766—1770 war er Präzeptor im Waisenhaus zu Wiesbaden und Pfarrer auf dem Kloster Klarenthal. Nachdem er noch die Pfarrstellen in Neuweilnau und Breithard verwaltet hatte, wurde er 1789 nach hier versetzt. Er erzählt:

Anno 1794 wurde die K. K. Armee von den Franzosen am Niederrhein zurückgedrückt und Koblenz eingenommen. Wir bekamen in dem Kirchspiel ungarische Husaren vom Regiment Blankenstein in das Winterquartier, sie blieben bis in den Frühling 1795, und ich habe einen Leutnant 26 Wochen im Quartier und in Kost.

In demselben Jahre gingen die Franzosen unter Anführung des Generals Jourdan bei Düsseldorf und anderen Orten über den Rhein, drückten die K. K. Armee bis in die Gegend Höchst zurück und blockierten Mainz. Auf ihrem Zuge plünderten und brandschatzten sie aller Orten, und es fehlte an keinen Greueltaten und Mißhandlungen, die gewöhnlich von feindlichen Heeren bei ihrem Einbruch in eroberten Gegenden ausgeübt worden. Dieses Schicksal betraf auch die Dörfer des hiesigen Kirchspiels. Hier langten sie den 22. September an, nahmen alles, was sie an Geld, Lebensmitteln, Kleidung und Weißzeug vorfanden, und auf diese Weise wurde auch mein Haus rein ausgeplündert, so daß wir wie alle Einwohner des Orts am Abend nicht einmal ein Stück Brot mehr hatten. Diese Dranasale dauerten 5 Tage nach einander fort. Ich und die Meinigen konnten des Nachts nicht im Haus bleiben, weil es beständig mit Franzosen angefüllt war und befürchtet werden mußte, sie würden uns in der Nacht ängsten und so lange peinigen, bis wir ihnen unsere versteckten Sachen, welche nicht mehr viel waren, heraus holten.

Am 23. September lud ein Musketier im Pfarrhause vor meinen Augen sein Gewehr und sagte: „Nun mußt du sterben." Zufällig und glücklicher Weise entstand Lärm auf der Gasse, worauf er aufmerksam wurde, ich aber Gelegenheit fand, seiner Mordsucht zu entgehen. Es war ihm sehr leid und er sagte des Abends noch zu meinem Knechte, daß er mich gewiß erschossen haben würde, wenn ich ihm nicht entkommen wäre. Er sprach vollkommen deutsch und war seiner Angabe nach aus Frankfurt.

Den 26. September kam ein Offizier mit seinem Knechte, als es schon Abend und dunkel war, auf den Pfarrhof geritten. Er hatte eine Kompagnie Sappeurs bei sich, und in dem Pfarrhaus befanden sich schon 8 Franzosen, die sich vorher einquartiert hatten und nicht zu ihm gehörten. Sogleich forderte er eine Laterne, ging mit seinem Knechte nach dem Pferdestalle, der ihm so gut bekannt war, als ob er schon wie oft darinnen gewesen wäre. Hier betrachtete er meine Pferde und beschloß mit seinem Knechte, sie den anderen Morgen mitzunehmen. Mein Sohn, der Französisch verstand, hörte dieses, und wir wußten nun seine Absicht und mußten den Verlust zweier Pferde befürchten. Weil aber in dem von preußischer Seite zu Basel geschlossenen Frieden, der für Deutschland von so nachteiligen und üblen Folgen gewesen ist, eine Demarkationslinie angenommen war, so hatten die Preußen dieselbe bis Kamberg besetzt, indem der Wörsbach die Grenze ausmachte. Dieser lagen wir nun sehr nahe, und ich hatte mich schon vor drei Tagen im Namen des hiesigen Ortes an den preußischen General von Larisch, welcher den Demarkationskordon kommandierte, um eine Sauvegarde für die bedrängten Dörfer gewendet, sie aber noch nicht erhalten. Nun aber kam in der gefährlichen Nacht um 3 Uhr ein preußischer Füselier und erklärte den Franzosen, daß wir in die Demarkationslinie gehörten und neutral wären. Dieser aber wollten sich daran nicht kehren, und wir wären verloren gewesen, wenn wir nicht folgende List gebraucht hätten. Der Preuße nämlich, der noch einen Kameraden mitgebracht und zu Beuerbach zurückgelassen hatte, befahl denselben hierher. Dieser kam, und wir stunden miteinander auf dem Hofe. Die Franzosen hingegen waren in der Stube. Nun sagte der Beuerbacher Preuße, ich sollte noch einen festen Burschen zu meinem Knechte nehmen, er wolle mit seinem Kameraden zu den Franzosen in die Stube gehen und sich mit ihnen herumzanken. Die beiden Burschen sollten die Pferde eiligst aus dem Stalle nehmen, aufsitzen und nach Kamberg jagen, um den daselbst liegenden Leutnant, welcher von Arnim hieß, hierher zu holen. Dieser brave Offizier kam, und so wurden die Pferde gerettet. Der französische Offizier hatte einen Karren mit zwei Pferden bestellt und war willens, alles, was er vorfinden würde, aufzuladen und mitzunehmen. Außer meinen Pferden wollte er noch 8 andere wegführen, ja er hatte schon eins nach Beuerbach gebracht, welches er aber auch los geben mußte und ganz leer abzog.

Hierauf drangen die Franzosen bis an die Nied vor, berannten Kastel und suchten es zu erobern, welches ihnen aber fehl schlug. Denn die österreichische Armee warf sie den 12. Oktober in einer blutigen Affäre zurück, und sie setzten ihren Rückzug nach dem Niederrhein fort.

Bei dieser Retirade drangen sie wieder in unser Dorf, die preußische Sauvegarde mußte die Flucht nehmen und uns dem Schicksal überlassen. Was bei der vorherigen Plünderung übrig geblieben war, suchte jedermann zu retten, und weil bei der ersten Plünderung die Kirche verschont blieb, so wurde vieles dahin in Sicherheit gebracht. Dieses geschah in größter Eile des Morgens kurz nach Tagesanbruch. Dahin wollte meine Frau auch eins und das andere bringen. Als es aber schon versteckt war, wollte einer meiner Söhne mir die Stelle zeigen, wo es verborgen wäre. Indem wir nun in der Kirche kaum angekommen und auf dem Speicher waren, hatte sich schon eine große Menge französischer Husaren auf dem Pfarrhofe eingefunden, und wir konnten nicht in das Haus und sahen uns genötigt, uns in der Kirche zu verstecken, meine Frau aber blieb auf der Chorbühne; ich aber verkroch mich mit meinen beiden Söhnen unter das Dachfenster linker Hand gegen dem Pfarrhaus über.

Hier mußten wir von ½8 Uhr bis nachmittags 4 Uhr in der größten Furcht leben. Eine Menge Franzosen drangen in die Kirche, beraubten meine Frau, jedoch ohne sie zu mißhandeln. Sie kamen auch der Stelle nah, wo wir lagen und wünschten auch den Pastor zu finden. Zum Glück wußte niemand aus dem Dorfe, wo wir uns aufhielten, und so entgingen wir nach langem Harren, des Abends der Not, welche weiter zu beschreiben zu umständlich

wäre. Wir fanden in dem Pfarrhaus vieles zerschlagen und geraubt. Hierauf war es ruhig bis 1796 im Juni. Da drangen die Franzosen wieder vor, und aus der ganzen Gegend suchte sich jedermann zu retten. Weil damals die hessischen Lande neutral waren, so flüchtete alles dahin. Ich und die Meinen hielten uns 3 Wochen zu Langenschwalbach auf und überließen unser Haus dem Schicksal, wobei wieder viel verloren ging. Bei dem Anmarsch der Franzosen war dahier eine Nacht das Hauptquartier, und bei dieser Gelegenheit verlor das Dorf 90 Schafe, wovon 11 Stück mein waren. Nicht Wenigen wurde auch viel Rindvieh geschlachtet, wobei ich ein Rind verlor. Der Rückzug der Franzosen von Amberg, wo sie von dem Erzherzog Karl total geschlagen wurden, war so schnell, daß nur wenige Mann in das Dorf kamen, aber keine Feindseligkeiten ausübten.

Anno 1797, am dritten Ostertag wurden die Österreicher bei Alten-Diez geschlagen und die Franzosen drangen wieder in hiesiger Gegend vor. Sie verübten keine Gewalttätigkeiten, faßten festen Fuß, und die ganze Gegend wurde besetzt. Sie machten sehr starke Requisitionen und nahmen Fourage, wo sie sie fanden.

Hier wurde mir viel Stroh, Heu und Hafer weggenommen, welchen Verlust ich ohne es zu übertreiben über 200 fl. schätze. Den ganzen Sommer hindurch war Einquartierung, wobei ich auch nicht wenig litt. Man kann wohl begreifen, daß bei diesen Gelegenheiten die Einwohner des Dorfes nicht frei ausgingen, sondern sämtlich ansehnlich verloren haben.

Soweit die Aufzeichnungen des Herrn Pfarrers; hat er uns seine Not geschildert, so soll uns nun der Schultheiß Johann Georg Thiels weiter ausführen, was Pfarrer Schramm in seinem Schlußsatz nur angedeutet: die Not der Einwohner. Thiels ist 1758 geboren, wurde in dem Kriegsjahr 1796 Schultheiß und starb 1807. Seine Ausführungen sind sehr interessant, einmal, weil er besonders die kleinen und kleinsten Züge ausmalt, so daß einen beim Lesen der Gedanke nicht verläßt: ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg, zum andern, weil seine Ausführungen in Versen geschrieben sind. Leider steht mir nicht das Original zur Verfügung, aber ein junger Mann hat es so sorgfältig und sauber abgeschrieben, daß das „Tippelchen auf dem i" nicht fehlt. Wollte ich die ganze Reimchronik hierher setzen, so würde das viel zu weit führen. Sie beginnt mit dem Jahre 1793 und erzählt in ihrem I. Teil nach dem „Zeitungsblatt, woran man festen Glauben hat", von Ursache und Ausbruch der Revolution, von der Hinrichtung Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin, erwähnt kurz die Kämpfe Frankreichs mit England, Preußen und Österreich und geht dann genauer auf den Raubzug Custines ein. Der II. Teil enthält speziell Ortsgeschichte und seine Ausführungen ergängen die Nachrichten der Pfarrchronik aufs beste.

(Fortsetzung folgt.)

Die Diezer Schulordnung von 1736.

Von J. Brumm.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts muß es mit dem städtischen Schulwesen in Diez nicht besonders günstig ausgesehen haben, wie das klar und deutlich aus der Einleitung der am 10. Februar 1736 seitens des Fürstlich Oranien-Nassauischen Konsistoriums erlassenen Schulordnung hervorgeht, in der bemerkt ist, daß das Schulwesen der Stadt mit vielen Mängeln behaftet sei und guten Teils sehr nachlässig geführt werde, was nicht nur der gemeinen Stadt, sondern auch der Schuljugend insbesondere zu großem und „ohnwiederbringlichem" Schaden und Nachteil gereiche, ja selbst eine große Seelengefahr mit sich bringe.

Um eine Besserung der herrschenden Mißstände herbeizuführen, wurde zunächst die Schulaufsichtsfrage neu geregelt und bestimmt, daß der zeitige Inspektor samt dem zweiten Prediger monatlich wenigstens einmal oder so oft sie es für nötig befinden, alle Schulen des Ortes visitieren und „angelegenen" Fleißes dahin sehen, ob Rektor, Konrektor und Präzeptores ihr Amt treulich und pflichtmäßig erfüllen. Falls sich hierbei Mängel ergeben, hatten die Revisoren Fug und Macht, solche den Präzeptoren nach Gebühr „fürzustellen und zu verweissen." Würden die Mängel nicht sofort abgestellt oder blieb der schuldige Gehorsam aus, so waren die Revisoren verpflichtet, „die **Refractarios**" beim Fürstlichen Konsistorium anzuzeigen, damit ihre Bestrafung oder ihre „**Remotio ab officio**" herbeigeführt werde.

Aber nicht nur durch zweckmäßige Revisionen seitens der Aufsichtsbeamten wollte man das darniederlegende Schulwesen heben, sondern vor allen Dingen sollte auch die Lehrerschaft für die neuen Aufgaben in geeigneter Weise ermuntert werden. Man wußte, daß Beispiele ziehen und darum wurde dem Rektor, Konrektor und den übrigen Präzeptores geboten, sich eines frommen, nüchternen und gottesfürchtigen Lebens und Wandels zu befleißigen, um sowohl den Alten als auch der ihnen anvertrauten Jugend mit einem guten Beispiel voranzugehen. Im besonderen wurde angeordnet, daß die Lehrer sich bei den sonntäglichen Predigten und monatlichen Buß- und Bettagen fleißig einfinden, samt der Jugend dem Gesang und der Predigt beiwohnen und in aller Stille und christlicher Bescheidenheit sich dabei aufführen. Ein wachsames Auge war seitens der Lehrer auf die Schüler zu richten, die sich fernhielten, und alle „**Absentes** und **petulantes**" waren in angemessener Weise zu bestrafen.

In der wahren Erkenntnis, daß Ordnung und Pünktlichkeit wesentlich mithelfen zur segensreichen Förderung der Arbeit, regelte man den Schulbesuch

der Kinder aufs genaueste. Während des Sommers hatte der Unterricht vormittags präzise um sieben Uhr und im Winter um acht Uhr, nachmittags während des ganzen Jahres um ein Uhr zu beginnen. Die Unterrichtszeit währte im Sommer und Winter vormittags zwei und nachmittags zwei Stunden. Wie genau man es mit der Zeit nahm, erhellt daraus, daß die Schule bis auf den Glockenschlag mußte fortgehalten werden und dann erst der Schluß eintrat. Dem Lehrer war strengstens verboten, während des Unterrichts anderen Geschäften nachzugehen oder gar die Schule durch Schüler versehen zu lassen. „Die Information" mußte von ihm von Anfang bis zu Ende getreulich, nach bestem Vermögen und Verstand verrichtet werden. Ohne Wissen des zeitigen Inspektors durfte kein Lehrer den Unterricht versäumen. Zuwiderhandlungen gegen vorstehende Bestimmungen wurden jedesmal mit einem Gulden bestraft.

Damit der Unterricht nicht dem Zufall überlassen bleibe, sondern nach festem Plane verfahren werde, waren Rektor, Konrektor und Präzeptoren fortan gebunden, über ihre Lektiones, Autores und Bücher, welche sie traktierten, auch die bis dahin geführte „methodum docendi" innerhalb drei Tagen dem Fürstlichen Konsistorium zu berichten und darüber dessen Approbation und anderweitige Verordnung zu gewärtigen.

Es ist selbstverständlich, daß man bei der Reform einer Schule auch dem Lehrstoff hervorragende Beachtung schenkt, hängt doch von dem Maß und der Behandlung desselben ein gut Teil des Erfolges ab. In bezug hierauf wurde in der Diezer Schulordnung bestimmt: Dieweil die Gottesfurcht der Weisheit Anfang ist, so soll die Schule jedesmalen mit Gebet angefangen und geendigt, in den beiden Oberklassen des Morgens ein Kapitel aus der Heiligen Schrift gelesen und besprochen werden. Für die religiöse Erziehung war weiter angeordnet, daß der Heidelberger Katechismus in allen Schulen wöchentlich zweimal, Mittwochs und Samstags mußte traktiert werden. Die obersten Schüler hatten die Fragen „sambt den führnehmsten Sprüchen" fertig auswendig zu lernen und die Hauptwahrheiten der christlichen Religion und ihres Glaubens zu beweisen. Viel Gewicht wurde auf die Wiederholung des Gelernten gelegt und dem alten Satz „Repetitio est mater studiorum" voll und ganz Rechnung getragen. Heißt es doch: Und weilen durch die Repetitiones und Wiederholungen die erlernten Sachen dem Gedächtnis um so besser eingeprägt und die Schüler um so festiger werden, so sollen die Präzeptores nebst den neuen Fragen die bereits „fürgewesenen" mit denselben repetieren und die Schüler dazu anhalten, daß sie alles laut und deutlich aussprechen und im Rezitieren sich nicht übereilen.

Außer dem religiösen Lehrstoff wurde für den Unterricht im Deutschen angeordnet, daß die Lehrer allen Fleißes dahin sehen, daß die Schüler eine gute Handschrift schreiben lernen. Zu dem Ende haben Rektor und Konrektor den oberen Schülern, welche Exerzitia schreiben, das Deutsche sowohl als auch das Lateinische fleißig durchzusehen und in ihrer Gegenwart zu korrigieren, damit sie „orthographice" schreiben lernen. Damit die Visitatores sehen können, ob die vier täglichen Unterrichtsstunden auch zweckmäßig sind verwendet worden, haben die Lehrer „fine paginae" den Tag zu notieren. Ganz besonders wurde den Lehrern „tertiae Classis" zur Pflicht gemacht, die Anfänger in der lateinischen Sprache im Lesen, Deklinieren und Konjugieren, auch ein Substantivum und Adjektivum zusammenzusetzen, mit angelegenstem Fleiße zu unterweisen, damit der Konrektor, wenn sie in seine Klasse promoviert werden, desfalls mit ihnen nichts mehr zu tun habe.

Von weiteren Lehrgegenständen erwähnt die Verordnung keine Silbe. Aber eingehend kommt sie noch einmal zurück auf die Disziplin, mit der es in den Diezer Schulen damals wahrlich schlecht bestellt gewesen sein muß. Schon der Schulbesuch ließ zu wünschen übrig, wie das aus folgendem Passus hervorgeht. Es ist, sagt das Konsistorium, vorgekommen, daß viele Eltern sehr nachlässig sind, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Darum sollen die Lehrer „die saumseeligen" aufzeichnen und monatlich in das Presbytarium eingeben, damit von da aus Weisung geschehe, hierauf aber sollen alle Kontravenienten zur gebührenden Strafe beim Geschworenen Montag und Rügetag verfallen sein. Wie es mit Zucht und Ehrbarkeit der Jugend außer der Schule damals ausgesehen hat, davon gibt uns die Schulordnung einen deutlichen Beweis, wenn sie mitteilt, daß beide Tugenden gänzlich in Verfall geraten seien; Mutwille und Bosheit der Schüler habe die höchste Staffel erreicht, so daß sie nicht allein auf „öffentlicher Strasse mit lästern, schelten, schmähen, fluchen, schwören sich hören lassen", sondern auch selbst in der Kirche zum höchsten „Ärgernuß der christlichen Gemeinde" unter der Predigt stets miteinander plaudern, einander bei den Haaren „ropfen", schlagen und stoßen, so daß von ihnen leider nichts anders gesagt werden kann, als daß die Bosheit ihr Alter übertrifft. Um diesen traurigen Erscheinungen wirksam zu begegnen, wurde dem Schulpersonal befohlen, auf die anvertraute Jugend außer der Schule besser achtzugeben und sie bei jeder Gelegenheit zur Gottesfurcht und guten Sitten anzuhalten. Behufs Ermittelung von Ausschreitungen der Schüler außerhalb der Schule und in der Kirche wurden aus den Kindern „Custodes" ernannt, welche ihre Mitschüler bei etwaigen Vergehen zur Anzeige bringen mußten.

Der letzte Punkt unserer Schulordnung betrifft die anderweitige Regelung der Ferien. Mit klarem Blick erkannt die Behörde, daß der Ferien zu viele seien, und daß gerade durch die viele Freizeit dem Müßiggang als dem Anfang aller Laster Tür und Tor geöffnet werde. Daher wurde angeordnet, daß die Ferien in Zukunft sich nur auf die Hundstage erstrecken sollten; beschränkt wurden die Festtagsferien auf zwei Tage vor dem Fest, damit die Präzeptores, welche etwa zu predigen hatten, sich genügend vorbereiten konnten. Alle übrigen Ferientage wurden gestrichen. Allen Ernstes werden zum Schluß die Lehrer nochmals an ihre hohe Aufgabe erinnert und an die „schwehre Rechenschaft", die sie darüber vor Gott zu geben haben. Sollte aber einer gegen die Verordnung handeln, so hat er Suspensio und Remotio ab officio und ohne Nachsehen zu erwarten.

Sicherlich hat diese wichtige Verordnung des Fürstlich nassauischen Konsistoriums zu Diez der damaligen Lehrerschaft eine mächtige Anregung zu ernstem Streben auf dem Gebiete des Unterrichts gegeben, anderseits hat sie aber auch ihren Eindruck nicht auf die Bürger der Stadt verfehlt, die doch eine gewisse Mitschuld traf an den traurigen Umständen. Schule und Haus, Hand in Hand, haben dann die Diezer Schulen in die Höhe gebracht, daß sie sich bald wieder eines guten Rufes erfreuten.

Ruine Ardeck.

Von Hermann Heck jun.

Die Umrisse der Burg sind ziemlich gut erhalten. Aus Bruchsteinen von Diabas, mit Bogen und Gewölben von Schiefer, erstreckt sich die Ruine in unregelmäßiger, länglicher Form von Westen nach Osten. An äußere Wehrbauten, wie Burggraben, 2c. erinnert nichts, so daß sich mit Sicherheit annehmen läßt, daß Ardeck kaum zu einem Bollwerk gegen feindliche Angriffe dienen sollte.

Die Ringmauer umschließt die ganze Anlage und wurde ehemals von einem durch Rundbogenfries vorgekragten Wehrgange umzogen, dessen Spuren überall zu erkennen sind. — Er war nach der Innenburg zu offen und besaß Zinnen mit eingebauten Schießscharten. — Im Osten, der dem Plateau zugekehrten Seite, war die Ringmauer verstärkt und außerdem von einem runden und einem sechseckigen Wehrturme flankiert. Von beiden ist nur der massive Unterbau noch bemerkbar.

Der runde Berchfrit springt an der Südwestecke über die Umfassungsmauer vor. Wie diese, ist auch er noch in fast gutem Zustande. Er hat eine Mauerstärke von ungefähr 1,70 Metern und eine Raumweite von ungefähr 2 Metern. Sein Inneres zerfällt in 6 Stockwerke, wovon das dritte und sechste teilweis erhaltene Kreuzgewölbe besitzen. Die übrigen Decken fehlen. Sie waren flach und bestanden wahrscheinlich aus Holz oder Fachwerk. Auf welche Art ein Zugang zu den einzelnen Teilen des Berchfrites bewerkstelligt worden war, läßt sich nicht genau bestimmen, doch deuten Tragsteine und Spuren im Mauerwerk daraufhin, daß eine hölzerne Treppe an der Außenseite des Turmes in die Höhe geführt haben könnte, die die verschiedenen Etagen untereinander verband. Nur der Eingang zum vierten Stocke ist noch vorhanden. Zu ihm gelangt man über den Wehrgang der Ringmauer. Die Wehrplatte des Berchfrits umgeben durch Rundbogenfries vorgekragte Zinnen mit eingebauten Scharten.

Das Burgtor liegt in der Nähe des sechseckigen Turmes, in einem einspringenden Winkel der Südostecke. Es wird von einem Spitzbogen überwölbt. Das Lager des Türriegels ist noch bemerkbar. Über dem Eingange: die Tragsteine eines Balkons oder einer Pechnase. Von dem Torhause sind nur einige Reste vorhanden.

Wie die Burg im Inneren ausgebaut war, läßt sich kaum sagen, da die ehemaligen Wohngebäude gänzlich verschwunden sind. Gäben nicht Spuren früherer Balkenlagerung, auf der Nordseite der Ringmauer, sowie Reste des Fundamentes Zeugnis für ein einstiges Vorhandensein, so könnte man versucht sein zu glauben, es hätten nie Wohnräume dort gestanden.

Rechts hinter dem Tore befindet sich ein steinerner Treppenlauf, der zu dem sechseckigen Turme und auf den Wehrgang der Ringmauer führt.

Die nördliche Innenwand der Ringmauer hat vier große Spitzbogenblenden. In diesen liegen unregelmäßig verteilte Fenster mit tiefen Nischen. Die Brüstungen sind herausgebrochen.

Unter dem Berchfrit: die Trümmer eines tonnengewölbten Kellers.

Überreste von kunstgeschichtlichem Werte besitzt die Burg keine mehr. Schwache Spuren ehemaliger Wandbemalungen finden sich noch im Berchfrit und an der Außenseite des Burgtores.

Im Jahre 1395 wurde Ardeck vom Grafen Adolf von Nassau-Diez, aus dem Hause Nassau-Dillenburg, erbaut, und zwar auf den Trümmern einer alten Burg.

Diese soll 1130 von Walter (?) von Diez, durch eine Erbtochter Hilda erheiratet und 1242, nach anderen Meldungen erst 1309 durch die Bürger von Limburg bei Nacht, während einer Fehde mit der benachbarten Ritterschaft, gebrochen worden sein. Die Ursache dieses Überfalls bildete der Tod des Ritters Schadebudel (Schuttbeute) von Hohnstein. Bei einem Turnier in der Dirsteiner Aue — zwischen Diez und Limburg — wurde dieser von drei Rittern der Burgmannschaft Limburgs namens Kreglinger meuchlings erschlagen. Die daraus entstehende Fehde führte zum Untergange mehrer adeliger Häuser der Umgegend. Es wurden u. a. hierbei zerstört: Schirlingen, Linter und auch die — Ardenburg oder Ardeck.

Über die Gründung der neuen Burg berichtet uns die Limburger Chronik:

> „In derselbigen zeit in der Pfingstwochen schlug Graf Adolf zu Dietz vnd zu Nassauw ein newwe Burgk auf die Arde, nit fern von Limpurgk, die ist genant Ardeck. Auch so hatte mehr dann hundert jahr zuuor ein Burgk da gelegen, vnd war doch niemand eindenklichen. Also lange zeit was das gewesen. Vnd hatten die leut das gehört von jhren Eltern. Vnd fand man auch da alte gräben vnd sachen von einer alten Burgk, daß man das wol pfrüfet."

Noch heute lassen sich Reste dieser Anlage am Fuße des nordöstlichen Eckturmes bemerken.

Die zweite Feste war Eigentum der Grafen von Nassau-Dillenburg und wurde als solche 1467 den Erbmarschällen derselben, den Adeligen von Diez zu

Lehn aufgetragen. Es werden 1562 ein Emmerich und 1570 ein Junker Walther von Diez als ihre Bewohner genannt. — Zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges stand die Burg noch in voller Wehr. Am 7. und 8. Januar 1640 hatte der Herzog von Longueville hier sein Hauptquartier, von wo er mit seinen Truppen, die ehemals dem Heere Bernhards von Sachsen-Weimar angehörten, nach Limburg weiterzog.

Bald darauf scheint die Burg verfallen zu sein. Eine gewaltsame Zerstörung fand nicht statt.

Um das Jahr 1868 kaufte die Tochter des letzten Kurfürsten von Hessen, die von ihrem Mann geschiedene Prinzessin Marie von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, die Ruine vom Staat an und erhielt die Berechtigung, den Titel einer „Prinzessin von Ardeck" zu führen, unter welchem Namen die Familie noch heute vorkommt.

Schwarz-rot-gold.

13) Erzählung von S. Krücke. (Schluß.)

14. Kapitel.

Zwanzig Jahre waren vergangen. Durch die Straßen New-Yorks ging ein weißhaariger Herr; plötzlich blieb er wie gebannt an einer Mauer, die einen größeren Garten umschloß, stehen und lauschte. In dem Garten sang eine frische Knabenstimme: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein; ob sie wie gierige Raben sich heiser danach schrei'n!" Der alte Herr trat in den Garten ein und stand plötzlich vor einem etwa fünfzehnjährigen Knaben, der lang ausgestreckt im Grase lag und sang.

Der Junge erschrak, als der fremde Herr vor ihm stand und sprang auf. „Wie heißt du?" fragte der Fremde. „Fritz Aslar," war die Antwort. „Aslar? Lebt dein Vater noch?" „Jawohl," sagte Fritz, „mein Vater lebt noch und ist Pfarrer an der deutschen Gemeinde hier." „Gehe hinein, mein Junge," sagte der alte Herr, „und sage deinem Vater, ein Jugendfreund wünsche ihn zu sprechen." „Wollen Sie nicht gleich mitgehen?" fragte Fritz höflich. „Nein, gehe und frage ihn, ob er sich noch der Hausvogtei in Berlin erinnerte." Fritz sprang dem Hause zu, und der andere folgte ihm langsam. Da erschien ein Mann auf der Schwelle des Hauses und spähte in den Garten. Das Haar war grau geworden, das Gesicht gefurcht, aber die Gestalt ungebeugt. Eine Weile betrachtete Hans von Breita, der hinter einem Strauche stehen geblieben war, den Freund; dann eilte er ihm entgegen, und mit einem Ausruf der tiefsten Freude lagen die beiden Männer sich in den Armen.

Wie lebte Karl Aslar auf, als er beim Wein dem Freunde gegenübersaß. Auch Dorothea hörte freudig den Männern zu, während die zwanzigjährige Tochter Ernestine mit Fritz Schach spielte. Fritz war aber heute nicht recht bei der Sache, das Gespräch des Vaters mit dem deutschen Freunde interessierte ihn mehr.

„Das sind wohl beide Amerikaner?" fragte Hans von Breita und sah lächelnd auf die beiden Schachspieler. „Fritz ja, aber Ernestine war schon drei Monate alt, als wir herübergingen. Eine Weile stockte das Gespräch. „Das war eine böse Zeit, damals," sagte dann Hans von Breita; „ich war in Berlin, als der Tumult los ging und wollte handelnd eingreifen. Aber als sie mich wieder verhaften und mir die liebe Hausvogtei von neuem als Wohnung anweisen wollten, schüttelte ich den deutschen Staub von den Füßen und ging in das Land der Freiheit.

„Ja," sagte Karl Aslar, „nimmer hätte auch ich die Heimat verlassen, wenn nicht die letzte Hoffnung vernichtet worden wäre, für das Wohl des Vaterlandes wirken zu können."

„Der schöne Traum von Deutschlands Einigkeit ist ein Traum geblieben," erwiderte von Breita; aber daß Preußen die Vorherrschaft in Deutschland seit 1866 hat, das freut mich doch, wenn es mir auch leid ist, daß mein teures Nassauer Land davon nicht unberührt blieb und wir unsern guten Herzog verloren haben. Aber lieber ist es mir immerhin, daß Nassau nun zu Preußen gehört und nicht zu den Österreichern; wie haben die uns in der Metternichzeit das Leben sauer gemacht!"

„Wie lebst du jetzt hier, Karl, du hast doch noch zwei Söhne?" fragte er dann. „Ja", sagte sein Freund, „die beiden sind echte Amerikaner geworden; sie haben nicht mehr viel übrig fürs deutsche Vaterland. Der älteste ist Jurist in Baltimore und seit drei Jahren verheiratet; der zweite ist hier in New-York Kaufmann, ebenfalls verheiratet, und Ernestine ist mit Dr. Smiles, einem Arzte, verlobt. So wird eins nach dem andern uns untreu, und uns bleibt nur noch unser Jüngster." Karl Aslars Auge gingen nach dem Sohne, der hinter ihn getreten war und sich auf seinen Stuhl stützte. Es machte auf Hans von Breita den Eindruck, als sei dieser jüngste Sohn des Hauses Liebling. „Das Leben in der Gemeinde ist wesentlich anders als in meinem geliebten Greifenstein," fuhr Karl Aslar fort. „Verleugnen kann sich zwar die deutsche Natur auch hier nicht; aber sie liegt unter viel Eigennutz, Geldgier und anderen Schlacken verborgen."

„Aber sie bricht doch immer wieder hervor, wenn sie zu dir kommen und von der alten Heimat reden," sagte Dorothea. „Trotz aller Unbill, die Deutschland dir und so manchem hier angetan hat, hängt ihr doch alle noch mit allen Fasern eures Herzens an dem Vaterlande." „Ja," sagte Karl, „wir können den Gedanken nicht aufgeben, daß Deutschland doch noch zur Blüte kommt. Sollen alle Stürme und Kämpfe, die wir durchgemacht haben, vergeblich gewesen sein, ohne Frucht bleiben? Ich kann's nicht glauben. Das Volk ist aufgerüttelt, es kann nicht wieder einschlafen, und ich habe nur noch die eine Bitte: „Herr laß mich's erleben, daß Deutschland einig wird!"

Fritz hatte sich an das Klavier gesetzt und sah

fragend den Vater an; der nickte ihm zu. Fritz griff in die Tasten und sang frisch und fröhlich: „O alte Burschenherlichkeit, wohin bist du geschwunden?“ Die Männer hörten schweigend zu, als aber der Vers kam, in dem es heißt: „Allein das echte Burschenherz, kann nimmermehr erkalten; im Ernste wird, wie auch im Scherz der rechte Sinn stets walten; die alte Schale nur ist fern; geblieben ist uns doch der Kern, und den laßt fest uns halten“ — da feuchteten sich die Augen der beiden alten Burschenschafter, sie sprangen auf, traten hinter Fritz und sangen Hand in Hand: „Drum, Freunde, reichet euch die Hand, damit es sich erneue, der alten Freundschaft heil'ges Band, das alte Band der Treue. Klingt an und hebt die Gläser hoch, die alten Burschen leben noch, noch lebt die alte Treue!“

„Und wenn heute das Vaterland unser bedürfte, wir würden auch jetzt noch ihm zur Verfügung stehen und kein Opfer scheuen!“ rief Karl Asler feurig. „Komm an mein Herz, mein Bruder; hat das Vaterland uns auch verstoßen, wir lieben es doch bis in den Tod!“ Hans von Breitas Augen leuchteten in heißer Liebe Karl Aslar entgegen. Die unwandelbare Treue, die jeder selbst im Herzen trug, aus dem des anderen hervorbrechen zu sehen, das versetzte sie in die Zeit der Jugend zurück, da die beiden vor allen anderen sich auch hierin am besten verstanden. Nun hatten gerade die zwei, die in stürmischem Jugendmute geglaubt hatten, sie allein schon könnten Deutschland zur Macht und Herrlichkeit führen, die Heimat verlassen müssen, waren verachtet und verstoßen worden. Und doch, trotz alledem — noch lebte die alte Treue!

15. Kapitel (Schluß).

Ernestine hatte sich mit Dr. Smiles verheiratet, nun war Karl und Dorothea nur noch ein Kind geblieben, der jüngste Sohn, der Sonnenschein des Vaters. Er hatte ihm von klein auf immer von Deutschland erzählt. Da die beiden ältesten Söhne so ganz Amerikaner geworden waren, gewährte es Karl Aslar eine stille Freude, mit diesem Sohne von dem zu sprechen, was er nicht vergessen konnte, und so senkte er unbewußt einen Funken von dem glühenden Patriotismus, der ihn als Jüngling beseelt hatte, in das Herz seines Kindes. So wurde aus dem kleinen Amerikaner ein echter Deutscher, der blitzenden Auges immer wieder den Vater bat: „Laß mich nach Deutschland ziehen.“ „Jetzt noch nicht, mein Sohn,“ hatte ihm der Vater geantwortet, „aber wenn du achtzehn Jahre alt bist, dann will ich dich für einige Jahre ziehen lassen: dann sollst du dir deutsche Bildung aneignen.“ „Ja Vater,“ rief Fritz, „und dann will ich die bestrafen, die dich aus der Heimat vertrieben haben.“ Karl Aslar lächelte wehmütig über den Eifer seines Sohnes und sagte: „Die sind tot, mein Junge; aber deinem Namen mache Ehre.“

Nun hatte Fritz das achtzehnte Jahr erreicht und war gerüstet zur Reise ins Heimatland seines Vaters. Er sollte zuerst die Verwandten in Oberauembach besuchen, und sein Onkel Ludwig Hersfeld wollte ihn dann auf die Universität nach Marburg bringen. Dorothea blutete das Herz, als nun auch der Jüngste ihr genommen wurde. Sie, Karl und Hans von Breita hatten Fritz auf das Schiff begleitet und winkten ihm nun, da der Dampfer sich schon in Bewegung setzte, vom Ufer aus zu. Hans von Breita empfand fast etwas wie Neid, als er den frischen Jungen ansah, der nun in voller Kraft mit hohen Idealen wie er selbst einst in das Leben hinaussegelte. Dem Vater war es weh zu Mute; er wollte mit dem Sohne ziehen, aber ihn band die Pflicht an das fremde Land. Er würde wohl Deutschland nie wiedersehen. Aber er sandte seinen Sohn, den Liebling seines Herzens, dem deutschen Vaterlande; möchte es ihn besser behandeln, als seinen Vater, und möchte er seinem Vater Ehre machen!

Fritz Aslar war glücklich gelandet, und seine Briefe atmeten Freude und Begeisterung über das studentische Treiben und das gemütliche Leben in dem Pfarrhause seines Onkels. Im letzten Briefe schrieb er, man spräche davon, daß es mit den Franzosen Krieg gäbe, und wenn es Krieg gäbe, dann ginge er mit. Dorothea war in großer Sorge um ihren Sohn und bat ihn in einem langen Briefe, sich doch nur nicht ohne Not der Gefahr auszusetzen. Karl Aslar war ganz still; wieder fühlte er die alte glühende Begeisterung aus seiner Jugendzeit neu aufleben, besuchte Hans von Breita und sprach mit ihm über Vergangenheit und Zukunft. —

* * *

Der deutsch-französische Krieg war ausgebrochen und der junge Aslar als Freiwilliger mitgegangen. In der Schlacht bei Sedan wurde er schwer verwundet, schrieb noch einen Brief nach Hause und starb. Karl Aslar wurde der Brief gebracht; der Umschlag trug die Handschrift seines Sohnes. Freudig öffnete er ihn und las: „Lieber Vater, es kommt, wie du es immer gesagt hast; Deutschland kann sich aus der Knechtschaft Nacht nur durch blutigen Kampf zum goldenen Tage der Freiheit erheben. Wir sehen das Morgenrot des goldenen Tages; aber für mich geht die Sonne unter. Grüße die Mutter und alle. Hoch lebe dein schwarz-rot-goldnes Banner! Leb' wohl mein Vater, bis wir uns wiedersehen. Dein lieber Sohn Fritz.“ Heiße Tränen liefen Karl Aslar in den weißen Bart. „Bis wir uns wiedersehen, mein braver Junge, wir werden uns bald wiedersehen. Möchtest du nicht vergeblich für Deutschland gekämpft haben und gestorben sein.“ Dorothea war zuerst untröstlich, aber an ihres Mannes ernster Fassung richtete sie sich wieder auf; sie wußte, mit welch unendlicher Liebe Karl gerade an diesem Kinde gehangen hatte, und wie still trug er nun seinen bitteren Schmerz!

Bei Ernestine war ein Söhnlein geboren worden. Eine kleine Gesellschaft, nur die Familienangehörigen, hatte sich zur Tauffeier eingefunden. Der Großvater taufte sein Enkelkind, und auf seinen Wunsch wurde der Junge Fritz genannt. Es war das erstemal nach dem Tode des Sohnes, daß eine größere Gesellschaft die Familie vereinte, und stärker als je vorher empfand Karl Aslar, wie sehr ihm sein Benjamin fehlte. Die Unterhaltung wurde ihm immer schwerer; er bat schließlich seine Kinder, es ihm nicht übel zu nehmen, wenn er sich zurückzöge. Er sehnte sich nach Ruhe, und Dorothea fuhr mit ihm nach Hause.

Hier fand er einen Brief seines Schwagers Ludwig Hersfeld vor. Er schrieb: „Der König von Preußen ist zum deutschen Kaiser gekrönt! Was wir als Jünglinge gehofft, als Männer heiß ersehnt, als Greise dürfen wir's erleben. Vor unsern Augen ist es erstanden: ein einiges, starkes deutsches Vaterland."

Die Nachricht ergriff Karl Aslar zu dieser Stunde allzustark; er sank in einen Sessel. Einmal noch richtete er sich auf und rief: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deutschlands Einheit gesehen!" Dann lehnte er das Haupt zurück an den Sessel und schloß die Augen. Nach einer Weile beugte Dorothea sich lauschend über ihn; aber ein Wehelaut entfuhr ihrem Munde: Karl Aslar war entschlafen. —

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Miszellen.

C. T. **Keine fremden Weine im Rheingau.** Wir Friedrich August, von Gottes Gnaden souveräner Herzog von Nassau: Erwägend, daß der Vorteil unserer Untertanen im Rheingau und Hochheim erfordert, den vorzüglich vorteilhaften Ruf der daselbst erzogenen Weine zu erhalten; sodann erwägend, daß das Einfuhrverbot für fremde, an jenen Orten nicht gewachsene Weine, das Vertrauen des Publikums, den Wein aus den Händen der Produzenten unverfälscht zu kaufen, vermehrt, und dadurch den Absatz vergrößert; endlich erwägend, daß aus diesen Rücksichten ein solches Einfuhrverbot in unserem Lande, Rheingau und zu Hochheim, schon seit langer Zeit bestanden; — haben beschlossen, dasselbe gegenwärtig zu erneuern, und genauer zu bestimmen — wollen und verordnen demnach wie nachfolgt:

§ 1. Es darf unter keinem Vorwand, weder in großen noch kleinen Quantitäten, fremder, außerhalb den Grenzen der beiden Ämter des Rheingaus, einschließlich der zu unserem Oberamt Wiesbaden gehörigen Gemarkung der Gemeinde Schierstein, erzogener weißer Wein in irgend eine Gemeinde dieses bezeichneten Landstrichs oder in die dazu gehörigen Höfe, Mühlen usw. eingebracht werden.

§ 2. In die Orte Hochheim und Rüdesheim ist die Einfuhr von allen und jeden auswärts erzogenen weißen Weinen, namentlich auch von Rheingauer Weinen aus anderen Gemarkungen, verboten, und darf nur der resp. in Hochheimer Gemarkung, einschließlich der gleichgeachteten, von unserer Regierung zu Wiesbaden, nach eingezogenem Bericht, näher zu bezeichnenden Lage der Kostheimer Gemarkung, oder in der Rüdesheimer Gemarkung, einschließlich der dazu eingesteinten Distrikte, aus anstoßenden Lagen, selbsterzogene Wein eingeführt werden.

§ 3. In der Gemarkung Aßmannshausen soll jeder andere rote Wein, außer Aßmannshäuser Wachstum, verboten sein.

§ 4. Der gegen diese Verordnung eingebrachte Wein soll konfisziert und der Eigentümer noch überdies mit 10 Rtlr. für eine jede Ohm bestraft, und dem Denunzianten einer Kontravention gegen diese Verordnung die Hälfte der Strafe zuerkannt werden.

§ 5. Die Durchfuhr der zum Eintun verbotenen Weine, soll zwar ferner gestattet sein, aber es wird der Wein schon für eingebracht gehalten, sobald er entweder aus einem Schiff an das Land umgeladen, oder von dem Wagen abgeladen worden, und eine halbe Stunde verflossen ist, ohne daß dem einschlagenden Schultheißen die Anzeige davon gemacht worden wäre.

§ 6. Von dieser Strafe befreit nur der Beweis, daß der Wein zum Transito (Durchgang) bestimmt, und die Anzeige aus einer Unachtsamkeit des Fuhrmanns oder Schiffers unterblieben war, in welchem Fall aber letztere in die Hälfte der Geldstrafe verfallen.

§ 7. Gleiche Strafe trifft den Schröter oder Faßbinder, wenn sie wissentlich verbotenen Wein einschroten, oder mit Stützen und Bütten in den Keller bringen; sowie die Kranenmeister und Kranenknechte, wenn sie wissentlich verbotenen Wein ans Land setzen, ohne versichert zu sein, daß dem Ortsschultheißen gehörige Anzeige ist gemacht worden.

§ 8. Werden Schiffer genötigt, mit verbotenen Weinen an einem Orte des Rheingaues zu überwintern, so haben sie dem einschlagenden Schultheißen die Anzeige davon zu machen, damit solcher die Weine genau aufzeichne und unter Siegel lege; welche bei der in § 4 verordneten Strafe alsdann nicht früher weiter gebracht werden dürfen, als bis von dem Schultheißen und Gericht die Quantität und Siegel nachgesehen und richtig befunden worden sind.

§ 9. Wer verbotene Weine auch nur zum Übernachten in seinen Hof oder in seine Scheune aufnimmt, verfällt in die § 4 bestimmte Geldstrafe. Es sollen vielmehr solche Weine auf offener Straße halten, oder in die Gemeinde-Rathäuser gebracht werden.

§ 10. Da in allen Gemarkungen des Rheingaus, Rüdesheim ausgenommen, Weine von ziemlich gleicher Qualität wachsen, so hat eine weitere Beschränkung der Einfuhr des Weinwachstums aus einer Gemeinde des Rheingaus in eine andere darin gelegene, keinen hinreichenden Grund, und heben wir daher alle bisher weiter noch bestandene Einfuhrverbote, insofern solche nicht in gegenwärtiger Verordnung enthalten sind, ausdrücklich hierdurch auf.

§ 11. Bei solchen Weinsorten, die mit dem Rheingauer und Hochheimer Wein niemals vermischt werden, fällt das Einfuhrverbot hinweg, und können nach wie vor in den Rheingau eingebracht werden.

§ 12. Die Ortsschultheißen sind für die genaueste Aufrechterhaltung gegenwärtiger Verordnung verantwortlich.

§ 13. Schließlich befehlen wir, daß dieselbe zu jedermanns Wissenschaft in das Verordnungsblatt eingerückt, und an dem Tag eines jeden Jahres, an welchem die Weinlese angesetzt wird, den Gemeinden wiederholt verkündet werde.

Urkundlich unserer eigenhändigen Unterschrift und des beigedruckten Staats-Insiegels.

So gegeben Biebrich, den 16. Oktober 1811. — Friedrich August, Herzog zu Nassau.

J. B.-G. **Reicher Töchtersegen.** Im Grafen von Habsburg läßt Schiller den Sänger sprechen: „Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt durch ritterlich' Walten im Schweizerland. Euch blühen sechs liebliche Töchter. So mögen sie (rief er begeistert aus) sechs Kronen auch bringen in Euer Haus und glänzen die spät'sten Geschlechter." Der Wunsch ist bekanntlich in Erfüllung gegangen, indem sämtliche Töchter des Grafen gut unter die Haube kamen. Ein Seitenstück dazu haben wir in der nassauischen Geschichte. Graf Arnold, der Erbauer des Klosters Arnstein an der Lahn, der ums Jahr 1000 lebte, hatte einen Sohn, Ludwig I., der war glücklicher Vater von sieben Töchtern, von denen keine sitzen blieb. Die eine kam an den Pfalzgrafen von Tübingen, der mit 200 Reitern nach Sankt Goar kam, um sein Lieb heimzuholen. Die übrigen verheirateten sich an zwei ungarische Barone und an die Grafen von Laurenburg, von Zütphen, von Lauffen und von Isenburg. Man sieht daraus, daß ein Haus voll Mädchen manchmal auch ein segensreiches Geschenk des Himmels ist.

J. B.-G. **Keine Lust zur Schanzenarbeit 1795.** Daß infolge der in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts andauernden Kriegsunruhen auch manche Untertanen gegen die fortwährenden Forderungen der Behörden nach-

lässig wurden, geht aus einem Bericht des Militär-Gouvernements zu Mainz an das Vogtei-Amt zu Höchst hervor. Das Gouvernement schreibt: Da sich von den zur Demolierung der feindlichen Schanzen bestimmten Arbeitern kaum der 4. Teil einfindet, so werden sämtliche Schultheißen bei Vermeidung der bereits angedrohten Strafe von zehn Reichsthalern angehalten, darüber zu wachen, daß die aus ihren Ortschaften bestimmten Schanzenarbeiter sich regelmäßig einfinden und alle 4 Tage abgelöst werden. Minderbermögende oder ganz arme sind aus den Gemeindekassen soweit zu unterstützen, damit es ihnen während der Arbeit an der nötigen Lebsucht nicht gebricht. Höchst, den 16. Dezember 1795. Thoma, Amtsschreiber.

J. B.-G. **Auszeichnung bei Feuersbrünsten 1778.** Am 25. August 1778 brach zu Oberroßbach ein Großfeuer aus, welches leicht hätte verhängnisvoll werden können. Durch Aufmerksamkeit und rühmlichen Eifer beim Löschen gelang es, den größten Teil des Ortes zu retten. Bei der Bekämpfung des Feuers zeichneten sich besonders aus Daniel Pfeiffer und Johs. Hof von da und Johannes Hammermüller aus Frohnhausen. Von ersteren erhielt jeder 3 und letzterer 6 Gulden Belohnung aus der herrschaftlichen Kasse. Um die Täter zu ermitteln, welche den Brand in Oberroßbach und einen um diese Zeit in Frohnhausen stattgefundenen verursachten, setzte die Behörde eine Belohnung von hundert Gulden aus.

Theater zu Wiesbaden

Hoftheater.

Das Hoftheater hat, auch einer Anregung von uns entsprechend, vom 2. bis 7. Juli eine „Volkstümliche Woche" zu sehr ermäßigten Preisen angesetzt. Gegeben werden: Die Räuber, Der Waffenschmied, Herodes und Marianne, Der Freischütz, Romeo und Julia und Die Meistersinger von Nürnberg. Eine Einführung in diese klassischen Werke wird kostenlos verteilt. Wir können die Intendantur zu diesem schönen Gedanken nur beglückwünschen.

Residenz-Theater.

Scirocco. Szenen aus dem Florentiner Künstlerleben in 3 Aufzügen von Hans Barth (Rom). Uraufführung am 8. Juni. Der Verfasser, Spezial-Korrespondent des Berliner Tageblattes in Rom, ist uns durch seine „Römische Allotria, Vademekum für Italienbummler", „Italienische Schenkenführer" als feiner Kenner der italienischen Künstler-Umwelt vorteilhaft bekannt. Zum ersten Male betritt er in dem schwülen Scirocco die Bretter, die die Welt bedeuten. Max Wieland, ein begabter junger Maler (Hetebrügge), schmachtet an den Ufern des Arno in den Armen seiner Gönnerin, einer begüterten Kommerzienrats-Witwe, die alljährlich in Florenz flirtet. In ihren Armen verweichlicht, werden ihm in einer treu und charakteristisch wiedergegebenen Szene in einer Künstler-Osteria von anderen Kollegen die Augen geöffnet. Beim Chianti und unter den Weisen der Santa Lucia und des weltbekannten Bergbahnliedes „Funicolare" weiß ihn die naturalistische Schriftstellerin Wanda Kowalsky (Frl. Noormann) in ihre brutalen und gierig sinnlichen Netze zu locken. Leider war der Dialog durch die lärmende gleichzeitige Umwelt in der Osteria auch dem aufmerksamsten Zuhörer kaum verständlich, insbesondere auch nicht erklärlich, warum der Begleiter des in diesem Kreise erscheinenden moralpredigenden Konsistorialrats in der Gesellschaft seiner Vorstandsmitglieder in tätlichen Streit geriet. In der zweiten Szene, die uns einen langen Dienstboten-Dialog mit dem Oberkellner im Grand-Hotel und eine Liebes- und Abschiedsszene von der verliebten und nunmehr verlassenen Frau Kommerzienrat bringt, erkennt man gleich, daß der Autor nicht gut daran getan hat, daß er den dramatischen Konflikt schon in der ersten Szene gebracht hat. In der dritten Szene, die uns den jungen Künstler mit der Vollblutschriftstellerin in „freier Liebe" lebend in einer ärmlichen Künstlerbude vor Augen führt, wo Nahrungssorgen dieses oberflächliche Weib dazu bringen, ihren Koffer zu packen, um mit dem Freunde Wielands, Fritz Breuning, (Herr Bartak), heimlich auf und davon zu gehen, erscheint Wieland noch zur rechten Zeit, um einzusehen, daß die Treulose für ihn das Ende seiner Kunst bedeutet, und entrinnt für immer der schwülen Luft des Florentiner Scirocco nach seiner deutschen Heimat. Ob er dort durch die Liebe seiner Marzella wieder zu neuer künstlerischer Schaffensfreude emporgehoben wird, darüber läßt uns der Dichter völlig im unklaren. Sind ihm auch manche Figuren, so namentlich Wanda, gelungen, so erscheint der Hauptheld, Max Wieland, mehr als eine lächerliche und fast dumme Gestalt. Mit der Bezeichnung „Szenen" ist es nicht getan; auch für solche ‚Bilder und Skizzen auf der Bühne" gelten die Gesetze der dramatischen Kunst, ohne die ein nachhaltiges Interesse an dem Schicksale der Helden nicht vermittelt werden kann. Der Autor würde gut tun, bei einer Umarbeitung uns in einer Vorszene in das seelische Verhältnis Max Wielands und Marzellas einen Blick zu gönnen, in der 2. Szene den dramatischen Konflikt uns ahnen und in der 3. sich zuspitzen zu lassen und endlich in einer fünften Szene uns die Läuterung des Künstlers durch Marzella zum befriedigenden Abschluß zu bringen. Das Gesamtspiel war wieder unter der Leitung von Max Ludwig vortrefflich; Herr Hetebrügge litt offenbar an der widerspruchsvollen Zeichnung des Charakters des Max Wieland. Fräulein Noormann war eine wahrheitsvolle, wenn nicht zu naturalistische Vertreterin des in „freier Liebe und in Tinte machenden" weiblichen Geschlechts. Im übrigen möchten wir dem Autor, der seine Gestalten fein beobachtet, gern für die Folge weiteren Bühnenerfolg wünschen. Hans von Windeck (Bonn).

Literatur.

* **Wiesbadener Badeleben zur Römerzeit,** Gemälde von A. v. Roeßler, Photographure von F. Hanfstaengels Nachf., Berlin W. 8. — Das prächtige Gemälde des einheimischen nassauischen Malers ist in vorzüglicher Wiedergabe des hervorragenden photographischen Verlages erschienen und in drei verschiedenen Bildgrößen (ohne Karton) : 71 : 41, 29 : 16½ und 17: 10 cm zu beziehen, zum Preise von 25, 3 und 1 Mark. Der Künstler hat bekanntlich eine Szene am Kochbrunnen dargestellt, seiner Phantasie dabei etwas weiten Spielraum gelassen (ob die Römer schon die Trinkkur gebrauchten, ist fraglich), aber eine Fülle herrlicher, lebendiger Gestalten geschaffen und eine Zusammenstellung, die Zeit und Verhältnissen möglichst nahe kommt. Die charakteristischen Figuren der Milites und Equites, der keltischen und germanischen Häuptlinge, der vornehmen Römerinnen und Mattiakerinnen, der Dienerinnen und Brunnenmädchen gewähren ein anmutendes, wohltuendes Bild aus der Friedenszeit, wie sie etwa 150 Jahre lang (100—250 v. Chr.) im Mattiakerland tatsächlich bestand und den Aquä Mattiacorum schon damals, also vor 1900 Jahren ein kosmopolitisches Gepräge gab. Wenn nun auch das vortreffliche Roeßlersche Kolorit in der Gravure nicht wiederzugeben ist, so ist doch die Weichheit und Feinheit der Reproduktion derart, daß man von ihr entzückt wird.

* **Die Nassauer bei Waterloo.** Gemälde von A. v. Roeßler, Photographie von Gustav Schauer, Kunstverlag, Berlin W 50. Größe des Bildes (ohne Karton) 45:32 Zentimeter. Preis 10 Mk. — Ein älteres Gemälde des Meisters, das sich im Original im Besitze des Großherzogs von Luxemburg befindet, führt uns in die Entscheidungsschlacht von Waterloo hinein. Die Alte Garde Napoleons, die mit einem gewaltigen Stoße das Zentrum Wellingtons durchbrechen wollte, ist durch das Feuer der englischen Garden, die wir im Hintergrunde des Bildes erblicken, erschüttert worden. Auf die Stutzenden führt der Prinz Wilhelm von Oranien (später König Wilhelm II. der Niederlande) das nassauische 1. Regiment, die „Grünen mit dem gelben Lederzeug," wie Napoleon bemerkte, vor. Wir sehen sie in geschlossenen Kolonnen, mit gefälltem Bajonett heranrücken, den Prinzen säbelschwingend an der Spitze. Prinz Wilhelm von Nassau-Weilburg (der spätere Herzog) empfängt eine Verwundung und wankt im Sattel. Der entscheidende Augenblick ist packend wiedergegeben; es ist einer der hochbedeutendsten für unser Nassau, und er spricht geradezu

lebendig aus dem herrlichen Bilde. Die Photographie ist eine vortreffliche Wiedergabe. —

Verehrte Leser der „Nassovia“, wenn Sie eines Zimmerschmuckes bedürfen, so denken Sie doch zunächst an unsere heimischen Künstler. Knaus, unserm in den Genrebildern unübertroffenem Landsmanne, tritt von Roeßler als genialer Geschichtsmaler zur Seite. Auch seine Schöpfungen müssen, viel mehr als bisher, bei uns Eingang finden. Ehren wir dadurch den Künstler. Eine jede Buchhandlung vermittelt den Bezug der Bilder und die Verlage gewähren dafür hohe Provision.

Ansichtspostkarten vom neuen Kurhause zu Wiesbaden. Serie von 10 Karten. Pr. 75 Pfg., einzeln p. Stück 10 Pfg. Wiesbaden, A. Venn. — Die künstlerischen Reproduktionen sind in braunem Tone gehalten, gut gewählt und scharf und schön ausgeführt. Die beste und billigste Gelegenheit, sich selbst Inneres und Äußeres des Prachtbaues zu vergegenwärtigen und beides auch andern vorzuführen.

* **Die Sporkenburg bei Bad Ems.** Von H. L. Linkenbach. 31 S. Ems. H. Chr. Sommer. — Durch die Anbringung der Gedenktafel für Kaiser Friedrich ist die Sporkenburg bei Ems um eine Anziehung reicher geworden. Das vorliegende Büchlein gibt einen guten Führer durch Geschichte, Sage und Natur, in denen die Sporkenburg mitten inne steht. Dazu ist es gut illustriert.

Neues aus Nassau.

Die luxemburgische Thronfolgefrage ist in ein weiteres Stadium getreten. Graf Georgs von Merenberg Einspruch, der sich auf die Gutachten des Rechtsanwalts Dr. Silberstein-Berlin und des Professors an der Universität Basel Dr. v. Frisch stützte, welchen dann auch der Geh. Justizrat Prof. Dr. Hänel von der Universität Kiel beipflichtete, hat sich als vergeblich erwiesen. Am 14. Juni ist der Zentralausschuß der Kammer einstimmig über die Ansprüche des Grafen zur Tagesordnung übergegangen und hat die Regierungsvorlage, d. h. die Thronfolge der Prinzessin Marie Adelheid, der ältesten Tochter des Großherzogs Wilhelm IV. genehmigt. Die Entscheidung der Kammer steht noch aus, die Majorität scheint aber geneigt, dem Votum des Ausschusses beizupflichten.

Am 9. Juni wurde das Ferienheim des Wiesbadener Vereins für Sommerpflege armer Kinder bei Niederseelbach eingeweiht.

Am 12. Juni fand die allgemeine Berufs- und Gewerbezählung auch in Nassau statt.

Am 13. und 14. Juni erfolgte das Automobilrennen um den Kaiserpreis auf der Strecke Kloster Thron—Usingen—Weilburg—Weilmünster—Reichenbach—Niederems—Esch—Glashütten—Königstein—Oberursel—Homburg—Saalburg—Kloster Thron. Der Italiener Nazarro (Firma Fiat) errang den 1., der Belgier Hautvast (Firma Pipe) den 2., der Deutsche Michel (Firma Opel) den 3. Preis. Leider blieb ein Toter und eine Anzahl Verletzte auf der Strecke.

Am 15. Juni wurde zu Wiesbaden das Grabdenkmal des Literarhistorikers Hofrat Prof. Dr. Konrad Beyer enthüllt. Den Akt nahm der Vorsitzende der „Literarischen Gesellschaft Wiesbadener Blumenorden“, Hofrat Dr. Spielmann, vor; die Gedächtnisrede hielt der Landesobmann des Deutschen Schriftstellerverbandes, Regierungsrat Dr. Joesten-Bonn.

Am 16. Juni beging der kleine Ort Wilhelmsdorf bei Usingen die Feier seines zweihundertjährigen Bestehens zugleich mit dem 1. Stiftungsfeste des Gesangvereins daselbst. Die Festrede hielt Lehrer Schmidt-Hundstadt; Landrat Geh. Reg.-Rat Dr. Beckmann-Usingen beglückwünschte die Gemeinde, deren Bürgermeister herzlichst dankte. Mittelschullehrer Dr. Dienstbach-Frankfurt entwarf ein Zeitbild von einst und jetzt. Das Fest verlief in schönster Harmonie.

Am 16. Juni wurde der Grundstein zur neuen katholischen Kirche in Höchst gelegt.

Am 20. und 21. Juni tagte wie alljährlich der Verein zur Erhaltung deutscher Burgen auf der Marksburg. Auch die Berliner Pankgrafenschaft nahm teil und veranstaltete eine Erstürmung der Burg. Am 22. und 23 Juni besuchte die Pankgrafenschaft die Stadt Rüdesheim und wurde dort festlich empfangen. Sie hat der Stadt eine Brunnenfigur gestiftet.

Auf der Sporkenburg bei Ems ist am 22. Juni die Gedächtnistafel an Kaiser Friedrich mit Versen v. H. L. Linkenbach enthüllt worden.

Karl Pallat, Sohn des Theatermitglieds August Pallat aus Wiesbaden, 1838 dort geboren, ist kürzlich in Amerika verstorben.. Er war ein ausgezeichneter Pianist und Musiklehrer. — Ein sehr hohes Alter erreichte Domänenrat a. D. Reichmann, der am 8. Juni im 92. Lebensjahre zu Wiesbaden starb.

Langenschwalbach hat jetzt ein ständiges Sommertheater, das von dem Mitgliede des Residenztheaters zu Wiesbaden Hans Wilhelmy dirigiert wird. Wilhelmy spielt auch in Schlangenbad und Soden.

Das nassauische Pionierbataillon zu Kastel erhält eine neue Kaserne.

Die Errichtung des Westerwaldmuseums zu Marienberg ist beschlossen. Es soll dazu ein geeignetes Bauernhaus erworben oder ein solches nach alter Bauart errichtet werden.

Die Stadt Höchst hat den Mittelbau des Bolongarischen Hauses als künftiges Rathaus angekauft. Damit wird wohl der alte stattliche Bau seine Renovierung erfahren.

Die Linde bei der Höchster Mainfähre, in deren Schatten Tilly nach seinem Siege gerastet haben soll, ist hohl; sie soll aber mit allen möglichen Mitteln erhalten werden.

Nassauische Personalien.

II. Quartal 1907.

Ernennungen u. a. Schulkandidaten Kuhn, Kilianstädten, z. Lehrer i. Rabenscheid; Striebig i. Odersberg; Wenzel, Eisenbach, i. Langhecke; Bott, Heimershausen, i. Blessenbach; Reitz, Montabaur i. Hettenhain; Chevalier, Usingen, i. Laisa; Happel, Reinershausen, i. Bellnhausen; Berlepp i. Wommelshausen; Schneider, Frankfurt, i. Breidenbach. Ger.-Referendar Bellenzer, Lorch, z. Assessor i. St. Goarshausen. Pfarrkandidat Eichhoff, Dillenburg, z. Aushilfe i. Nied. Landwirt W. Mai, Hausen b. U., z. Bürgermeister. Schulkandidaten Schultheiß, Frankfurt, z. Lehrer i. Hof; Spitzhorn, Lipporn, i. Pohl; Korn, Presberg, i. Niederjosbach; Thies, Wernicho, i. Schweickershausen; Götz, Griesheim, i. Hundsangen; Stöcker, Buchen, i. Gemmerich; Gath, Altenkirchen, i. Bicken; Bellinger, Frickhofen, i. Huppert. Lehrer J. Effelberger, z. Zt. Berlin, z. Taubst.-Lehrer i. Kamberg. G.-Aktuar Hatzmann, Nastätten, z. Sekretär in Frankfurt. Bürgermeister Dr. Uhde, Braubach, z. Gem.-Vorsteher in Norderney. Dr. E. Berdel, Höhr, z. Lehrer a. d. Keram. Schule das. G.-Aktuare Wannenmacher, Sigmaringen, z. Sekretär i. Königstein; Emter i. Usingen. Reg.-Assessor Groos, Höchst, a. d. Reg. z. Gumbinnen. G.-Komm.-Zeichner Stutius, Kassel, a. d. G.-Konsol.-Komm. Wiesbaden. Gew.-Rat Jaeckel, Köslin, z. Gew.-Inspektor i. Dillenburg. San.-Rat Dr. F. Hoffmann, Wiesbaden, z. Geh. San.-Rat. Dr. E. Pönsgen, Nassau, Dr. F. Schulz und Dr. F. Cuntz, Wiesbaden, z. San.-Räten. Kzlei-Inspektor Soldmann, Wiesbaden, z. Sekretär. Reg.-Baumeister Caesar, Berlin, a. f. n. Freiendiez G.-Sekretär Gärtner, Wiesbaden, z. G.-Kassenkontrolleur. Schulkandidaten Lohr, Dauborn, z. Lehrer i. Bottenhorn; Jürgenmeyer i. Heimbach; Schmidt, Frankfurt u. Ruppertshain. Reg. u. Baurat Multhaupt, Wiesbaden, z. Geh. Baurat. Schulkandidaten Kurz z. Lehrer i. Rennerod; Schramm i. Thalheim; Fritz, Oberneisen, i. Drommershausen; Nikolas, Frankfurt,

i. Merenberg; Knapp, Dauborn, i. Guntersdorf; Klein, Atzelgift i. Mengerskirchen; Flöcker, Frankfurt, i. Weilbach. Oberstleutnant a. D. Frhr. v. d. Osten-Sacken, z. Unterst. d. Badekommissars i. Ems. Reg.-Baumeister Imand, Wiesbaden, z. Wiss.-Bauinspektor i. Graudenz; Metzger, Wiesbaden, z. Eisb.-Betr.-Inspektor. Eisb.-Assistent Engel, Erbach, z. Bahnhofsvorsteher. Kaplan Klein, Wiesbaden, z. Vikar i. Niedergladbach. Wassb.-Inspektor Baurat Steiner, Bromberg, a. d. Reg. z. Wiesbaden. Kat.-Landmesser Kriechel u. Ulrichs, z. Kat.-Kontrolleuren. Reg.-Bausekretär Kölsch, Düsseldorf, a. d. Mel.-Bauamt Dillenburg. Kaufmann L. Hille, Limburg, z. Präs. d. Handelsk. Staatsanw. Dr. Eich, Elberfeld, a. s. n. Wiesbaden. Schulkandidaten Schäfer, z. Lehrer i. Probbach; Schauer i. Marienhausen; Kilp i. Langenaubach; Moog i. Eibingen; Laux i. Frickhofen; Götz i. Hausen v. d. H.; Gersbach i. Holzhausen a. d. H.; Hörpel, Frankfurt, i. Arborn; Linschied, Winden, i. Seelbach. G.-Assessor Donath, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das. Major u. Abt.-Komm. Uhden, Art.-Rgt. 27, z. Oberstleutnant. Major u. Abt.-Komm. Dony, z. Abt.-Komm. i. Art.-Rgt. 63. Reg.-Baumeister Neumann, Wiesbaden, z. Bauinspektor. O.-Postassistenten Belz, Wolf u. Zell, Wiesbaden; Schmidt, Herborn z. P.-Sekretären. P.-Assistenten Becker, Kronberg; Berndt, Hoffmann, Höchst; Hoffmann, Müller und Scheid, Wiesbaden; Both u. Heinz, Weilburg; Brandt, Biebrich; Cäsar, Soden; Jung, Elfeld; Lauer, Hadamar; Lenz, Höhr; Schneider, Hachenburg; Menges, Limburg, z. O.-P.-Assistenten. O.-Postinspektor Zott, Dresden, z. Postdirektor i. Wiesbaden. Tel.-Assist. Schulz, Wiesbaden, z. O.-Tel.-Assist. V.-Wachtm. Frhr. v. Schütz z. Holzhausen, Oberlahnstein; Meister, Höchst, z. Leutnants d. R. Pfarrvikar A. Müller, Wiesbaden, z. Ruppertshofen ord. Gew.-Referendar Vogt, Wiesbaden, z. Hilfsarbeiter d. Gew.-Inspektion Aurich. Reg.-Hilfsbote J. Gehrig, Wiesbaden, z. Kreisboten i. Rüdesheim. Bau-Supern. Lange, Kassel, z. Kr.-Bausekretär i. Homburg. Kr.-Bausekretär Stück, Homburg, i. Polizeipräsidium Berlin. Kanzlist Skaja, Wiesbaden, z. Kanzl.-Insektor a. Landger. Mittelschullehrer Höchst, Torgau, n. Langenschwalbach. Lehrer Schnupp, Wirges, z. Hauptlehrer. Kaplan Urban, Schwalbach, z. Pfarrverweser. Amtsrichter Rohrmann, Siegen, u. Dr. Neff, Nentershausen, z. Landrichtern i. Wiesbaden. R.-Kandidat J. Trimborn, Wiesbaden, z. Referendar. Pfarrer Obenaus, Limburg, z. Dekan. Reg.-Referendar Frhr. v. Dungern, Wiesbaden, z. komm. Bürgermeister i. Braubach. Ger.-Assistenten Schröder u. Dickel, Wiesbaden, z. Sekr. Ger.-Assessor Dr. Braun, Homburg, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Synod.-Vikar Minor, Wiesbaden, z. Vikar i. Dausenau. Reg.-Baumeister Grün, Wiesbaden, a. d. Reg. das. Gef.-Sekretär Höhner, Elberfeld, z. Straf.-Anst.-Inspektor i. Diez. Ger.-Referendar Dr. Ingenohl, Wiesbaden, z. Assessor i. Langenschwalbach. Als Postsekretär ang. Blechschmidt i. Ems; Heiderich i. Frankfurt; Hisgen i. Wiesbaden; Kreuter i. Biebrich; Meimeth i. Frankfurt; Menges i. Montabaur; Moll i. Elfeld; Uhtenwoldt i. Königstein. Gem.-Rechner A. Schmidt, Schierstein, z. Bürgermeister. Amtsrichter Weidemeyer, Rudolstadt, z. Landrichter i. Wiesbaden. Gem.-Rechner V. Mies, Enspel, z. Bürgermeister. Bur.-Assistent Stroh, Ems, z. Stadtrechner. Reg.- u. Bauräte Rasch u. Behrendt, Wiesbaden, z. Geh. Bauräten. Kurbureau-Assistent F. Besier, Wiesbaden, z. Sekretär. Tierarzt Dr. Morgenstern, Marienberg, z. Kreistierarzt. Musikdirektor E. Brand, z. Kurkapellmeister i. Königstein. Oberförster Quint, Rennerod, z. Reg.- u. Forstrat i. Wiesbaden. Oberförster Mottau, a. s. i. Rennerod. Gef.-Insp.-Assistent Senff, Wiesbaden, z. Gef.-Kassenrendant i. Moabit. Gymn.-Oberlehrer Dr. Bomberg, Hanau, z. Gymn.-Direktor i. Dillenburg. Reg.-Baumeister J. Metzler, Wiesbaden, z. Eisb.-Bau- u. Betr.-Inspektor. Geh. Baurat Multhaupt, Wiesbaden, z. Vorst. d. Eisb.-Betr.-Inspektion Paderborn. Reg.- u. Baurat Fliegelskamp, Trier, z. Vorst. d. Eisb.-Betr.-Inspektion Wiesbaden. Reg.-Baumeister Arendt, Wiesbaden, a. s. i. Posen. Ger.-Assessor Liebmann z. Rechtsanwalt i. Wiesbaden. Ger.-Assessor Körner, Neuwied, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Oberleutnants Michaelis u. Gaupp, Inf.-Rgt. 87 u. 88, z. Hauptleuten. Hauptleute Goebel, Art.-Regt. 27, Schenck i. Art.-Rgt. 63 z. Majoren. Oberst Frhr. v. Süßkind v. Füsil.-Regt. 80 z. Gen.-Major d. 41. Inf.-Brigade. Oberst v. Conta vom Inf.-Rgt. 116 z. Komm. d. Füsil.-Rgts 80. Dom.-Pächter V. Henn, Armada-Hof, z. Kgl. Oberamtmann. Reg.-Ziv.-Supernumerare Schnug u. Groß, Wiesbaden, z. Sekretären. Landwirt L. Baumann II., Oberroth, z. Bürgermeister. Kreisschulinspektor Scharf, Dortmund (fr. Rainberg) z. Seminardirektor i. Werl. St.-Sekr. Lindenau, Biebrich, z. O.-St.-Einnehmer. O.-St.-Einnehmer Lescheck, Wiesbaden, z. St.-Sekretär. Ger.-Assessoren Dr. Gruner, Wiesbaden, z. Hilfsrichter; Borgmann, Wiesbaden, z. Mag.-Assessor. Landrat G. v. Hertzberg, Wiesbaden, z. Pol.-Präsident i. Charlottenburg. Oberförster Euler, Potsdam, a. s. n. Hatzfeld. Ger.-Assessor Bär, Wiesbaden, z. Landrichter i. Frankfurt. Reg.- u. Gewerbeschulrat Wolf, Arnsberg, a. s. n. Wiesbaden. Oberlandmesser Bornhofen, Wiesbaden, z. Stadt-Vermessungsinspektor. Kat.-Inspektor Haase, Köln, z. Hausinspektor i. Oranienstein. Bürg.-Stellvertr. D. Ludwig, Miehlen, z. Bürgermeister. Architekt K. Belz, Langenschwalbach, z. Stadtbaumeister i. Elfeld. Stadtsyndikus Ph. Haerten, Münster i. W., z. Bürgermeister i. Limburg. Reg.-Assessor Sarrazin, Posen, z. Adlatus d. Landrats i. Höchst. Ger.-Assessoren Effelberger, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Höchst; Friedrich, Langenschwalbach, i. Wiesbaden; Muellenbach, Elfeld, z. Landrichter i. Duisburg. Steuersupernumerar Markloff, Diez, z. St.-Sekretär. Rebveredlungsstationsvorsteher Oppermann, Geisenheim, z. Obst- u. Weinbaulehrer i. St.-Goarshausen. Landwirt K. Schuhmacher, Dessighofen, z. Bürgermeister. Ger.-Assessor Dr. F. Reich, Wiesbaden, z. Konsistorialassessor. Reg.-Bauführer R. Schaefer, Wiesbaden, z. Reg.-Baumeist. Postinspektor Adrian, Halle, z. Postdirektor i. Königstein. Ger.-Assessor Dr. Brück, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Elfeld. Kaplan Hüfner, Wiesbaden, z. Dr. d. Theologie (Freiburg i. Br.). A.-Richter Lucas, Wiesbaden, a. d. Landger. das. Ger.-Assessor Spengler, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das.; Lehrer Wirbelauer, Langenbach, z. Hauptlehrer i. Marienberg. Lehrer Grün, Diez, z. Hauptlehrer. Hilfspfarrer J. Seitz, Dillbrecht, z. Pfarrer. Postinspektor Bracht, Weilburg, z. Postdirektor. Ger.-Assessoren Donath, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Gummersbach; v. Heemskerck, Idstein, i. Wehen. Beigeordneter Lübke, Elberfeld, z. 1. Bürgermeister i. Homburg. Landrichter Lindemann, Wiesbaden, z. Hilfsrichter b. O.-L.-Gericht i. Frankfurt. Ger.-Assessor Dr. Reiß, Frankfurt, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. A.-Richter Dr. Weber, Dillenburg, u. Sayn, Höchst, z. A.-Ger.-Räten. Kassenbote A. Katzenbach, Sossenheim, z. Vollziehungsbeamten i. Höchst. Landrat v. Heimburg, Biedenkopf, a. s. i. Wiesbaden. Reg.-Assessor Dr. Neufforge, Wiesbaden z. Reg.-Rat. Steuersekretär W. Cläßner, Lippstadt (geb. Herborner) z. O.-Grenzkontrolleur i. Bleischwitz. Lehrer K. Hopf, Frankfurt, u. Präp.-Lehrer Steuernagel, Herborn, z. Mittelschullehrern. Oberleutnant v. Normann, Inf.-Regt. 96, z. Hauptmann i. Füs.-Rgt. 80. Hilfsprediger H. Schlosser, Wiesbaden, z. Pfarrer das. O.-Arzt d. R. Dr. Otto, Wiesbaden, z. Stabsarzt, U.-Ärzte Dr. Weege, Limburg, u. Dr. Wahlmann, Wiesbaden, z. Ass.-Ärzten. Kgl. Silberverwalter Wessel z. Schloßkastellan i. Wiesbaden. Rechtskandidat M. Nathan, Wiesbaden, z. Referendar i. Hochheim. Reg.-Bauführer W. Ohme, Wiesbaden, z. Reg.-Baumeister. Eis.-Bauinspektor Koester, Marienberg, z. Eis.-Bau-Vorstand i. Westerburg. Regierungsrat Dr. Medding, Köslin, a. s. i. Wiesbaden. Stadtvikar F. Rohr, Wiesbaden, z. Vikar i. Oberstedten.

Jubiläen u. a. März: 23. Arbeiter G. Burkhard, Eppstein, 50 J. i. D. d. Metallfabrik. — 27. Förder-

meister Ph. Wingeroth, Michelbacher Hütte, 30 J. i. D. — 31. Bürgermeister W. Löhr, Thalheim, 80 J. a. — **April:** 1. Postschaffner J. Mittelheimer, Lorch, 25 J. a. O. — Bürgermeister Feigen, Homburg, 25. J. a. O. — 8. Kellermeister A. Stroh, Wiesbaden, 50 J. i. D. — 9. Kanzleirat a. D. W. Flindt, Wiesbaden, 88 J. a. — 11 Schlosser F. Menges, Wiesbaden, 70 J. a., 46 J. b. Fa. Philippi. — 24. Lehrassistent Dr. Pirath, Wiesbaden, 25 J. a. Labor. Fresenius. — **Mai:** 1. Lehrerin Kruse, 25 J. a. Institut Schaus, Wiesbaden. — Hauptlehrer Haibach, Freiendiez, 25 J. a. s. a. O. — Lehrer Hof, Schaumburg, 50 J. i. A. — Färber F. Ameis, Hörbach, 40 J. b. Wilh. Bender, Herborn. — Küster Fuhr, Hachenburg, 50 J. i. A. — 2. Gymn.-Prof. Dr. Adam, Wiesbaden, 40 J. das. — 12. Bürgermeister Heidrich, Hölsenhausen, 25 J. i. A. — 19. Pfarrer Th. Ziemendorff, Wiesbaden, 70 J. a. — **Juni:** 6. O.-Sekretär Diehl, Rüdesheim, 40. J. i. D. — 20. Pfarrer Gruber, Wiesbaden, 25 J. i. A. —

Pensionierungen usw.: Prof. F. Deubner, Ref.-Real.-Gymn., Wiesbaden. Steuersekretär E. Ruth, Homburg. Postsekretär Schäfer, Eppstein. Eisb.-Betr.-Inspektor Horstmann, Breslau (geb. Nassauer). Pfarrer Fr. Schlag, Oberstedten. Geh. Just.-Rat Hilf, Limburg, Amt als Handelsk.-Präsident niedergel. Staatsanwaltschaftsrat Bennerscheidt, Wiesbaden. Standesbeamter Ring, Bleidenstadt, Amt niederg. Oberlehrer L. Achard, Homburg. Geh. Med.-Rat Dr. Grandhomme, Frankfurt. Major u. Abt.-Komm. Schlüter, Art.-Regt. 63, z. Disp. gest. Telegr.-Sekretär Strütz, Wiesbaden. Lehrer Jung, Aßmannshausen. Bürgermeister Fuhrmann, Miehlen, niedergel. Pfarrer Eberz, Langenschwalbach. Eisb.-Packmeister W. Gerner, Freiendiez. Dekan D. Ludwig, Johannisberg. Postdirektor Ph. Neubauer, Siegburg. Oberbriefträger K. Weil, Friedrichsdorf. Eisb.-Assistent J. Krumpholz, Ems. Pfarrer A. Schmitthenner, Dickschied. Bürgermeister W. Singhof, Dessighofen, niedergel. O.-Leutnant Freiherr von Brandis, Wiesbaden, Absch. bew. Kreisbote Klingner, Rüdesheim.

Todesfälle: März: 23. Hauptlehrer Schmidt, Marienberg. — 25. Nass. Veteran L. Güth, Marienfels (geb. 1826). — Gymn.-Direktor Prof. Dr. Langsdorff, Dillenburg. — Fischmeister Griebling, Selters (geb. 1821). — 26. Landger.-Rat a. D. A. Freusberg, Limburg (geb. 1846). — 28. Elektrotechniker (Fabrikant) C. Th. Wagner, Wiesbaden (geb. 1826). — 29. Lehrer Christ, Biebrich. — **April:** 1. Pfarrer K. W. Müller, Dausenau (geb. 1847). — 2. Postdirektor Kolbe, Königstein. — 6. Professor W. Brünicke, Idstein (geb. 1849). — Großh. Lux. Hofgärtner J. Poths, Königstein. — 7. Dr. med. G. Justi, Idstein (geb. 1839). — 8. Geh. Baurat F. Usener, Frankfurt (geb. 1841). — 9. Ingenieur E. Zollmann, Wiesbaden. — 10. Bürgermstr. Maus, Reitzenhain (geb 1847). — 11. Justizrat Dr. J. Bergas, Wiesbaden (geb. 1851). — Städt. Mat.-Verwalter H. Schumacher, Wiesbaden (geb. 183'/. — 14. Hofapotheker Dr. R. Schultze, Wiesbaden (geb. 1864). — 15. Dr. med. A. Marc, Wiesbaden (geb. 1833). — 16. Kurhausverwalter a. D. W. Enders, Wiesbaden (1834). — 19. Bürgermeister Zimmermann, Weyer. — 20. Bürgermeister Schaller, Oberstedten. — 21. Direktor d. Ostafr. Gesellschaft B. F. Perrot, Wiesbaden (geb. 1874). — 23. Amtsger.-Rat a. D. A. Jeckeln, Wiesbaden (geb. 1818). — 25. Pfarrer a. D. A. Bender, Schadeck (geb. 1825). — 26. Gutsbesitzer K. v. Reichenau, Wiesbaden (geb. 1853). — (?) Bürgermeister K. Hellerbach, Buch (geb. 1835). — 28. Bürgermeister C. Steinbrenner, Haiger. — Hauptlehrer F. Gabriel, Diez (geb. 1852). — 30. Förster a. D. H. Mosbach, Wiesbaden (geb. 1819). — Reichsgraf Philipp von Ingelheim, Geisenheim (geb. 1855). — **Mai:** 1. Kanzleirat a. D. Gerhard, Wiesbaden (geb. 1835). — 2. Lehrer L. Cunz, Wiesbaden (geb. 1861). — 5. Prof. Dr. K. Christ, Geisenheim (gb. 1857). — 16. Steueraufseher a. D. H. Mohr, Wiesbaden (geb. 1836). — 6. Buchhändler G. Schweighöfer, Usingen. — 7. Landesbanksekretär a. D. W. Schmidt, Wiesbaden (geb. 1843). — Kammermusiker a. D. J. Fein, Wiesbaden (geb. 1836). — Oberingenieur a. D. W. Vogelsberger, Wiesbaden (geb. 1834). — 13. Dr. med. F. Knauer, Wiesbaden (geb. 1863). — Amtsrichter a. D. Dilger, Wiesbaden (geb. 1823). — Lehrer a. D. Völpel, Weilmünster (geb. 1823). — **Juni:** 2. Reg.-Sekretär H. Richter, Sonnenberg. — 5. Pfarrer a. D. F. Aßmann, Kronberg (geb. 1824). — 7. Ger.-Diener a. D. Müller, Königstein (Veteran, geb. 1849). — 8. Pianist K. Pallat, Cleveland (geb. Wiesbadener, 1838). — Domänenrat a. D. Reichmann, Wiesbaden, 92 J. a. (geb. 1815). — 9. Landwirt J. Ch. Prag, Engenhahn, 90 J. a. (geb. 1817). — 14. Architekt K. v. Roeßler, Wiesbaden (geb. 1836). — 19. Stadtältester J. F. Meckel, Herborn (geb. 1822). — ? Architekt W. Schickel, New-York (geb. Wiesbadener). — 24. Landgerichtsdirektor a. D. Grau, Wiesbaden (geb. 1836).

Nassauischer Geschichtskalender.

Juli.

1. 1584. Eröffnung der Academia Joannea zu Herborn durch Graf Johann VI. mit 10 Professoren.

2. 1796. Die französische Maas- und Sambre-Armee unter Jourdan überschreitet zum 2. Male in diesem Jahre (s. Nr. 11) den Rhein bei Neuwied und dringt bis in die Oberpfalz vor. (Französische Revolutionskriege.)

6. 1324. Der Großkomtur des deutschen Ritterordens Werner von Ursel wird zum Hochmeister erwählt. Er stammte aus der Ritterfamilie von Ursel, wurde um 1270 geboren und am 19. XI 1330 ermordet. (Vergl. „Nassovia" Nr. 17/18 von 1902.)

8./9. 1578. Landessynode zu Dillenburg. Die aus Sachsen vertriebenen kryptokalvinischen Theologen D. Widebram, D. Pezel und D. Cruciger gewinnen die dillenburgischen Geistlichen dem Kalvinismus.

14. 1647. Kapitulation von Rheinfels Die hessendarmstädtische Besatzung unter Oberst von Koppenstein zieht frei ab. Die Hessen-Kasseler haben damit die ganze Niedergrafschaft wiedererobert. (Großer Krieg.)

13. 1489. Die nassau-dillenburgische Bergordnung erscheint, erlassen von Graf Johann V.

Briefkasten.

Der Herausgeber ist für die Zeit vom 29. Juni bis zum 31. Juli verreist. Korrespondenzen können daher erst nach letztgenanntem Termin erledigt werden. Die Nummer 14 wird rechtzeitig in die Hände der Leser gelangen. Wenn die Nummer 15 sich für die Postabonnenten etwas verspäten sollte, so wird gütigst um Entschuldigung gebeten.

J. B. in R. Die nassauischen Farben waren ursprünglich Gelb und Blau (goldner Löwe im blauen Felde). Wann das Gelb sich in Orange verwandelte, vermögen wir nicht anzugeben; die Fahnen von 1808 sind noch gelb. Mit Oranien hat die Farbe nichts zu tun.

K. R. in W. Der Artikel war vom Herausgeber.

Redaktionsschluß: 26. Juni.

Inhalt: Der Westerwälder. (Gedicht.) Von C. Spielmann. — Das Walburgisstift zu Weilburg. Von J. Mankel. — Hartmut von Kronberg. (Schluß.). Von Prof. D. E. Knodt. — Schreckenstage in Bechtheim 1792—97. Von F. Heil. — Die Diezer Schulordnung von 1736. Von J. Brumm. — Ruine Ardeck. Von H. Heck jun. — Schwarz-rot-gold. Von S. Krücke. (Schluß.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauische Personalien II. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten. —



№ 14. Wiesbaden, den 16. Juli 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Armes Kind!

Ein weicher, warmer Frühlingswind
Durchsäuselte die Welt;
Da hatte sich ein blasses Kind
Am Gitter aufgestellt.
Es blickte in den Hof hinein
Nach einer Mädchenschar,
Die dort im gold'nen Sonnenschein
Im munt'ren Spielen war.

Und lieber Kinderlieder Schall
Ertönte rein und hell;
Es sprudelten die Stimmchen all
Frisch wie ein klarer Quell:
Das Sternenlied, das Lied vom Mond
Und „Maienkäfer flieg", —
Eins nach dem andern, wie gewohnt,
Laut in die Lüfte stieg.

„Ach!" dacht' das Kind, das sich am Tor
Fast wund die Stirne stieß,
„Nicht besser hat's der Engelchor
Im Himmelsparadies.
Ein sauber' Kleid von warmer Woll',
Kein Tritt, kein Puff und Schlag,
Ein weiches Bett, ein Näpfchen voll
Mit Suppe jeden Tag!"

„Das Waisenhaus!" sprach eine Frau
Vorübergeh'nd zum Mann:
„Verweil' ein wenig nur und schau!"
Und hielt die Schritte an.
„Wie's mich mit Trauer stets umweht,
Wenn diese Schar ich seh',
Die, jetzt zu jung noch, nicht versteht
Ihr eig'nes tiefes Weh.

O Lieb'! O warme Elternhut,
Umschlingend die Natur!
Wie zieht so stolz mit ihrer Brut
Die Henne durch die Flur.
Dort baut der kleine Sängergast
Dem Nachwuchs schon sein Nest,
Und sorgsam hält ein jeder Ast
Sein erstes Blättchen fest!

Ach, uns're süße Annemarie!
Zu ihr, zu ihr geschwind!" —
Und mit dem Kleide streifte sie
Das unbemerkte Kind.
Das blickte ihnen nach so starr,
Bis roh ein Ton es weckt':
„Nanu, was stehst du dort, du Narr?"
Und es von dannen schreckt.

Noch zögert's, als der Vater schon
Am Haar es reißt und zieht;
Dann hetzt es zitternd, scheu davon,
Wie wund ein Reh entflieht.
Ein weher Blick, ein Seufzer schwer;
Der Trunk'ne schimpft und lallt,
Tappt fluchend, taumelnd hinterher,
Und der Gesang verhallt.

Doch nachts, als auf der Spreu es schlief
Im winkligen Verließ,
Da kam die Waisenschar und rief
Und führt's in's Paradies. —
Ein warmes Bett, ein Näpfchen voll,
Verbeult kein einzig' Glied,
Und wie ein brausend Meer umscholl
Sie all ein Kinderlied.

Minna von Konarski.

Das Walburgisstift zu Weilburg.

2) Von J. Mankel. (1. Fortsetzung.)

Da durch die Reformation nicht nur die kirchlichen Verhältnisse, sondern auch die finanziellen des Stiftes merklich verschoben wurden, so ist es zum besseren Verständnis der weiteren Stiftsgeschichte notwendig, dem Verlauf der Reformation in Weilburg etwas zu folgen.

Die Reformation in den Weilburger Landen setzte unter dem Grafen Philipp III. mit dem Jahre 1524 ein und nahm unter des Grafen Schutz bald einen guten Fortgang.

Graf Philipp war ein gebildeter Fürst mit einem empfänglichen Herzen und staatsmännischem Blick. Die von Wittenberg ausgehende kirchliche Bewegung fand bei ihm, wie auch bei vielen anderen Fürsten, zumal bei seinem angesehenen nahen Verwandten, Wilhelm von Oranien, eine günstige Aufnahme. Bestärkt wurde Graf Philipp in seiner Stellungnahme der neuen Lehre gegenüber von seinem Hofprediger Heinrich Stroß, genannt Romanus, der meist bei ihm auf dem Schlosse zu Weilnau lebte, und seinem Sekretär Johann Chun. Beide Männer wurden wieder die Ursache, daß der Graf den berühmten württembergischen lutherischen Theologen Dr. Schnepf als Hofprediger nach Weilburg berief zu dem ausgesprochenen Zweck, die Reformation in Weilburg zu fördern. Der Graf hatte dem berühmten Manne große Versprechungen gemacht, die sich jedoch durch die Ungunst der Verhältnisse zum Nachteil Schnepfs nur teilweise erfüllten. Die Besoldung Schnepfs wurde ihm teils vom Grafen selbst durch dessen Rentmeister Balthasar, teils auf des Grafen Befehl vom Stift bezahlt. Auch eine Amtswohnung hatte er in einem Stiftsgebäude inne. Die Lage Dr. Schnepfs war keine beneidenswerte. Seine Frau und sein Söhnchen hatte er in seiner Heimat zurückgelassen und wurden von ihm sehr vermißt. Von dem Grafen, der trotz seiner Liebe und Hinneigung zur neuen Lehre aus politischer Rücksichtnahme zögernd und bedächtig vorging, nur lau unterstützt, von den Stiftsherrn angefeindet und überall gehemmt, war sein Dasein von vielen Verdrießlichkeiten ausgefüllt. Die Herren vom Stift hatten offenbar von Trier aus die geheime Weisung erhalten, alle nicht stiftungsgemäßen Zahlungen abzuweisen, wo dies aber dem Grafen gegenüber nicht durchführbar sei, die Zahlung möglichst lange hinauszuschieben und durch Schwierigkeiten aller Art die Sache der Reformation zu hemmen. Darunter mußte natürlich Dr. Schnepf leiden. Dazu kam noch, daß er keine würdige Kirche für seine Predigten hatte. Auf seine dringende Bitte, das Kloster Pfannstiel aufzuheben und aus dessen Einkünften eine neue Kirche zu erbauen, ging der Graf vorerst nicht ein. Das alles verleidete Dr. Schnepf den Aufenthalt in Weilburg dermaßen, daß er 1528 einen Ruf Philipps des Großmütigen als Theologieprofessor an die neugegründete Universität Marburg annahm und im Sommer 1528 dorthin übersiedelte. Auch der katholische Stadtpfarrer Joh. Roß hatte durch seine von der Kanzel herab gegen die evangelische Lehre gerichteten maßlosen Angriffe viel zu dem Weggang Schnepfs beigetragen. Dafür traf ihn nun auch die Ungnade des Grafen. Dieser entsetzte ihn seines Amtes und berief nunmehr einen evangelischen Geistlichen an die Martinskirche, nämlich Peter von Usingen, der aber schon vier Jahre später (1532) verstarb. Ihm folgte der evangelische Pfarrer Justus Volkmarsen aus dem Hessischen. Den ereilte wegen seiner kirchlichen Strenge und Unduldsamkeit das gleiche Schicksal wie den katholischen Stadtpfarrer Joh. Roß. Er wurde ebenfalls seines Amtes entsetzt, und mußte arm, alt, kränklich und ohne jegliche Pension von dannen ziehen. Sein geringes Vermögen war bei der spärlichen Besoldung aufgezehrt worden. Zudem gingen die einzelnen Besoldungsteile nur sehr unregelmäßig ein. Sogar das Stift schuldete Volkmarsen bei seinem Weggang noch Zehnten. Aus dieser Nachricht können wir schließen, daß das Stift die Besoldung des Stadtpfarrers hatte aufbessern müssen. 1538 hob der Graf den Pfannstiel endlich auf; die Klostergüter wandelte er in Domänengüter um, dessen Barmittel dagegen benutzte er zum Aufbau seiner Reformationskirche an Stelle der niedergelegten Stifts- und Martinskirche. Bei dieser Gelegenheit mag der Graf die Erhöhung der Besoldung des Stadtpfarrers seitens des Stifts durchgesetzt haben. Nach dem Weggang Volkmarsens wurde die Lage der evangelischen Geistlichen in Weilburg noch trostloser. Die Stadtpfarrerstelle konnte eine Zeitlang aus Mangel an ordentlichen Pfarrern nicht besetzt werden und wurde von Hilfspredigern versehen. Erst 1541 erhielt die Stelle wieder einen ordinierten Geistlichen. Es war dies der wegen seines evangelischen Glaubens aus Friedberg vertriebene Pfarrer Konrad Dorplatz. Die Besoldungsverhältnisse der Stelle waren inzwischen angenehmere geworden. Der Präsenzmeister des Stifts erhielt die Verpflichtung auferlegt, dem Stadtpfarrer die Mühe des Eintreibens seiner Besoldung abzunehmen und ihm dieselbe quartalweise regelmäßig auszuzahlen. Zugleich erhielt der Pfarrer so viel Wiesenwachs überwiesen, daß er sich eine Kuh halten konnte.

Im Jahre 1544 starb der Hofprediger Romanus. An seine Stelle kam Kaspar Goltwurm, der 1546 auch seine Ernennung zum Kirchenvisitator erhielt. Durch diesen tüchtigen Mann wurde die Reformation, wenn auch langsam, so doch endlich siegreich

durchgeführt. Selbst die Stiftsgeistlichen wandten sich zum Teil der neuen Lehre zu. Zwar erschien 1548 das Interims-Edikt, wodurch es eine Zeitlang schien, als sollte es dem Erzbischof von Trier gelingen, die Reformation in den Weilburger Landen zu unterdrücken. Die der Lehre Luthers günstig gesinnten Stiftsgeistlichen wurden dadurch eingeschüchtert und traten wieder zum Katholizismus zurück. Nur der Glöckner des Stifts, Jakob Rauch, blieb standhaft und wurde seines Amtes entsetzt. Auch Goltwurm und mit ihm einige Landgeistlichen verloren 1550 ihre Stellen; Goltwurm mußte außer Landes gehen. Doch blieb vor allen Dingen die Weilburger Bürgerschaft der evangelischen Lehre treu. Graf Philipp verhielt sich zuwartend abseits. Die Gefahr der Gegenreformation ging indessen vorüber. 1552 wurde das Interim in Weilburg schon wieder aufgehoben, und Goltwurm kehrte nach Weilburg zurück. Damit hatte die Reformation in Weilburg ihr Ende erreicht.

Die Stiftsschule und die Gründung der Freischule.

Mit ihrer Pflicht als Stiftslehrer haben es die Stiftsherren nicht sehr genau genommen; denn der Kanoniker, welchem diese Pflicht oblag, und der dafür sein Gehalt bezog, mietete sich später einen Schulmeister, den er dafür nicht nur mit einem Spottlohn honorierte, sondern ihm denselben auch noch ungebührlich lange schuldig blieb. Der gemietete Schulmeister Johann Orth aus Herborn, der während der Reformationszeit in Weilburg lebte, stimmt in seinen Briefen gar bewegliche Klagen darüber an. Hierzu zwei Beispiele. „Ich geschweige, daß ich nun zwey jar hier diener gewest bin: in sollicher Zeit hab ich den herrn scholaster nur einmal in der schoel gesehen. Alle vier fest und lieb frawentag ist er schuldig gewest, ein kindermeister zu laden, mit ihm zu essen: es war zur weilburger kirmeß ein jar, daß ich das letztemal in seinem hauß gessen hab." An einer andern Stelle klagt Orth: „Man gibt all Jacoben alle Quartal 10 Gulden, die kost und kleydung; er ist ein lediger Gesell, klagt gleichwol, er kennt mit sollicher Besoldung nit zukommen; ich und meyn Hausfraw haben nit 20 Gulden (jährlich Verf.), soll mich selber bekostigen und bekleyden. Das weiß ich und wills beweißen, daß ich täglich noch so viel Arbeit hab getan als Magister Jacob." Außer dieser kargen Besoldung hatte Orth noch 2—3 Gulden Schulgeld von den Schülern, natürlich freiwilliges, und eine kleine Vergütung für die Leitung des Singchors in der Kirche.

Die Stiftsschule verfolgte nur den alleinigen Zweck, ihren Schülern so viel Kenntnisse zu vermitteln, als zur Vorbereitung und Ausübung des Gottesdienstes notwendig war. Als im Jahre 1548 das erzbischöfliche Ordinariat zu Trier zur Durchführung des Interims eine Visitation des Walburgisstiftes vornehmen ließ, da scheint man bürgerlicherseits eine Verbesserung der Stiftsschule angestrebt zu haben. Doch die trierschen Visitatoren wußten diese freiheitlichen Forderungen mit der zu nichts verpflichtenden Bemerkung hinzuhalten: „Über die in dem Stifte zu haltenden theologischen Vorlesungen, über die Stiftsbibliothek und Stiftsschule wollten sie ein andermal weiter beratschlagen." Da man aber in protestantischen Kreisen sich wohl bewußt war, daß die Reformation nur durch eine bessere Schulbildung im Volke feste Wurzeln schlagen könne, so ging man überall in deutschen Landen, der Mahnung Luthers, Schulen zu gründen, Rechnung tragend, rüstig ans Werk, Volksschulen ins Leben zu rufen. Es waren dies indessen keine Volksschulen im heutigen Sinne, sondern Lateinschulen. Auch Graf Philipp III. gründete aus dieser Erkenntnis heraus schon 1540 eine eigene Freischule für gelehrte und allgemeine Bildung, woraus sich das Gymnasium entwickelte. Die Lehrer der Freischule waren Theologen, die im Nebenamt auch als Pfarrer tätig sein mußten. Der erste Rektor der Freischule war Justus Syringus aus Waldeck, seine Mitarbeiter waren Bernhard Stein und Johann Orth. Wie aber bei dem evangelischen Pfarrerstande, so fehlte es auch bei dem evangelischen Lehrerstande zunächst an Geldmitteln zu einer ausreichenden Bezahlung der Lehrkräfte. Solange die Mittel des Stifts für die protestantische Sache nicht verfügbar wurden, solange war auch auf eine gedeihliche Entwickelung des Schulwesens nicht zu hoffen. Das erleichtert uns das Verständnis für die von den Freunden der Reformation so sehnsüchtig angestrebte Erwerbung des Stiftes. Schulgeld brauchten die Schüler der Freischule nicht zu zahlen; andernfalls wäre der Name „Freischule" nicht recht verständlich. Den Lehrern gegenüber waren die Schüler in dieser Beziehung wenigstens zu nichts verpflichtet. In dem Berufungsschreiben des zweiten Rektors, Jakob Charisius, heißt es nämlich: „Des soll er von khinem schülir, fremden oder heimischen, khein Besoldung (Schulgeld) fordern, wirt ihm aber etwas aus gutem willen geschenkt, so mag er es nehmen." Die Gründung der Freischule bedeutete den Leistungen der Stiftsschule gegenüber einen großen Fortschritt. Während sich die Stiftsschule bei einem gemieteten Schulmeister damit begnügte, das Verständnis des katholischen Gottesdienstes zu lehren, war die Freischule bei drei Lehrern und anerkannt tüchtigen Kräften darauf bedacht, „allerlei christliche und erbare Kunst, gute sitten und wandell, gott dem allmächtigen zu lobe und ehren, auch gemeinen christlichen nuz und unserer lantschaft zu gueten" zu vermitteln. Allerdings waren die Verhältnisse an der Freischule, was Beschaffenheit und Ausstattung der Schulräume anlangt, noch recht primitive. Es fehlte eben am nötigen Geld. 1589 wurde mit der Berufung des Rektors Scheuring der Grund zu dem höhern Charakter der Freischule gelegt. Nach der Umwandlung des katholischen Walburgisstiftes wurde die Stiftsschule mit der Freischule verbunden. Um Lehrer für die Freischule heranzubilden, erhielten die nassauischen Theologie-Studierenden jährlich 24 Gulden Unterstützung, und um sie zum Fleiß anzuspornen, versprach der Graf jedem Studenten, sobald er „einen Gradum machen würde" (Doktortitel), eine besondere Zulage. Die Gelder hierzu sollten nach der von Goltwurm und Dr. Sarcerius in Dillenburg entworfenen Stipendiatenordnung genommen werden 1) aus der geistlichen Pfründen, 2) aus den Vermächtnissen einzelner hier und da bestehender Altäre, an welchen bisher Messe dafür gehalten worden war

und 3) aus den gemeinen Kirchenkassen, soweit sie dazu in der Lage wären.

Umwandlung des Walburgisstiftes.

Am 3. Januar 1555 erfolgte die Aufhebung und Übergabe des katholischen Walburgisstiftes an den Grafen. Die Umwandlung geschah auf gesetzlichem Wege. Auf Goltwurms dringende Vorstellungen hin trat der Graf endlich aus seiner Reserve heraus und beschloß, das Walburgisstift in seinen Besitz zu bringen und es zum besten der Kirche und Schule in Stadt und Land zu verwenden. Eine Gelegenheit dazu bot die Besetzung der Pfarrstelle zu A l g e s - h e i m, deren Besetzungsrecht bisher der Graf in Gemeinschaft mit dem Erzbischof zu Trier ausübte. Nach gegenseitig getroffener Vereinbarung verzichtete der Graf auf dieses Besetzungsrecht, wofür ihm der Erzbischof das Walburgisstift mit allen Rechten und Pflichten überließ. Zur Zeit des Übergangs des Stifts an die protestantische Kirche waren von den Stiftsherrn noch am Leben und bezogen ihr Gehalt aus demselben weiter der Dekan Jakob Weilnau, der Scholastikus Peter Weilnau, der Organist Hironymus, der Kanoniker Christoph Kreich, der Stadtpfarrer Peter Frensius und Philipp Chuno, ein Stipendiat. Der letzte Kanoniker starb 1564. Durch die Überweisung der Einkünfte des Stifts an die protestantische Kirche erhielt diese erst eine feste wirtschaftliche Grundlage. Nunmehr galt es, in die Einkünfte und Gefälle des Stifts die nötige Ordnung zu bringen. Dieser mühevollen Arbeit unterzog sich der Superintendent Laurentius Stephani (1576 bis 1612). 1576 erschien die erste Kirchenrechnung über die Einkünfte des Stifts. Nachdem nunmehr die lang entbehrte äußere Sicherstellung der evangelischen Kirche eingetreten war, konnte sie sich ruhig weiter entwickeln. Bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges trat kein störendes Hindernis mehr ein. Selbst die Stürme des 30jährigen Krieges überdauerte das gut verwaltete Stift und ging unverkürzt aus demselben hervor. Einzelne Kirchen aus dem Stiftsverbande hatten sich mit der Zeit selbständig gemacht, so K u b a c h 1562, N i e d e r s - h a u s e n 1570, S e l t e r s 1608. Mit dem Jahre 1720 bereitete sich eine wichtige Verschiebung im Vermögen des Walburgisstiftes vor. Ein Jahr vorher war der Fürst Karl August, der Sohn Johann Ernsts, zur Regierung gekommen. Auf dessen Befehl mußten vom Jahre 1720 an sämtliche Pfarrer und Lehrer in den beiden Ämtern Weilburg und Atzbach (Hüttenberg) ein genaues Verzeichnis ihrer Besoldungseinkünfte nach Weilburg einreichen. Die Fürstliche Regierung beabsichtigte auf des Fürsten Befehl sämtliche Pfarrgüter und Zehnten in den beiden Ämtern für den Fürsten anzukaufen und deren Erlös dem Walburgisstift zu überweisen. Die betroffenen Pfarrer und Lehrer sollten dann ihre Besoldung in bar aus dem Stifte erhalten. Das bedeutete eine schwere Schädigung dieser beiden Beamtenkategorien. Die Regierung traute sich denn auch offenbar nicht, diese drakonische Maßregel sofort durchzuführen; sie nahm sich deshalb eine 20jährige Wartezeit dazu. Aber mit dem Jahre 1740 fing sie an, diesen Plan rücksichtslos durchzuführen. Den Anfang machte sie mit Kubach und Selters; dann folgten Altenkirchen, Biskirchen, Volpertshausen, Wismar, Rechtenbach, Weilmünster, Langenbach, 1748 Essershausen.

(Fortsetzung folgt.)

Schreckenstage in Wechtheim zur Zeit des I. Koalitionskrieges 1792—1797.

(Nach den Aufzeichnungen des Pfarrers Schramm und des Schultheißen Thiels.)

2) Mitgeteilt von F. H e i l. (1. Fortsetzung.)

II. Teil. Anno 1794.

Sobald nun die Franzosen waren Getrieben alle [übern Rhein,
Da kamen kaiserliche Husaren Vom Regimente [Blankenstein
Und machten dann den Winter Quartier,
Bei uns und unsrer Gegend hier.
Auf mein Billet wurden dann Zwei Mann Husaren [geschrieben,
Weil hier im Ort bei dreißig Mann Sind im Quar-
Husaren von Naschcos Kompagnie [tier geblieben.
Waren einquartiert hie.
Der Husar erhielt zur Not
Aus kaiserlichem Magazin:
Heu, Hafer und benötigt Brot,
Doch dieses alles reicht nicht hin;
Denn die Husaren von Blankenstein
Wollen recht gut bewirtet sein.
Nun gab der Wirt Suppe und Gemüs
Und auch dazu das Zugebrät;
Der Wirt gab auch noch über dies,
Worum ihn der Husar erfleht,
Doch die ungarischen Husaren
Im Betracht sehr untreu waren.
Das Mausen waren sie gewohnt,
Und wollten 's auch nicht lassen,
[Kein Bürger hier, der blieb verschont]
Vom Futter abzulassen
Sie mausten öfters Grummet, Heu,
Konnt's möglich sein, noch mehr dabei.
Ich bin einstmal mit einem Karrn
In Abenddämmrung kommen,
So war mir gleich von den Husaren vom Karrn
Ein Sack hinweg genommen,
Darinn'n acht Simmern Hafer waren
Und weg getragen durch Husaren.
Den ersten Sack, den hatt' ich kaum
Auf mein Haus getragen,
War mir schon in dem Zwischenraum
Der Hafersack entschlagen,

Pflugeisen wurden oft gestohlen.
Auch eiserne Eggen unverholen.
Die Husaren die lagen nun
Bis tief in den Monat April,
Um wieder recht gut auszuruhn
Den ganzen Winter still.
Und nach Verfließung dieser Zeit
Sie zogen in das Feld bereit.

Nun blieb's bei einem Vierteljahr
Von beiden Seiten stille,
Bis Ausgangs des August gab's zwar
Aufs neue wieder Grille.
In sonders dann das Franken-Chor
Drängt mit Gewalt hervor.

Die folgenden Strophen sprechen von dem Vormarsch der Franzosen nach Jourdans Rheinübergang am 15. September 1795. Am 21. September gegen Abend kamen 3 Offiziere und verlangten Quartier. Im Pfarrhause wurden sie gut bewirtet, sie versprachen Ruhe und Ordnung zu halten nnd blieben dort über Nacht: Aber:

Sie schliefen auch hin durch die Nacht,
Bis es anfing zu hellen,
Da wurde eilends Platz gemacht,
Damit ihre Raubgesellen
Auch wurden Meister vom Pfarrhaus
Und plünderten es reine aus.

Als nun die Sonne gab ihren Schein
Wie jeden neuen Morgen,
Da stellten sich die Räuber ein
Mit ihnen Angst und Sorgen,
Weil jeder Mann vermutete,
Daß Unglück vor der Tür ihm steh.

Des Morgens schon in aller Früh
Sah man die Räuber laufen,
Auf allen Straßen in unserm Ort
In Haufen und mit Schnaufen;
Die Franken drängten sich herein
Ein jeder wollt' der erste sein.

Verschlossen waren die Türen bald,
Den Gästen abzusagen,
Es wurden aber mit Gewalt
Dieselben eingeschlagen;
Schloß und Riegel abgeschafft
Und was sie fanden weg gerafft.

Was in Küch' und Keller war,
War bald hinweg getragen,
Auch die Milchtöpfe waren gar
Ausgekehrt und zerschlagen,
Was sich in Kist' und Schränken fand,
Geriet in der Franzosen Hand.

Angefüllt war unser Ort
Mit vielen Franken-Kriegern,
Ein Trupp der kam, ein Trupp ging fort,
Gleich den wilden Tigern
Zerrissen sie die Schaf und Schwein
Und brachen ihnen Hals und Bein.

Auch blieb wenig Federvieh;
Gänse, Hühner, Tauben
Fingen sie mit vieler Müh',
Mein Leser kann es glauben,
Wo sich noch ein Kaninchen fand,
Entwischte es nicht der Franken Hand

So war denn unsre Küchenspeis
Getragen in das Lager,
Weizenmehl, Grütz, Hirse und Reis
Das Fleisch ob's fett und mager,
War es dem Herrn, war es dem Knecht,
Es galt ihn'n gleich, 's war ihnen recht.

Da dieses man ins Lager gebracht,
Da waren unterdessen
Große Feuer angemacht,
Gekocht und gleich gegessen,
Und über das, was sie erpreßt,
Hielten sie ein Freudenfest.

Es kamen auch Dragoner
In unser Ort gesprenget,
Ihr Gesuch, das war denn:
Heu und Hafer bringet,
Macht es nur in Eil' bereit,
Denn wir haben wenig Zeit.

Ihr müßt auch eine Quantität
Uns an Stroh noch geben,
Und es hilft hier kein Gebet,
Flugs, ihr müßt's erheben
Und auf Wagen oder Karrn
Der Armee ins Lager fahrn.

O, ihr Herrn, bei meiner Ehr,
Hört' ich den Schultheiß sagen,
Es ist zu hart, es ist zu schwer,
Der Ort kann's nicht ertragen,
Es soll weil unser Örtchen klein
Doch ein Karlin zu Diensten sein.

Ich selber bracht' das Opfer an
Von vier Kaiserkronen,
Drückt's in die Hand dem Franzen-Mann
Zugleich auch dem Spione,
Der die Fourage schenkt,
Dabei doch zu erhaschen denkt.

Die Franken schienen bald versühnt,
Da ich das Opfer brachte,
Bei dieser Zeit zwar das Präsent
Ein anderer nicht dran dachte,
Was durch die Krone ward erspart,
Von andern gleich genommen ward.

Mit fünf bis sechs Karrn mußten wir
Die Fourage fahren,
Ins Frankenlager, weg von hier,
Bis sie befriedigt waren,
So war denn Hafer, Heu und Geld
Den Franken richtig zugestellt.

Und ich selbst mußte auch
Mit ins Lager fahren,
Da sah ich der Franken Brauch,
Man wußt' da nichts von Sparen,
Pferd und Menschen zum Genuß
Hatten großen Überfluß.

Die Pferde standen in dem Heu,
In der Franzosen Stätte,
Früchte lag'n verstreut dabei
Durch Vieh und Leut zertreten,
Ich sah Knochen, Fleisch und Häut'
In dem Lager ausgestreut.

Ich sah Töpfe von mancher Art,
Milch-, Rahm- und Buttertöpfe,
Eins ganz, das zweit' zerschlagen ward

Nachdem vollgesoffen die Köpfe,
Unser teures Hab und Gut
Zerschlagen in der Zerstörungswut.
Da ich weiter mich umschaut',
Sah ich überflüssig
Obst, Kartoffeln, Kohl und Kraut,
Dies macht mich überdrüssig,
Dort noch länger zu verharren
Und ich bin nach Haus gefahren.

Daß der Abzug dieses wilden Heeres große Freude im Dorfe hervorrief, wie der Chronikschreiber berichtet, kann man sich leicht denken; er erzählt dann weiter von dem Baseler Frieden und von der Demarkationslinie, die leider so abgesteckt war, daß unser Ort noch zum Kriegsgebiet gehörte, aber doch auf seinen Wunsch eine preußische Schutzwache bekam.

Wir bekamen drauf alsdann
Von Preußen Königs-Jäger
Einen tapfern, braven Mann,
Der Schultheiß war sein Pfleger,
Der ihn mit Quartier, Speise und Trank
Versorgte dreißig Tage lang.
Und während dieser Zeit
Hat vieles sich ereignet,
Doch hat der tapfere Preuße bereits
Sich als ein Held gezeiget,
Kam die Macht nicht allzu groß,
So ging er auf sie herzhaft los.
Die Franken kamen truppenweis
In unsern Ort marschieret,
Doch unser tapfre Preuße hat
Manchen abgeführet,
Doch es verging keine einzige Nacht
Es wurde hier Quartier gemacht.
Sie kamen dann mit leerem Bauch
Ins Nachtquartier gezogen.
Und dieses war der Franken Brauch,
Der Wirt mußt sein betrogen,
Zeigt sich der Franke wie ein Freund,
So ist er doch ein stiller Feind.
Doch dieser gütige Besuch,
Der ließ sich noch ertragen,
Was weiter aber sich zutrug,
Will ich dir Leser sagen,
Von kleinen Übeln sind wir frei,
Aber große drängten sich herbei:
Als die Armee am Rhein stillstand,
Da war gleich kommandiert
In sonders auch in unserm Land
Ihr Bauern, jetzt zu führet,
Bringt Hafer, Stroh und Heu
Und was uns nötig ist herbei.

(Fortsetzung folgt.)

Neuenhain im Taunus.

Von V. Wollweber.

Nassau, das klassische Land der Simultanschulen, hatte auch manche Simultankirchen, welche von Protestanten und Katholiken zu ihren gottesdienstlichen Handlungen benutzt wurden. Finanzielle Erwägungen waren in erster Linie für diese Einrichtung maßgebend. Dabei waren diese Simultankirchen aber zugleich ein Zeichen der konfessionellen Verträglichkeit. Nach Einweihung der neuerbauten katholischen Kirche in Nied bleiben nur noch die Simultankirchen in Neuenhain und Schneidhain im früheren nassauischen, vor 1803 kurmainzischen Amte Königstein und im jetzigen preußischen Obertaunuskreise übrig. Die Simultankirche in Schneidhain aber als evangelische und katholische Filiale von Neuenhain, ist fast bedeutungslos, denn in derselben findet zwar öfters katholischer, aber nur einmal im Jahre, nämlich am Kirchweihtage, evangelischer Gottesdienst statt. Mithin ist eigentlich die Pfarrkirche zu Neuenhain als die letzte Simultankirche Nassaus zu betrachten. Jedoch ist auch für sie die Zeit nicht mehr fern, in der sie aufhören wird zu existieren, denn bereits denken die Katholiken daran, sich ein eigenes Gotteshaus zu bauen. Wie anderwärts, so herrscht nämlich auch hier in Neuenhain nicht mehr das goldene Zeitalter des Konfessionsfriedens. Statt zu versöhnen und zu vereinigen, sucht man heute lieber das Trennende auf. Hierbei soll es sich immer um die Wahrung höherer Güter handeln, aber das Volk bezahlt stets die Rechnung mit seinen irdischen Gütern.

Das Dorf Neuenhain ist in mehr als einer Beziehung einer Besprechung wert. Ebenso interessant als verwickelt sind hier die Besitzverhältnisse von Staat, Zivilgemeinde und Kirchengemeinden, sowie deren Rechte und Pflichten in bezug auf Kirche, Pfarrhäuser und Schule, wie sie anderswo kaum vorkommen dürften. Die Neuenhainer Simultankirche liegt mitten im alten Friedhofe. Dieser ist Eigentum der bürgerlichen Gemeinde. Der Boden aber, auf dem die Kirche steht, und diese selbst sind gemeinschaftliches Eigentum der beiden Kirchengemeinden. Das Chor mit den Altären, zur ausschließlichen Benutzung der Katholiken stehend, ist durch ein Geländer abgeteilt. Im Schiffe steht an der Seite der der evangelischen Gemeinde gehörige und zur ausschließlichen Benutzung überwiesene Altar. Kanzel, Kirchenstuhl und Orgel werden von beiden Konfessionen benutzt. Uhr und Glocken nebst Seilen aber sind Eigentum der Zivilgemeinde. Das ganze mit Ausnahme der Uhr und der Glocken wird vom Fiskus unterhalten. Die beiden Pfarrhäuser sind Eigentum der betreffenden Kirchengemeinden, werden aber vom Fiskus unterhalten. Das simultane Schulgebäude ist merkwürdigerweise Eigentum des evangelischen Kirchenfonds, auf dessen Grund und Boden auch der anstoßende Neubau steht. Unterhaltungs- und Neubaupflicht sowie Inventar sind Sache des Fiskus.

Seine Lage hat Neuenhain an der Südseite des 410 m sich erhebenden Hardtberges, etwa in ein

Drittel der Bergeshöhe. Dieser Gebirgszug, eine Vorstufe des eigentlichen Taunus, ist mit seinen Abhängen dem höchsten und schönsten Teile des Taunusgebirges mit dem großen Feldberge und dem herrlichen Königstein im Süden vorgelagert. Der Hardtberg und seine Ausläufer senden gegen Süden drei Bächlein mit schönen Wiesentälchen aus. Letztere sind das Süße Gründchen, das Altenhainer und zwischen beiden das kürzere Neuenhainer Tal. Die oberen Partieen der beiden ersten, idyllische Wiesentälchen, sind beiderseits von steilen Waldabhängen, die unteren Partieen aller drei Tälchen von oft sehr steilen Abhängen mit Obstbaumstücken eingefaßt. Hier gedeiht in großer Anzahl und oft in bedeutender Dicke der Edelkastanienbaum, der in unserer nassauischen Heimat überhaupt nur am Südfuße des Taunus vorkommt. An den besonders steilen, gegen Westen gerichteten Schieferabhängen des Altenhainer und des Neuenhainer Tales pflegt man seit Jahrhunderten sogar den edlen Weinstock. Am oberen Ende des mittleren Tälchens breitet sich das Dorf Neuenhain aus. Durch das Tälchen und den Ort (227 m) zieht in nordwestlicher Richtung schnurgerade die von Soden a. Taunus (in der Mainebene, 140 m) in einer Stunde nach Königstein im Taunus (im Gebirge, 383 m) führende Hohe oder Kölnische Straße. Diese gleicht in ihrer kühnen Steigung, die einzig in ihrer Art, ihrem Urheber. Der große Napoleon soll vor gerade hundert Jahren, zur Zeit des Rheinbundes ihre Erbauung aus strategischen Gründen veranlaßt haben. Der Erbauer selbst aber war (1807) der Staat Nassau. Die mehr ebene Strecke Höchst—Soden der Hohen oder Kölnischen Straße wurde später, 1817—1821 von Nassau erbaut. Vor 1807 ging die im Mittelalter bedeutende Landstraße, auf der auch der Kaiser von Wien nach Köln reiste, von Frankfurt über Schwalbach und den Hardtberg nach Königstein.

Mit dem nahen Bade Soden a. T., fast verwachsen, nimmt Neuenhain mit diesem teil an der vorteilhaften Lage am Südfuße des Taunus, einer der landschaftlich schönsten und klimatisch gesegnetsten Gegenden nicht nur des Nassauer Landes, sondern auch des ganzen deutschen Vaterlandes. Wo aber in der Gemarkung Neuenhain der Boden zu schlecht und die Oberfläche für den Ackerbau zu steil sind, tritt überall ein so reicher Obstbau auf, wie man ihn in deutschen Landen kaum wiederfindet. Neuenhain hat den relativ stärksten Obstbau im Obertaunuskreise und vielleicht in der ganzen preußischen Monarchie. Es übertrifft also noch das benachbarte durch Obstbau berühmte Städtchen Cronberg, dessen Umgebung die obstreichste Gegend Nassaus bildet. Auf 195 ha Land der Gemarkung Neuenhain stand im Jahre 1900 die bedeutende Zahl von 17 099 tragfähigen Obstbäumen, darunter 9647 tragbare Äpfelbäume, 1380 Edelkastanienbäume und 135 Walnußbäume. Auch die Zahl der Kirschbäume ist erheblich, während die früher so berühmte Kirschenzucht in dem benachbarten Altenhain sehr zurückgegangen ist. Das Taunusobst, d. h. die hier gezogenen Äpfelsorten sind sehr geschätzt zur Bereitung eines vorzüglichen Äpfelweines, welcher im vorderen Taunus sowie in Frankfurt und Umgegend ein beliebtes heimisches Getränk bildet. Der große Äpfelweinproduzent Freyeisen in Sachsenhausen hat in Neuenhain für dieses und das Nachbardorf Mammolshain einen ständigen Agenten, der alles Wirtschaftsobst aufkauft. In Neuenhain selbst betreibt Gastwirt Betz ein ziemlich bedeutendes Äpfelwein-Exportgeschäft. Daß aber auch alle feineren Obstarten, also auch edles Tafelobst hier wachsen, bewies eine 1900 in Neuenhain veranstaltete, nur lokale Obstausstellung. Diese wurde von sachverständigen Obstkennern als sehr hervorragend bezeichnet. Bei der Herstellung einer etwas teureren Sorte des Äpfelweins, des Speierlings, finden die Früchte des wenig bekannten Speierlingsbaumes Verwendung. Letzterer ist in Neuenhain hier und da angepflanzt, und es kommen auch tragbare Bäume vor. Der Baum der Edelkastanie, eine südländische Erscheinung, welche schon in ihren wuchtigen Formen jedem Fremden sofort auffallen muß, soll der Sage nach von dem Ritter Hartmut von Askeborn (Eschborn) zuerst auf einem Hügel vor dem Altkönig gepflanzt worden sein, aus Früchten, die er von einem Zuge nach dem heiligen Lande aus ihrer Heimat Kleinasien mitgebracht hatte. Auf demselben Hügel ließ der Ritter dann seine Burg, die Kronenburg erbauen, und um diese entstand später das Städtchen Cronberg. Lange Zeit bildeten die Kastanien aus Cronbergs Umgebung, wozu auch Neuenhain gehört, einen wichtigen Handelsartikel, bis sie nach Eröffnung der Gotthardbahn durch die italienischen Maronen verdrängt wurden. Der Anbau der Edelkastanien ist seitdem nicht mehr so lohnend, und so mancher Baum mußte anderem Obstbau, wie Äpfeln und Kirschen weichen. Dazu ist das Kastanienholz infolge seiner Festigkeit und Dauerhaftigkeit zum Verarbeiten vortrefflich geeignet; es findet in neuerer Zeit vielfach als Eichen-Imitation Verwendung. Zwar hat die Gemeinde Neuenhain zurzeit noch einen schönen Bestand von Edelkastanien, doch nicht mehr die Hälfte wie vor 50 Jahren, und wenn es so weitergeht, werden die herrlichen Kastanienhaine, zu deren Pflanzung mehrere Menschenalter gehörten, in weiteren 50 Jahren ausgerottet sein. Damit aber der letztere beklagenswerte Fall nicht eintrete, möge die Gemeinde, wie es auch in Cronberg geschieht, die Anpflanzung der Edelkastanien fördern und die als Gemeindeeigentum noch bestehenden Haine unter allen Umständen als unverkäufliches Besitztum der Nachwelt erhalten.

Nirgends im östlichen Taunus reicht der Weinbau so weit nach Norden als hier in den Gemarkungen von Soden, Neuenhain und Altenhain. Freilich sind heute nur noch 12½ ha der Neuenhainer Gemarkung mit Reben bepflanzt, und der Weinbau hat sich in die wärmsten Winkel des Altenhainer und Neuenhainer Tales zurückgezogen. Viel besser stand es hier mit dem Weinbau im 16. und 17. Jahrhundert. Da wurde an Zehnten soviel Wein in die Vogtei abgeliefert, als jetzt überhaupt gebaut wird. Zahlreiche Felddistriktsnamen geben davon Zeugnis, daß früher an vielen anderen Stellen der Gemarkung Rebengelände bestand.

An sonnigen, früher von Weinbergen eingenommenen steilen Abhängen entstehen immer mehr Erdbeerkulturen. Die Neuenhainer Erdbeeren kommen acht Tage früher zur Reife wie die Früchte des mit-

konkurrierenden, aber höher gelegenen Cronbergs zum Leidwesen des letzteren.

Neuenhains Einwohnerzahl betrug 1905 = 1354, 1900 = 1210 und 1840 = 507. Mithin ist die Bevölkerung im Wachsen. Während 1840 die evangelische Bevölkerung etwas überwiegend war, ist es heute die katholische. An der 1761—1771 erbauten, simultanen Kirche wirken ein evangelischer und ein katholischer Pfarrer. Zu den beiden Pfarreien, welche die Gemeinde Neuenhain bildet, gehören die Filialdörfer Altenhain und Schneidhain. Ihrer Beschäftigung nach sind etwa die eine Hälfte der Bewohner Neuenhains Arbeiter und die andere Hälfte Bauern. Ersteren ist durch die nur eine halbe Stunde entfernte Sodener Bahn Fahrgelegenheit zur Beschäftigung in den Städten Höchst und Frankfurt a. M. gegeben. Der Postwagen geht zweimal täglich von der Postagentur Neuenhain nach Bad Soden hinab. Eine Eisenbahnverbindung von Soden über Neuenhain nach Königstein war bei dem besonders Sonntags sehr starken Touristenverkehr schon seit langer Zeit ein Bedürfnis, scheiterte aber an der eine Stunde langen außerordentlichen Steigung. Letztere hätte eine Zahnradbahn am besten überwinden können. Eine projektierte elektrische Bahn kam auch nicht zur Ausführung. Und nun nach dem Bau der Höchst—Königsteiner Bahn ist ein Bahnbau Soden—Königstein ganz ausgeschlossen. Nur eine Automobilverbindung ist noch möglich und sehr wünschenswert. Erwähnen wollen wir bei dieser Gelegenheit noch die großartige, aber wegen ihrer Steile auch gefährliche Schlittenbahn im Winter den Neuenhainer Berg herab nach Soden.

An Vereinen weist Neuenhain zwei Gesangvereine, einen Turnverein, einen Kriegerverein (der auch ein Kriegerdenkmal gesetzt hat), einen Feuerwehrverein, einen Gewerbeverein und eine Sparkasse auf. Als Unikum ist zu erwähnen, daß der Reichskanzler Fürst Bismarck Ehrenpräsident des Gesangvereins „Apollo" (gegründet 1843) war. 1895 an seinem 80jährigen Geburtstage nahm ersterer das Ehrenpräsidium des Vereins an. „In angenehmer Erinnerung an den schönen Taunus und seine Wälder nehme ich dies Ehrenamt gern an," schrieb er eigenhändig. (Bismarck war bekanntlich vor 1866 preußischer Gesandter am deutschen Bundestag in Frankfurt a. M.; er vergaß wohl auch nicht, das nahe Nassauer Land politisch auszukundschaften.) Seit der Zeit erhielt der berühmte Ehrenpräsident alle Jahre auf seinen Geburtstag bis zu seinem Tode von Neuenhain aus — nicht Kibitzeier, sondern eine Kiste feinster Tafeläpfel. Der Verein aber bewahrt mehrere Handschriften von Bismarck auf, die ihm für alles Geld nicht feil sind.

Neuenhains Lage am Südabhange des waldreichen Taunus ist eine schöne und gesunde, weshalb das Dorf von Sommerfrischlern aufgesucht wird. Auch Kurgäste beherbergt dieses als Vorort des Bades Soden, besonders auch deshalb, weil es in dem nahen Süßen Gründchen einen Stahlbrunnen besitzt, dessen Wasser in seiner Zusammensetzung dem Langenschwalbacher ähnelt. Im letzten Jahre hat eine Königsteiner Gesellschaft den Sauerbrunnen auf viele Jahre gepachtet, um ein großes Wasserversandtgeschäft einzurichten. An schönen Spaziergängen und herrlichen Aussichtspunkten hat Neuenhain eine große Fülle. Mag man von der Königsteiner Chaussee aus rechts durch den Wald ins Süße Gründchen hinab- und nach dem ehemaligen Forstgarten mit seinem Försterhäuschen hinaufwandern, oder links von der Chaussee am jetzigen Forstgarten vorüber ins Altenhainer Tal hinabsteigen, überall wird man eine herrliche Natur antreffen. Und nun zu den prächtigen Aussichtspunkten in Neuenhains Umgebung! Da liegt gleich über dem Dorfe nur 250 m über dem Meere eine kahle Anhöhe, die berühmten Drei Linden, mit denen es kaum ein anderer Aussichtspunkt am Südabhange des Taunus aufnehmen kann. Abgesehen von der schönen Aussicht auf das malerische Cronberg und den Taunus reicht der Blick bis zum Vogelsberg, Spessart, Odenwald, Rhein, Donnersberg und Hunsrück. Schon seit Jahrhunderten führt die Gemeinde Neuenhain die Drei Linden in ihrem Wappen, denn sie bilden eine historische Stelle, eine alte Freistätte. Seit einigen Jahren besteht an dem besonders auch von Sodener Kurgästen vielbesuchten Punkte ein Gasthaus; durch die Glaswände seines Saales kann man auch bei rauhem Wetter die herrliche Aussicht genießen. Ebenso schön ist die Aussicht von der Königsteiner Chaussee da, wo sie in den Wald tritt, ferner vom Waldrande am Turnplatze, nur daß einem hier der Taunus durch den Wald im Rücken verdeckt ist. Neuenhain und Bad Soden bilden den schönen Vordergrund des weiten, prächtigen Panoramas. Die große Stadt Frankfurt erscheint weit ausgebreitet in der Ebene am Maine. Umfassender noch ist die Prachtaussicht von dem 410 m hohen Hardtberge vor Königstein. Dies ist der einzige Punkt, von dem man die drei Burgen und gleichnamigen Kurorte Königstein, Falkenstein und Cronberg zu gleicher Zeit übersehen kann. Dazu schaut man in die waldreichen Gebiete des Feldberges und des Altkönigs. Leider ist es nur Schwindelfreien vergönnt, die schöne Aussicht von dem sehr durchsichtigen eisernen Turme zu genießen, bis der Taunusklub endlich zu der Einsicht kommt, daß Mittel und Wege gefunden werden müssen, um solche Türme auch mit Schwindel behafteten Touristen zugänglich zu machen. Etwas westlich vom Hardtberge, da wo mit 383 m die Königsteiner Chaussee ihren höchsten Punkt erreicht und aus dem Walde tritt, ist zurzeit der lange Riesenbau eines Hotels im Entstehen, der alle Gasthäuser der Nachbarschaft in Schatten stellen wird. Das Grand Hotel Königstein wird mit den modernsten Einrichtungen versehen. Es erhält 150 Zimmer in vier Stockwerken. Sein noch anzulegender Garten (Park) schließt sich an den Neuenhainer Wald am Hardtberge an. Schon ragt die lange Dachlinie des Gebäudes über dem Neuenhainer Walde hervor. Von dem Hotel wird man gegen Süden über den Wald hinweg auf Neuenhain und Soden hinabschauen und Frankfurt und die Main-Rheinebene mit beiden Flüssen übersehen können. Gegen Norden hingegen wird man ein großartiges Gebirgspanorama mit Staufen, Rossert, Königstein, Kl. Feldberg, Gr. Feldberg, Falkenstein und Altkönig vor sich haben. Das neue Hotel, welches nächsten Sommer eröffnet werden soll, wird

der ganzen Gegend zur Zierde gereichen; es ist nur zu wünschen, daß es sich gut rentiere.

Das früher in Neuenhain blühende Hillebrand'sche Mädchenpensionat, das seine Zöglinge auch aus weiter Ferne, dem Auslande bezog, ist nach dem Tode seiner Besitzerin leider eingegangen. In seine hochgelegenen Räume, welche über Gartenterrassen an der Chaussee sich erheben, ist eine Frankfurter Rekonvaleszentenanstalt eingezogen, deren Nähe aber der Gemeinde weniger angenehm ist. Willkommener wäre Neuenhain die Ansiedelung von Villen, wie solche die schönen Nachbarorte aufweisen. Mit einer Villa vor dem Walde ist bereits der Anfang gemacht, und eine Menge schöner Bauplätze ist vorhanden. Das Dorf Neuenhain kann sich einer sehr schönen und bedeutenden Nachbarschaft rühmen. Diese bilden das berühmte Bad Soden a. Taunus, das malerische Cronberg mit dem Schlosse der verstorbenen Kaiserin Friedrich und dem ehemaligen Bade Crontal, weithin bekannt durch sein Mineralwasser, der hochgelegene Luftkurort Falkenstein mit seiner früheren großartigen Lungenheilanstalt, demnächst Genesungsheim für Offiziere, und Königstein, die „Perle des Taunus" inmitten der herrlichsten Gebirgslandschaft.

Eines Neuenhainer Gasthauses, an dem fast kein Tourist vorüberkommt, ohne einzukehren, müssen wir Erwähnung tun. Es ist das berühmte „Batzenhaus". Der großartige Frankfurter nennt es nur „Batzenhäusi" und besucht es gerade deshalb so gern, weil es seinen einfachen, ländlichen Charakter bis heute bewahrt hat. Und um sich seinen Zuspruch zu erhalten, hat das altrenommierte Haus gar nicht nötig, besondere kostspielige Aufwendungen zu machen. Seine Anziehungskraft liegt in den selbstgelegten Bauerneiern und in den selbstgemachten Handkäsen nebst dem selbstgebackenen Schwarzbrote, wie der gewöhnliche Mann sich scherzweise ausdrückt, und besonders in dem selbstgekelterten vorzüglichen Äpfelwein und Speierling. Wer den kolossalen Neuenhainer Berg von Soden nach Königstein zu ersteigen hat, sammelt im Batzenhaus neue Kräfte zur Überwindung der zweiten Hälfte der anstrengenden Wanderung.

Zum Schlusse noch etwas Geschichtliches über Neuenhain. Der Ort erscheint 1191 zuerst unter dem Namen Nuwenhagen. Seit 1581 im Besitze von Kurpfalz wurde er von diesem 1650 durch den Bergsträßer Vertrag nebst den Filialen Altenhain und Schneidhain gegen Neuenheim (!) bei Heidelberg und zwei andere Orte der dortigen Gegend an Kurmainz vertauscht. Die Pfalz behielt sich die geistliche Oberhoheit vor, gleichsam ein Schutz für die Reformierten. Mit dem Untergange von Kurmainz kam Neuenhain 1803 an Nassau, und unter diesem wurden 1817 alle Protestanten uniert.

Eine Heldin.

1)

„Fasset Mut im Sturm der Wellen,
Euren Mast hält Gottes Hand.
Nimmer wird der Kiel zerschellen,
Der euch führt ins freie Land!
Nur wenn das Vertrauen bricht,
Geht ihr unter, eher nicht!"

Wenn man im gewöhnlichen Leben von einem Heldentum spricht, so sind es Taten der Unerschrockenheit und hohen Mutes, gezeigt im Kampfe auf blutiger Walstatt, im Kampfe mit einem entfesselten Element oder anderen feindlichen Gewalten, welche man an den Helden bewundert und rühmt.

Es gibt aber auch ein Heldentum anderer Art, ein Heldentum, das sich nicht an die breite Heerstraße des Lebens drängt, ein Heldentum, das in den verborgenen Gründen stiller Häuslichkeit gekämpft wird: das ist der Kampf mit der Not des Lebens, mit der Not des Herzens. Und wenn eine solche Heldenseele in den Reihen der Frauen erscheint, wenn ein Frauenherz im Kampfe mit der Not des Lebens und des Herzens zum Siege hindurchdringt, und diese Heldin ein Mädchen ist aus den Hütten der Armut, dann kann durch diese Umstände die Bewunderung und Hochachtung für diese Heldenseele nur gesteigert werden. Und von einem solchen Heldenmädchen, das aus ihres Jugendlebens Kampf Siegespalmen trug, soll nun erzählt werden.

Wie in so vielen Gegenden des Taunus, so spricht auch das Volk, welches die Höhen des Wispertales bewohnt, von verschwundenen Dörfern und Höfen, die einst hier und da gestanden und die der entsetzliche dreißigjährige Würge-Krieg verschlungen haben soll, und deren Namen man zum Teile noch kennen will, zum weitaus größeren Teil aber nicht mehr kennt.

Wundern kann das Erlöschen der Erinnerungen an das einstige Leben und Treiben der Alten nicht; denn wie jener Krieg die Oberfläche des Bodens umgestaltete und vernichtete, so verwüstete er auch die Geister. Er stürzte eine Generation ins Elend und in den Tod und zerriß damit die Fäden, welche in die Vergangenheit hinüberleiteten. Der reiche Schatz der Erinnerungen des Volkes wurde damals zerstört und mit dem Volke zugleich vernichtet; alle Erzählungen und Sagen, welche jene Ahnen ihren lauschenden Kindern und Enkeln erzählten, von dem großen Kaiser Karl, von den Kreuzfahrern, den alten Römern, von den Gottesdiensten, Gerichten und Spielen auf den Bergen, von den Gnomen und Feien, den Zwergen, Riesen und Ungeheuern hat alle der lange Sturm dieses entsetzlichen Krieges hinweggefegt, und er ließ in der Volksseele nur die Erinnerungen an die dreißigjährige Vernichtung zurück. Die wenigen Sagen und bruchstückartigen Erinnerungen, welche hin und wieder aus einer längst vergangenen Zeit noch erzählt werden, sind die Ruinen des einstigen reichen Erinnerungsschatzes des Volkes, auch des Volkes, welches die Höhen der Taunustäler bewohnt.

Und doch gab es vor einem Menschenalter auch in jenen abgelegenen Gegenden noch Leute, welche mancherlei Erinnerungen, die ihnen von den Vätern und Großeltern überkommen waren, bewahrt hatten, für die sie jedoch weder genaue Orts- noch Zeitangaben machen konnten, und die in der Regel, wenn sie erzählt wurden, anfingen: „Da oder da war einmal" usw. Auch die folgende kleine Familiengeschichte beruht auf mitgeteilten Bruchstücken, die, zu einem Ganzen ergänzt, nun erzählt werden soll.

Zur Zeit als der Wisperbach, welcher bekanntlich bei Lorch in den Rhein mündet, noch nicht durch die Kunst in ein Bett verwiesen war, dem er heute folgen muß, sondern sein reißendes Gewässer noch frei durch das wild-romantische Tal ergoß, so daß dieses nur auf schmalen Bergpfaden passiert werden konnte, hatten an einzelnen, zugänglichen Stellen, Leute, besonders Bergleute, welche in naheliegenden Gruben beschäftigt waren, sich kleine Wohnungen errichtet, so auch ein Bergmann, den wir Gottlieb Schmelzeisen nennen.

An einer Stelle, wo das Tal sich schluchtartig verengte, hatte er sich unter einem gewaltigen Felsen, welcher weit in das Tal hineinragte, ein Häuschen errichtet, dem Gebirge auch in der Nähe so vielen Grund und Boden abgerungen, daß er darauf einen Garten anbauen konnte. Hier wohnte er mit seiner Familie und lebte im friedlichen Verkehr mit einer zweiten Bergmannsfamilie, die sich eine kurze Strecke unterhalb des Felsens angesiedelt hatte. Das Kirchdorf, dem diese im Tale zerstreuten wenigen Familien zugehörten, stand droben über dem Tal in der Hochebene.

Mancher Tourist, der in jener längst entschwundenen Zeit, das an Felsbildung und Naturschönheiten reiche Tal mühsam durchzog, stand, sah er Schmelzeisens Hütte von dem Felskoloß so drohend überragt, beengten Herzens stille; denn er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Kraft, welche diese Granitmasse in die Lüfte gestellt, festhielt, einmal ermatten und der Fels im Niedersturze das kleine Häuschen samt seinen Bewohnern begraben könne.

Gottlieb Schmelzeisen war ein stiller Mann, welcher seine Familie von seinem Bergmannslohn und dem Ertrage des Gärtchens und einigen Grundstücken, die er droben beim Kirchdorfe besaß, redlich ernährte. Seine Familie wurde in den Feierstunden und an Sonntagen von Nachbarn und Leuten aus dem Dorfe gern besucht; denn sie war bekannt als der Sitz einer glücklichen Häuslichkeit, in welcher sich jeder, auch der Fremde, behaglich fühlte.

Wenn das Leben dieses Mannes scheinbar dahinfloß wie ein stiller Bach, so war dies eben doch nur Schein und nicht Wirklichkeit, und dem tiefer blickenden Beobachter konnte es nicht entgehen, daß sein Gemüt von einer Schwermut durchhaucht war, die Mitleid mit ihm einflößte.

Schmelzeisen war ein fleißiger und nachdenklicher Bibelleser, der mit ängstlichem Ernste seinen Wandel mit den Anforderungen der biblischen Schriften in Einklang zu bringen suchte. Neben der Bibel las er auch allerlei mystische Schriften, und diese machten einen religiösen Schwärmer aus ihm; er führte einen Hausgottesdienst bei sich ein und hielt dann Reden aus dem Stegreif und behauptete endlich gar, der Geist Gottes rede aus ihm. Bald wich er von der evangelischen Lehre ab; er bildete mit seinem Anhange eine Sekte, deren Mitglieder wohl einen streng christlichen Wandel führten, die aber dennoch bei den umwohnenden Kirchengemeinden ein großes Ärgernis erregten, zumal sie auch unter sich das heilige Abendmahl austeilten.

Schmelzeisen, als der Urheber und Stifter dieser Sekte, ward von dem Ortsgeistlichen wiederholt und ernstlich ermahnt, ihm auch das Irrige seiner Ansichten begreiflich gemacht, da er aber hartnäckig bei seinen Irrtümern beharrte, endlich von dem Genusse des heiligen Abendmahls in der Kirche ausgeschlossen.

Von dieser Zeit an ging mit Schmelzeisen eine merkliche Veränderung vor; seine Schwermut ging in Trübsinn über, und aus dem sonst so fleißigen ward ein nachlässiger Hausvater. Garten und Feld, sonst die stillen Zeugen seiner emsigen Arbeit, sahen ihn nur noch selten; stundenlang saß er im Walde auf einem einsamen Plätzchen, wo er mit geisterhaften Erscheinungen, die er zu haben glaubte, Zwiegespräche führte.

Mit rührender Liebe suchte Frau Schmelzeisen ihren verirrten und seelisch kranken Mann zu seinem früheren geordneten Leben und Denken zurückzuführen; als ihr aber keine Hoffnung mehr blieb, daß ihr dies gelingen werde, brach mit ihrem Seelenmut auch die Leibeskraft zusammen, und ein hitziges Fieber brachte ihr den erlösenden Tod. Nun war die Stütze, welche bis dahin das kleine Hauswesen noch so leidlich aufrecht erhalten hatte, gebrochen, und es ging seiner Zerrüttung um so schneller entgegen, als Schmelzeisen, nun sich ganz selbst überlassen, fast nicht mehr von seinem einsamen Waldplätzchen hinwegkam, sich weder mehr um den Garten, noch seine übrigen Grundstücke oder das Hauswesen bekümmerte.

Eines Tages, es war im Hochsommer, war der Schwarmgeist etwas von ihm gewichen, und er gedachte seiner ältesten Tochter Marie, die bei einer adligen Gutsherrschaft im Dienste stand. Er sehnte sich nach seinem Kinde, das er lange nicht gesehen; deshalb machte er sich, ohne für seine kleinen Kinder irgend eine Anordnung zu treffen, zu dem einige Stunden entfernt liegenden Gutshofe auf den Weg.

Marie war eins jener seltenen Mädchen, die bei einem sanften Gemüte mit einer starken Willenskraft ausgerüstet sind; sie war brav, verständig und ihrer Herrschaft treu ergeben, weshalb sie von dieser fast wie ein eigenes Kind geliebt und behandelt wurde.

Schmelzeisen fand bei seiner Tochter eine freundliche Aufnahme, und da er an demselben Tage nicht wieder zurückkehren konnte, blieb er bis zum nächsten Morgen und wanderte dann wieder seinem einst so traulichen Hüttchen entgegen. Aber welcher Jammer kam über den Ärmsten, als er zur Stelle kam! Am Nachmittage zuvor, während seiner Abwesenheit, war im Tale ein Wolkenbruch niedergegangen. Der überhängende Felsen, längst von dem Zahne der Zeit von dem Grundgebirge losgelöst, war niedergestürzt und hatte sein Häuschen unter Steinmassen begraben. Sprachlos stand anfangs

der beklagenswerte Mann droben auf der Bergeshöhe und starrte wie geistesabwesend auf die Verwüstung ins Tal hinab; dann preßte ihm der Jammer den Schmerzensschrei aus der umnachteten Seele: „Mein Haus, meine armen Kinder! Gott im Himmel, hast du mich denn ganz verlassen?“ Er wendete sich ab und schritt laut weinend seinem einsamen Waldplätzchen zu und — entleibte sich da, wo er so oft in seinem Wahn den Himmel offen und die Engel Gottes auf- und niedersteigend gesehen. Auf diesem seinem Lieblingsplätzchen, das von Tannen, Birken und Buchen umschattet war, grub man ihm auch sein Grab.

Über den Kindern Schmelzeisens hatten jedoch deren gute Engel gewacht; denn sie waren nicht tot, nicht erschüttet vom Felssturze. Als das Gewitter heranzog und in der engen Schlucht den Tag in Nacht verwandelte, und das Brüllen des Donners Berg und Tal erzittern machte, eilten sie, von jäher Angst getrieben, in das bereits erwähnte Nachbarhaus und waren damit wohl dem Tode, nicht aber dem Jammer entgangen. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

H. H. **Maßregeln gegen die Ruhr.** Daß man schon vor 120 Jahren von seiten der Behörden den ansteckenden Krankheiten entgegenzuwirken suchte, beweist folgende Verordnung der wied-runkelischen Regierung vom 7. Dezember 1787.

„Heimbergern Bürgermeistern und Vorstehern zu Münster wird hiermit anbefohlen, darauf genau zu sehen und acht zu haben, daß bey der jetzt stark grassierenden Ruhr die Kranken nichts aus sich, weniger von Schäfern, Altenweibern, Scharfrichtern und dergleichen gebrauchen, sondern den Juden Doctor zu Heckholzhausen oder einen andern Doctor um Rath fragen, auch sich allenfalls nach der hier anliegenden Vorschrift, welche in der Gemeinde besonders den Kranken bekannt zu machen ist, richten sollen, wobey hiesige Apothek, worin die in der Vorschrift verordnete Medicin nebst einer Anweisung, wie solche gebraucht werden soll, vorräthig vor 30 Kr. zu haben ist, vor allem andern anempfohlen wird.

Runkel, den 7. Dezember 1787. Hochgräfliche Regierung.

„Verhaltungspunkte bei der jetzt grasierrenden Ruhr.“

1. Zur Vorsicht thut man wohl, wenn man die geringste Beschwerlichkeit im Unterleib empfindet, besonders zu der Zeit, wenn diese Krankheit herrschend ist, eine gelinde Purganz zu nehmen.

2. Sollte sich aber ein Durchfall ereignen mit Schmerzen im Unterleibe, mit einem beständigen Triebe zu Stuhle zu gehen, Frost, Mattigkeit und mit einer Neigung zum Brechen, die Stühle anfänglich schmierig, oder schaumicht, hernachmals blutstriemig werden, so gibt man dem Kranken ein gelindes Brechmittel. Das allersicherste ist, man nimmt einen Schoppen warmes Gerstenwasser, worinnen 3 gran Brechweinstein aufgelöst werden, davon nimt man jede Viertelstunde ein Thonschale voll, und dazwischen jedesmal eine Schale schwachen Chamillen Thee bis genugsame Würkung erfolgt. NB. Es ist nicht nothwendig, daß der Kranke den ganzen Schoppen Gerstenwasser, worinnen der Brechweinstein aufgelöst ist, nehmen muß, sondern wenn derselbe 2 bis 3 mal sich gebrochen hat, kan er mit dieser Medicin aufhören, und nun genugsam Chamilen Thee nachtrinken.

3. Den folgenden Tag gibt man ½ qth. Rhabarber Pulver und läßt einige Schalen Thee darauf trinken. Dieses Pulver nimmt der Patient einen Tag um den andern, bis die Stuhlgänge nachlassen, welches gemeiniglich nach dem 3ten Pulver geschieht.

4. Das heftige Schneiden in Därmen zu mildern, werden warme Umschläge von warmen Wasser und Milch, über den ganzen Unterleib gemacht. Der Dampf vom warmen Wasser ist sehr dienlich, welches man in den Nachtsstuhl gießt und sich darauf setzet, dabey morgens früh und Abends ein Clystier von Milch nimmt, welches unumgänglich nöthig ist, da alsbald der heftige Zwang zu Stuhle zu gehen, nachlassen wird.

5. Zum Getränke schicket sich bei dieser Krankheit nichts besser als die Molken, oder süßer Weitzig. Um dieselbe zu machen, nimt man ½ Loth gereinigten Weinstein, zu einer Maaß Milch, oder man nimt einen Eß-Löffel voll geschrotene Gerste und ½ Loth gereinigten Weinstein, dieses wird mit einer Maaß Wasser zusammengekocht, oder man nimt einen Eß-Löffel voll gestosenen Leinsamen, ½ Loth gereinigten Weinstein, eben so viel Pulver von arabischen Gumi, und gieset darauf 1 Maaß kochend Wasser; wenn man will, kan man auch zu letztem Trank die Helfte Kuhmilch dazu mischen und des Tags bey einer Maaß von einem dieser Getränke trinken, weil es höchst nöthig bei dieser Krankheit, sehr viel zu trinken, welches man nicht genugsam anempfehlen kann.

6. Der Kranke darf keine Fische, keine Eyer, und kein Fleisch essen. Die Nahrung muß bloß und allein aus dünnen Haber, Gersten oder Reiß-Sayleim, einer Brensuppe, gekochten Äpfeln, Kirschen und Pflaumen, auch frischen und vollkommen reifen Pflaumen und Weintrauben, Reiß, Milch und Wasser-Brey bestehen. Die beste Nahrung bei dieser Krankheit ist, man bindet 2—3 Händevoll des weißesten Mehles, so derb wie möglich in ein Leinwand-Fleck, hernachmal öfters in Wasser getaucht, und auswendig so lange Mehl daraufgestreut, bis eine Rinde darum wird, welches das Wasser abhält, daß es sich beim kochen nicht hineinziehen kann, hernachmals wird es 3 Stunden lang in Wasser gekochet, das es so harte wie Stärke wird, hiervon kan man 2—3 Löffel voll nehmen und es in eine hinlängliche Menge frisch gemolkene Milch und Wasser zu einem Brey kochen, alsdann wird es mit gestosenem Zucker nach Belieben süß gemacht.

7. In dieser Krankheit ist die Reinlichkeit das wichtigste, und trägt nicht nur zur Genesung des Kranken sehr viel bei, sondern auch zur Sicherheit derjenigen die um Ihn sind. Die Wäsche muß reinlich gehalten werden, und um Vermeidung des üblen Geruchs, darf das Geschirr niemals im Zimmer bleiben, sondern muß jedesmal augenblicklich hinaus geschafft und reinlich gemacht werden, im Zimmer muß man beständig früsche Luft lassen, und öfters mit Esig oder Wachholder Holz räuchern.“

J. B.-G. **Eine geheimnisvolle Brunneninschrift.** Wer schon einmal auf seinen Wanderfahrten durchs Nassauer Land die stolze Schaumburg auf steiler Höh' der Lahn besucht hat, der wird sich des Brunnens am Fahrwege von Balduinstein nach dem Schlosse erinnern, der von uralten Bäumen lieblich umschattet, unter einem festen Gewölbe sein kühles Wasser hervorsprudelt, und dem Wanderer als erfrischendes Labsal reicht. Sinnend bleibt alsdann der Besucher des Brunnens stehen, um die rätselhafte Inschrift zu entziffern, welche das obere Gewölbe ziert. Sie lautet: K J A M K J. Es sind die Anfangsbuchstaben von Hochzeitsteilnehmern des Erzherzogs Joseph, nämlich K = Klementine, Herzogin von Koburg, J = Joseph, Erzherzog, A = August, Herzog von Koburg, M = Maria, Königin von Belgien, K = Klotilde, Erzherzogin und J = Istvan, Erzherzog Stephan.

A. L. **Gräber auf dem Hornauer Friedhof.** Mit der Niederlegung des Herrschaftshauses auf Hofgut Hornau wird so manche Erinnerung an das Leben, das im vergangenen Jahrhundert hier herrschte, wachgerufen; besonders an die Familie des deutschen Staatsmannes H. von Gagern. Wie wollen hier einiges erwähnen, was gewiß für alle Freunde und Touristen des Liederbachtales

von Interesse sein wird. Wer die Mühe nicht scheut und bei seinem Ausfluge nach unserem Orte auch einen Gang auf den stillen Friedhof macht, der wird überrascht sein durch verschiedene künstlerisch ausgeführte Grabdenkmäler. Bei näherer Besichtigung erkennen wir, daß es sich um Grabstätten des echt deutschen Geschlechts der von Gagern hier handelt, die im vorigen Jahrhundert auf dem hiesigen Hofgute Sommerwohnsitz hatten und auch hier zur letzten Ruhe sich niederlegten, fern von dem großen Weltgetriebe. Die Inschriften der Grabsteine lauten auf dem ersten Stein: Hier ruht August, Freiherr von Gagern, geb. den 13. September 1804, gest. den 23. Juli 1824. Auf dem zweiten Grabstein heißt es: Friedrich Balduin, Freiherr von Gagern, geb. zu Weilburg am 24. Oktober 1784, gefallen bei Kandern am 20. April 1848. Die Rückseite dieses Denkmals hat folgende Inschriften: 1812 Pinsk, 1813 Kulm und Leipzig, 1815 Waterloo, 1830 Brüssel und Antwerpen, 1831 Hasselt, von 1844—1847 Java-Sumatra, 1848 Kandern. Der dritte Grabstein hat folgenden Wortlaut: Philipp Anton, Freiherr von Breidbach-Bürresheim, gen. von Riedt, Herzogl. Nassauischer General, geb. den 3. November 1791, gest. den 28. Oktober 1878; daneben seine Gattin, eine Freiin von Gagern. Auch das vierte Grab ist ein Doppelgrab, denn der Leichenstein trägt folgenden Inhalt: Karl, Freiherr von Breidbach-Bürresheim, gen. von Riedt, Kaiserlich-Königlicher Hauptmann vom Regiment Erzherzog Karl, geb. den 1. September 1826, und Franz, Freiherr von Breidbach-Bürresheim, gen. von Riedt, Kaiserlich-Königlicher Leutnant im Regiment Kaiser-Jäger, geb. den 31. Januar 1838. Beide Brüder fielen für ihren Kaiser und dessen Recht in der Schlacht bei Solferino am 21. Juni 1859, dann trägt das Denkmal auf der Rückseite noch rechts die Worte: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Güter höchstes aber ist die Ehre!" Der Spruch auf der linken Seite ist verwittert. Zu wünschen bleibt nur, daß sich Freunde dieser Denkmäler annehmen sollten, um solche vor dem Verfall zu schützen. Vielleicht tut der Taunusklub einmal seine milde Hand hierfür auf, denn die weit zerstreut wohnenden Angehörigen der Familien Gagern und Breidbach-Bürresheim scheinen sich wenig um jene historischen Ruhestätten zu kümmern, denn seit der in den Jahren 1878—1890 hier im Sommer auf dem Hofgute wohnende und auf dem Friedhofe in Heddernheim bei Frankfurt begraben liegende nassauische Oberstallmeister von Breidbach-Bürresheim nicht mehr lebt, ist die Sorgfalt für die Erhaltung der Grabdenkmäler eine minimale geworden. Hoffentlich haben diese Zeilen einen dahingehenden Erfolg.

Theater zu Wiesbaden.

Das Hoftheater bleibt vom 8. Juli bis 31 August einschl. geschlossen. — Das Residenztheater hat vom 1. Juli bis 30. August Ferien.

Literatur.

* **Wiesbadener Fremdenführer.** Von † Ferdinand Heyl. S. Pr. 1 M. Wiesbaden, Heyl's Verlag. — Die 26. Auflage des beliebten Führers, des ersten, der über Wiesbaden erschien, präsentiert sich in der alten vorteilhaften Gewandung und ist im Innern stets auf dem Stand der Gegenwart erhalten. Auch der historische Teil hat diesmal eine durchgehende Revision erfahren. Eine Anzahl guter Illustrationen belebt den instruktiven Text. Somit wird der „Hey'l" der Fremdenschar wieder gute Dienste leisten.

* **Neuer illustrierter Fremdenführer durch Wiesbaden und seine Umgebung.** Von Dr. W. Normann. 167 S. Pr. 1 M. Wiesbaden, Moritz & Münzel. — Die 3. Auflage dieses Führers beweist, daß er sich schnell eingebürgert hat. Neben einer ausführlichen historischen Beschreibung gibt er praktische Winke, die für Besuch und Aufenthalt der, bzw. in der Kurstadt, nützlich sind, in reichem Maße und fügt ein sorgfältig durchdachtes Ausflugverzeichnis hinzu. Mit Abbildungen und Karten ist das sehr empfehlenswerte Werkchen reich ausgestattet.

Neues aus Nassau.

Nach mehrtägigen Debatten hat die Thronfolgefrage in Luxemburg ihre Regelung gefunden. Das Familienstatut vom 16. April 1907 wurde von der Kammer angenommen. Demzufolge ist die älteste Tochter des Großherzogs, Prinzessin Marie Adelheid, Thronerbin; im Falle des Ablebens des Großherzogs während der Minderjährigkeit seiner Tochter ist die Großherzogin Marie für diese Zeit als Regentin bestimmt. Krone und Hausfideikommiß wurden als untrennbar erklärt.

Das Hauptsteueramt ist vom 1. Juli von Biebrich nach Wiesbaden, und das Steueramt I von Wiesbaden nach Biebrich verlegt werden.

Die neue Mainbrücke bei Schwanheim wurde am 1. Juli eingeweiht.

In Nassau fand vom 6. bis 8. Juli der 19. Feuerwehrtag des Feuerwehr-Verbandes im Reg.-Bez. Wiesbaden statt; eine Ausstellung der auf das Rettungswesen bezüglichen Gegenstände war damit verbunden.

Nassauischer Geschichtskalender.

Juli.

16. 1636. Graf Ludwig, der letzte Graf von Sayn aus dem Hause Wittgenstein, stirbt. Er war der Sohn des Grafen Ernst, geboren am 8. IX. 1629, und folgte in der Regierung 1632 unter Vormundschaft. Seine Schwestern Ernestine und Johannete wurden seine Erben.

22. 1796. Die Feste Königstein wird von den Franzosen besetzt. Bei ihrem Rückzuge im September gaben sie sie auf und sprengten sie. (Französische Revolutionskriege.)

25. 1408. Beendigung des Vierherrenkrieges, den Graf Philipp I. von Nassau-Saarbrücken (Weilburg) und die Grafen von Salm, Saarwerden, der Herr von Bolchen und Herzog Ludwig von Orleans gegen die Stadt Metz wegen Zollstreitigkeiten führten. Die Verhältnisse blieben die früheren.

26. 1741. Die Grafschaft Sayn-Altenkirchen kommt nach dem Erlöschen von Sachsen-Eisenach an die nächsten Agnaten, die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, die sie bis 1791 inne hatten.

27. 1638. Graf Johann VIII., der Jüngere von Nassau-Siegen, stirbt. Er war der Sohn des Grafen Johann VII. des Mittleren, am 29. IX. 1585 geboren, und kam 1623 zur Regierung. Er war katholisch geworden und führte den Katholizismus in Siegen wieder ein.

27./28. 1809. Schlacht bei Talavera de la Reyna. Das französische Heer unter Marschall Jourdan, 50 000 Mann stark, wird vom englisch-spanischen unter Wellington, 60 000 Mann stark, besiegt. In der Schlacht zeichnete sich das 2. Regiment Nassau auf französischer Seite sehr aus. (Spanischer Feldzug.)

Briefkasten.

Der Herausgeber ist für die Zeit vom 29. Juni bis 31. Juli verreist. Korrespondenzen können daher erst nach letztgenanntem Termin erledigt werden. Wenn die Nummer 15 sich für die Postabonnenten etwas verspäten sollte, so wird gütigst um Entschuldigung gebeten.

Redaktionsschluß: 13. Juli.

Inhalt: Armes Kind! Von M. v. Kornaski. (Gedicht.) — Das Walburgisstift zu Weilburg. Von J. Mankel. (1. Fortsetzung.) — Schreckenstage in Bechtheim 1792—1797. Von F. Heil. (1. Fortsetzung.) — Neuenhain im Taunus. Von B. Wollweber. — Eine Heldin. — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 15. Wiesbaden, den 1. August 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Der ganze Wunsch.

In meinen Adern wirkt das Leben;
Doch weiß ich, daß ich vergehen muß:
Nun will ich ersehen aus Kommen und Gehen,
Daß ich mein Bestehen verstehen muß.

Ich will ja nicht das Himmelreich,
Nicht Paradies und Glorienschein;
Ich will ja nur ein grüner Zweig
Am sprossenden Lebensbaume sein.

Der Cellist.

Ich spiele in der Kirche,
Viel Leute hören zu;
Sind stille biedere Menschen,
Und halten gute Ruh'.

Was kümmern mich die Leute!
Ich lasse die Leute sein.
Ich spiele ja für sie nicht;
Ich spiele für mich allein.

Ich weiß, wem ich es bringe,
Das tieffsonore Lied,
Das aus der schwingenden Saite
Der leichte Bogen zieht.

Ich bring' es jener Liebe,
Die über den Sphären fächelt,
Der ewig wunderbar klaren,
Die auch im Bittersten lächelt.

Der reinen, der allerletzten,
Die nichts verlangt und begehrt
Als das, von dem sie weiß,
Daß sie es selbst ist wert.

Die wohl von Abschied spricht,
Doch den Abschied schlecht versteht.—
Ich spiele für mich. Mein Lied
Verklingt wie ein Gebet.

Jakob Hugo Weinschenk.

Hans Hilchen von Lorch.

1) Von F. C. Jung.

Wenn wir die Geschichte des berühmten Reichsritters Franz von Sickingen, sowie die darauf bezüglichen Akten durchstudieren, so werden wir des öfteren einem Namen begegnen, dessen Träger man bislang eigentlich nicht diejenige Beachtung geschenkt hat, die ihm nach dem Anteil, den er an dem Gang der Geschichte nahm, nach Fug und Recht gebührt, ich meine den Namen: Hans Hilchen von Lorch.

Zwar wird dieser Kriegsmann in der Regel nur beiläufig erwähnt, doch erscheint derselbe oft an hervorragender Stelle neben berühmten Rittern, wie Hartmut von Kronberg, Götz von Berlichingen u. a. m.

Ganz besonders tritt aber Hans Hilchen von Lorch in der Fehde Franz von Sickingens gegen das Kurfürstentum Trier in den Vordergrund, und es ist von ihm in vielen Urkunden anläßlich der Verhandlungen zwische Kurtrier, Kurpfalz und Hessen einerseits und dem Erzbistum Mainz anderseits öfters die Rede.

Doch wir wollen nicht vorgreifen. In der Pfarrkirche zu Lorch befindet sich ein Grabstein, der folgende Aufschrift trägt:

„Hir ligt der edel u. gestreng Her Johann Hilchen „von Lorch, Ritter, bey Zeiten seynes Lebens Kö. „Kay. Majt. und des heil. röm. Reiches in den Zügen „gegen den Erbfeindt den Türken und den König zu „Frankreich in den Jahren 1542, 43 u. 44 oberster „Feldtmarschalck gewesen, sonst noch VII Züg helfen „tun, seines Alters 64 Jahr uff den XV. Aprilis „im J. 1548 zu Lorch in seiner Behausung in Gott „christlich verstorben, deß Selen Gott genedig und „barmherzig sein wolle. Amen.[1])

Wir haben hier den bereits oben erwähnten Waffengefährten und Freund Franz von Sickingens vor uns, der nach einem tatenreichen, fast abenteuerlich zu nennenden Leben als berühmter Kriegsmann hier seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Ich meine nun, es müßte eine dankbare Aufgabe sein, dem Lebensgang dieses Mannes nachzuspüren und zu versuchen, an Hand der allerdings spärlich vorhandenen Quellen den Schleier der Vergessenheit, der über diesem ohne Zweifel merkwürdigen Mann sich herabzusenken droht, etwas zu lüften.

Für den II. Teil diente mir hauptsächlich Otto's Aufsatz über J. H. (Ann. XXIV) als Grundlage.

Nach der steinernen Urkunde — Grabschrift in Lorch — berechnet sich das Geburtsjahr des Ritters Hans Hilchen von Lorch auf das Jahr 1484, da das Sterbejahr mit J. 1548 und das Alter mit 64 Jahren angegeben ist.

Sein Vater war nach Humbracht der gleichnamige Ritter Hans Hillchen, Schultheiß von Lorch, der 1512 starb und seinen Stammbaum nach Humbracht von 1248 herleitet.[2])

Nach der Tradition hat ein Hillichen die „Teufelsleiter" beritten, über welche Sage in Nr. 23 u. 24 der „Nassovia" von 1906 berichtet ward.

Über die Jugendzeit Hilchens, seine Erziehung und Bildung wissen wir nichts, doch ist in Anbetracht später zur Geltung kommender Momente anzunehmen, daß er in allen körperlichen Übungen und im Waffenhandwerk gründlich ausgebildet wurde, daß er ein tapferer und verwegener Kämpe war, dem das unstäte, wilde Kriegsleben sehr zusagte.

Am 25. Nov. 1507 vermählte er sich im 23. Lebensjahr mit Dorothea, Tochter des Ritters Melchior von Rüdesheim und nahm seinen Wohnsitz in der Burg Martinstein. Die Ehe währte aber nur 5 Jahre, da Dorothea 1512 starb mit Hinterlassung einer Tochter Maria, die 1530 mit Adam Vogt von Hunoldstein vermählt wurde.[3])

Wann und auf welche Weise Hans Hilchen von Lorch mit dem um 4 Jahre älteren Franz von Sickingen in Verbindung trat, ist bis jetzt noch nicht genau festzustellen, doch ist anzunehmen, daß dieses schon in der Jugend der Fall gewesen ist, da die beiderseitigen Besitzungen und Lehensgüter vielfach aneinander grenzten und die beiden Häuser auch vielfach dieselben Lehnsherren hatten. Die Güter der Hilchen lagen sehr zerstreut von einander, da sie von den verschiedensten Seiten Lehne trugen. Nach Sauer: Annal. XX Stammgut Lorch, Kirchheimbolandische Lehne, Lehne vom Erzbischof von Mainz und von Trier, von der Mainzer Dompropstei und verschiedenen Stiften, Lehne zu Utzenhain, Patersberg, St. Goarshausen und Urbar, Lehne von Nassau und Katzenelnbogen, von Isenburg-Grenzau und andere mehr.

In Waffenbrüderschaft mit Sickingen trat Hilchen nachweislich erst 1518, wenn wir auch annehmen können, daß Hilchens erste Fehde 1510 mit dem Rheingrafen im Sinne, mit Billigung, wenn nicht gar Unterstützung Sickingens, stattgefunden hat.

Diese erste Fehde Hilchens entstand folgendermaßen: Zur Burgherrschaft Martinstein gehörte das Dorf Horbach. Dieses geriet mit dem Dorf Simmern, das dem Rhein und Wildgrafen Philipp von Dhaun-Simmern unterstand, in Streitigkeiten.

[1]) Luthmer: Bau- und Kunstdenkmäler des Rheingaues. S. 104.

[2]) Humbracht, Adelsgeschlechter 135.

[3]) Töpfer III. S. 81. Hilchen verpflichtet sich im Heiratsvertrag zur Zahlung eines Heiratsgutes von 1000 Gulden und sie ihrem Stand gemäß ehelich und zierlich geschmückt und gekleidet zu übergeben.

Der 26jährige feurige Hilchen trat sofort für sein Dorf ein, nicht minder aber auch der 18jährige junge Rheingraf für das seinige. Die beiden Hitzköpfe verbissen sich denn auch gewaltig ineinander, beide taten sich gegenseitig gewaltigen Schaden, wobei es aber Hilchen denn doch zu toll trieb, mit seinen Freunden vom Steinkallenfels — deren Gemeinerer er ein Jahr zuvor geworden war — Dörfer verbrannte, Bauern tötete oder gefangen hinwegschleppte. Er selbst schoß im Tumult in der Kirche zu Simmern den dortigen Schultheißen nieder und schoß auf den Geistlichen 2 Pfeile ab. Der Rheingraf erhob schließlich Klage wegen Landfriedensbruch bei dem Kaiser, der denn auch nach Prüfung der Sachlage die Reichsacht über Hilchen verhängte. Aus seiner Heimat flüchtig, suchte er Schutz bei den Bürgern von Bingen und wurde freundlich von ihnen aufgenommen. Sein Verfolger, Amtmann v. Löwenstein, konnte den Geächteten nicht erreichen, weil die Stadt Bingen ihm die Tore verschlossen hatte, wofür sie übrigens durch den kaiserl. Fiskal um 1000 Gulden in Strafe genommen wurden.

Dies war die erste Fehde Hans Hilchens von Lorch, die ihm große Gefahren, Sorgen, Kosten und Verluste verursachte, denn erst 1515 erfolgte die Aussöhnung mit dem Rheingrafen, der großmütigerweise sich bei dem Kaiser bemüht hatte, daß die Acht wieder aufgehoben wurde.

Am 18. September 1518 hatte Franz v. Sickingen dem Landgrafen Ludwig von Hessen die Fehde verkündet[4]), und Hans Hilchen schloß sich dieser Fehde an, weil er mit Hessen von früher her noch in Streit stand.[5])

Hilchen war also durch die „Beschädigung" seines Schultheißen und Gott weiß, was damit noch zusammenhing, „Selbstfeind" von Hessen und tat den Zug mit.

Franz v. Sickingen hatte sein Lager in der Umgegend von Mainz[6]) aufgeschlagen und rückte von hier aus in 2 Abteilungen vor.

Götz von Berlichingen und Hans Hilchen von Lorch zogen an der Spitze eines stattlichen Heerhaufens durch die Grafschaft Katzenelnbogen. Wie das damals der Krieg so mit sich brachte, wurde das durchzogene Gebiet stark verheert und verwüstet, so daß 12 Dörfer „gen Himmel geschickt" wurden, Zwingenberg und Umstadt wurden gebrandschatzt und schwer bedrängt. Hans Hilchen soll hierzu das meiste beigetragen haben,[7]) wozu ihn seine besondere Feindschaft mit Hessen veranlaßte.

Der Hans Hilchen betreffende Passus im Friedensvertrag lautet:[8])

„. . . . und alß Johann Hülchen für sich selbst „feindt worden ist, . . . soll solche Vehde, auch ab „und todt hingelegt und Johan deßhalben auß Sor„gen seyn."

Im Jahre 1518 hatte der Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen zum Zwecke der Werbung von Rittern zum Kampfe gegen Polen einen Rittertag zu Mainz ausgeschrieben.

Franz von Sickingen war in die Dienste des Ordens getreten und sollte ein Heer von 8000 Mann Fußvolk und 1200 Reisige werben. Es darf uns deshalb nicht wundern, daß dieser Rittertag stark besucht war. Außer Frantzen, so erzählt Münch I (S. 141), bemerkte man die 2 Herren von Hatstein, Hans und Conrad, die auf den meisten Zügen ihn sonst wohl begleitet, den „abendtheuerlustigen" Hilchen Lorch, den getreuen Franz Fuchs von Schwarzenburg, den biederen Hartmut von Kronberg, Erffenstein . . . Sämtliche Genannten gehörten zu den Rottmeistern des erwarteten Zuzugs.

Diese Sache zog sich aber in die Länge und inzwischen brach 1519 der Krieg des schwäbischen Ritterbundes gegen den Herzog von Württemberg aus, den Franz von Sickingen als kaiserl. Feldherr führte.

Ich habe nicht finden können, daß Hans Hilchen den Zug nach Württemberg mitgetan hat. Für den Zug nach Preußen gegen Polen kann aber die Wahrscheinlichkeit seiner Mitwirkung angenommen werden, da er ja, wie wir gesehen haben, als „Rottmeister" genannt wird.

1521 brach ein Krieg mit Frankreich aus, den Franz von Sickingen als kaiserl. Feldherr führte; auch hier ist die Teilnahme Hilchens nur wahrscheinlich, da wir ihn nach Beendigung dieses Krieges im Jahre 1522 mit Sickingen zusammen auf dem Ritterkonvent in Landau sehen.

Unter der großen Anzahl der erschienenen Ritter bemerkte man vorzüglich die von Venningen, Schwarzenberg, Flersheim, Dalberg, Falkenstein, Rüdesheim, Hilchen-Lorch . . . . Helmstedt . . . .[9])

Hans Hilchen tritt von nun an und besonders in der Trierer Fehde neben Sickingen in gemeinschaftlichem Interesse handelnd auf.

Er sendet am 29. August 1522 an die Stadt Trier einen Fehdebrief, den ich hiermit in den wesentlichsten Teilen wiedergeben möchte:

„Ewch Burgermeister und Rat der Stadt Tryer thue ich, Hilchen von Lorch zum Wissen, nachdem ich vorgerückter Zeyt die Köften und Schaden zu meinem gepürenden Anteil durch verzugk und weygerong mit Zustellung der franzöf. Güter von wegen der Schaffer Gebrüder zu Mentz . . . unpillig gefürt, deßgleichen die verwirkt Pen (Strafe) in bemeldt Repressalien bestimmt, die Beut uff meyn gütlich an Ewch gescheene Begehren und Erfordern nit bezahlt, sunder mit unbegruindtem uffzuigelichen Antwurtten abgeschlahn habt, deßhalbe und us ander beweglich Ursachen will ich Euer Bürgermeister Rait, Ewer ganzer Gemeynd, Hintersassen und

[4]) Hierüber, d. h. die Ursache des Streites, gibt uns eine Stelle im Friedensvertrag (Münch II. 97), nur unvollkommenen Aufschluß:
„Zum Zehenden alß ettliche landgrafische Angehörige Johan Hülchin einen Schultheißen beschädigt, darauf er nach folgendts Tod abgegangen, ist abgeredt, daß sie sich mit ihme darumb einigen sollen, dargegen Landgraf Philips nit handhaben soll."

[5]) Siehe Fehdebrief bei Münch II. 91.

[6]) Münch I. S. 93 sagt: „Die vorzüglichsten Feldhauptleute, welche die einzelnen Schaaren befehligten, waren Kasp. und Hartmut von Kronberg, Phil. Brömser von Rüdesheim, Conrad Schütz von Holzhausen, ... Hans Hilchen von Lorch, Hans von Breitenstein . . . . . und der treue Freund Götz von Berlichingen.

[7]) Münch I. S. 93.

[8]) Münch III. 97.

[9]) Münch I. S. 221.

Verwandten abgesagter Feind seyn (und hiermit mein Ehr vuir mich mein Helffers, Helffers helfer und aller derjenigen ich uff Ewern und der anderen obgemeldten Schaden prengen kan . . . . . . hiermit verwahrt han) . . . . deß zur Urkund . . . . . .

Joh. Hilchen von Lorch.

Zur Erklärung dieser Fehdeansage diene folgendes:[10])

Peter Scheffer, Mainz, hatte seinerzeit gewisse Forderungen an König Ludwig XII. von Frankreich, ohne aber zu seinem Geld kommen zu können; auch von dem inzwischen auf den Thron gelangten König Franz konnten die Söhne Scheffers — Peter Sch. war inzwischen verstorben — nichts erlangen.

Ihre Ansprüche müssen aber wohlberechtigt gewesen sein, da auf ihre Klage bei Kaiser Max dieser im Februar 1516 in einem offenen Schreiben allen Fürsten, Kurfürsten und Untertanen des Reichs bei einer Strafe von 20 Mark löt. Goldes gebot, alle Untertanen Franz' I. und deren auf Reichsboden betroffenen Habe auf Anrufen der Anwälte der Brüder Scheffer in Haft zu nehmen. Die Scheffers wandten sich nun an Sickingen und Hilchen, die ihre Forderung an sich brachten und auf Grund dieses Übereinkommens zu Repressalien zugunsten der Scheffer Gebrüder berechtigt waren. Sie bemächtigten sich in der Nähe von Trier etlicher französischer Güter, die aber Kurfürst Richard von Trier nicht ausliefern ließ, und auch durch entsprechende Anweisung an die Stadt Trier deren Auslieferung verhinderte; dadurch entstand der Pen- (Straf) fall, den Trier dadurch mit 20 Mark löt. Gold verwirkt hatte und die die beiden Ritter zu beanspruchen hatten.

Da sich Trier aber auf nichts einließ, so ist der Zorn der Ritter erklärlich.

Dazu kamen noch die „unbegruindten, uffzuiglichen Antwurtten" und die anderen „beweglichen Ursachen", die unseren kühnen Ritter bewogen, einem ganzen Kurstaat Trotz zu bieten. (Schluß folgt.

[10]) Nach Ullmann, Münch und Urkunden aus Münch III. und Flersheimer Chronik zusammengestellt.

Das Walburgisstift zu Weilburg.

3) Von J. Mankel. (Schluß.)

Die Pfarrei Altenkirchen verlor dadurch ihr 41 Morgen, aus Äckern, Wiesen und 12 Morgen Wald bestehendes Pfarrgut, ferner den Zehnten in der Gemarkung Altenkirchen und endlich den ganzen Ertrag der Philippsteiner Pfarrbesoldung. — Das Kubacher Pfarrgut soll so groß gewesen sein, daß zu seiner Bewirtschaftung zwei Pferde erforderlich waren. Die Gemeinde Elkerhausen büßte ihr 72 Morgen großes Pfarrgut ein. Man beließ den Pfarrern nur je einen Morgen Wiesen und Ackerland nebst den vorhandenen Gärten, damit sie in der Lage wären, sich eine Kuh halten und das nötigste Gemüse ziehen zu können. Ja, die Regierung ging so rücksichtslos vor, daß sie nach Einziehung des beträchtlichen Elkerhäuser Pfarrgutes die dortige Pfarrstelle von dem Pfarrer von Weinbach gegen eine geringe Vergütung an denselben mitversehen ließ. Außer den Erträgen aus Pfarrgütern und Zehnten flossen auch die Fruchtlieferungen, welche die Pfarrer entweder von den Gemeinden als solchen oder von den einzelnen Hausinsassen erhielten, in das Walburgisstift. Die Pfarrer erhielten aus dem Stift eine Besoldung von je 150 Gulden, 14 Achtel Korn, 8 Achtel Gerste und 4 Achtel Hafer. Da aber sämtliche Pfarrer erklärten, mit dieser Besoldung nicht auskommen zu können, so legte man ihnen je 100 Gulden zu, so daß ihr Gehalt auf 250 Gulden stieg. Das Stift hatte nun gute Tage, nicht so aber die Pfarrer und Lehrer. Viele der Lehrer werden sich wohl aus ihrer Jugendzeit und ihren heimatlichen Verhältnissen erinnern können, daß Pfarrer und Lehrer auf dem Lande in früheren Zeiten bei ihren mageren Besoldungen, dank der billigen Arbeitskräfte sich nur durch ein vorhandenes Dienstland über Wasser halten konnten, ja, daß sich manche dieser Beamten dadurch oft eines gewissen Wohlstandes erfreuten. Dieser Rettungsanker wurde durch dieses Enteignungsverfahren den Stiftspfarrern und -lehrern entzogen. Von dieser Seite aus betrachtet, muß man das Vorgehen der Regierung als einen Willkürakt bezeichnen. Fragt man sich nun, aus welcher Veranlassung sich die Regierung zu dieser Willkürmaßregel entschloß, so ist man nur auf Vermutungen angewiesen. Möglich ist, daß die von Johann Ernst eingeführte kostspielige Hofhaltung die fürstliche Kasse über ihre Kräfte in Anspruch nahm, und daß der Fürst derselben auf diese Weise wieder aufzuhelfen suchte. Ebenso dürfte aber auch die Annahme berechtigt sein, daß Johann Ernst für den Bau der neuen Kirche der Stiftskasse bedeutende Kapitalien entnommen habe, die sein Sohn auf diesem Wege dem Stifte wieder beschaffen wollte. Fast ein Jahrhundert später suchte der Regierungsrat und Konsistorialdirektor Dr. Medicus in Weilburg, den Willkürakt Karl Augusts durch eine von ihm herausgegebene Schrift zu rechtfertigen. Den Anlaß dazu bot der seitens der Gemeinde Atzbach bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar gegen den Fürsten von Weilburg angestrengte Prozeß um Herausgabe der ihnen widerrechtlich entzogenen Pfarrgüter, welchen Prozeß sie jedoch verloren. Konsistorialdirektor Dr. Medicus stellt die Sache so dar, daß die Pfarrer durch den ausgedehnten Landbesitz ihrem Dienst zu viel entzogen worden, daß die Besoldungen der einzelnen Stellen zu ungleiche gewesen, und daß durch die persönliche Erhebung der Zehnten zu viel Streitigkeiten zwischen Pfarrern und Gemeinden vorgekommen seien. Inwieweit die Ausführungen Medicus' das Richtige treffen, kann hier nicht untersucht werden.

Im Jahre 1753 folgte auf Karl August sein Sohn Karl Christian in der Regierung, gewöhnlich

Fürst Karl genannt, der wegen seiner Milde bei hoch und niedrig sehr beliebt war. Fürst Karl scheint die fiskalische Politik seines Vaters dem Walburgisstift bezw. den Pfarrern und Lehrern gegenüber nicht gebilligt zu haben; denn er gab die eingezogenen Pfarrgüter an das Walburgisstift heraus, aber den Gemeinden blieben sie nach wie vor vorenthalten. Dagegen erhöhte man in den Jahren 1791 bis 1801 die Pfarrbesoldungen, bei welchen man drei Klassen schuf, auf 350, 340 und 330 Gulden. Zugleich wurde den Geistlichen bei dem fortwährenden Anwachsen des Stiftsvermögens eine im Verhältnis dazu stehende periodische Steigerung ihres Einkommens in Aussicht gestellt. Zu der kolossalen Vermehrung der Stiftseinkünfte kamen später noch die Konsistorialstrafen, die Dispensationsgelder, sowie die Zinsen aus einem von dem Fürsten Karl gestifteten Legat. Dadurch schwoll das Vermögen des Stifts mächtig an. Es vergrößerte sich beispielsweise von 1788 bis 1802 von 80 843 Gulden auf 142 654 Gulden, also innerhalb 14 Jahren um zirka 70 Prozent. Die beiden Weilburger Stellen besserte die Regierung in Ausführung des früher gegebenen Versprechens auf. Die übrigen Stiftspfarrer hatten aber dies Versprechen auch nicht vergessen und hofften, daß das, was bei den Weilburger Kollegen für recht, auch bei ihnen für billig erachtet würde. Darin sollten sie sich jedoch getäuscht sehen. Schon vom Jahre 1795 an begann man in den Weilburger Regierungskreisen jenes den Stiftsgeistlichen gegebene Versprechen zu vergessen. Seit jener Zeit fing die Regierung an, die Stiftsgelder auch für andere Zwecke als für Kirche und Schule, d. h. Volksschule zu verwenden. Die Regierung entnahm z. B. die Besoldungen der Gymnasiallehrer, sowie 3000 Gulden zur Vergrößerung der Gymnasialbibliothek dem Walburgisstift. Ferner erhöhte sie gegen die Bestimmungen des Stifts die Besoldungen auch solcher Volksschullehrer, deren Gemeinden keine Pfarrgüter, Zehnten, noch Fruchtlieferungen an das Stift hatten abgeben müssen. Endlich wurden Armenunterstützungen aus der Stiftskasse gegeben; sogar Ausgaben für die fürstliche Regierungsbibliothek und das Naturalienkabinett wurden daraus entnommen, während man, „um eine heilsame Aemulation (Nacheiferung) unter den Stiftsgeistlichen zu erwecken", fortan nur den **Würdigsten** zeitweise an deren Person oder auch Stelle zu knüpfende Besoldungszulagen gewährte. Der Plan war nicht schlecht ersonnen. Die Regierung hoffte auf diese Weise einen Keil zwischen die Stiftsgeistlichen zu treiben und bei dem so bevorzugten Teile weitergehende Wünsche zum Schweigen zu bringen. Doch die Stiftsgeistlichen waren wackere Männer, die sich durch dieses Kunststück nicht uneinig machen ließen. In einer Eingabe vom 16. September 1800 an „das hochfürstliche Konsistorium", mit welcher zugleich eine Bittschrift an „den gnädigsten Fürsten und Landesherrn" abging, baten sie um **öffentliche Rechnungsablage** über den Stand der Stiftskasse und um Besoldungszulage. Das Resultat der Eingabe war 30 Gulden Aufbesserung pro Person. Diese Mitteilung muß für die Männer geradezu niederbeugend gewesen sein. Man versetze sich nur einmal in die Lage derselben. Die Pfarrgüter hatte man den Gemeinden gewaltsam genommen und die Pfarrer und Lehrer auf ein karges, unzulängliches Gehalt gesetzt; dann versprach der Fürst, mit dem Steigen der Stiftseinnahmen sollten auch die Beamtenbesoldungen daraus entsprechend gesteigert werden; die um die Jahrhundertwende infolge der tobenden Kriege allgemein einsetzende Verteuerung aller Lebensverhältnisse lastete schwer auf den mit Kindern gesegneten Familienvätern; die Einnahmen des Stiftes wuchsen so an, daß die Regierung fast nicht wußte, wohin sie mit dem Gelde sollte, und nun erhielt jeder Geistliche 30 Gulden Aufbesserung, wo der zehnfache Betrag notwendig gewesen wäre und auch hätte geleistet werden können. Die Pfarrer hatten denn auch den Mut, zwei Jahre später wieder bei dem Fürsten um Gehaltsaufbesserung vorstellig zu werden. Diesmal wußte es aber der Superintendent Müller dahin zu bringen, daß die Pfarrer ihr Gesuch zurückzogen und sich auf die Zukunft vertrösten ließen. Die Forderung der Stiftsgeistlichen über öffentliche Rechnungsablage über das Walburgisstift wies der Superintendent als „Anmaßung" zurück. Der Superintendent spielte überhaupt als der Vorgesetzte und gesetzliche Vertreter der materiellen Interessen der Stiftsgeistlichkeit eine eigentümliche Rolle in dieser für die Betroffenen wichtigen Angelegenheit. Die Erbitterung über denselben war denn auch in den Kreisen der beteiligten Pfarrer eine sehr große. 1805 erfolgte eine abermalige Eingabe, die den Erfolg einer Aufbesserung von je 50 Gulden hatte, so daß die Gehaltssätze in den drei Gehaltsstufen auf 400, 390 und 380 Gulden stiegen. Die Aufbesserung war also weit hinter den berechtigten Wünschen zurückgeblieben. Die Petenten hatten den Beweis erbracht, daß eine nur aus 5 Personen bestehende Familie bei einfacher Lebensführung ein Einkommen von 700 Gulden bedürfe, und nun war bei dreimaliger Eingabe angesichts der überfüllten Stiftskasse, worin die Kirchenvermögen der einzelnen Stiftsgemeinden reiche Zinsen trugen, für lange Zeit ein Höchstgehalt von 400, 390 und 380 erreicht worden. Die Herren, welche über kein Vermögen verfügten, waren dadurch entweder zum Schuldenmachen oder zum Darben verurteilt. Wer will es da jenen braven Männern verübeln, wenn sie erbittert und in ihren Äußerungen gegen ihre Vorgesetzten, die sie in einer wichtigen Lebensfrage im Stiche gelassen hatten, scharf wurden. Noch in späteren Jahren schrieb der Altenkirchener Pfarrer **Luja**: „Der römische Papst Gregor VII. hat einst den deutschen Kaiser Heinrich IV. nur drei Tage vor dem Schlosse in Kanossa barfuß stehen lassen, bevor er ihm Gehör schenkte; unsere früheren protestantischen Päpste haben die früheren Stiftspfarrer jahrelang bittend vor ihren Türen erscheinen lassen, und ihnen endlich das Erscheinen und Bitten selbst verboten."

So kam das für Kirche und Schule in Nassau hochbedeutsame Jahr 1817 heran. Die allgemein begangene 300jährige Jubelfeier der Reformation zeitigte die Union zwischen der lutherischen und reformierten Kirche. Eine Folge davon war die im August desselben Jahres nach Idstein einberufene Generalsynode, in welcher der Regierungspräsident von Ibell die ungesetzliche Verwendung von Gel-

dern des Walburgisstifts zugab und deren Abstellung versprach. Zugleich wurde durch Synodalbeschluß den Kirchenvorständen und Gemeinden das Recht der Mitwirkung bei der Verwaltung des Kirchenvermögens eingeräumt und eine öffentliche Kontrolle desselben zugestanden. Damit schien die Forderung, wofür die Weilburger Stiftspfarrer vergeblich gekämpft hatten, ihrer Erfüllung entgegen zu gehen. Doch in die berechtigte Freude der Stiftspfarrer über diese Wendung ihrer Sache fiel die folgende Verfügung der Regierung wie ein Reif in der Frühlingsnacht. Durch Rundschreiben vom 10. November 1817 überraschte die Regierung die Stiftsgeistlichkeit mit der Erklärung, daß nach § 29 des höchsten Edikts vom 24. März desselben Jahres das geistliche Walburgisstift einen Teil des durch dieses Edikt geschaffenen Zentral-Studienfonds bilde und demgemäß mit demselben zu vereinigen sei. Der Wert der früher eingezogenen Pfarrgüter wurde an die beteiligten Gemeinden zurückvergütet. Es erhielten die Kirchen und Zivilgemeinden im Amte Weilburg für Pfarr- u. Schulbesoldungen 93 895 Gulden
die acht Gemeinden des Hüttenbergs 80 000 „

beide zusammen also 173 895 Gulden.

Zickendraht schätzt das Vermögen des Walburgisstiftes im Jahre 1817 auf 230 000 Gulden; demnach wären noch 56 105 Gulden in den Zentral-Studienfonds geflossen. Ferner wurden die Pfarrzehnten demselben überwiesen. Die Fruchtgefälle erhielten die empfangsberechtigten Pfarrer und Lehrer durch die Weilburger Rezeptur ausgehändigt.

Damit hatte das seit mehr denn 900 Jahren in Weilburg bestandene Walburgisstift sein Ende erreicht.

Schreckenstage in Wechtheim zur Zeit des I. Koalitionskrieges 1792–1797.

(Nach den Aufzeichnungen des Pfarrers Schramm und des Schultheißen Thiels.)

3) Mitgeteilt von F. Heil. (Fortsetzung und Schluß.)

Der Chronikschreiber muß nun selbst mit den Fouragefuhrleuten ins Frankenlager. In Wiesbaden, wo sie übernachten, gibt sich Rat Roeßler „viel Müh“, um sie zu befreien, doch vergeblich. Die Fahrt geht über Kirberg, Diez, Neuwied nach Koblenz. Angst und Not sind die ständigen Begleiter. Die in Koblenz geladene Fourage soll nach Marsain ins Magazin gebracht werden, an dem Tag der Ankunft drangen die Kaiserlichen wieder vor und die Franzosen mußten sich zurückziehen. Die Fuhrleute wurden auseinandergesprengt, Schultheiß Thiels verlor Wagen und Pferd und kam nach 14tägiger Abwesenheit leer nach Hause. Hören wir ihn nun wieder selbst:

Von Franken war ich nun befreit,
Mein Leser, merk wie lange,
Von Mittag bis zur Abendzeit,
Da mußte ich empfangen
Mit Höflichkeit zwei Offizier
Benebst Bedient zum Nachtquartier (Anno 14. Oktober 1795.)

Als nun die Nacht vergangen war,
Erhob sich großer Jammer,
Herzensangst und Todesgefahr
Man hört in jeder Kammer,
Der Soldaten Tribulieren
Um auf den Tod zu requirieren.
Kein Schloß und Riegel hält nichts mehr,
Es wurde aufgerissen,
War es befestigt noch so sehr,
Wurd es entzwei geschmissen,
Was sich in Schrank und Kisten fand,
Geriet in der Franzosen Hand.
O, höre Nachwelt was ich sag:
Wer die Geschicht wird lesen,
Der denke auch an diesen Tag
Wie schrecklich er gewesen,
Wenn der Feind im Retirat
Weder Zaum noch Zügel hat.
Bei Rauben, Plündern nicht allein
Ist es den Tag geblieben,
Schandtaten wurden insgemein
Auch anbei noch getrieben,
Für Schand- und Mordtat der Gestalt,
War nicht sicher jung und alt.
Des Morgens schon in aller Früh
Kam mir in Hof gedrungen
Ein Trupp Kavallerie und Infanterie,
Von den ich ward bezwungen
Zu schaffen fünfzehn Hemd herbei,
Wenn ich nicht gleich des Tods wollt sein.
Noch weiter hieß es, du Kupan,
Dich soll der Donner rühren,
Schaff gleich herbei noch dreißig Kron,
Sonst mußt du hier krepieren:
An Rippenstöß, da fehlt es nicht
Und schlugen mir ins Angesicht.
Ich bat: o, ihr lieben Herrn,
Ach, schenkt mir doch das Leben,
Was ihr verlangt, das geb ich gern,
Allein, ich kanns nicht geben,
Glaubt mir, ich hab auf meine Ehr,
Kein Geld und keine Hemden mehr.
Mein Flehens aber uneracht,
Ward mir zu Leib gegangen,
Durch Stümpf und Schläge dahin gebracht
Zum Laufen an zu fangen,
Ich lief also nach meinem Schluß,
Denn als blühte mir ein Kugelschuß.
Ein loser Mann nahm seine Flint
Und fing sie an zu zücken,
Er spannt den Hahn so geschwind,

Dieselbe los zu drücken,
Er schoß, und durch den Kugeltrieb,
Mir meine Kapp vom Haupte blieb.
Ich lief entblößt den Ort hinaus,
Sprang über Zäun und Hecken,
Ich ließ im Stich Weib, Kind und Haus,
Sucht drauß mich zu verstecken,
Allein ich wurde der Gestalt
Verfolgt bis in den Ohrner-Wald.
Nun lag ich fast den ganzen Tag
In einem Busch verstecket;
Merk auf, mein Leser, was ich sag,
Mit Reiser zugedecket,
Und ohne Kapp und ohne Schuh
Und hörte dem Spektakel zu.
Wie unser armes Örtchen war
Angefüllt mit Krieger,
Die unbarmherzig alle gar
Raubten wie die Tiger,
Lebten ohne Menschenpflicht
Und schonten auch des Ärmsten nicht.
Endlich hörte man in dem Ort
Nun einmal kein Schießen mehr,
Ich dacht, Franzosen sind jetzt alle fort
Und unser Dorf ist nun ganz leer,
Ich wagt es frisch und kroch bald
Aus mein'm Versteck, im Ohrner-Wald.
Kaum war ich aus dem Busch herfür,
So kamen gleich gegangen
Noch drei französische Musketier,
Die wollten mich empfangen.
Ich aber war zu vorbereit
Und sprang fort durch die Ohrner-Feld.
Wie war ich jetzt in Herrlichkeit,
Da Bechtheim ich konnt sehen,
Das bei so großer Grausamkeit
Dennoch kalt blieb stehen,
Obwohl so recht nach Feindes Art
Viel hundert mal geschossen ward.
Es wurden auch obendrein
Sehr viel Patronen gefunden,
In meinem Haus dicht am Herdestein
Bei dreißig eingebunden;
O Gott, wie wacht dein Vorsicht hie,
Daß da kein Feuer rührte die!
Einwohner Bechtheims, danket Gott!
Dem Gott, der euch beschützet,
Heut euern Ort vor Feuersnot,
Ob's gleich mit Feuer blitzet,
Mit Unvorsicht an jedem Haus,
Daß dennoch brach kein Feuer aus.
Noch aber, eh ich kam ins Ort,
Da war ich von drei Dieben
Mit bloßen Säbel grausam fort
Nach dem Pfarrhaus getrieben.
Und nur so bald ich säumte mich,
Empfing ich einen Säbelstich.
Drei Gauner, Roßschweif waren es,
Die mich ins Pfarrhaus drängten,
Hört diese Schurken, die sehr bös
Zu Pferd ins Pfarrhaus sprengten,
Mir brüllten fürchterlich ins Ohr:
„Wo ist, Kupan, denn der Pastor?"
Ich sagt: „Ihr Herrn, ich weiß nicht,
Wo der Pastor ist hingekommen!
Ihr sehet ja, wie wüst es da,
Daß alles weggenommen,
Kommod und Schränke sind entzwei,
Dies zeigt, daß nichts im Haus mehr sei.
Hin zum Bürgermeister mußt
Du so gleich uns führen,
Wirst du nicht unsern Willen tun,
Soll dich der Donner rühren!
Ich sagte: „Ja, o meine Herrn,
Recht aus Gehorsam tu ichs gern."
Nun gings im Trab die Gass herauf,
Und ich voran mußt springen
Grade nach des Schultheiß Haus
Mit ihren bloßen Klingen
Und wo ein Schritt zurück ich blieb,
Bekam ich einen Säbelhieb.
Der Kutscher kam zur Tür heraus,
Bist du der Bürgermeister?
O nein, Schultheis ist nicht zu Haus,
So schafft den Bürgermeister,
Und schafft so gleich Brot, Fleisch und Wein,
Wann ihr nicht wollt des Todes sein.
Der Kutscher drückt nach seinem Haus
Zwei sind ihm nach geritten,
Der dritte aber, der blieb haus,
Hielt auf der Gasse mitten
Als ein Soldat mit Vorbedacht,
Für seine Gesellen gut Schildwacht.
Als nun die Raubsucht war getan
Der frechen Huren-Brüder,
Da trieben sie Schandtat an
Und rissen ein Weib darnieder
Auf dem Kirchhof, bei der Toten-Ruh
Und ließen viele sehen zu.
Von der Hurenlümmel Klauenart,
Die ohne Zaun und Zügel,
Beinah ein Weib notzüchtigt ward,
Wenn nicht mit starken Prügeln,
Der Frauen Schwäger und ihr Mann
Ihnen starken Widerstand getan.
Mit Schimpf und Schande mußten fort,
Die Mähren, Hengst, die Klübel,
Als Schandfleck' hier aus diesem Ort,
Mit ihren harten Zübel.
Unser Ort war nun von Räubern leer
Und kamen keine Franzosen mehr.
Nun kamen erst die Leut herbei,
Die sich aus Furcht verkrochen,
Und sahen ein: viel war entzwei,
Verdorben und zerbrochen,
Auch wie es sah in jedem Haus
So leer und ganz verwüstet aus.
Viel Better waren ausgeschütt,
Im Haus die Federn flogen,
Die Bettbezüg hat der Franke mit,
Wir waren drum — betrogen,
Was der Frank für brauchbar hält;
Kauft er sich gerne ohne Geld.
Getränke, Wein, Branntwein und Bier,
Soviel sie mochten saufen,
Verschlangen sie in ihrer Gier
Und ließen in Keller laufen
Den Rest, und wenn was übrig blieb,
Das holte schnell ein andrer Dieb.
Jetzt kam ich auch erst in mein Haus

Vom Morgen bis zum Abend,
War ich, wie schon gesagt, heraus;
Ich fand nicht viel mehr habend,
Ich hatte weder Brot noch Schmalz,
Noch weniger ein Körnchen Salz.
Vierzig Laib Brot waren fort,
Die ich ließ teils verstecken;
Leser, glaube meinem Wort,
Im Garten aus der Hecke,
Da zogen sie das liebe Brot,
Und ich litt drei Tage Hungersnot.
Dies hieß geplündert hin und her.
Hör, Leser, was ach sage,
Glaub mir, die Häuser waren leer,
Es war eine schwere Plage,
Was übrig blieb beim Avancieren,
Das reiste jetzt beim Retirieren.
Kinder, schmält die Eltern nicht,
Wenn ihr sollt Schulden erben,
Bedenket doch die Kriegsgeschicht,
Die viel bracht zum Verderben,
Mancher Vater hat gespart,
Doch über dies zum Bettler ward.
Franzosen waren zurückgedrängt,
Doch nicht zu ihrem Schaden,
Bei Neuwied übern Rhein gesprengt,
Die meisten schwer beladen
Mit viel gestohle'm Geld und Kleid,
Da sie beim Bauer sich erbeut.
Der Landmann schrie: „Daß Gott erbarm,
Wie hat der Frank betrogen,
Wir Landleut sind jetzund arm
Und reine ausgezogen,
Der Franzmann hat noch oben drein
Uns Fuhrgeschirr mit übern Rhein".
Es waren hier in unserm Ort,
Zwölf Pferd und Karrn genommen,
Gereist mit den Franzosen fort,
Und sind nicht wiederkommen,
Der Fuhrmann kam, wie euch bekannt,
Mit Müh zurück, ganz leerer Hand.
So hat der Frank mit Vorbedacht
Viel fremdes Gut verletzet
Und sich Gewissens unerachtet,
Ein Eigentum gesetzet,
Hält Winter Quartier überm Rhein
In Ruh und tut seines Raub sich freun.
Gottlob, wir sind die Franken los,
Wir können unterdessen
Nun wieder in des Kaisers Schoß
Ein Zeitlang ruhig essen,
Doch die versprochen Ruhigkeit,
Währt, Gott erbarm, nur kurze Zeit.
Mein Leser, was sich ferner hin
Allhier hat zugetragen,
Will ich, weil ich nun müde bin,
Im dritten Teil dir sagen,
Die weil ich dann noch bis zur Zeit,
Dir zu erzählen bin bereit.
Nun will ich meinen zweiten Teil
Mit diesem Wunsche schließen:
Gott laß die Wohlfahrt und das Heil
Des Friedens uns genießen,
Daß ich, mein Leser, dir alsdann
Nichts mehr von Krieg erzählen kann.

(Ein zweiter Aufsatz folgt später.)

Eine Heldin.

2) (Fortsetzung und Schluß.)

Marie ward in tiefster Seele erschüttert, als man ihr die Hiobsposten mitteilte. Ihre gute Mutter war aus Gram um ihren Mann und das verlorene Familienglück so frühe ins Grab gesunken; — der Vater, dem sie gestern zum Abschiede noch so herzlich die Hand gedrückt, dieser bedauernswerte Mann, über dessen religiöse Verirrungen sie so manche Träne vergossen, hatte seinem Leben mit eigener Hand ein gewaltsames Ziel gesetzt; — das Hüttchen, in dem ihre Wiege gestanden, ward, als der Herr im Sturm und Wetter über das Tal schritt, unter dem Felsen begraben, eine Grabesfeier, wozu der Blitz die Fackeln lieh und der Donner das „Heilig, heilig, heilig" ertönen ließ, daß Felsen zerrissen und niederstürzten und die Menschen, sonst so stolz und stark, erbebten wie in Todesschauen, — und im Nachbarhäuschen saß ein Häuflein kleiner Kinder — ihre Geschwister — vaterlos, mutterlos, ein jedes für sich ein Häuflein Elend. Was sollte nun werden? —

Doch Marie, das Mädchen mit der starken Seele, raffte sich aus dem ersten heißen Schmerze bald empor. Sie sagte sich: „Haben Vater und Mutter euch verlassen, meine beklagenswerten Geschwister, so will ich eure Mutter sein. Gott wird mir beistehen, er wird mich nicht verlassen!"

Diesem raschen Entschlusse ließ sie die Ausführung auf dem Fuße folgen. Sie trat vor ihre Herrin und bat um Entlassung aus dem Dienste, um sofort das Mutteramt bei den Geschwistern antreten zu können. Diese, eine edle und gütige Dame, wollte Marie zurückhalten und versprach, dafür sorgen zu wollen, daß die Geschwister in einem Waisenhause Aufnahme fänden. Auf diesen Vorschlag wären gewiß hunderte von Mädchen eingegangen, sie hätten ihn mit Freuden als einen glücklichen Ausweg begrüßt. Marie aber wollte von diesem Vorschlage der Herrin nichts wissen; „denn" — sagte sie — „was empfangen meine Geschwister im Waisenhause? Brot, Kleidung und Pflege, auch vielleicht Mitleid, aber keine Liebe, und diese ist es, die ihnen not tut; und diese kann nur ich allein ihnen bringen, und ich werde sie ihnen bringen mit der ganzen Kraft meines Herzens, daran darf mich niemand hindern!"

Eine solche Gesinnung gefiel der Herrin; aber sie machte doch noch einen Versuch, Mariens Sinn zu ändern, da sie dieses Mädchen gar zu gern im Dienste behalten hätte. Sie sagte ihr: „Ich weiß, daß Aler, meines Försters Sohn, dich liebt, und es ist mir nicht unbekannt geblieben, daß du seine

Liebe erwiderst. Ich will Alex die Försterei übertragen, da sich sein alter Vater zur Ruhe setzen möchte. Heiratet euch und nimm deine Geschwister zu dir, dann ist euch allen geholfen."

Auf diesen Vorschlag wären gewiß wieder hundert andere Mädchen mit Freuden eingegangen, Marie aber nicht; sie dachte auch jetzt wieder anders und besser.

Sie antwortete unter Tränen: „Ach, beste Herrin, dann hätten meine armen Geschwister weder Vater noch Mutter! Nein, nein, auch diesem Glück, auch Alex muß ich entsagen, um der Geschwister willen. Wohl lieben wir uns treu und innig, und mein Herz will verzagen, weil ich ihn verlassen muß; aber Gottes Stimme ist es, die mich heimwärts ruft. Ihr will ich folgen; Gottes Rat ist ja oft so wunderbar, er wird es mit mir, mit meinen Geschwistern und auch mit Alex gewiß auch wohl machen."

Da umarmte und küßte die Herrin das weinende, entsagende Mädchen. Sie hatte einen Blick getan in Mariens Herzenskampf, in dem der gute Engel siegte, und wie unter Sterbens Schauern lernte sie es fassen, das Leid, in dem zwei treue Herzen sich verlassen.

Sie sprach schmerzbewegt: „So gehe hin in Gottes Namen, tue, was dein Herz dir befiehlt; solcher Tugend freuen sich die Engel im Himmel, und Gott wird sie belohnen, wenn die Stunde dazu gekommen ist."

Marie nahm nun ihren Jahrlohn, auch ein ansehnliches Geldgeschenk der Herrin, verkaufte ihre guten Kleider und hüllte sich wieder in die Tracht ihres Heimattales; dann schritt sie getrost dem Orte zu, wo sie bei dieser Heimkehr keine freundliche Erinnerungen, sondern Bilder der Trauer und des Elends empfingen.

Droben im Tal, nahe dem Grabe des Vaters, ließ sie ein neues Häuschen erbauen, wobei ihr gute Menschen ihre hilfreichen Hände nicht versagten, und darin nahm sie sich der Wirtschaft und der Pflege ihrer Geschwister mit solchem Eifer und zäher Ausdauer an, daß man sich allgemein darüber wunderte. Die kleinen Geschwister gediehen unter ihrer Hand, daß es eine Lust war; im Garten und auf den wenigen Äckern droben blühte und reifte der Segen Gottes wie nie zuvor, und jeder, der Mariens Haushalt sah, mußte sich sagen: Hier regieren Gottes Engel. Und wenn am Abend die Geschwister im Schlafe lagen, dann öffnete sich oft des Häuschens Hintertür, und Marie schritt hinaus durch den Mondschein jenem einsamen Waldplätzchen zu, welches der Lieblingsaufenthalt ihres Vaters gewesen, welches sein Totenbett und seine Grabstätte geworden war. Dort, neben seinem Hügel, hatte sie sich aus Steinen einen Sitz errichtet; dort gedachte sie der heimgegangenen Eltern, dort trat besonders der Vater so recht lebhaft ihr in die Erinnerung, und dann flüsterte sie leise zum Nachthimmel hinauf: „Guter Vater, war nach der Menschen Urteil dein Glauben auch nicht rein, so war dein Tun doch rein, so lange deine Seele nicht vollends umnachtet war. Dir danke ich nächst Gott alles; denn du lehrtest mich gut und fromm sein, auf Gott vertrauen und auf seinen Wegen gehen. Gewiß, der Allwissende, der dein Herz besser kannte als die Menschen, ist dir gnädig; er richtet ja anders als die Menschen richten."

So saß sie wieder einmal an einem mondhellen Abend bei dem Grabe des Vaters. Es waren seit jenen furchtbaren Gewittertagen vier Jahre verflossen. Und in derselben Nacht schritt auch ein junger Mann durch denselben Forst; es war Alex, der an Stelle seines verstorbenen Vaters Förster geworden war, und in dieser Nacht den Wilddieben auflauerte, die in dieser Gegend ihr Unwesen trieben. Eben schritt er auf eine kleine Waldblöße hinaus, als er plötzlich zusammenschrak; denn wenige Schritte von sich entfernt erblickte er die Umrisse einer weiblichen Gestalt, die vor einem Kreuze aus Holz stand, und in ein Gebet versunken zu sein schien. Alex hielt wie festgebannt an; als aber der Abendwind leise Flüstertöne zu seinem Ohre trug, erkannte er sofort die Stimme, die er so lange nicht mehr vernommen. Täuschte er sich auch nicht? Er trat leise etwas näher und erkannte nun bestimmt Marie, die er so treu geliebt, das starke Heldenmädchen, das ihn um der Geschwister willen verlassen hatte. Die alte Liebe, die nicht in seinem Herzen erstorben war, lohte wieder in hellen Flammen auf, und ob sie auch erschrecken mochte, er konnte sich nicht halten, nach wenigen Schritten stand er an ihrer Seite mit dem Freudenrufe: „Marie, liebe Marie! Erschrecke nicht, ich bin es; dein Alex ist's! Ich bin jetzt wohlbestallter Förster und habe ein gutes Einkommen! Deine Geschwister sollen nun auch meine Geschwister sein! Hier ist meine Hand; schlage ein Marie, ich helfe dir gerne tragen, was du so lange allein getragen hast!"

Marie hatte im ersten Augenblick völlig die Sprache verloren. Erschreckt und verwirrt starrte sie den zum Manne gereiften Jüngling an, der so plötzlich an ihre Seite getreten war. Dann wichen die Schatten des Schreckens aus ihrem Gemüte, und sonnige Strahlen drangen ein und tauten auf, was so lange in Trauer darin begraben lag. Stumm ergriff sie die dargereichte Hand, drückte sie ans hochklopfende Herz und flüsterte zum Nachthimmel hinauf: „Vater, Mutter, lasset euern Segen auf uns ruhen!"

Wenige Wochen nach dieser Begegnung waren Marie und Alex ein Ehepaar. Am Hochzeitstage ließ die Landesbehörde der wackeren Braut aus einer Stiftung, aus welcher jährlich die zwei tugendhaftesten Bräute beschenkt wurden, hundert Taler überreichen. Marie, die junge Försterin, blieb ihr lebelang ihrem frommen Glauben und den Tugenden getreu. Sie wurde die Mutter braver Kinder, und ihre Geschwister versorgte sie nach und nach so glücklich, daß es allen wohl ging. Das Grab des Vaters hegte sie mit Trauerweiden und Lebensbäumen ein, und auf seinen Hügel pflanzte sie Blumen, diese stillen Verkündiger einer hehren Auferstehung; auf sein Grabkreuz aber schrieb sie die Worte, die sie so oft weinend zum Himmel hinaufgeflüstert:

„Gott richtet nicht wie die Menschen richten!"

Miszellen.

W. G. **Fürstliches Kondolenzschreiben bei dem Tode der Gräfin Christine Luise von Wied-Runkel.** „Mit was betrübtem Hertzen ich den allzufrühen Todesfall von euer fürstlichen Gnaden lieber Frau Dochter vernohmen, kan mit der Fedder nicht exprimiren, den ich viele liebe und estime vor sie gehabt, weillen sie so eine tugensame fromme greffin war, die viele meriten hat und so ein christliches guttes gemühte, das, wer die ehre gehabt, sie zu kennen, sie lieben muste; kan mir vorstellen, wie schmerzlich nahe dieser betrübte Tod euer fürstlichen Gnaden zu Hertze gehet, ein so liebes und einziges Kind in den besten Jahren zu verlieren; euer Gnaden kan mir glauben, wie sensibel mir der Tod ist, und wan an euer fürstliche Gnaden denke, was sie vor betrübnis darüber ausstehen, da ich so viel liebe undt respect vor euer Gnaden habe, das alles, was ihnen angehet, ich viel part daran nehme. Der allerhöchste Gott, der diese Wunde geschlagen, wolle ihnen mit Trost beistehen und ihnen ein gelassenes Hertz geben, sich mit Geduld in seinen allein heiligen undt weisen Willen zu geben; was ist dagegen zu sagen. Alles, was er tuhet, ist heillig undt guttes; tuet (er) doch alles zu unseren seelen besten; die er liebet, die nihmt er durch einen frühen zeitigen Tod aus dieser elenden Welt weg, um sie desto eher seiner Herrlichkeit undt Freude teilhafftig zu (machen) undt weis gewis, wan die liebe Frau Baas selig könte witer kommen, das sie es nicht thun wirt; dan dieser Wexel, den sie gethan, ist viel zu kostbar und herrlich; sie hat das überwunden, das wir noch alle vor uns haben; es ist uns Menschen zwar sehr schmerzlich, das zu verlihren, das man liebt, aber Gott siehet an, was uns selig ist. Er wolle Euer fürstliche Gnaden noch lange gesund erhalten zu Trost und besten der armen Weisen und ihnen viel Freud erleben lassen an den lieben Kinder, daß sie mögen ihrer lieben Frau Mutter selig in ihren Tugenten nachfolgen; er bewahre auch fürstliche Gnaden und dero gantz Haus vor ferner betrübten Fellen. Das wünsche und bitte ich von Hertzen von Gott, mich aber befehle zu beständiger Gnade und Andenken, die ich jederzeit bin mit aufrichtigem Hertzen und allem respect.

Durchlauchtig gnedige Fürstin und Frau
underthänige treue Dienerin
Caroline, Gräfin von Sayn-Wittgenstein.

Drei Monate hindurch erklang nach ihrem Tode alltäglich zwischen 11 und 12 Uhr das Trauergeläute von den Kirchtürmen des wiedischen Landes, auch mußte für ebenso lange Zeit in den Kirchen „die Orgel ungeschlagen bleiben". Spiel und Tanz auf Kirmessen und Hochzeiten blieben für ein ganzes Jahr lang verboten.

Die Verblichene war die einzige Tochter des Fürsten von Ostfriesland und Reichsgrafen von Kriechingen, Friedrich Ulrich. Im Jahre 1726 vermählte sie sich mit dem Grafen Johann Ludwig Adolf von Wied-Runkel, welchem sie fünf Kinder schenkte: Karl Ludwig (gest. 1752), Elisabeth (gest. 1729), ein totes Kind 1730, Henriette Amalia (verm. mit dem Grafen Ferdinand von Schwerin, gest. 1752), Christian Ludwig (gest. 1791, nachdem er kurz vorher in den Fürstenstand erhoben worden war). Durch diese Verbindung fielen die linksrheinischen Besitzungen Kriechingen, Saarwellingen, Püttlingen, Rollingen, Voimhout und das Erbmarschallamt des Herzogtums Luxemburg und der Grafschaft Chiny an das Haus Wied. Unter der napoleonischen Herrschaft gingen dieselben wieder verloren, und es wurde das Haus Wied durch einige Kurkölnische Gebietsteile entschädigt.

Über ihr Ableben und Beisetzung meldet das Dierdorfer Totenbuch: „1732 den 2. May ein hochgräflicher Sohn geboren, welchem bey der heiligen tauff die nahmen Christian Ludwig gegeben worden, über welches Geburth die hochgräfliche Mutter zur höchsten betrübniß ihres hohen gemahlß und leidweßen des gantzen landes mit Hinderlaßung dreyer hochgräflichen Weißen und höchst betrübter fürstlichen Mutter den 12. May daß zeitliche mit dem ewigen verwechselt hatt, und 26. Juni In solenner Lichbegängnuß ist beygesetzt worden in der hochgräflichen Gruft in der Kirchen Dierdorff Abends umb 10 Uhr."

G. L. i. H. **Zwei Wanderscheine aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.** „Wir geschworne Ober- und andere Meister des Ehrsamen Handwerks derer Satler in der Vorder Österreichischen Haubt Stadt Freyburg im Breysgau, bescheinen hiermit, daß gegenwärtiger Gesell mit Nahmen Christoph L . . . Von Kirberg gebürtig, so 20 Jahre alt, und von Mittel Statur, auch blunde Haaren, ist bey uns allhier 18 Wochen in Arbeit gestanden, und sich solcher Zeit über treu, fleissig, still, friedsam, und ehrlich, wie es einem jeglichen Handwerks Gesellen gebühret, verhalten hat, welches wir also attestieren, und deshalben unsere sammentliche Mit-Meister diesen Gesellen nach Handwerks Gebrauch überall zu befördern geziemend ersuchen wollen.

Datum Freyburg den 8ten Januar
Anno 1804.

Ober Meister Ludwig Burger.
Meister, wo der Geselle gearbeitet Joseph Lang."

„Wir Vorgesetzte und Sammentliche eines ehrsamen Handwerks derer K. K. privil. Sattler unter dem Hochfürstlich-Esterhazischen Schloß Eysenstadt in Nieder-Ungarn, urkunden und bezeugen, daß Vorweiser dessen, Namens Christoph L . . . von Kirberg gebürtig von Nassau hat so 23 Jahre alt, und von Großer Statur, auch Blonten Haaren, ist bey uns allhier 16 Wochen, in Condition gestanden, und während solcher Zeit sich also verhalten, wie es einem ehrbaren Gesellen wohl anstehet; ersuchen demnach dienstfreundlichst alle und jede, sonderlich der löbl. Sattler Profeßion Zugethane obbemeldten Gesellen allenthalben guten Willen und Beförderung angedeyen zu lassen, welches wir hinwiederum zu ersetzen uns erbieten.

Gegeben und mit unserm gewöhnlichen Insiegel gefertigt,

Eysenstadt, den 12ten Appril im Jahre 1807.

Joseph Hoxfelter
Amts Richter
in Müllendorff.

Friedrich Wilhelm Ohlberg
Sattler Meister im Millendorf.

J. H. **Die Schlacht bei Göllheim.** Sebastian Münster schildert in seiner im Jahre 1567 erschienenen „Cosmographey oder Beschreibung aller Länder, Herschafften, fürnemmsten Stetten ꝛc." die Entscheidungsschlacht zwischen König Adolf v. Nassau und dem Herzog Albrecht von Österreich wie folgt:

Adolphus / ein Graue vonn Nassow (ein gerechter sieghaffter vnd frommer mann) wölchen auch künig Rudolph bey seine leben hochgeachtet / obschon etlich in übel beschelten) ist zum Reich vonn etlichen Churfürsten erwölt worden / aber die anderen erwölten hertzog Albrechten von Östereich. Doch ward Adolphus zu Ach gekrönt. Vnd nach dem Hertzog Albrecht sein lehen het empfangen von künig Adolphen / hat doch künig Adolph hertzog Albrechten heimlich verfolgt / vnn belägert jm die statt Colmar / die Henrich*) Albrechten anhieng / vnd gewom sie. Er dempt auch andere stett im Elsaß die mit jm nit dran wolten sein. Darnach fur er mit seinem höre in Thüringen vnnd Meissen / vnnd lehrt sie auch jhm geharsam sein. Er wolt auch angriffen haben den Künig von Frankreich von wegen des Künigreichs Arle / von dem jetz bey Künig Rudolphen meldung beschehen ist. (Bei Rudolf von Habsburg berichtet Münster / daß der König von Arelat 1279 (?) ohne Erben zu hinterlassen, starb, und Frankreich dann dieses Land, welches doch dadurch an das Römische Reich zurückgefallen war, an sich gerissen habe.) Inn summa es was vnder jhm gantz Teutschland vol krieg / das auch die Fürsten vnderstünden jn zu entsetzen vom küniglichen stul. Dan wie etliche schreiben / er achtet der Fürsten garnichts / vnd warff auff zu hohen ämptern liederliche leüt die

*) Ein Druckfehler, muß heißen: Herzog.

jren nit widrig waren / er verfelt junckfrawen, closterfrawe / eefrawen / witfrawen vnd brach brieff vnd siegel. Deßhalben kamen die Fürsten zusammen/vnd erwölten H. Albrechten von Östereich / baten jn das er das Reich annem / sie wollten jm helffen wider seine widersächer. Die andern schreiben also von disem künig. Ano Christi 1295 was grosse feindschafft zwischen Künig Adolphen, vnd Hertzog Albrechten von Österreich. Hertzog Albrecht verklagt den Künig vor den Fürsten / wie er jm selbs ein schad, vnd dem Reich schad were / dan er hett von dem Künig von Engelland hundert mal tausend mark sylbers genommen / dieses gelt solt er vnder die Fürsten getheilt haben / welches er aber in sein eignen nutz gewendt / vnnd ein Graueschafft darumb kaufft hett. Von solicher klag wegen vnderstünd Künig Adolph, sich zu rechen wider Albertum / vnd jn seines hertzogthumbs zu entsetzen. Aber Hertzog Albrecht widerstund jm zumechtig. Dan in disen zeiten hatt Künig Adolph land vögt gesetzt, im Elsaß / nemlich den Grauen vonn Pfirt hie jhenet / vnnd Hermann von Geroltzeck über den Rhein / welche sich vnzimlich hielten mit jren nachbauren / theten dem Bischoff von Straßburg vil schadens / deßhalben schwuren etlich Fürsten vnd Herren so von Adolphi vögten beleidiget waren / zusammen wider Adolphüm. Aber Künig Adolphen hiengen noch an Hertzog Ott von Baiern / Pfaltzgraue Rudolph vnd ettlich Reichstett / nemlich Franckfurt / Speyer / Wormß / ꝛc. Es rüsteten sich dise zwen künig widereinander / vnd kamen jre höre bey Speyer zusammen / vnd erhub sich zwischen jnen ein grosse schlacht / die weret 6. gantzer stund / vnd kamen vil umb auff beyde seiten. Zu letst kam Künig Adolphen vnd seinem höre die Sonn vnder die augen / blendet sie / daz auch Künig Adolphy von seinem gaul ward erstochen. Vnd do man jm wider dar auff gehalff / kam gegen jm Künig Albrecht / der gab jm zwo schedlich vnd tödliche wunden / eine bey dem aug / vnd die andere am halß. Er hett nit gute sorg / ließ sich zu weit vnd on ordnung vnder die feiend / das jn auch vmb das leben bracht / nach dem er acht jar hatt regiert. Es wurden vil edlen gefangen / vnd vil erstickten von der grossen hitz desselbigen tags. Es schreiben etliche / daß alle so wider jn geschworen hetten / seie keiner keins guten todts gestorben. Dann es ward Graue Albrecht von Haigerloch erschlagen / Otto von Ochsenstein erstickt / der Bischoff von Mentz starb gehlingen in einem sessel, der Bischoff von Straßburg ward vor Fryburg von einem metzger erstochen / vnnd der Graue von Leiningen ward seiner sinn beraubt / aber Künig Albrecht ward von seines bruders sun ertödt. Imagina sein gemahel / eine von Lympurg gebar jhm Adolphen vnnd Mechtilden.

J. H. **König Adolf von Nassau befreit die Stadt Fulda ein Jahr lang von allen Steuern und Abgaben.** Im allgemeinen waren bekanntlich die Städte im 13. Jahrhundert vielfach zu Wohlstand und Reichtum gelangt. Dafür, daß dies auch in gewissem Grade bei der Stadt Fulda der Fall gewesen ist, spricht die nachfolgende Urkunde Adolfs von Nassau. Auf Verwendung König Adolfs hatte nämlich die Stadt dem Hochstift Geld geliehen, wofür ihr dann auf die Dauer eines Jahres die Steuern und Abgaben erlassen wurden. Der handschriftliche Text lautet:

„Nos Adolfus dei gratia Romanorum rex semper augustus tenore presentium recognoscimus publice profitentes, quod cum dilecti nobis scultetus scabini et vniuersitas ciuium in fulda monicioni nostrae, qua ipsos, ut necessitati ecclesiae fuldensis quam patitur ad presens subuenire et conpati vellent, affectuose exhortati fuimus, acquiescere seu obtemperare curantes in subsidium solucionis debitorum memoratae ecclesiae quadringentas marcas denariorum coloniensium accomodauerint pecunia in parata, nos ipsorum in hoc fidelitatem conprobantes bonae voluntatis eorum quamplurimum commendantes, effectum quoque tam grataanter exhibitum irrecompensatum nullo modo pertransire volentes hanc de consilio fidelium nostrorum concedimus libertatis gratiam, vt per annum integrum supradictis ciuibus dedimus et per presentes damus et incipientem in proximo nunc venturo die et festo sanctae Walpurgis et succedentem continue de soluendis precariis seu exactionibus quibuscunque liberi esse debeant omnibus modus et soluti, volentes huiusmodi libertatem in omnem euentum at tempus prenotatum inuiolabiliter obseruari. In cuius rei testimonium serenitatis nostrae sigillum presentibus est appensum. Datum VI° idus nouembres. Anno domini millesimo ducentesimo nonagesimo quinto, regni vero nostro anno quarto." —

J. B.-G. **Die Uneinigkeit der Herborner Professoren 1664.** — Unter den Lehrern der Universität Herborn war ums Jahr 1664 eine derartige Uneinigkeit eingerissen, daß Fürst Johann Moritz v. Nassau-Siegen eingreifen und durch besondere Verordnung die Gemüter beruhigen mußte. Der Streit war hervorgerufen einmal durch die Rangordnung, durch die sich viele verletzt sahen. Es wurde deshalb bestimmt, daß die Professores ihre Ordnung im Sitzen, Stehen, Ein- und Ausgehen, nach Ordnung der Fakultäten halten sollten. Nach dem Rektor oder Prorektor hatten die Theologen, weiter die Juristen, dann die Mediziner und zuletzt die Philosophen und Philologen zu folgen. Auch beim Kirchgang hatten sich die Gelehrten dieser Ordnung zu bedienen. Zum andern waren die Streitigkeiten auch heraufbeschworen worden durch die wissenschaftlichen Vorträge, in welchen einer die Ansichten des andern vom Lehrstuhl herunter scharfer Kritik unterwarf. Inbezug hierauf wurde angeordnet, daß kein Professor mit Lektionen, Disputationen oder Kollegien in eines andern Fakultät eingreifen, vielweniger publice oder privatim Antithesen anschlagen und defendieren, sondern ein jeder bei seiner Fakultät verbleiben solle. Des weiteren lag aber die Ursache der Streitigkeiten zum guten Teil in der Verwaltung der Hochschule durch den Rektor, der sich eigenmächtig aufführte und dadurch die Kollegen schwer kränkte. Es wurde daher die Bestimmung getroffen, daß die vom Schulrat erlassenen Schreiben fortan nicht mehr vom Rektor zu Hause allein, sondern in pleno senatu sollten eröffnet, verlesen und darüber beraten werden; zurückgehende Schreiben sollte nicht vom Rektor allein, sondern von allen Professoren unterzeichnet sein. Keinem einzelnen Professor sollte die Befugnis zustehen, ein Zeugnis auszustellen, widrigenfalls er höchste Ungelegenheit zu erwarten habe. „Im übrigen erwartet man, daß die Herren Professores freundlich- und friedlich und leutselig in allen Stücken sich untereinander gebührenden Respekt erweisen und damit den gesamten Studiosis ein „Exempell" gleichmäßiger Nachfolge geben. Wer sich aber den neuen Anordnung nicht unterwirft, hat nicht nur eine exemplarische Strafe, sondern schimpfliche Amtsentsetzung seines Dienstes und Fortweisung ohnfehlbar zu gewärtigen."

J. B.-G. **Jüdische Gauner auf nassauischem Boden.** In Hadamar wurde im Jahre 1786 bei dem Handelsmann Siebert ein schwerer Diebstahl verübt, bei welchem man einer jüdischen Gaunerbande auf die Spur kam, sie inhaftierte, vor Gericht stellte, aber mangelnder Beweise halber freisprach. Gleichsam als öffentliche Warnung erließ man jedoch eine amtliche Bekanntmachung, in welcher man die einzelnen Mitglieder der Bande folgendermaßen charakterisierte: Jud Moses David, angeblich von Hattenheim, ziemlich groß, mager und sehr gut gewachsen, hat schwarze Haare, trägt Nebenwiken, 26 Jahre alt und hat blauen Begesch. Marcus Juda, genannt Mordche, von Gedern, 28 Jahre, sehr klein und mager, hat schwarze Haare, kleinen Bart und blauen Rock. Isaak Jakob aus Kreuznach, 48 Jahr, ist ein ziemlich dicker Kerl mit schwarzen Haaren und krummen Beinen. Löw Brunswick, 21 Jahr, hat aufgeworfenen Mund, stracke Haare und grauen, zerrissenen Rock. Simon Salomon aus Amsterdam, 28 Jahre alt, ist groß, blaß und mager. Sarah, des Juds Davids Ehefrau, ist außerordentlich groß. Merle, des Juds Isaaks Ehefrau aus Rutersheim, 40 Jahre alt, sehr klein, häßlich von Gesicht und hat die Zähne vorn im Mund verloren. Chane, des Juds Marcus Mordchens Ehefrau, 26 Jahre, ist ziemlich groß und wohlgebildet. Sie machte also eine rühmliche Ausnahme von ihren übrigen Stammesgenossen, welche die Dillenburger Justiz allen Beamten und Obrigkeiten angelegentlichst empfahl.

J. B.-G. **„Und alle die Wähler die sieben."** Es waren nicht immer sieben Fürsten, welche die deutschen Könige wählten; aber die Zahl trifft für die älteste Zeit zu. Es heißt nämlich in der ersten Satzung über die deutsche Königswahl: „Den Kunig sulen welen dri Pfaffen-

fürsten und vir Layenfürsten. Der Bischof von Mänz ist Kanzler dez Richez zu tutschen Landen, der hat die erst Stimm an der Wale; der Bischof von Trier die ander; der Bischof von Cöllen die dritte. Unter den Layenfürsten ist der Pfalzgrawe an dem Rin der erst an der stimm, dez Richez Truchsäzz; der sol dem Kunig die ersten schüzzeln tragen. Der ander an der stimm ist der Herzog von Sachsen, dez Richez Marschalk; der sol dem Kunig sin Swert tragen. Der Bischof von Cöllen ist Kanzler dez Richez ze Lamparten (Lombardei); der von Trier ist Kanzler dez Richez zu Aache (Aachen). Dez sint diu driu Ampt diu gehorent zu der Wale. Der dritt ist der Markgrawe von Brandenburg, dez Richez Kammerer, der sol dem Kunig Wazzer geben. Der virte der Kunig von Behaim, dez Richez Schenke, der sol dem Kunig den ersten Becher tragen. Die vier mann sullen tutsche sin von vater, adir muter, adir von ir atm (Oheim)."

Theater zu Wiesbaden.

Das Hoftheater bleibt vom 8. Juli bis 31. August einschl. geschlossen. — Das Residenztheater hat vom 1. Juli bis 30. August Ferien.

Literatur.

*** Adolf von Nassau**, Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich Fischbach. 54 S. Wiesbaden. Verlag des Verfassers. — Das Schicksal des unglücklichen ritterlichen Nassauers auf dem deutschen Königsthrone, hat schon manche Feder zu prosaischer und poetischer Darstellung angeregt. Die vorliegende Arbeit ist von Liebe zum Gegenstande durchdrungen und von einem schönen, dichterischen Können getragen. Ein Trauerspiel kann man sie aber nicht wohl nennen, da diese Bezeichnung eine von Akt zu Akt sich steigernde, machtvolle Handlung, eine gewaltige Katastrophe und einen tieftragischen Schluß verlangt. Fischbach reiht vielmehr eine Anzahl historisch frei behandelter dramatischer Bilder aneinander, die gleichwohl des psychologischen Zusammenhangs, der durch die Person Adolfs vermittelt wird, nicht entbehren. Einzelne Szenen, sogleich die zu Anfang zwischen Adolf und Imagina im Kloster, zeichnen sich durch Innigkeit der Empfindung und schöne Sprache der Verse aus; der Geist, der das Ganze durchweht, ist freisinnig und patriotisch. Als Lesedrama wird das Buch in nassauischen Landen allen Gebildeten Freude bereiten.

*** Gedichte.** Von Jakob Hugo Weinschenk. 160 S. Mainz, L. Wilckens. — Wir haben Hugo Weinschenk den Lesern der „Nassovia" bereits in seinen „Friedsamen Sonetten" vorgeführt. Auch in dem vorliegenden Gedichtbüchlein offenbart sich ein starkes dichterisches Talent, voll echter Empfindung und eine sinnig philosophische Beanlagung. Wenn hie und da sich noch Mängel in der Form zeigen, so wird der junge Poet, der sich augenfällig bestrebt, reifer zu werden, solche nach und nach abstreifen. Was uns bei ihm besonders gefällt, ist, daß er sich von den Wortverrenkungen und schwülstigen Metaphern, den verzerrten Bildern und Gleichnissen unserer blasierten „Neutöner" — ein Ulkier las unlängst „Neuntöter" — fernhält und immer verständlich bleibt. Auch der Telegramm-Stammelstil ist ihm fremd. Und dabei hat er doch manches schöne Originelle. Vgl. die Proben auf der Gedichtseite dieser Nummer.

Neues aus Nassau.

J. K. H. Großherzogin Mutter Adelheid von Luxemburg, traf am 15. Juli mit Gefolge in Königstein zu längerem Aufenthalte ein. Auf der Sodener Chaussee wurde der Viererzug durch den verunglückten Zimmermann Born von Sulzbach aufgehalten, der von einem Heuwagen abgestürzt war. Hofmarschall Freiherr von Dieskau leistete sofort die erste Hilfe, während die hohe Frau veranlaßte, daß nach einem Arzt gesandt wurde; letzterer konnte nur noch den Tod des Verunglückten feststellen.

Die Westerwald-Querbahn (Marienberg—Langenbach) wurde am 15. Juli unter Festlichkeiten in Gegenwart des Regierungs-Präsidenten v. Meister eröffnet.

In Gegenwart der Vertreter von Mainz und Biebrich sowie einer auserlesenen Gesellschaft vollzog sich am 16. Juli die Festfahrt des neuen Rheindampfers der Reederei August Waldmann. Das stattliche Schiff „Biebrich" ist in Holland gebaut und faßt 500 Personen.

Der Magistrat zu Wiesbaden bewilligte für das Nassauische Landesdenkmal für Herzog Adolf den Betrag von 10 000 Mark.

Am 21. Juli fand auf dem Grauen Stein bei Frauenstein die Einweihung der von dem „Rhein- und Taunusklub" errichteten Schutzhütte, zum Andenken an den früheren Vorsitzenden des Vereins „Ludwig Schwenk-Hütte" genannt, statt. Architekt Karl R. Schiemann ist Schöpfer dieses in keltischer Bauweise gehaltenen Blockhauses.

Nassauischer Geschichtskalender.

August.

1. 1812. Siegreiches Gefecht bei Navas del Marques, an dem eine Abteilung der nassauischen Reitenden Jäger teilnimmt. (Spanischer Feldzug.)

6. 1590. Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, jüngster Sohn Johanns des Älteren von Nassau-Dillenburg, wird geboren. Er bekam bei der Teilung 1606 die Grafschaft Nassau-Hadamar mit Zubehör und erbaute das Hadamarer Residenzschloß. Er trat 1629 zur katholischen Kirche über und führte den Katholizismus im Lande ein, wurde 1650 Fürst und starb am 6. III. 1653. Seine Gemahlin war Ursula, von der Lippe († 1638).

8. 1679. Ludwig XIV. von Frankreich läßt die nassauische Feste Homburg in der Pfalz besetzen. Im Frieden von Rijswijk mußte er sie herausgeben.

9. 915. König Konrad I. schenkt seinen Hof Nassau (Nassowa) mit Zubehör dem Walburgisstifte zu Weilburg.

11. 1807. Gefecht bei Stralsund, an dem das 2., 3. und 4. Bataillon Nassau teilnehmen. (Schwedischer Feldzug.)

14. 1641. Graf Wilhelm Otto von Nassau-Siegen fällt in dem Treffen bei Wolfenbüttel, auf der Seite der Schweden gegen die Kaiserlichen. Er war ein Sohn Graf Johanns des Mittleren und am 23. VI. 1607 geboren. (Großer Krieg.)

Briefkasten.

J. S. in W. Dankend erhalten.

W. R. in K. u. a. Wir werden brieflich antworten und bitten noch um etwas Geduld.

Redaktionsschluß: 26 Juli.

Inhalt: Der ganze Wunsch. Der Cellist. (Gedichte.) Von Jakob Hugo Weinschenk. — Hans Hilchen von Lorch. Von F. L. Jung. — Das Walburgisstift zu Weilburg. Von J. Mankel. (Schluß.) — Schreckenstage in Bechtheim 1792—1797. Von F. Heil. (Schluß.) — Eine Heldin. (Schluß.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 16. Wiesbaden, den 16. August 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Der Ukleisee bei Eutin.

O Waldidyll, fern von dem Wogenschlage
Des Lebens, stiller See — mir strahlt das Glück
Der Jugendzeit wie eine fromme Sage
Aus deinem Wellenspiegel mild zurück;
Und will im Weltgewühl ich Frieden suchen,
So flücht' ich einsam unter deine Buchen.

Hier in dem leisen Rauschen grüner Bäume,
In deren Wipfeln spielt der Sonne Gold,
Umschweben mich der Kindheit sel'ge Träume:
Waldeinsamkeit, wie bin ich dir so hold!
Tiefblauer Himmel lächelt aus den Wellen,
Die ruhelos noch auf- und niederschwellen.

Und auch im Herzen fühl' ich's unstät wogen,
Vom Sturm der Leidenschaft noch aufgeregt.
Doch wie die Sonne sich vom Himmelsbogen
Sanft neigt und spiegelklar die Flut sich legt,
So gleicht nun auch mein Herz dem müden Kinde,
Dem Frieden bringt der Mutter Kuß gelinde.

Der Abend sinkt, es naht die Dämmerstunde;
Schon küßt den Waldsee milder Mondesglanz,
Von fernen Geistern bringt der Nachtwind Kunde,
Um Lilienjungfrau'n wiegt sich Elfentanz.
Geliebte Schatten tauchen auf nnd nieder:
Der Kindheit Paradies erscheint mir wieder!

Aus dunkler Tiefe hör' ich Glocken tönen,
Wenn linde Wehmut ganz mein Herz umschließt,
Bis in die Seele himmlisches Versöhnen
Wie sanftes Mondlicht segnend niederfließt.
O zaubervolle Nacht, solch stiller Frieden
Sei jeder Brust am Ukleisee beschieden!

Theodor Gesky.

Hans Hilchen von Lorch.

2) Von F. C. Jung. (Schluß.)

Während, wie man sieht, Sickingen die Verfolgung dieser Angelegenheit seinem Freund Hilchen überlassen hatte, hatte er selbst — Sickingen — schon 2 Tage vorher dem Kurfürsten von Trier die Fehde angesagt, wegen einer Angelegenheit, an der Hans Hilchen auch beteiligt war. Ein unruhiger Reitersmann,[11]) Börner, war dem Kurfürstentum feind geworden[12]) und verband sich mit Hilchen von Lorch. Beide machten (vermutlich von dem Lorch gegenüber liegenden Niederheimbach aus quer über den Hunsrück) einen Einfall ins Trierische nahmen in der Gegend von Bernkastel die Schultheißen Jakob von Cruce und Richard von Senheim gefangen und brachten sie in sicheren Verwahr (Burg Than)[13]). Sickingen nahm sich ihrer auf ihr Bitten an und bewirkte deren Freilassung gegen ein Lösegeld von 5000 Dukaten. Die Gefangenen versprachen unter heiligem Eid das Lösegeld binnen 5 Wochen an Börner und Hilchen zu entrichten oder wieder in Haft zu gehen. (Die beiden begaben sich nun zu ihrem Landesherrn Richard, Kurfürst zu Trier, und baten um Rat und Beistand.) Dieser erklärte ihr Versprechen als nichtig und unkräftig, weil durch Gewalt erzwungen und verbot ihnen die Einlösung ihrer Verpflichtungen, trotzdem ausdrücklich ausbedungen war, daß sie sich durch kein Verbot der Obrigkeit ihrer Verpflichtung als enthoben erachten wollten. Sickingen war aber Hilchen und Börner gegenüber Bürge für die beiden Gefangenen geworden, und wie die Sache lag, hielt er sich berechtigt, dem Kurfürsten Richard von Trier die Fehde anzusagen.

In der Umgegend von Straßburg sammelte Sickingen sein Heer. Hilchen von Lorch befehligte einen Haufen der wildesten Krieger in der 2. Abteilung.[14])

Inzwischen schrieben die Kurfürsten von Trier und der Pfalz sowie der Landgraf von Hessen, die sich verbunden hatten, den Sickinger zu stürzen und in Oberwesel zusammengetroffen waren, von dort aus an Erzbischof Albrecht von Mainz wie folgt:

„. . . . . Wir synd ungezweifelt, E. L. haben guttermaßen Wissens der gewaltigen, mutwilligen Fehd, so Frantz v. Sickingen . . . . gegen unß Erzbischofen Richarten zu tryer versucht und verfolgt, unser landt und leuth mit heerescrafft übertzogen . . . . . . und widderumb von dem Johan Hilchin, als Selbstvheind, so dabey und mitgewesen. Dazu Hilchin sich noch zu Lorch im Rhinggaw thut enthalten . . . . zu dem haben auch E. L. Hoffmeister Frowin von Hutten und Caspar Lerch, Marschalk, Frantzen in solicher muthwilliger Handlung nit klein Hilf, rathe und vorschup getan . . . ., so ist an E. L. unser freundlich ansuchen, Bitten und Begehr, E. L. wollen uns dreyen hierunten benannten Churfürsten und Fürsten von dem Dhumscapittel und der Stadt Meintz, auch dem Vorbenannten Ihrem Hoffmeister Marschalk, Johann Hilchin, der im Ringgaw, erlittenen und aufgewendeten Kosten und Schaden . . . . . . erstattet werden . . . . . dan wo das nit geschehe, werden wir verursacht, gemäß Landfriden zu handeln . . . . . .“

Wir sehen, daß Kurtrier, Pfalz und Hessen den Kurfürsten von Mainz beschuldigen, der Fehde Franzens und Hilchens Vorschub geleistet zu haben. Dabei verlangen sie unter Androhung von Repressalien Schadenersatz. Kurfürst Albrecht von Mainz verteidigte sich zunächst gegen diese Zumutung, mußte aber auf einer Zusammenkunft mit den drei verbündeten Kurfürsten, die inzwischen Kronberg eingenommen hatten, sich zu einer Entschädigung von 25 000 Gulden, zahlbar an Kurfürst Richard von Trier, verstehen. Außerdem mußte er in bezug auf Hilchen von Lorch sich verpflichten wie folgt:

„Also daß Wir Card. Erzbisch. und Kurfurst zu Meintz das Aigenthumb solicher Lehen, so Hilchin von dem Stift Meintz trägt, von stunden zu unsern Handen nehmen . . . . . dartzu sollen und wollen wir auch, was Johan Hilchin an der aigen Güter im Ringgaw und in anderen Orten des Stifts Maintz gepiet liegen hat. Unsern Freunden (den drei Verbündeten) als paldt und am fürderlichstenn in Iren Gewalt . . . . einantwurtten, damit zu thun und zu lassen als . . . Ihr aigen gut. . . . . . Und ob in dem von Hilchin uns etwas widerwärtigß begegnen würde, sollen uns die vorgemeldten Churfürsten und Fürsten dartzu behilfflich und berathlich sein.“

Inzwischen war auch der Rheingau von Hessen mit Krieg überzogen worden. Die in Diensten des Sickingers gewesenen Ritter Brömser von Rüdesheim und Boos von Waldeck wurden gebrandschatzt. Hilchen war „abgereist“ und wieder seinem Freund „Franntzen“ zugezogen, bei dem wir ihm denn auch im Spätjahr 1522 wieder begegnen. Die Flersheimer Chronik berichtet: „Bald darnach kam herr Johan Hilchen, Hans von Sickingen (Franntzens 2. Sohn), Augustin von Braunsperg gen Kalenfels, von dannen sie in unglückseliger Stundt uff Landstuhl zu reitten wollten. Das wardt Wilhem von Habern (Kommandant in Kaiserslautern) gesagt,

[11]) Nach Otto: Ann. XXIII. S. 7, war Börner s. Z. mit einem trierer Amtmann zusammengeraten. Siehe auch Münch I. S. 234 und Münch III. S. 21 und 48.

[12]) Ullmann, S. 282.

[13]) Münch I. S. 235.

[14]) Die Angaben schwanken sehr, bezüglich der Städte.

nahm seine Reitter und ereilt die Sickingischen, die sich ritterlich wehreten, biß sie übermannt und sich ergeben müßten. Also waren sie mehrentheils gefangen und doch vor der Gefangnuß getröst, da man sie nit anderst dan ritterlich wollt halten, und daß sie auch allein der Pfalz Gefangen sein sollten.[15])

Uffs solches (Zugeständnis) gelobbten sie dem Habern und waren also im Feldt vertagt (freigelassen) und anheizig, daß Sie sich gen Lauttern, da sie gemannet, stellen wollten. Ritten also gen Nanstul (Landstuhl), da sie Franntzen von Sickingen fanden, und wiewohl es ihme ein schwerer Unfall, jedoch hielt er sich unerschröcklich und gantz tröstlich: Zeigt an, das wär Krieg also, und sagt, der Krieg sei um seines Sohnes willen nit angefangen und Johan Hilchin versprochen, er müßt ehe ledig werden, denn sein Sohn, sollten deßhalb unerschrocken seyn.

Aber es war Franntzen ein schedlich Niederlag, dann nit viel mehr nach der Niederlag ausgericht . . . . . ."

Nachdem die verwundeten Ritter soweit hergestellt waren, stellten sie sich, wie versprochen, in Kaiserslautern.

„Nach etlichen Tagen seynd die Gefangenen gen Heydelberg betagt, da Sie ettliche wochen gelegen in einem Württshauß, von dannen gen Germersheim in einem Württshauß. Mittlere Zeit haben beide Theil nit gefeyert."

Besonders aber die drei verbündeten Fürsten hatten nicht gefeiert, und während Hilchen und Hans v. Sickingen in Haft waren, vollzog sich vor und in Landstuhl das Geschick des Vaters, Freundes und Waffengefährten. Die Einnahme der Burg Landstuhl, die Verwundung und der Tod Franz von Sickingens, der Fall seiner sämtlichen Schlösser und Festen gehört der Geschichte an. Als auch das letzte Bollwerk der Sickingen, die Ebernburg, fiel, war das Schicksal des Sickingers entschieden.

Die Gefangenen lagen immer noch in Germersheim, „deren kunnte sich niemandts annehmen, die lagen beim württ und zehreten. Dem württ wardt man viel schuldig, der wolt bezahlt sein". (Waltz, S. 91.)

In den Verhandlungen zwischen den verbündeten Fürsten und Sickingens Erben heißt es bezüglich der Gefangenen: „Hans (v. Sickingen) und Hilchin sollten auch ledig werdten, doch uf ein enger maß, dieweil Sie Haupleuth des Krieges."

Die Gefangenen saßen dann noch eine Zeitlang, weil sie nicht imstande waren, den „würth zu Germersheim, den ungedultigen mann" zu befriedigen. Wann die Stunde der Befreiung schlug, ist nicht bekannt. Doch scheint das eine sicher, daß Hilchen 1524 noch saß, in welche Zeit die Verhandlungen zwischen Richard von Trier und Albrecht von Mainz betreffs Rückgabe der Frankfurter Verschreibung fallen, welch letztere von Mainz nach Zahlung der 25 000 Gulden zurück verlangt wurde, was aber von Trier verweigert wurde mit der Begründung: „. . dartzu sei dem Punkt Johan Hilchin Güter zu Lorch betreffend auch nit Genüge gescheen."[16])

[15]) Also nicht in Trierer Gefangenschaft, was für sie schlimmer gewesen wäre.

[16]) Münch II 264: Trier an Mainz.

Die Güter Hilchens waren also doch noch nicht eingezogen worden, wie es aus der Antwort Albrechts von Mainz hervorgeht:

„Es möge auch die Verschreybung Johan Hilchins Gütter halben nit hinterhalten werden, dieweil solich sach nit durch m. gn. Herrn (Albrecht läßt durch seinen Kanzler schreiben), sondern durch die drey Fürsten steen[17]) nachdem Hilchins dochterlin zu Lorch sich hat vernehmen lassen, sein Vatter habe ihm alle sein Gütter durch eine Donacion erstlich vor Schultheiß und Gericht zu Lorch und darnach vor der ganntzen Landtschaft des Ringaws übergeben, und sich gegen allen, so der Gütter halber Forderungen an sie zu haben vermeynen, zu recht erbotten für Rö. Kais. Maj., Irer Maj. Statthalter und Regiment, auch Kammergericht im Reich und für m. gn. Herrn als ihrem Landesfürsten. Derohalben meinem gned. Herrn mit nichten gebühren will, dem Töchterlin die Gütter zu nehmen und wann die drey Churfürsten ausfindig machen, daß die Donacion unkrefftig und die Gütter (dem Hans) Hilchen und nit dem Dochterlein zuständig seien, wollen sich s. Churf. Gn. alßdann aller Gebühr wohl wissen zu halten."

Hieraus ist ersichtlich, wie Hilchen sein Vermögen, d. h. seine Güter, für sich und seine Familie gerettet hat, denn die „Donacion" an sein „Töchterlein" war so gründlich erfolgt, daß nichts mehr daran zu machen war.

Er war in dieser Art besser daran als die armen Sickingischen Erben, die ihre sämtlichen Güter verloren und sie erst 20 Jahre später wieder erhielten.

Ich kann meine Ausführungen nicht schließen, ohne hervorzuheben, daß Hans Hilchen von Lorch einer der Wenigen war, die bei dem, dem Verderben geweihten, berühmten Reichsritter Frz. v. Sickingen ausgehalten und dem Freund die Treue bis zum Grabe bewährt haben, so daß wir dem Ritter Hans Hilchen von Lorch außer dem Interesse, das uns sein vielbewegtes, tatenreiches Leben einflößt, auch unsere lebhafte Sympathie nicht versagen können.

Im übrigen schwankt Hilchens Bild in der Geschichte. Stramberg nennt ihn einen „berufenen Ritter, der das Land durch Reisfahrten und Raubzüge beunruhigte" ꝛc., während Strecker[18]) ihn einen Helden nennt und sagt: „Ein Johann Hilchen von Lorch, Franz von Sickingens Waffenbruder, ist ein hell leuchtendes Gestirn an Rheingaus Firmamente." Stramberg geht hier entschieden zu weit. Hilchen von Lorch war ein Kind seiner Zeit, und was er tat, lief den Anschauungen der damaligen Zeit nicht zuwider; jedenfalls möchte ich die Worte Streckers eher unterschreiben, besonders mit Rücksicht **auf den zweiten Teil seines Lebens**, den er ganz dem Dienste des Kaisers und des Vaterlandes widmete. —

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß durch die schlimmen Erfahrungen der Jahre 1523 und 1524, seine Gefangenschaft, die Gefahr, sein gesamtes Hab und Gut zu verlieren; dann auch durch die Besonnenheit des reiferen Alters in dem

[17]) Vgl. obige Verschreibung von Frankfurt des Kurfürsten Albrecht, Schlußsatz.

[18]) Rhein. Ant. II 242, u. Urspr. d. Rheingaus S. 49.

Innern unseres Ritters eine große Wandlung vorgegangen ist; denn er gab das ritterliche Leben in der bisherigen Weise auf und widmete sein Schwert von nun an dem Vaterlande im Dienste des Kaisers.

Ohne Zweifel war er 1525 im Rheingauer Aufstand (Zug der Rheingauer nach dem Wachholder) zu Hause anwesend. Sein Name wird indes nicht genannt; wie denn auch die Quellen über diesen zweiten Lebensabschnitt stellenweise recht dürftig sind.

Wir finden ihn in dem Feldzug König Ferdinands gegen Johann Zapolya, 1527, im Gefolge König Ferdinands, der am 31. Juli an der Spitze seines Heeres die ungarische Grenze überschritt.[19]) Bei dem Einzug Ferdinands in Stuhlweißenburg, wo er am 3. November zum König gekrönt wurde, war Hans Hilchen unter den 3000 Mann der ausgesuchtesten deutschen und ungarischen Reiterei, die den Einzug in die Stadt mitmachten.

Im Jahre 1529 hatte Sultan Suleiman seinen Kriegszug nach Westen begonnen, und bei den Vorbereitungen zu dem Gegenzug der Reichstruppen wird auch Hilchen genannt, der es unternommen hatte, sich an dem Kriegszuge zu beteiligen und 400 Pferde zu werben.[20]) Weiter aber wissen wir nichts, da sein Name nicht mehr genannt wird, und leider auch sonstige Angaben fehlen.[21])

Im Jahre 1532 unternahmen die Türken wiederum einen großen Kriegszug, und auch hier finden wir unseren Hans Hilchen auf dem Plan.

Pfalzgraf Friedrich, der den Oberbefehl des Reichsheeres führte, nannte in einer Ansprache anläßlich einer Zusammenkunft seiner Hauptleute zum Zwecke der Verteilung der höheren Chargen im Heere, Graf Wilhelm von Rennenberg „an Klugheit einen Nestor" und ernannte ihn zu seinem Stellvertreter. Dietrich Spät, „an Kraft ein wahrer Mars", wurde Marschall, Ulrich von Schellenberg, „an Tapferkeit ein Mucius", „an Rechtskenntnis ein Scaevola", wurde oberster Profoß. Johannes Hilliche, „ein Drache der Hesperiden" oder ein „hundertäugiger Argus der Wachsamkeit", Oberstwachtmeister.[22])

Wir ersehen hieraus, daß Hilchen schon eine ganz hervorragende Stelle einnahm und in großem Ruf und Ansehen unter den hervorragendsten Kriegsleuten stand.

Weitere Angaben über seine Taten fehlen.

Von diesem Kriegszug zurück, trat Hilchen 1533 zu Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg in nähere Beziehung und wurde von ihm zum Rat und Hauptmann ernannt.[23])

Wir finden ihn bei der Taufe des erstgeborenen Sohnes Wilhelms, des später so berühmt gewordenen „Schweigers". Er nahm hervorragenden Anteil an den glänzenden Tauffeierlichkeiten, die (nach Otto) bei Jacobs: Juliane von Stolberg, S. 84 und 85 ausführlich geschildert sind. Auch der Kurfürst von der Pfalz ernannte in diesem Jahre Hans Hilchen zu seinem Rat.[24])

Im Jahre 1534 trat Landgraf Philipp von Hessen für den 1519 wegen Mißregierung abgesetzten Herzog Ulrich von Württemberg in die Schranken, um ihn wieder in die Regierung einzusetzen. Die in Württemberg unter des Kaisers Bruder, König Ferdinand, bestehende Regierung, rüstete gegen ihn und entbot namentlich die alten Gegner Philipps von Hessen, Dietrich Spät, Johann Hilchen u. a.[25])

Der Landgraf von Hessen war aber schneller, rückte mit stattlicher Heeresmacht in Württemberg ein, und besiegte die Gegner bei Lauffen. In dem Frieden zu Kadan wurde Herzog Ulrich wieder in das väterliche Erbe eingesetzt, und bei dieser Gelegenheit begruben auch die alten Gegner Philipp von Hessen und Hilchen ihre Feindschaft und söhnten sich aus. Der ausgezeichnete Professor Barbatus zu Marburg gedenkt in einer Festrede nach Beendigung dieses Krieges unseres Hilchen als „des tapfersten und durch seine Kriegstaten ausgezeichneten Mannes.[26])

Nähere Angaben fehlen noch. Ebensowenig wissen wir vom Türkenkrieg von 1542 bezüglich der Kriegstaten Hilchens etwas Genaues. Den Oberbefehl führte anfänglich Kurfürst Joachim Hektor von Brandenburg, ohne erfreuliche Resultate. Erst später erscheint Hans Hilchen als oberster Feldmarschall im Reichsheer.[27]) Die wetterauischen Grafen hatten sich übrigens durch Philipp von Graenrode an Hilchen gewandt um zu erfahren, wo sie die von ihnen benötigte Anzahl von Kriegsknechten finden könnten.[28])

Am 17. 8. 1543, im Krieg gegen Frankreich, finden wir Hans Hilchen von Lorch in Bonn, wohin Kaiser Karl gekommen war, um über sein Heer von 35 000 Mann Musterung zu halten. Hier sehen wir unseren Hilchen in hoher, bevorzugter Stellung als „obersten Feldmarschalk" im Kriege gegen Frankreich.[29])

Eine Stelle in Kaspar Hedio lautet: „Er — der Kaiser — besorgte selbst alle und jede Geschäfte eines Oberanführers; er dirigierte die Ordnungen des Fußvolkes, wie im Fluge dahereitend. Dem goldgezierten deutschen Ritter Johan Hilchen reichte er selbst die Rennfahne, bald diesen, bald jenen anrufend . . . ."

Bei Landrecy und Cambrésis kam es zu heftigen Kämpfen, in denen sich Hilchen durch Tapferkeit und Mut auszeichnete,[30]) wenn auch näheres nicht erwähnt wird.

Im Jahre 1545 finden wir Hilchen auf dem Tag zu St. Bartholomä, um der Huldigung, die der

[19]) Otto; Ranke a. a. O. S. 233.
[20]) Otto: Pol. Korresp der Stadt Straßburg, I, 326.
[21]) Spangenberg, Adelsspiegel, II, fol. 253 a, nennt Hilchen Oberst im Türkenkrieg 1528 (soll heißen 1529).
[22]) Otto: Melchior Soiterius, bei Schard II, 1247.
[23]) Keller, Gesch. von Nassau, S. 228.
[24]) Otto: Ann. XXIII, S. 13.
[25]) Otto: ebenda.
[26]) Schard II, S. 1295: Non abest Johannes Hilckus, eques fortissimus et vir rebus belli gestis praestantissimus.
[27]) Arnoldi III, S. 223, Anm.
[28]) Menzel, Gesch. v. Nassau V, S. 586.
[29]) Grabschrift und Chronik von Hatzfeld, Annalen XIX, S. 65: „1544 Ist ein gewaltiger zugk in Frankreich gewesen, darin key maytt. eigener persohn gezogen, . . . herr Johan Hilch marschalk . . . . gewesen."
[30]) Otto, aus Schard II, S. 1553.

Rheingau dem neugewählten Erzbischof von Mainz, Sebastian von Heußenstamm, leistete, beizuwohnen.

Im Jahre 1546 begann Hilchen den Bau seines Wohnhauses zu Lorch, des berühmten Hilchenhauses, das mit seiner prächtigen Fassade noch heute unsere Bewunderung erregt und dem freundlichen Städtchen Lorch sein charakteristisches Gepräge verleiht.[31])

Im Jahre 1546/47 hatte Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg von Kaiser Karl wiederholte Mahnung erhalten, sich zu dem Krieg wider den Schmalkaldischen Bund zu rüsten. Er machte sich denn auch verbindlich, dem Kaiser 600 Reiter in voller Rüstung zu stellen und forderte u. a. auch Hans Hilchen von Lorch auf, 60 Pferde zu werben. Dieser hatte zugleich, wie auch der Graf und Hans von Sickingen, von dem Kaiser den Auftrag erhalten, den Adel und die Ritterschaft am Rhein und auf dem Westerwald auf den 16. Mai nach Mainz zu berufen, damit sie dort mit den kaiserlichen Beauftragten über die Hilfeleistung gegen den Schmalkaldischen Bund berieten.[32])

Hilchen hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und brachte nur zur Not die Werbung zustande. Inzwischen war der Krieg schon vorüber, und die Reiter Hilchens wurden wieder entlassen.

Im Frühjahr von 1548 sehen wir Hans Hilchen von Lorch auf dem glänzenden Reichstag zu Augsburg. Er war im Gefolge des Grafen Wilhelm von Nassau, der mit 20 Pferden und 60 höheren und niederen Dienern erschienen war.

Kaum von Augsburg zurückgelangt, überfiel den alten Krieger eine tückische Krankheit, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte, am 15. April 1548.

Er wurde in der Kirche in Lorch beigesetzt, und ein schönes Denkmal mit der bereits mitgeteilten Inschrift bezeichnet noch heute die Stelle, wo der tapfere Ritter und Feldmarschall Hans Hilchen von Lorch seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

[31]) Abbildungen finden sich bei Lotz, Baudenkmäler, S. 121 (307), ebenso des Grabsteines von Hans Hilchen S. 105 und andere Abbildungen mehr. Ebenso Luthmer S. 120 u. ff.

[32]) Otto: Annalen XXIV, S. 17.

Der Kampf um den Toten.[1])

Von G. Lehr.

Der altgriechische Dichter Homer schildert uns in seinem Heldengedichte „Ilias" den Kampf um die Leiche des Patroklus. Solch ein Kampf um einen Leichnam hat sich aber auch bei uns einmal im 18. Jahrhunderte abgespielt. Poesie gibt es freilich in diesem Kampfe nicht, desto mehr Prosa.

Wie das Löhnberger Schloß, so bildete auch die etwa ¼ Stunde von Löhnberg entfernte frühere Eisenhütte (jetzt Zellulosefabrik) einen Zankapfel zwischen Nassau-Oranien und Nassau-Weilburg, bezw. -Saarbrücken. Zwar die Gebäude und der Betrieb dieses Werkes waren oranisch. Wie stand es aber mit der Landeshoheit über die Bewohner der Hütte? Die Hütte war, obwohl das Werk an sich dillenburgisch war, doch in dem Gebiet des gemeinschaftlichen Amtes Löhnberg gelegen, da die Grenze zwischen dem gemeinschaftlichen Amte Löhnberg und dem eigentümlich dillenburgischen Amte Beilstein erst etwa 5 Minuten oberhalb der Hütte sich erstreckte. Deshalb beanspruchte auch die Regierung zu Weilburg die Mitherrschaft über die Bewohner der Hütte. Wenn nun die Hütte politisch zum Amte Löhnberg gehörte, dann gehörten die Bewohner kirchlich zur Pfarrei Löhnberg; anderseits aber mußten die Hüttenbewohner nach Niedershausen eingepfarrt sein, falls die Hütte politisch zum Amte Beilstein und damit zu Nassau-Dillenburg gehörte. Eigentümlicherweise kam die Streitfrage bei dem Todesfall eines Hüttenbewohners zum Austrag.

Am 27. Mai 1758 starb der Hüttenverwalter Thieß auf der Löhnberger Hütte. Wohin sollte der Tote beerdigt werden, nach Löhnberg oder nach Niedershausen? Nassau-Weilburg verfügte die Beerdigung in Löhnberg, N.-Oranien in Niedershausen. Die Angehörigen wünschten natürlich die Beerdigung in Löhnberg; denn die Hütte lag viel näher bei Löhnberg als bei Niedershausen, zudem waren die Bewohner der Hütte immer nach Löhnberg zur Kirche gegangen, und die Actus parochiales (Taufen, Trauungen, Beerdigungen) der Hüttenbewohner waren seither stets von dem Löhnberger Geistlichen vollzogen worden. In diesem Sinne wandte sich daher auch die Witwe Thieß mit folgendem Briefe an die Regierung in Dillenburg.

„Hochwohlgeborener Freiherr, zur Hochfürstlichen Landesregierung hochverordnete, gnädige und hochgeehrteste Herren!

Es hat mich leider der große Gott heimgesuchet und mir meinen im Leben so lieb gewesenen Ehegatten nach ausgestandener 11tägigen, hitzigen Krankheit aus dieser Zeitlichkeit abgefordert und zugleich meine 4 arme unerzogene Kinder in den betrübten Waisenstand versetzt. Ich will dieses untertänig anzuzeigen nicht unterlassen und ein besonderes Anliegen vortragen, worinnen mich der Herr Pfarrer von Niedershausen bringt, welcher meinem Dienstmann (? d. H.) zu Niedershausen das Totengeläut zu besorgen, folglich denselben dahin begraben zu lassen, mir zugemutet. Ich hoffe ja nicht, daß dieser, mir so empfindliche Fall dem vor etlichen Jahren plötzlich verstorbenen Büchsenmacher Bechtold gleich sei, und daß ich die Mühe und Weitläufigkeit in meinen Umständen haben solle, das entlegene Begräbnis zu Niedershausen zu besorgen, sonderlich

[1]) Vergl. den Aufsatz: Das Schloß zu Löhnberg in Nr. 7 u. ff.

da mein seliger Mann des Zuspruchs seines Seelsorgers, des H. Pfarrers zu Löhnberg, genossen und demselben das Begräbnis nächst der Löhnberger Kirche um Menagierung der Kosten begraben zu lassen und verharre Zeit Lebens

Ew. Hochfreiherrlichen Gnaden untertänige Dorothea Thiesin, betrübte Witib."

Löhnberger Hütte, den 27. Mai 1758.

Der in diesem Briefe erwähnte Büchsenmacher Bechtold war vor einigen Jahren auf der Löhnberger Hütte gestorben. Den Verwandten war auf ihr Gesuch bei der Dillenburger Regierung gestattet worden, den Toten in Weilburg beerdigen zu lassen, aber erst nach Bezahlung der Stolgebühren an die Niedershäuser Pfarrei. Damit wäre wohl festgestellt gewesen, daß die Hütte zur Pfarrei Niedershausen gehörte. Aber die Verfügung wegen der Bezahlung der Stolgebühren nach Niedershausen war nur einseitig von der Dillenburger Regierung ausgegangen. So kam denn die Streitfrage wegen der Landeshoheit über die Eisenhütte erst bei dem Sterbefall des Hüttenverwalters Thieß so recht zum Austrag.

Die beiden Regierungen zu Weilburg und Dillenburg hatten also gegenteilige Befehle wegen der Beerdigung des Verwalters Thieß ergehen lassen. Wie wurde diese Sache nun erledigt? Folgendermaßen: Die Löhnberger begaben sich mit ihren beiden Pfarrern — damals waren zwei Pfarrer in Löhnberg, Andreas Frank, ein hochbetagter Mann, und dessen Sohn und Adjunkt Ludwig Frank — auf die Hütte. Hier standen aber schon die Niedershäuser und Obershäuser mit dem oranischen Amtmann Grüter, der in Löhnberg seinen Wohnsitz hatte, bereit, den Löhnbergern den Eintritt in den Hüttendistrikt zu wehren. Die Löhnberger trieben aber die Niedershäuser mit Steinwürfen und kräftigen Knütteln zurück, holten die Leiche und begruben sie dann in Löhnberg bei der Kirche. Betrachten wir zunächst den Bericht des dillenburgischen Amtmanns Grüter über den eigenartigen Vorfall. Er schreibt an seine vorgesetzte Regierung nach den weitschweifigen Titulaturen, wie sie damals in amtlichen Schriftstücken üblich waren, also:

„Hochfürstlicher Landes-Regierung ist bereits bekannt, daß die Beerdigung des verstorbenen Verwalters Thießen von Fürstlichem Oberkonsistorio nach Niedershausen verfügt gewesen und zu dem Ende die Aufgabe an den Pfarrer Rip zu gedachtem Niedershausen und an mich geschehen sei, das Nötige darunter zu veranstalten. Heute früh aber wurde zu Löhnberg die Trauer geläutet und mir zugleich angezeiget, daß daselbst in dem Flecken bei der Kirche ein Grab vor den Defunctum (Verstorbenen) verfertiget würde. Ich mahnte dahero den dasigen Pfarrer Frank ab, weitere Begräbnisanstalten vorzunehmen, mit dem Anfügen, daß solches der Verfügung Fürstl. Oberkonsistoriums schnurgrade zuwider sei, und erteilte den mit Verfertigung des Grabes beschäftigten Leuten den Befehl, bei 10 Gulden Strafe vor jeden, sofort davon abzustehen.

Da mir aber dennoch solche Anstalten zu ernsthaftig schienen, als daß sie bloß zum Scheine geschähen, so ging ich über die Hütte nach Niedershausen, und wurde mir im Vorbeigehen von der Verwalterin gesagt, daß ihr von dem Pfarrer Frank zu Löhnberg soeben bekannt gemacht worden sei, daß die Leiche um 12 Uhr abgeholet und nach Löhnberg begraben werden sollte.

Von Niedershausen schickte sofort einige Leute auf die Hütte zurück, um auf das Vornehmen der Löhnberger Achtung zu geben, und nachdem ich mit dem Pfarrer abgeredet hatte, daß man mit dem H. Rat und Amtmann Parcus (zu Beilstein) vorhero kommunizieren müßte, so ging ich ebenfalls wieder dahin zurück. Inzwischen hatten einige Löhnberger eine Totenbahre hierhero auf die Hütte gebracht, waren aber sogleich wieder zurückgegangen, jedoch mit der Äußerung, daß sie nun einmal possession (Besitz) ergriffen hätten, dahero ich sotane Totenbahre entzwei schlagen lassen.

Es wurde hierauf um 12 Uhr ein Zeichen zum Leichenbegängnis geläutet, und eine Zeit lang nachhero sahe man die Löhnberger in procession ankommen. Ich befehligte demnach die anwesenden Nieders- und Obershäuser, sich in zween Truppen an die Angänge des Hüttendistrikts zu stellen, sich aber daselbst ganz stille zu halten, bis von denen Löhnbergern ein Anfang mit Tätlichkeiten gemacht werden würde. Als nun diese immer näher kamen, ginge ich ihnen ein Stück Wegs entgegen und vermahnte zuerst den Pfarrer nochmals, von seinem Vorhaben, die Leiche nach Löhnberg zu beerdigen, abzustehen, hielte auch denen Gemeindsleuten ihren Unfug vor, bedrohte und vermahnte dieselben, den Hüttendistrikt, auf welchem bekanntlich meiner gnädigsten Herrschaft allein die Landeshoheit zustände, nicht zu betreten und keinen Anfang zu Tätlichkeiten zu geben, allermaßen ich nicht gestatten würde, daß sich jemand von Löhnberg darauf begeben, viel weniger aber die Leiche dahin gebracht würde. Anfangs schienen dieselben unschlüssig zu werden; bald aber drungen sie verteilt allenthalben näher und fingen auf einmal an, ganz entsetzlich mit Steinen zu werfen, wodurch sie nicht allein sogleich einige Niedershäuser verwundet, sondern dieselben auch nach und nach zum Weichen gebracht und bis an das Wohnhaus des Verwalters vorgedrungen. Während dem allem, worinnen die Niedershäuser sich zwar auch gewehrt, aber weilen sie sich auf kein Steinwerfen versehen, auch niemand sich eine so freche Wut vorstellen können, sind von Niedershausen drei Leute namens Christian Ludwig, Jost Michel und Jost Diehl stark verwundet und der erste vor tot von hier hinweggetragen worden, der zweite aber, wie es scheint, ebenfalls gar gefährlich zugerichtet.

Da nun also die Niedershäuser nicht mehr imstande waren, das Haus zu schützen, drängten sich die Löhnberger immer mehr zu und wollten die Leiche mit Gewalt hinwegnehmen. Ich redete denselben mit allem Ernst und Nachdruck zu, daß sie sich hüten sollten, sich an dem Haus meiner Herrschaft nicht zu vergreifen, und unterließ nichts, sie zum Abstand von Tätlichkeiten zu bewegen, und als ich sahe, daß alles remonstriren nichts verfangen wollte, stellte ich mich selbst in die Haustür und

suchte sie von weiterem Eingriff abzuhalten. Es vermochte aber alles nichts, sondern ihre Bosheit ginge so weit, daß sie mich mit Gewalt in das Haus stießen und die Leiche hinweg nahmen, wie ich denn auch unter dem allem selbst 5 bis 6 Steinwürfe bekommen habe, da ich mir Mühe gegeben, beide Teile zu besänftigen. Die Leiche ist also in das zu Löhnberg gemachte Grab bei der Kirche begraben worden. Nun wird hochfürstliche Landes-Regierung von selbsten hocherleuchtet ermessen, wie weit die Frechheit der Löhnberger gegangen sei.

Löhnberger Hütte, den 30. Mai 1758.

J. Grüter.

(Fortsetzung folgt.)

Nassauische Dynasten VI.

Von Dr. C. Spielmann.

Isenburg.

Die Herren von Isenburg hatten ihre Besitzungen im Sayn- und Holzbachtale, wo auch ihre Stammburg liegt. Durch Heirat kamen sie in den Besitz eines Teiles der arnsteinschen Herrschaft auf dem Einrich 1140, von dem sie aber einen Teil, das Vierherrische, an Nassau und Katzenelnbogen verkauften, 1158.

Rembold I. 1093 1138
G. N. N. von Arnstein

Gerlach I. 1130 1146 — Siegfried 1142 1152 — Rembold II. 1138 1159

a. Gerlachische Linie.

Gerlach I. 1136 1146

Gerlach II. 1159 1207 (Erbt Kobern d. Heirat) Isenburg-Kobern Erloschen 1270. — Heinrich I. 1170 † c 1228 G. Isengard von Kleeberg (Erbt Kleeberg und Limburg)

Heinrich II. † c 1290 Isenburg-Isenburg. — Gerlach III. (I.) † c 1289 Isenburg-Limburg.

a 1. Isenburg-Isenburg.

Heinrich II. † c 1290

Gerlach IV. 1259 1303 Isenburg-Arenfels | Erloschen 1373. — Ludwig I. 1258 † c 1304 G. Heilwig von Büdingen Isenburg-Büdingen (Erheiratet)
| Lothar 1286 1341

Heinrich III. 1345 1371 Isenburg-Büdingen Von ihm stammen die heute noch bestehenden Linien Isenburg ab. — Philipp I. 1345 1361 Isenburg-Grenzau ältere Linie
| Eberhard 1374 1384

Philipp II. 1314 † 1439 — Adelheid G. Salentin VI. von Isenburg-Grenzau j. L.

Erloschen.
Fällt an die Remboldische Linie.

a 2. Isenburg-Limburg.

Gerlach III. (I.) † c 1289

Imagina G. König Adolf v. Nassau — Johann I. 1298-1312 | — Agnes G. Heinrich v. Westerburg

Gerlach II. 1312—1355 (Erbt einen Teil v. Kleeberg u. Schaumburg)

Johann II. † 1336. — Gerlach III. 1355—1365. — Johann III. 1365—1407
| Kunigunde † 1402 G. Graf Adolf v. Nassau-Dillenburg
Erloschen
Von Kurtrier eingezogen.

b. Remboldische Linie.

Rembold II. 1138 1159

Rembold III. 1179 1210 Isenburg-Kempenich — Bruno I. 1179 1199 G. Theodora v. Wied, erbt Wied Isenburg-Wied

Salentin I. † v. 1232 j. L. Isenburg-Grenzau [1] — Dietrich I. † v. 1251 Isb.-Kempenich (Sp erlosch.)
| Dietrich II. 1232 1273
| Salentin II. 1289 1300
| Salentin III. 1334
| Salentin IV. 1319 1376
| Salentin V. 1401
| Brüder? { Salentin VI. † 1458 G. Adelheid v. Isbg.-Grenzau ä. L. / Gerlach I. 1443 }
| Gerlach II. 1460 1495

Gerlach III. † 1530 J.-Grenzau | — Salentin 1502 — Wilhelm † 1525 J.-Neumagen (Sp. erloschen)

Heinrich † 1554 | — Johann Kurf. v. Trier 1547—1555 — Arnold † 1577

Bruno II. 1210 1259 — Arnold 1242—1259 Erzbisch. v. Trier
| Bruno III. 1248 1278
| Johann I. 1278—1327
| Bruno IV. † 1325
| Wilhelm I. 1327—1383
| Gerlach 1383—(n.) 1411

Wilhelm II. Graf z. Wied n. 1411-1462 — Johann Herr z. Isenb. n. 1411-1454
| Anastasia G. Dietrich IV. v. Runkel
Erloschen
Fällt an Runkel.

[1] Die Reihenfolge bis ins 15. Jahrhundert ist sehr unsicher.

Heinrich † 1554

Johann † 1567	Salentin VII. Kurfürst v. Köln 1567—1577 dann verheiratet † 1610

Salentin VIII. † 1619	Ernst † 1664 Erloschen.

Die Lande gehen an Trier über mit Ausnahme von Maischeid, das an Wied-Runkel und Walderdorff fällt.

Das Jammertal.

Sage, erzählt von Fritz Ullius.

In einer stillen Gegend unseres Nassauer Landes, der Eisenbahngetöse und rauchender Schlote Qualm bis jetzt noch fern geblieben sind, wo unruhiges Hasten und Jagen, das unsere Zeit Leben nennt, den Frieden noch nicht gestört hat, liegt weltversteckt ein liebliches Tal. Doch ist sein Name „Jammertal". Schon mancher Wanderer, der des Tales Ruf und Namen vernommen hatte, pilgerte erwartungsvoll vom Anfang bis zum Ende durch den stillen Erdenwinkel, brach sich Bahn auf schmalem Pfade und öffnete weit sein Auge der Herrlichkeit der reinen, unberührten Natur in ihrer ganzen Pracht; den stolzen Bergen, die ihn rings umgeben, in buntes Waldesgrün gekleidet, dem reichen grünen Rasenteppich, dem die Berge kärglich Raum lassen; und aufmerksam lauschte sein Ohr dem murmelnden Bächlein, das geschäftig von Stein zu Stein eilt.

Und war das Tal durchwandert in reichem Genießen, fragte der Wanderer wohl staunend: „Wie ist dem schönen, stillen Winkel dieser Name geworden?"

Es geht darüber im Munde des Volkes eine alte, heimliche Weise von kurzem Glück und viel Tränen, Schmerz und Jammer.

Unweit Katzenelnbogens nimmt das Tal seinen Anfang und hat in diesem oberen Teile wohl seine schönsten Partien, besonders gilt das von einer Strecke, welche die Anwohner als eigentliches Jammertal bezeichnen. Von den Dörfern Roth und Herold führen schmale Bergpfade hinunter, einstmals breiter, jetzt wieder mit Gestrüpp verwachsend. Das Tal ist hier etwas breiter; die Berge sind zurückgetreten und lassen einer größeren Wiesenfläche Platz. Am Waldrande ragt altes Gemäuer auf. Kalte, öde Ruinen, von Wind und Wetter zerbröckelt. Des Mühlrades schwermütige Weise ist verklungen; versiegt ist die Waldquelle zur Sommerzeit; Gras sproßt aus dem Boden, wo einst wohl mancher Lebenswanderer sein Erdenleid und -glück getragen hat.

In alter Zeit standen die Gebäude, die das alte Fundamentgemäuer getragen hat, noch festgefügt; fröhliche Menschen walteten darin und ließen das Mühlrad treiben. Ruhe und Stille herrschten ringsum; nur zuweilen äugte das Wild durchs Gebüsch und schaute auf das seltsame Menschentreiben. Doch oft erschallte auch das Hifthorn und scheuchte die Tiere in wilde Flucht.

Die Grafen von Katzenelnbogen jagten in den Bergen. Traurigen Herzens dachte die schöne Müllerstochter der Leiden des verfolgten Wildes, bis auch sie des Jägers Pfeil ins Herz getroffen zu nie heilender Lebenswunde.

Der junge Grafensohn vom Schlosse war, müde von langem Jagen, in der stillen Mühle zu kurzer Rast und Erquickung eingekehrt. Und ob er auch seinen Weg wieder heimwärts lenkte, wie war's nur, daß er nun so häufig im Tale jagte zu stiller Abendzeit? Stets kam er ohne Beute heim, doch nie verzagt und mißmutig.

Er jagte ja ein edles Wild: des Müllers Töchterlein.

Sie wahrte schlecht ihr junges Herz, und immer mehr und mehr nistete der adlige Jägersmann sich darin ein. Reiches Liebesglück trat in ihr junges Leben; gläubig lauschte sie, wie des Geliebten beredter Mund zukünftige Wonnen dem unerfahrenen Naturkinde ausmalte, und sehnsuchtsvoll schmiegte sie sich an seine Brust.

Still hüteten die lauschenden Waldesbäume das Glück kurzer Tage, und der Abendwind plauderte nichts aus.

Wieder war ein schöner Abend gekommen. Die Sterne strahlten vom klaten Himmel in stiller Pracht ins einsame Tal; leise flüsterten die Blätter der Bäume im sanften Abendwind; die Nachtigall sang ein liebliches Lied; sonst schlief die Natur.

Da standen im Waldesschatten, nahe der Waldquelle, zwei Menschen beim Abschied. Schwer mußte er sein; denn selbst die Nachtigall hatte ermüdet ihr Lied beschlossen, als der Ritter mit langem Schritt durch Dorn und Dickicht schritt, und ein weinend' Mägdelein sein Lager suchte, dem die Ruhe fern blieb.

In ein fernes Land hatte es den Ritter gerufen, zu langer Kriegsfahrt, und sie blieb in Kummer zurück.

Wenige Monate gingen ins Land, da kam ein trauriger Tag, an dem schmerzgebeugte Eltern ihr verzweifeltes und flehendes Kind aus dem Staube aufhoben und dem Verführer fluchten.

Zwei Jahre verflossen dann weiter im Zeitenwechsel.

Reges Leben und Treiben herrschte auf der stolzen Grafenfeste zu Katzenelnbogen. Ihr junger Herr und Gebieter war zurückgekehrt aus ruhmvollem Kampfe. Mit ihm war eine schöne, stolze Dame als Herrin eingezogen, die ihr väterliches

Schloß verlassen hatte und ihm als Gemahlin gefolgt war.

Doch als die erste rauschende Freudenzeit vorüber war, erwachte auch im Herzen des Grafen wieder mächtig die Erinnerung vergangener Tage, die er so gerne hätte vergessen gemacht. Sie flüsterte ihm ins Ohr mit Allgewalt von dem brennenden Schmerze eines betrogenen Menschenherzens drunten im einsamen, waldumschlossenen Tal.

Den Weg, den sonst der fröhliche Jüngling in sehnender Liebe durcheilt hatte, schritt jetzt zögernd der ernste Mann. Zur selben Stunde und Zeit stand er am wohlbekannten Platze.

Noch rauschte die Quelle in alter Weise; wieder sang die Nachtigall ihr lieblich' Lied im Waldesdunkel, und als hätte sie bloß des Tages gewartet, schritt die Gestalt der einstmals Geliebten dahin. Aus dem fröhlichen Kinde war ein ernstes Weib geworden; doch als der lang Ersehnte endlich am alten Platze harrend stand, flog über die Züge ein Freudenschimmer, und mit lächelnder Zuversicht hielt sie ihm entgegen — sein herziges Kind, das ihr auf dem Arme geruht hatte.

Noch hatte diesmal der Nachtigall Lied lange nicht geendet, als eilenden Schrittes, wie von bösen Geistern gejagt, der heimliche Gast sich heimwärts begab.

Eine verzweifelte Frauengestalt blieb am Quell zurück und schaute dem Eilenden nach mit irrem Blick.

Erschöpft kauert sie am Quellenrand. Weinend will das geängstete Kind sich an die Mutter anschmiegen. Diese hält es weit von sich und schaut ihm stier in Gesicht. Des Vaters Züge sind es; seine Augen schauen sie an, der eben treulos für immer gegangen ist. Dunkle Nacht deckt ihren Geist; immer irrer wird ihr Auge und das Gesicht verzerrt. Krallende Finger greifen in des Kindes Hals.

Am andern Morgen befreien die trostlosen Eltern aus dem Schoße der Tochter, die in sich zusammengesunken am alten Platze hockt, mit Gewalt die kalte Kindesleiche; das junge Leben und die geistig gestorbene Tochter weinend betrauernd. Doch nahm der Erlöser aus allem Leid auch ihren Leib bald sanft hinweg.

Sie verließ für immer den schönen, stillen Ort, der ihr zum „Jammertal" geworden war. Fortan blieb der traurige Name, und so wird ihn wohl das liebliche Tal behalten, solange es besteht und Menschen leben.

Noch heute soll zu stiller Nachtzeit an der Quelle eine Frauengestalt zu sehen sein, ein Kind im Schoß: die unglückliche Mutter, die ihr Kind getötet hat und nun nicht Ruhe finden kann. Doch hat's noch keiner sicher geschaut und den Ort zur selben Zeit bewandert.

Zur hellen Tageszeit strahlt auch über diesem Winkel der Sonne Schein und verscheucht die dunkeln Schatten. Noch flüstern die Bäume wie damals; noch murmelt das geschwätzige Bächlein so mancherlei geheimnisvolle Dinge; doch ward noch keines Menschen Ohr die Sprache kund.

Nur im Volksmunde geht die heimliche Sage von Enkel zu Enkel zur Winterzeit am Herdfeuer.

Miszellen.

Das Tiefsee-Aquarium zu Daressalaam.

Die „Usaramo-Post" Nr. 8 vom 22. Mai 1907 schreibt: Das unter Sr. Exzellenz dem früheren Gouverneur Grafen von Götzen hierselbst ins Leben gerufene Tiefsee-Aquarium ist zurzeit besonders schön besetzt und vor allem ist das Wasser in den verschiedenen Aquarien sehr klar. Es wäre zu wünschen, daß das Interesse für das Tiefsee-Aquarium, das durch die aufopfernde Tätigkeit der zuerst mit der Leitung betraut gewesenen Herren Marinestabsarzt Dr. Mohr und Rechnungsrat Schüßler, welch letzterer besonders die Fischfauna des Indischen Ozeans gut kannte, zu einer Sehenswürdigkeit Daressalams ausgestaltet worden ist, auch weiter wachgehalten werde. Dazu gehört aber in erster Linie, daß der Leitung des Aquariums — wenn auch in bescheidenem Rahmen — Mittel zur Verfügung gestellt werden, um die kleinen notwendigen Ausgaben bestreiten zu können, wie Ankauf und Reparaturen von Fischereigeräten, Reußen, Körben usw., sowie für Backschisch an die Upangafischer, die dem Aquarium schon manch interessantes Stück eingeliefert haben.

Seit dem Weggange des Herrn Schüßler hat auf Anregung desselben Herr Betriebsleiter der Kaiserl. Bauinspektion, Kaiserl. Goudtarchitekt L i p o w s k y, welcher ebenfalls die indische Ozeans-Fischfauna pp. gut kennt, in dankenswerter Weise sein Amt übernommen, unterstützt von Herrn Techniker Broß, welche sich des Betriebes des Aquariums mit großem Eifer und Liebe zur Sache annehmen, was umsomehr anzuerkennen ist, als die mit der Leitung des Aquariums betrauten Herren den Aquariumsarbeiten doch nur in ihrer freien Zeit obliegen können und für die Zwecke des Fischens meist die Sonntage geopfert werden müssen. Ursprünglich war beabsichtigt, einen italienischen Fischer aus Neapel kommen zu lassen (noch unter der Ägide des Grafen von Götzen), der in Aussicht genommene Mann lehnte aber ab, wahrscheinlich, weil er sich von seiner bella Napoli nicht trennen konnte.

Seit dem Weggange des Herrn Marinestabsarztes Dr. Mohr, welcher krankheitshalber Ende März nach Hause ging, ist der Arbeitsraum im Aquarium dem Marineoberassistenzarzt Dr. Eckstein von S. M. S. „Bussard" zwecks biologischer Studien zur Verfügung gestellt worden, um gleichzeitig Fische, die ein medizinisches Interesse haben, für das Institut für Schiffs-Tropenkrankheiten zu sammeln.

Se. Königliche Hoheit Prinz Joachim Albrecht von Preußen, welcher Anfangs Mai von Südwestafrika mit dem Reichspostdampfer „Feldmarschall" auf der Durchreise in Daressalam eintraf, besuchte in Begleitung Sr. Exzellenz des Herrn Gouverneurs Freiherrn von Rechenberg am Dienstag, den 7. Mai, vormittags gegen 11 Uhr, das Tiefsee-Aquarium und verweilte längere Zeit darin. Der Prinz besichtigte die verschiedenen Aquarien mit dem größten Interesse und sprach seine lebhafte Anerkennung über das Gesehene aus.

Das Tiefsee-Aquarium weist sehr interessante und sehenswerte Studien auf, und wird besonders an Dampfertagen, von den durchreisenden Fremden — abgesehen von den Europäern Daressalaams — viel besucht, zumal es an der herrlichen Strandpromenade, welche längs dem Gestade des Indischen Ozeans sich hinzieht, liegt.

Herr L i p o w s k y ist ein n a s s a u e r L a n d e s k i n d (geboren in Balduinstein a. d. L.) und steht schon 12 Jahre im ostafrikanischen Kolonialdienste. Er gilt als besonders guter Kenner von Land und Leuten und von deren Sprache. Vor allem aber steht er seinen Mann in seinem Fach, so daß es zu wünschen wäre, daß er noch lange dem Kolonialdienst seine schätzenswerten Dienste widmete, zumal er, abgesehen von seinem verantwortungsvollen Amtsdienst, im öffentlichen Leben eine

Menge Ehrenämter inne hat. So ist er u. a. Mitglied der Ober-Einschätzungskommission, der Gesundheitskommission, Beisitzer beim Europäischen Bezirksgericht, Bausachverständiger des Kommunal-Verbandes Daressalaam, der Bezirks-Sparkasse u. s. w. Wie die „Usaramopost“ sowie die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung“ letzthin mitteilten, tritt Herr Lipowsky im September einen längeren Heimatsurlaub an.

K. W. **Beitrag zur Geschichte von Heddernheim.**

Einigen alten Protokollen von 1721 über die kirchlichen Verhältnisse Heddernheims, die sich im Wiesbadener Staatsarchiv merkwürdiger Weise in einen der zahlreichen Urkundenbände über den Nieder Kirchenstreit des 18. Jahrhunderts verirrt haben, also von den Heddernheimer Urkunden getrennt sind, entnehmen wir folgendes für Heddernheims Geschichte Interessante: Heddernheim, ehemals dem Erzstift Mainz untertänig, war vor der Reformation in Eschersheim, dem Hanau und Solms gemeinschaftlichen Nachbarorte, eingepfarrt; doch hatte der Ort eine eigene Kirche mit Kirchhof. Nach protokollarischer Aussage des 78jährigen Johann Heinrich Franz von Heddernheim und des 78jährigen Johann Adam Steinbach von Weißkirchen hatte die Kirche seit der schwedischen Invasion in die Grafschaft Königstein kein Dach mehr, nur das Chor mit seinem kleinen Türmchen war noch einigermaßen erhalten geblieben. Hier hielt der katholische Pfarrer von Weißkirchen den Gottesdienst ab; denn das erzbischöfliche Vikariat zu Mainz hatte die Kirche zu einer Filiale von Weißkirchen erklärt. Nach dem Tode des Pfarrers Bernhard, um 1660, mußte die Kirche, weil das Holzwerk morsch und faul geworden war und das Mauerwerk in sich zusammenfiel, völlig geschlossen werden. Die Seelsorge in Heddernheim lag ehedem den Benediktinern zu Eschersheim ob, deren Kloster, der spätere Abtshof bei der dortigen Kirche, von dem Obersten von Seligenkron gekauft und bewohnt ward. Die Seitentür an der Heddernheimer Kirche, nach Eschersheim und der Nidda zu gelegen, hieß aus diesem Grunde bis in unsere Zeit hinein Abtstüre. Im Jahre 1641 nahm der Herr von Merlan den Heddernheimer Kirch- und Totenhof weg — nescio quo jure sagen die Alten — und machte einen Garten daraus, auch behauptete er, die Kirche sei sein. „Ist aber niemalen hineingegangen“, erwähnt das Protokoll des alten Franz, wohl aber habe der Junker von und zu Praunheim, „welchen man den Schöpthalß damals genannt hat“, dem Gottesdienst zu Heddernheim beigewohnt. Den Kirchhofsgarten hatte von Merlan an den Heddernheimer Jakob Fiedler vermietet, der noch öfter „tote Bein daselbst ausgegraben“.

Über die schwedische Invasion vom 25. November 1631, der Heddernheim zum Opfer fiel, entnehmen wir dem Hausmanual des hanauischen Kellers Hans Wolff von Bergen, genannt Kessel, gewesenen Administrators von Heddernheim folgende Aufzeichnungen: „Den 25. Novembris 1631 ist Kgl. Majestät zu Sweden in Frankfortt einkommen und mit der Armee durch und uff Höchst und Maintz marschiert, dann des Landgraff Wilhelms von Kassel Armee darzugestoßen und was uff den Dörffern aus der Stadt und Herrschafft Königstein alles preiß und hinweg geführt, verderbet und spolyrt worden, damals dann ich ein gantz Compagnie Reuther, den Rittmeister Eberstein in meiner Behausung und Hof uff Philippßeck (dieser jetzt spurlos verschwundene Hof lag unterhalb Heddernheims), welcher nachhero von den Sweden völlig verbrannt und demolirt worden, wie der Augenschein anzeigt, und Dorf Heddernheim etlich Tag und Nacht logirt. Was an Sommerfrucht, Viehe und Fahrnus befunden, alles auffgeatzt und verderbt worden. Die Unterthanen aber das Dorff verlassen, ist alles zerschlagen und geraubet worden.“ — Viele der geflüchteten Untertanen ließen sich damals zu Oberursel nieder, auch zogen einige Stämme nach dem dompropsteilichen Ort Eddersheim am Main, „so noch wirklich floriren“. Erst 30 bis 40 Jahre nach dem Westfälischen Frieden hat die damalige Familie von Riedt den Ort wieder aufgebaut, zur Bevölkerung zugleich eine ganze Anzahl Fremde ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses als Nachbarn aufgenommen und ihnen zu ihrer Beruhigung freie Religionsübung versprochen. Von den zugewanderten Familien nennen die Urkunden leider nur einige beispielsweise, nämlich den Benderischen, Oberndörffer, Finkischen und Bechtoldischen Stamm, die lutherisch und nach Praunheim, und den Franzischen Stamm, der, reformiert und aus den Niederlanden herangezogen, nach Eschersheim zur Kirche gegangen ist.

Die vom Herrn von Riedt versprochene freie Religionsübung ward den lutherischen wie auch reformierten Untertanen Heddernheims vom Kurfürsten von Mainz zugesagt und im Jahre 1704 sogar urkundlich für immer bestätigt; doch sollten sie wiederum einen eigenen Gottesacker anlegen, und „keine Todten aus dem Heddernheimer territoroi anderwärts verfahren“. Seit Junker von Merlan den Kirchhof für sein Eigentum erklärt hatte, beerdigten die Heddernheimer ihre Verstorbenen zu Praunheim. Zwar war riedtischer Seits Klage gegen Herrn von Merlan dieserhalb geführt, doch ohne Erfolg. So gingen denn die Heddernheimer Lutheraner nach Praunheim, die Katholiken nach Weißkirchen und die Reformierten nach Eschersheim zur Kirche; beerdigt wurden aber alle zu Praunheim. Weil nun die meisten Heddernheimer Einwohner nach Praunheim zur Kirche gingen und auch die Beerdigungen dorthin stattfanden, glaubten die hanauischen Räte, welche die historische Entwickelung der Heddernheimer Kirche nicht kannten, der Ort sei eine Filiale von Praunheim und sprachen in einem Bericht an Mainz sowohl dem katholischen Pfarrer von Weißkirchen als auch dem reformierten von Eschersheim die Parochialien ab. Taufen, Kopulationen und Beerdigungen habe der Pfarrer von Praunheim zu verrichten, „das sei uraltes Herkommen“, nur das „heilige Abendmahl und der Kirchenbesuch“ sei den Reformierten und Katholiken frei gegeben.“ Diese hanauischen „attentata“ wurden jedoch an der Hand alter Urkunden vom Erzbistum widerlegt, so daß es bezüglich der Religion in Heddernheim beim alten blieb und keine „unliebsamen Turbationen“ daselbst aufkommen konnten.

J. B.-G. **Das nassauische Fulda 1802.** Infolge des Friedens von Lunéville, vereinbart zwischen dem Deutschen Reich und der Französischen Republik im Jahre 1801, wurden diejenigen deutschen Fürsten, welche durch die Friedensbedingungen Verluste erlitten, durch Ländergebiete diesseits des Rheines entschädigt. Der Prinz von Oranien und Fürst zu Nassau-Diez erhielt die Fürstentümer Fulda und Korvei, die Grafschaft Dortmund, die Abtei Weingarten, das Stift Dietkirchen und andere Gebiete, die er sofort dem Erbprinzen Wilhelm, dem nachmaligen Könige der Niederlande, verlieh. Die Einwohner von Fulda waren über diese Neuordnung der Dinge recht erfreut und sandten schon Mitte des Jahres 1802 eine Deputation nach Oranienstein, um ihrem neuen Landesfürsten die Versicherung der Treue und Anhänglichkeit darzubringen. Am 6. Dezember 1802 hielt dann der Fürst seinen ersten Einzug in die Stadt Fulda, worüber uns folgender Bericht aufbewahrt ist. Fulda, den 6. Dezember 1802. Heute hatten wir das unbeschreibliche Vergnügen, Se. Hoheit, den Herrn Erbprinzen von Oranien, unsern neuen Landesfürsten, das erstemal zu sehen. Ein froher Enthusiasmus verbreitete sich über alle Stände, und in keinem der zur Entschädigung bestimmten Länder mag wohl die Zufriedenheit allgemeiner gewesen sein, als in dem hiesigen. Der seit dem Monat September dahier befindliche oranisch-nassauische Bevollmächtigte Herr Geheime Rat von Schenck, dessen weisen und wohltätigen Anleitungen wir schon so manches Gute zu verdanken haben, war dem Prinzen schon tags vorher nach Schlüchtern, wo er übernachtete, entgegengereist. An der hessischen Grenze empfingen ihn der Oberamtmann von Neuhof, Graf von Tattennbach, und Hofkammerrat Rang. In Neuhof paradierte neben dem im Reih und Glied aufgestellten Landvolke des Oberamts eine Kompagnie des Landregiments. In dem Schloßhofe hielten rechts und links das berittene Jäger- und Husarkorps. Vor dem Schlosse, wo ein geschmackvoll errichteter Opferaltar dampfte, ward der Erbprinz vom Geheimen Rat Propst

v. Bibra, dem Obermarschall von Tann und mehereren Cavaliers empfangen. In festlichem Zuge ging's nach Fulda. Am ersten Tore der Stadt stand der Magistrat der Stadt; es folgten 6 Kompagnien der Hinterburger vorstädtischen Gemeinde, 500 Mann bewaffnete Bürgerschaft, die Schützengarde, die Akademiker, die Welt- und Ordensgeistlichkeit, 5 Kompagnien des Landregiments und auf dem Schloßplatze das hiesige Kontingentsbataillon unter Gewehr. Im Schlosse waren das Domkapitel, der Hofadel und alle Landeskollegien versammelt. Endlich kam der sehnlichst Erwartete. Er übertraf alle unsere Erwartungen. Er verneigte sich nach allen Seiten, und man sah ihm an, daß er gerührt war. Nach seinem Aussteigen machte er dem noch im Schlosse wohnenden Fürstbischofe einen Besuch, den letzterer alsbald erwiderte. Auch zur Tafel holte der Prinz den Fürstbischof ab; beide unterhielten sich aufs freundlichste. Abends war die Stadt prachtvoll beleuchtet. Zu Fuß nahm der Prinz mit dem Hofstaate alle Veranstaltungen in Augenschein und drückte wiederholt sein Wohlgefallen darüber aus. Daß es an Begrüßungen in gebundener und ungebundener Rede nicht gefehlt hat, nur nebenbei. Als Probe nur eine Strophe:

„Nun wagen wir zuletzt noch eine Bitte:
Wir sehn dich, Vater, nun in unserer Mitte!
Verzeih, wir sehn noch nicht genug.
Die Gattin fehlt, aus Königlichem Blute,
Die Mutter fehlt und was die Schöne, Gute
Dir dreymal unterm Herzen trug."

Fulda blieb nassauisch bis 1806, wo es die Franzosen in Besitz nahmen, 1810 wurde es frankfurtisch und ging dann 1815 an Kurhessen über.

J. B.-G. **Opfer der Pocken in Nassau-Oranien 1780 bis 1800.** Die Pocken und Blattern zählen zu den schwersten, schmerzlichsten und abscheulichsten Krankheiten; sie verbreiten Jammer und Elend, Ansteckung und Tod. Ein Mensch, der von den Blattern befallen ist, ist gewöhnlich von der Fußsohle bis zum Scheitel mit unzähligen Pusteln bedeckt; er ist ein Geschwür, eine Beule; der angeschwollene Körper trieft von stinkendem Eiter. Er erduldet zwanzig und mehr Tage lang die unaussprechlichsten Schmerzen und weiß oft nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll. An dieser schrecklichen Krankheit starben in früheren Zeiten tausende von Menschen. In Deutschland erkrankten daran allein jährlich 600 000, von denen 75 000 starben. Ganz Europa zählte jährlich 3 000 000 Blatternkranke und 450 000 Todesfälle. Auch in unserer engeren Heimat forderte die Blatternkrankheit manches Opfer. Wir geben nachstehend einige Zahlen wieder, die uns hierüber zu Gebote stehen. Im Jahre 1780 und 81 haben die Pocken im Kirchspiele Herborn nicht geherrscht. 1782 dagegen starben in Herborn, Sinn, Hörbach, Uckersdorf, Burg und Amdorf 13 Söhne und 15 Töchter, zus. 28 Kinder. Im Jahre 1783 kamen die Masern, und die Angina wütete heftig unter den Kindern. 1786 herrschte eine der schrecklichsten Pockenepidemien. Es lagen in vielen Häusern des Kirchspiels Herborn oft 6 bis 8 Kinder zu gleicher Zeit an den Pocken darnieder; zugleich herrschte auch die Ruhr. Der Himmel war fast das ganze Jahr hindurch trüb und nebelig. Neue Opfer forderten die Blattern 1787, 1788, 1790, 1793, 1794, 1795, 1796, 1797. In den Jahren 1798 und 99 traten die Blattern nicht auf. Die sämtlichen Opfer der Pocken betrugen im Herborner Kirchspiel von 1780 bis 1797 im ganzen 113 Kinder. In der reformierten Gemeinde zu Diez starben im gleichen Zeitraum 50 Kinder. Im Kirchspiele Ebersbach, zu dem die Orte Bergebersbach, Ebersbach, Mandeln, Steinbrücken, Eibelshausen, Weidelbach, Oberroßbach, Offdilln und Niedershausen, zählten, starben von 1780 bis 1799 an den Blattern 185 Personen, 94 männliche und 91 weibliche. Erst nach der Einführung der Jennerschen Schutzpockenimpfung ging die Zahl der Blatternkranken zurück.

J. B.-G. **Verbot des Fruchtverkaufs ins Ausland 1636.** Es läßt sich denken, daß in der Zeit des Dreizigjährigen Krieges, in welcher der Ackerbau darniederlag, das Wenige, was auf den Feldern gezogen wurde, häufig dem gierigen Feinde in die Hände fiel. Da war es nötig, daß in den guten Jahren die Ernte zusammengehalten wurde, damit in schlechten Zeiten die Bevölkerung nicht am Hungertuche nagen mußte. So erklären sich auch verschiedene Erlasse der Hadamarer Regierung aus jener Zeit, die sich gegen jeglichen Verkauf von Frucht außerhalb des Landes aussprechen. Es heißt darin: Waßmaßen Unß glaublich anliegt, daß frembde, außländische Leuth heufig all hier ins Landt einkommen, Korn vndt andere Früchten mitt der Menge, waß sie nur bekommen können, uffkaufen, gegen Wein vndt anderst an sich ertäuschen vndt auß dem Lande führen, dardurch die Frucht nicht allein vertheuert, sondern auch gar hinweggepracht wird, daraus endlich die Hungersnoth, ohnvermeydlich wachsen vndt muß vermehret werden. Dannen hero bevehlen Wir, daß bey Vermeydung von fünffzig Reichsthaler ohnnachläßiger Herrn Straff niemandt Frucht auß deme Land verkauffen, vertauschen oder auf anderem Wege vereußern darff, vndt sollen Schultheißen vndt Centgraven ein jeglicher in seinem Ampt solches publiciren oder durch die Pastorn von der Cantzel ablesen vndt verkünden lassen. Hadamar am 28./18. August 1636.

Theater zu Wiesbaden.

Das Hoftheater bleibt vom 8. Juli bis zum 31. August geschlossen; das Residenztheater hat vom 1. Juli bis zum 30. August Ferien.

Literatur.

* **Zum siebzigjährigen Jubiläum der Aktiengesellschaft vorm. Burgeff u. Co., Hochheim.** 60 S. Überreicht von der Gesellschaft. — Die Firma bestand am 29. Juni 70 Jahre; Aktiengesellschaft ist sie 50 Jahre; ebensolange ist Generaldirektor Kommerzienrat Hummel im Dienste. Gewiß also Ursache zur Feier, zum Rückblick und zu einer kurzen Fixierung dessen, was geleistet wurde. Ohne Selbstüberhebung, rein den Tatsachen gemäß wird Bericht darüber erstattet. Die kleine Schrift bildet einen Beitrag zur kulturindustriellen Geschichte der Neuzeit; sie bietet einen Beweis dafür, daß die Erzeugung deutscher Schaumweine ein Werk echt deutscher Gedankenfindung ist, und sie erfüllt uns mit gewissem Stolz, da sie zeigt, wie auf nassauischem Boden dies Werk entstand und sich zu hoher Blüte unter der sachverständigen Direktion eines so höchstverdienten Mannes wie Kommerzienrat Hummel entwickelte. Darum verzeichnen wir das Werkchen gern unter unserer Literatur. Es ist fein ausgestattet und mit zahlreichen Abbildungen, insonderheit Porträts, geschmückt und stellt sich somit auch äußerlich gut dar.

* **Lustige Leut.** Neue Scherzgedichte in nassauischer Mundart von Rudolf Dietz. III. Heft. 32 S. Pr. 60 Pf. Wiesbaden, Verlag des Verfassers. — Diese neuen Dialektsachen reihen sich den voraufgegangenen würdig an. Der Volkston ist, wenn auch mitunter etwas derb, doch gut getroffen, und mit der Stoffwahl kann man auch zufrieden sein. C. F. Frankenbach hat die Illustrationen dazu treffend verfaßt.

* **Die Entstehung der Neustadt Dietz.** Von Robert Heck. 47 S. Pr. 75 Pf. Diez, Ph. H. Meckel. — Die kleine Festschrift ist nach den vorhandenen gedruckten Quellen und nach ergänzendem archivalischen Material zusammengestellt, eine Erweiterung des bereits in Nr. 44 der „Nassovia" veröffentlichten Aufsatzes des Verfassers. Da sie mit Verständnis, Lust und Liebe behandelt ist, wird die schöne Arbeit, die äußerlich hübsch ausgestattet und mit 5 Bildern geschmückt ist, bei Einheimischen und auch im weiteren Nassauerlande viele Freunde finden. Nur eine Frage: Warum die antiquierte Schreibweise Dietz statt Diez?

* **Rosmarin und Nägelein.** Sang und Klang aus Nassaus Gauen. Von Karl Ludwig. 48 S. Pr. 30 Pf. (Zu beziehen durch H. Diefenbach, Wiesbaden, Knausstraße 1.) Wir haben in Wolframs Volksliedersammlung einen reichen Schatz von nassauer Liedern. Aber das Buch ist eben wegen seiner Fülle und dann

wegen des Preises kein Volksbuch. Das kleine Westerwald-Liederbuch wiederum ist für die Hand des Landbewohners gut; aber es ist zu spezifisch westerwäldisch. Das vorliegende Heftchen vermeidet die Einseitigkeit. Neben Liedern, die das deutsche Volk als Gemeingut besitzt, bringt es eine Anzahl echt nassauischer; besonders hat es uns gefreut, „Die Reise nach Jütland", „Schön ist die Jugend", „Stehe ich am Eisengitter", „Zu Hauf' hab' ich ein Mädchen", vertreten zu sehen. Auch die Schnadahüpfl sind originell. Die voraufgeschickte Betrachtung über Volkslied und Gassenhauer von H. Diefenbach ist sehr beachtenswert. Wir wünschen dem Büchlein Glück auf den Weg, zumal es auch in nettem Gewande auftritt und hübschen Illustrationsschmuck zeigt.

Neues aus Nassau.

S. K. H. Großherzog Wilhelm von Luxemburg befindet sich mit seiner Gemahlin seit halben Juli zu Sankt Blasien im Schwarzwalde, wo ihm wie immer der Aufenthalt sehr gut bekommt.

Wiesbaden wies bei der am 12. Juni erfolgten Berufs- und Betriebszählung 106 516 Einwohner, davon 48 089 männliche und 58 247 weibliche auf. Also in 1½ Jahren etwa 5500 Seelen Zunahme.

Am 29. Juni verzeichnete die nassauische Champagner-Firma, Aktiengesellschaft vorm. Burgeff u. Komp in Hochheim, ihr siebzigjähriges Bestehen und zugleich der Generaldirektor Hummel sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Aus diesem Anlaß fand eine Feier statt, und eine Festschrift berichtete über die Entwickelung der Firma. (S. a. u. Literatur.)

Bei den Ausschachtungsarbeiten zum Adolfsdenkmal im Weilburger Schloßgarten stieß man auf sehr alte Grundmauern, in denen Mahat die Mauerreste des Herrenhauses von König Konrads Wirtschaftshof erkennt. Tatsächlich sind die Reste an der Stelle aufgefunden worden, an die Mahat in seiner Abhandlung das Herrenhaus verlegt hat.

Die Stadt Diez feierte am 14. Juli in einfacher aber würdiger Weise den 200. Geburtstag ihrer Neustadt. An dem ältesten Hause dieser wurde eine die Gründerinnen Albertine und Amalie, Fürstinnen von Nassau-Diez ehrende Gedenktafel enthüllt. Bei der Nachfeier vergegenwärtigten lebende Bilder die Zeit der Gründung. Rudolf Dietz, lange Zeit Lehrer in Freiendiez, der auch den Festprolog verfaßte, widmete der Stadt einen selbst ausgeführten Stammbaum des Hauses Nassau-Oranien; Robert Heck veröffentlichte eine Festschrift (s. u. Literatur). Die Feier verlief in harmonischer Weise.

Die Mainbrücke bei Schwanheim ist seit Mitte des Juli endlich dem Gesamtverkehr freigegeben worden.

Am 23. Juli wurde der Grundstein zur evangelischen Kirche in Schlangenbad gelegt.

Die rheingauer Winzer scheinen den Provenzalen nachzuahmen. Sie haben für den 15. August eine allgemeine Versammlung nach Östrich berufen. Es wird doch wohl kein „Wachholderzug" werden?

Die Stadt Wiesbaden beabsichtigt, nachdem ihre Anleihe von 21 Millionen nahezu aufgebraucht ist, eine neue von 23 Millionen aufzunehmen. Der Bau des Kurhauses, des neuen Badhauses, des Museums, die Erweiterung des Rathauses, des Krankenhauses (nebst Infektionsspital), des Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerkes, die Anlegung des neuen Friedhofs, Grundstücksankäufe, Straßen- und Straßenbahnbauten erheischen es so.

Der Biedenkopfer Geschichtsverein erweist sich sehr rührig. Verschiedentlich liest man von Äußerungen seiner Tätigkeit. Wir können die Männer, die solches Interesse an der historischen Vergangenheit ihres Ländchens empfinden, nur aufmuntern, in ihrem Wirken fortzufahren.

Die Gesellschaft der Höchster Farbwerke hat der Stadt Höchst zum Ankauf des Bolongarogebäudes 50 000 Mark beigesteuert. Bravo!

Eine sehr treue Kurbesucherin ist die 69 Jahre alte Frau B. Frank aus Niederwöllstadt, die in diesem Jahre zum 50. Male nach Wiesbaden kommt. Sie war 47 Jahre lang jedesmal in der „Goldenen Kette" eingekehrt, d. h. so lange bis dieses Badhaus aufhörte. Der Fall wird als Beweis für die Heilkraft der Wiesbadener Quellen angeführt. Spötter zwar wollen den Spieß umkehren. Sie sagen: Wenn — dann müßte Frau Frank längst gesund sein.

Nassauischer Geschichtskalender.

August.

15\. 1552. Kurfürst-Erzbischof Hermann V. von Köln aus dem Hause Wied stirbt im Exil zu Altenwied und wird zu Niederbieber begraben. Geboren am 14. I. 1477 als Sohn des Grafen Friedrich I. zu Wied, wurde er 1515 zum Erzbischof von Köln gewählt, wandte sich später der Reformation zu und resignierte 1547.

20\. 1806. Fürst Karl Ludwig von Anhalt-Bernburg-Schaumburg stirbt. Seit 1772 regierend, war er kurz vor seinem Tode mediatisiert worden. Ihm folgte als Fürst sein Sohn Viktor II. unter nassauischer Hoheit; mit diesem ist 1812 das Haus erloschen.

21\. 1632. Eroberung der starken Feste Maastricht durch Fürst Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien nach langer, berühmter Belagerung. (Niederländischer Befreiungskrieg.)

28\. 1670. Fürst Wilhelm von Nassau-Dillenburg wird geboren. Er folgte 1701 seinem Vater Heinrich in der Regierung und starb kinderlos am 21. IX. 1724. Sein Bruder Christian wurde sein Nachfolger; mit ihm erlosch 1739 die Dillenburger Linie.

31\. 1273. Graf Gottfried von Sponheim tritt den Besitz der Grafschaft Sayn an und begründet dort eine neue Linie.

31\. 1813. Schlacht an der Bidassoa. Das nassauische 2. Regiment nimmt an ihr mit Auszeichnung teil. (Spanischer Feldzug.)

Briefkasten.

W. R. in R. Ihnen und allen anderen geehrten Mitarbeitern, jetzigen und künftigen, die Empfehlung: vor Bearbeitung der Materie erst anfragen, ob zur Aufnahme Aussicht vorhanden ist. Die „Nassovia" hat schon fast 8 Jahrgänge, und manches Thema ist schon behandelt worden, was aber nicht jeder Mitarbeiter wissen kann. Die Anfrage schützt vor vergeblicher Arbeit.

Dr. W. S. in W. Krammenut, Krampenut u. s. w. ist ein gewöhnlicher Fluchausdruck aber nur in der Verbindung: Du (er u. s. w.) sollst (soll) die K. kriegen! U. E. rührt er aus der Zeit der spanischen Not im Großen Kriege her: Caramba-Not. Caramba ist ein spanisches Fluchwort. Aus dieser Zusammenstellung ist dann wohl Krampenut und Krammenut geworden. Vgl.: ein sackernundischer oder sackerdjeeser (Sacré nom de Dieu) Kerl u. a.

J. B. in G. u. J. B. in R. Dankend erhalten. Frdl. Gruß.

O. F. in Sch. Dankend erhalten.

Die übrigen Korrespondenzen sind schriftlich erledigt worden.

Redaktionsschluß: 12. August.

Inhalt: Der Ukleisee bei Eutin. (Gedicht.) Von Th. Gesky. — Hans Hilchen von Lorch. Von F. C. Jung. (Schluß.) — Der Kampf um den Toten. Von G. Lehr. — Nassauische Dynasten VI. Von Dr. C. Spielmann. — Das Jammertal. Von F. Ullius. — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 17. Wiesbaden, den 1. September 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Vorfrühling.

Ein sonnig' Verheißen schwebt über Land
Und hat mit wunderweckender Hand
Wiese, Baum und Strauch berührt,
Daß man erwachendes Leben spürt.

Den Blätterknospen, so winzig klein,
Ist noch zu kühl der Sonne Schein.
Doch Starengezwitscher und Amselschlag
Erzählen sich schon vom Frühlingstag.

Mitten im Hoffen auf kommende Zeit
Steh'n meine holden Kinder beid',
Zaust sie der Märzwind, der lust'ge Gesell;
Märzhimmel spiegelt die Äuglein so hell.

Ahnen auch sie, daß der Frühling naht
Gleich der jungen, keimenden Saat?
Märzsprossen — glücklicher Kindersinn —
Ein sonnig' Verheißen schwebt drüber hin.

Fallende Blüten.

Eine Blüte nach der andern
Seh' ich fallen von den Bäumen,
Fallen einen nach dem andern
Auch von meinen Jugendträumen.

Spurlos hat sie hingeweht
Regenwind und Sturmeswucht,
Und am blütenreichen Äste
Reift nur eine einz'ge Frucht.

Eine Frucht — doch daß sie werde
Reif und stark, voll Saft und Schäumen,
Mußt' bedecken sich die Erde
Mit den toten Blütenträumen.

Spätsommertage.

Spätsommertage zieh'n über Land
Im buntfarbigen Blumengewand,
Mit einer Sonne, golden, mild,
Mit einer Sehnsucht — ungestillt,
Mit sonniger Wehmut, ach, mit Verlangen
Nach dem, was schon dahingegangen.

Spätsommertage! Ihr im Leben
Wißt, was ein Herz dahingegeben.
Bleibt wohl noch milder Sonnenglanz,
Manch farbenbunter Blumenkranz:
Es spielt darin ein Rückverlangen
Nach dem, was schon dahingegangen.

Dora Weiz.

Die Weihe des Herzog Adolf-Denkmals zu Weilburg.

Von J. Mankel.

Die alte Lahnstadt, die genau vor einem Jahre ihre Tausendjahrfeier so glänzend begangen hat, erlebte am 21. August ein, wenn auch kürzeres, doch um dessentwillen bedeutsames Fest, weil es galt, dem dahingegangenen letzten einheimischen Landesherrn des erste Denkmal auf nassauischem Boden, im Park seines uralten Ahnenschlosses, zu setzen und zwar in Gegenwart der Witwe, unserer heißgeliebten früheren Landesmutter, von deren Tochter und Schwiegersohn und den großherzoglichen Enkelkindern.

Schon bald nach dem Tode Großherzog Adolfs hatte sich ein Komitee gebildet, das Spenden aus Stadt und Amt Weilburg zu sammeln unternahm. Pfarrer Scheerer (Vorsitzender), Landrat Lex, Bürgermeister Karthaus, Stadtältester Moser, Stadthauptmann Brinkmann, Oberst Freiherr v. Marschall, Hofrat Herz, Geheimrat Menck und Professor Gropius gehörten dem engeren Ausschuß an. Das Vorhaben gelang; die Konkurrenz wurde ausgeschrieben. Den Sieg (unter 12 Entwürfen) trug der Bildhauer Emil Cauer, Berlin, der bereits durch eine Reihe herrlicher Schöpfungen bekannte Künstler, davon. Aufstellung fand das Denkmal im Schloßgarten anstelle jenes des Grafen Johann Ernst, das dafür seinen Platz vor der oberen Orangerie erhielt.

Als es am 12. August bekannt wurde, daß, der Einladung folgend, die Großherzogin-Mutter mit dem Erbgroßherzogspaare von Baden und als Vertreter des leider noch erkrankten Großherzogs Wilhelm dessen vier älteste Kinder: Erbgroßherzogin Marie und Prinzessinnen Charlotte, Hilda und Antonie, zur Einweihung des Denkmals nach Weilburg kommen würden, da ging eine freudige Erregung durch die Stadt. Sofort traten die städtischen Köperschaften zusammen, und berieten über einen würdigen Empfang. Die erforderlichen Geldmittel wurden bereitwilligst einstimmig zur Verfügung gestellt. Gewählt wurde der 21. August, der Tag der Thronbesteigung des Herzogs. Man hätte dem Feste gerne noch eine größere Ausdehnung gegeben, wenn die Großherzogin nicht den Wunsch geäußert hätte, daß es einen privaten Charakter tragen und sich nur auf die Stadt beschränken solle. In aller Eile wurde nun zur Ausschmückung geschritten, die trotz der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit wohl gelang. Die Stadt war reich beflaggt. Sie bot durch die Fülle der Farben ein prächtiges Bild. Mit den deutschen Flaggen und Wimpeln mischten sich die peußischen, hessen-nassauischen, nassauischen, luxemburgischen und badischen. Besonders schön war die steinerne Lahnbrücke geziert. Die Schaufenster zeigten ebenfalls Schmuck und Büsten und Bilder des Herzogpaares. Um 10 Uhr begann der Aufmarsch der Vereine: Kreiskriegervereine, Musikverein, Liederkranz, Schützenverein, Ruderverein, der Schüler der drei höheren Lehranstalten und der Stadtschule von Weilburg und der vier Kirchspielsschulen, die Schüler zum Teil mit blau-orangenen Schleifen oder Fähnchen, zur Spalierbildung in der Bahnhofstraße. Zum Empfang am Bahnhof hatten sich gemäß dem privaten Charakter des Festes nur die Herren des oben genannten engeren Ausschusses eingefunden. Um 11.07 Uhr lief der Sonderzug der Fürstlichkeiten und deren zahlreichem Gefolge in den Bahnhof ein. Pfarrer Scheerer begrüßte die Großherzogin und die übrigen hohen Herrschaften mit kurzen, herzlichen Worten, in denen er die tiefe Dankbarkeit der Stadt über den heute in Erfüllung gegangenen längst gehegten Wunsch durch den höchsten Besuch zum Ausdruck brachte. Hiesige Jungfrauen überreichten sodann Blumenbuketts. Zur Beförderung der hohen Herrschaften standen am Bahnhof Hofwagen, die eigens von Luxemburg hierher gesandt worden waren, bereit. Die Großherzogin bestieg mit ihrer Tochter und den zwei ältesten Enkelinnen den prächtigen à la Daumont bespannten Viererzug; ein Spitzreiter ritt vorauf. Dann folgten die übrigen Herrschaften und das Gefolge, u. a. Präsident Frhr. v. Syberg-Sümmern, die Hofmarschälle Ritter v. Gruenstein, v. Dieskau, v. Freystedt, Oberjägermeister Frhr. v. Brandis, Hofrat Niehaus, zwei luxemburgische Oberleutnants, die Hof- und Gesellschaftsdamen Gräfinnen Kallenberg und Lynar, Baronin v. Preen, Frl. Hienalt, in mehreren Zweispännern. Unter Glockengeläute und hellem Jubel der Volksmenge ging die Fahrt durch die Bahnhofstraße bis zur Lahnbrücke. Dort hatten die Mitglieder der städtischen Körperschaften Aufstellung genommen. Bürgermeister Karthaus hielt im Namen der Stadt die Begrüßungsrede:

„Durchlauchtigste Großherzogin!

Durchlauchtigster Erbgroßherzog! Durchlauchtigste Erbgroßherzogin! Durchlauchtigste Prinzessinnen! E. K. K. H. H. nahen sich Magistrat und Stadtverordnete mit der untertänigsten Bitte, den ehrerbietigsten Willkommengruß der altgetreuen Stadt Weilburg huldvollst entgegenzunehmen. Wohl war es uns vergönnt, im vorigen Jahre die Tausendjahrfeier unserer Stadt unter der gütigen Anteilnahme von Vertretern E. K. K. H. H. in hervorragender Weise feiern zu können; aber an dem heutigen Festtag wird uns der lange gehegte Wunsch erfüllt, den erlauchten Herrschaften unseres angestammten Herrscherhauses selbst zujubeln zu dürfen. Mehr noch als die wehenden Fahnen, mehr als Laubgewinde und Blumenschmuck mag die Begeisterung unserer Herzen es künden, welche treue Liebe und Anhänglichkeit E. K. K. H. H. und dem ganzen alten Herrscherhause hier entgegengebracht werden. Geruhen E. K. K. H. H., daß wir unsern tiefgefühlten Dank für diesen gnädigen Besuch und für das große Wohlwollen, welches S. K. H. der Großherzog Wilhelm wie sein ganzes erlauchtes Haus unserer Stadt und unserer Bürgerschaft bezeigt haben und noch stets bezeigen, hidrmit aussprechen dürfen, und gestatten E. K. K. H. H. diese Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung, auch durch Blumengrüße der getreuen Stadt Weilburg, dargereicht von unsern Töchtern, zum Ausdruck bringen zu dürfen.“

Nachdem die Spenden überreicht und die Herren vorgestellt worden waren, setzte sich die Auffahrt in leichtem Trabe fort durch die Niedergasse, die Fahrt und die Neugasse bis zum Schlosse, von dem Publikum überall stürmisch begrüßt. Auf dem inneren Schloßhof stand die Bürgergarde. Die am Wachtturm vor dem Tor aufgezogene Wache rief bei dem Herannahen der hohen Herrschaften heraus und präsentierte. Hauptmann Brinkmann erstattete Rapport. Die Herrschaften zogen sich dann sofort in ihre Gemächer zurück, wo die offizielle Vorstellung des Komitees und anderer befohlener Personen aus der Stadt erfolgte.

Um 12¼ Uhr begann der feierliche Akt der Denkmalsweihe. Die hohen Herrschaften begaben sich in den Garten, in welchem die Bürgergarde Spalier bildete, in den für sie geschmackvoll errichteten Pavillon, von dem zur engeren Feier geladenen Publikum lebhaft begrüßt. Die Großherzogin nahm mit der Erbgroßherzogin auf dem Mitteldiwan Platz, der Erbgroßherzog stand rechts, die beiden ältesten Prinzessinnen saßen neben ihm, links die beiden jüngeren. Das Gefolge gruppierte sich beiderseits. Um das Denkmal standen Deputationen der Vereine, sowie die Schüler der verschiedenen Lehranstalten mit ihren Lehrern. Ein Orgelpräludium mit dem folgenden Choral „Jesus meine Zuversicht“ eröffnete die Feier. Die Fenster der Kirche waren geöffnet worden;

das Lied war als Gruß der in der Gruft der Kirche ruhenden Ahnen gedacht. Die ernsten Klänge der alten Weise waren von ergreifender Wirkung. Nach der Orgel stimmte ein Männerchor, bestehend aus Gymnasialchor, Liederkranz und Musikverein, das „Niederländische Dankgebet“ an unter Begleitung der Regimentskapelle des Regiments 116 aus Gießen. Herr Pfarrer Scheerer hielt hierauf seine packende, von vielen historischen Erinnerungen durchflochtene Weihrede, in der er in der Hauptsache folgendes anführte:

„Die nassauische Fahne weht wieder seit 42 Jahren zum ersten Male von der Zinne des Schlosses, nicht allein um das Denkmal des zu ehrenden Fürsten, sondern auch um die geliebte Fürstin und Landesmutter sowie die erlauchten Angehörigen zu grüßen. Trotz der langen Abwesenheit des Hofes von Weilburg, und trotz der tief einschneidenden Veränderung der politischen Verhältnisse, ist die Liebe und Verehrung zu dem alten angestammten Fürstenhaus nicht erloschen. Alte, über 600 Jahre dauernde Bande, verknüpften die Weilburger mit dem nassauischen Fürstenhause. Im Jahre 1294 hat König Adolf von Nassau Weilburg durch Kauf an sein Haus gebracht. Wie schon damals dieser Herrscher Weilburg durch besondere Privilegien mächtig gefördert hat, so haben die nassauischen Fürsten stets der Stadt ihre besondere Gunst und Gnade geschenkt. Die Bewohner Weilburgs haben dies allezeit zu würdigen gewußt, und ihrem Herrscherhause ihre Dankbarkeit durch dauernde Liebe und Verehrung zum Ausdruck gebracht. Drei Generationen des alten nassauischen Fürstenhauses sind heute in Weilburgs Mauern versammelt, und sie haben gewiß den mächtigen Beweis von der treuen Anhänglichkeit unserer Stadt empfangen. Besondere Liebe ist dem letzten souveränen nassauischen Herzog Adolf von seiten der Weilburger entgegengebracht worden. Auch nachdem er des Thrones seiner Väter verlustig gegangen war, haben die Weilburger noch alljährlich in treuer Verehrung seiner an seinen Geburtstag gedacht und ihm in die Ferne Glückwünsche übermittelt. Tiefe, aufrichtige Trauer hat ganz Weilburg erfüllt, als die Nachricht von des Herzogs Tod eintraf. Kaum ist der Klageklang verstummt gewesen, als man daran ging, für die Errichtung eines Herzog Adolf-Denkmals die nötigen Mittel zu beschaffen. Alle Kreise haben ihr Scherflein dazu beigesteuert; aus jeder Gemeinde des früheren Amtes Weilburg sind Beträge eingegangen. Auch J. J. K. K. H. H. die Großherzogin Mutter und der Großherzog Wilhelm haben dem Unternehmen mit Rat und Tat zur Seite gestanden, und so ist schließlich durch ihre gnädige Unterstützung der Plan zur Ausführung gelangt. Redner gab alsdann eine Schilderung des Wirkens und der Persönlichkeit des edlen Fürsten. Er erwähnte seine treue Fürsorge für das materielle und geistige Wohl seiner Untertanen, seine Verdienste um Nassau durch die Verwaltungs- und Justizreformen, durch Anlegung von Straßen, durch Bau von Eisenbahnen, durch Schiffbarmachung der Flüsse, durch Erschließung der Schätze des Bodens usw. Wodurch der Herzog aber am meisten auf sein Volk eingewirkt hat, das ist der Zauber seiner Persönlichkeit gewesen. Seine Menschenfreundlichkeit, sein Wohltätigkeitssinn, die er auch noch aus der Ferne seinen alten Nassauern und besonders Weilburg gegenüber betätigte, seine schlichte Frömmigkeit und Leutseligkeit, haben ihm aller Herzen gewonnen. Vor allem zierten ihn eine echt deutsche Treue und eine wahrhaft königliche Gesinnung, die auch im Entsagen groß war. Redner schloß dann etwa mit den Worten: Einen solchen Fürsten vergessen, der uns gehört hat, nicht allein durch seine Geburt, das können wir nicht, das dürfen wir nicht, das wollen wir nicht, besonders aber wir Weilburger nicht. Sein Bild wird stets in uns fortleben, und wenn wir nicht mehr sein werden, dann soll dies Standbild aus Erz und Stein für alle Zukunft von seinen Segensspuren zeugen und sie beweisen, auf daß sich in Weilburg sein Wort erfülle: „Für einen Fürsten ist die Dankbarkeit die höchste und einzige Belohnung.“

Auf ein erbetenes Zeichen der Großherzogin senkte sich die Hülle unter Glockengeläute, Kanonenschlägen und den Klängen des historischen Liedes „Wilhelmus von Nassaue“. Auf einem Postament von grauem Granit, dem drei Stufen unterlegt sind, erschien die Figur des Herzogs aus Bronze. Er steht in nassauischer Generalsuniform da, mit umgeschlagenem Kragenmantel, den die Linke rafft; die Rechte ist leicht auf die auf einer Säule ruhende Herzogskrone gestützt. Das äußerst ähnliche Antlitz Herzog Adolfs zeigt die Züge seines fünften Lebensjahrzehnts, also aus der letzten Zeit seines Herzogtums. Am oberen Sims des Postaments ist das bekrönte nassauische Löwenwappen, im Felde darunter die Inschrift: „Adolph Herzog zu Nassau * 1817 † 1905“ angebracht, beides ebenfalls aus Bronze. Die Höhe der Figur beträgt 2,70 Meter; sie ist 12 Zentner schwer und besteht aus der Legierung von 93 Proz. Kupfer und 7 Proz. Zinn; gegossen wurde sie von Georg Knodt in Frankfurt. Unter herzlichen Dankesworten übernahm Exzellenz von Syberg-Sümmern das Denkmal im Namen der großherzoglichen Schloßverwaltung. Die hohen Herrschaften schritten dann heran, um das Denkmal genauer in Augenschein zu nehmen. Die Großherzogin-Mutter und das badische Erbgroßherzogspaar legten jeder für sich große Kränze nieder, die Prinzessinnen kleinere mit blau-orangenen Schleifen. Die Großherzogin wie auch insbesondere der Erbgroßherzog von Baden, waren von Ausführung des Werkes hochbefriedigt. Sie lobten dessen bis in alle Einzelheiten durchgeführte lebenswahre Darstellung und große Porträtähnlichkeit und drückten dies dem Künstler gegenüber aus, den sie durch längere Ansprachen auszeichneten. Auch der badische und luxemburgische Hofstaat, ferner Pfarrer Scheerer, Bürgermeister Karthaus und Landrat Lex widmeten Kränze, letztere drei Herren im Namen des Denkmalausschusses, der Stadt und des Oberlahnkreises.

Nachdem der Chor noch Beethovens Hymne: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ vorgetragen hatte, begaben sich die Herrschaften zum Festessen in die Orangerie, an welchem außer ihnen und dem Gefolge noch etwa 60 Personen aus der Stadt und dem Lande (darunter als Vertreter der preußischen Behörden Landrat Lex und Major und Kommandant der Unteroffiziervorschule v. Wurmb) teilnahmen. Die Tafelmusik wurde in vorzüglicher Weise von der Kapelle der Bürgergarde ausgeführt. Während des Essens brachte Pfarrer Scheerer einen Trinkspruch auf das Haus Nassau aus, dem der Erbgroßherzog von Baden einen solchen in herzlichen und anerkennenden Worten auf die anhängliche Stadt Weilburg folgen ließ. Er sprach: „Es ist den Mitgliedern unseres Hauses eine werte Pflicht, aufrichtigen und wärmsten Dank zu sagen für die von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worte, die wir bei der Feier vernommen haben. Unsern Dank allen, die in pietätvoller Weise zu dem wohlgelungenen Standbild für den hochseligen Herzog Adolf beigetragen und sein Andenken in so treuem Herzen bewahrt haben. Sie alle, die an dem Gelingen dieser schönen Denkmalsfeier mitgewirkt, sind Bürger dieser Stadt die das Glück gehabt hat, im vorigen Jahre ihr tausendjähriges Jubiläum zu feiern. Ihnen allen gilt der Dank der hier anwesenden Mitglieder des Hauses Nassau. Wir sind stolz darauf, mit zu dieser Stadt zu gehören, und fassen alle unsere Wünsche für die Stadt zusammen in den Ruf: Hoch lebe die Stadt Weilburg!“ — Großherzog Wilhelm von Luxemburg hatte aus St. Blasien folgendes Telegramm gesandt: „In wehmütiger Freude mit meinen treuen Weilburgern bei der erhebenden Feier vereint, senden die Großherzogin und ich Ihnen allen von Herzen innigsten Dank und Gruß! Wilhelm.“ Der Gruß wurde umgehend durch das Danktelegramm erwidert: „Die nach Einweihung des Herzog Adolf-Denkmals mit sieben Vertretern Allerhöchst Ihres hohen Hauses festlich Versammelten, bitten Euer Königliche Hoheit alleruntertänigst den ehrfurchtsvollsten Dank für Allerhöchst Ihr huldvolles Telegramm und die Versicherung unserer alten nassauischen Dankbarkeit Treue und Anhänglichkeit allergnädigst annehmen zu wollen. Scheerer.“ J. D. Prinzessin Hilda von Anhalt-Dessau, eine Schwester der Frau Großherzogin, telegraphierte aus Gastein: „Beklage sehr, der schönen, ergreifenden Feier nicht beiwohnen zu können.“ Auch sie erhielt ein Danktelegramm. Die weiter sehr zahlreich einlaufenden Drahtgrüße wurden leider nicht bekannt.

Nach dem Essen ließ sich die Großherzogin die übrigen Teilnehmer an ersterem vorstellen, und dann promenierten die Herrschaften in ungezwungener Weise im nunmehr dem größeren Publikum freigegebenen Schloßgarten, wobei sie zahlreiche Personen ins Gespräch zogen. Auch der Kirche statteten sie einen Besuch ab, und zogen sich erst gegen 5 Uhr ins Schloß zurück, wo sie den Tee tranken.

Der Rest der noch freien Zeit wurde der Vorstellung verschiedener Weilburger Damen, Vertreterinnen von Wohltätigkeitseinrichtungen, welche die Großherzogin zur Audienz befohlen hatte, ausgefüllt. Um 6.36 Uhr erfolgte unter erneuter jubelnder Begrüßung der Bevölkerung die Abreise.

Der Abschied am Bahnhof machte einen überwältigenden Eindruck. Auf die stürmischen Zurufe des Publikums: „Auf Wiedersehen!" antwortete die Großherzogin mit bewegter Stimme ebenso: „Auf Wiedersehen!"

Damit war die erhebende, ungetrübte Feier der Denkmalweihe zu Ende. Bildhauer Cauer erhielt das Ritterkreuz, Hofrat Herz das Kreuz der Inhaber des nassauischen Adolforden; Beigeordneter Erlenbach, die Stadtverordneten Schäfer und Reifenberg, Stadtrechner Haibach, Werkmeister Milberg und Stationsvorsteher Wilhelm erhielten das nassauische Verdienstkreuz.

(Anmerkung des Herausgebers: „Auf Wiedersehn!" — dieser Wunsch, so glauben wir sicher, wird erfüllt werden. Mehr als vier Jahrzehnte lag wie ein drückender, unverschuldeter Bann die Trennung auf Weilburg und dem Herzogshause. Nur durch ein ganz besonderes Ereignis konnte dieser Bann gesprengt, das kältende Eis gebrochen werden. Dies Ereignis ist nun eingetreten. Als der glänzende, bunte Galazug, den Vorreiter auf tänzelndem Pferde vorauf, über die Brücke dahintrabte, mit frohem Elan die Niedergasse und die Fahrt nahm und den Weg durch die alte „Herrschaftsstraße", die Neugasse, zum Schlosse einschlug, umbraust vom spontanen Jubel der freudig bewegten Residenzler: — da erschien es urplötzlich uns und noch vielen, vielen anderen, als seien die langen, trüben Jahre weggewischt, und das Heute sei nur eine Fortsetzung des Gestern. Und als die Landesmutter, die noch so schöne Dame, mit den alten Weilburgern in gewohnter Leutseligkeit sprach, da waren wirklich die früheren Zeiten wieder da. Zwar kamen der Großherzogin beim Betreten der vertrauten Räume des Schlosses die Tränen, und die Erbgroßherzogin, die die ihr nur von Hörensagen bekannten Stätten zum erstenmal wirklich sah, kämpfte, wie wir wohl bemerkten während der ergreifenden Festrede hart mit der inneren Bewegung. Die Vergangenheit und auch die Gegenwart verlangte ihr Recht. Aber die Zukunft nicht weniger. Und sie war verkörpert in den herzigen, munteren vier Prinzessinnen, die mit kindlichem Entzücken all die Freude ringsum genossen und die herrliche Natur bewunderten. Ob es schön sei und ob sie gern wieder kämen, lautete die Frage, und: „O ja, alle vier Wochen", war die Antwort einer der kleinen Abkömmlinge Adolfs und Johann Ernsts. Werden Vergangenheit und Gegenwart, erste und zweite Generation, von Zukunft und dritter Generation sich vergebens bitten lassen: „Großmama, Papa, Tante, wann gehen wir wieder nach Weilburg?" Das glauben wir nicht nach allem, was wir in Weilburg gesehen, gehört und empfunden haben.)

Weilburg, 22. August. Heute mittag um 1½ Uhr traf bei Bürgermeister Karthaus folgendes Telegramm der Frau Großherzogin-Mutter ein, das uns mit der Bitte um Veröffentlichung zugegangen ist:

„Es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen und der lieben Stadt Weilburg meinen aufrichtigsten Dank wie den meiner Angehörigen auszusprechen für den so warmen Empfang, der meinem Herzen wahrhaft wohlgetan. Die warme Liebe und Treue, die nach 42 Jahren uns entgegengebracht, war mir ein Trost in wehmutsvollen Tagen. Ich sende allen, groß und klein, herzlichen Gruß.

Adelheid."

Moritz Hilf.

1) Erinnerungen aus Nassau vor dreißig Jahren. Von Reg.-Rat Dr. J. Joesten-Bonn.

Dem verstorbenen Großherzog von Luxemburg, Herzog Adolf von Nassau, den ich noch in meiner Jugendzeit persönlich gekannt habe, wurde mit Recht nachgerühmt, daß er für sein Land und sein Volk stets das Beste gewollt, und daß er in weiser Resignation nach der Angliederung seines Landes an den preußischen Staat sich mit den Tatsachen abgefunden hat. Die nassauischen Einrichtungen waren nicht die schlechtesten, und vieles, was gut und praktisch war, wurde auch von der damaligen Nassauischen Staatsbahn zu der Zeit übernommen, als ich in dieser Behörde mitzuwirken den Vorzug hatte. Wurzelten doch die bei der Angliederung des Nassauer Staates übernommenen Eisenbahnleiter der nachmalige Eisenbahn-Direktionspräsident Heinrich Hendel in Frankfurt a. M., der Geheime Baurat Moritz Hilf, der Erfinder des Langschwellen-Oberbaus, die Bau-Inspektoren Usener, Stratemeyer und Wagner (später Eisenbahndirektor) in den altgewohnten und schwer abzuschleifenden Traditonen zu tief, als daß eine wesentliche Änderung in Betriebs-, Bau- und Finanzgebahrung möglich geworden wäre. Die alten Zeiten und die Verwaltungs-Maximen des Nassauer Landes hatten, wie ich mich vielfach überzeugt hatte, auch ihre besonderen Vorzüge, die in der Einfachheit des Dienstbetriebes und Fernhaltung alles bureaukratischen Gamaschendienstes sich zeigten, und wenn auch die nur aus der Taunus-, Rhein- und Lahnbahn bestehende Verwaltung von den Kollegen der größeren Eisenbahnbetriebe geringschätzend als „Kegelbahn" bezeichnet wurde — so war es doch eine Lust, hier mitkegeln zu dürfen. Es würde zu weit führen, wenn ich dem Leser die vielen hier in Betracht kommenden Vorzüge aus der herzoglich Adolfschen Zeit und der Verwaltung auseinandersetzen wollte: das eine steht fest, für die damaligen einfachen Zeiten waren die Einrichtungen des Landes mustergültig und arbeiteten exakt. Und unter den Männern, die die Maschine des geflügelten Rades in exakter und mustergültiger Arbeit in Bewegung hielten, steht ein Mann obenan, der in den weitesten Eisenbahnkreisen sich bekannt gemacht und in der Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens sich einen hervorragenden Platz für alle Zeiten gesichert hat: der langjährige Betriebsdirektor des Königlichen Eisenbahnbetriebsamts zu Wiesbaden, das frühere technische Mitglied der Königlichen Eisenbahndirektion zu Wiesbaden, der Geheime Regierungsrat Moritz Hilf. Von verschiedenen Seiten aufgefordert, einen Rückblick auf das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten, wackeren Berufsgenossen und biederen Menschen zu werfen, will ich diesem Wunsche gerne entsprechen und das Bild des am 1. April 1892 in den wohlverdienten Ruhestand getretenen und am 16. Oktober 1894 zu Wiesbaden gestorbenen trefflichen Mannes, wie ich solches bereits in Nr. 27 der „Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen", Jahrgang 1892 gebracht habe, hier im wesentlichen wiedergeben.

Hilf wurde am 14. Dezember 1819 zu Limburg a. d. Lahn als Sohn einer noch heute dort ange-

sehenen nassauischen Familie geboren. Nach mannigfachen Kreuz- und Querzügen wurde er an das Polytechnikum zu Karlsruhe geschickt, um sich daselbst mit den Ingenieurwissenschaften vertraut zu machen. Mit dem nötigen Fundament ausgerüstet, konnte Hilf alsbald darauf bei dem Oberbaudirektor Denis, und zwar bei dem Bau der pfälzischen Bahnen, erfolgreiche Beschäftigung finden.

Als die Englische Rhein-Lahn-Eisenbahngesellschaft (Linie Wiesbaden-Oberlahnstein-Wetzlar) in ihren vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen immer lässiger geworden war, sah sich die damalige herzoglich nassauische Regierung genötigt, selbst einzugreifen; am 1. April 1857 übernahm Hilf als Oberingenieur die Leitung und Weiterführung dieser Bauten. Im Oktober 1858 bereits zum Herzoglich Nassauischen Baurat ernannt, wurde er in den nassauischen Staatsdienst übernommen. Der Staat baute von da ab die von der Englischen Gesellschaft vernachlässigten Linien auf eigene Kosten.

Im Jahre 1862 wurde Hilf zum technischen Betriebsdirektor der nassauischen Staatsbahnen (Mitglied der Herzoglich Nassauischen Eisenbahndirektion), im Jahre 1867 zum Mitgliede der Königlich Preußischen Eisenbahndirektion zu Wiesbaden ernannt.

Bei der im Jahre 1880 erfolgten Organisation der Staats-Eisenbahnverwaltung in Preußen, durch welche die bis dahin bestandene Königliche Eisenbahndirektion zu Wiesbaden aufgehoben wurde, schlug Hilf eine Versetzung in einer größere Eisenbahndirektion und Berufung in eine bauleitende Stellung in einer solchen aus und blieb von da ab in der Stellung des Betriebsdirektors des Königlichen Eisenbahnbetriebsamtes zu Wiesbaden. Hilf hatte die Genugtuung, daß ihm in seiner letzteren Stellung alte Mitarbeiter aus nassauischer Zeit, wie Baurat Usener und Eisenbahndirektor Wagner, treu zur Seite belassen wurden. Sein langjähriger Amtsgenosse aus den Zeiten der Nassauischen Eisenbahn, der frühere Vorsitzende derselben und spätere Königlich Preußische Eisenbahn-Direktionspräsident Heinrich Hendel, war ihm bald darauf durch den Tod von der Seite gerissen worden.

Von der preußischen nassauischen, baierischen und russischen Regierung wurde Hilf mehrfach durch hohe Ordensverleihungen ausgezeichnet.

Hilfs Name und Wirken ist so eng verknüpft mit der Geschichte der Nassauischen Eisenbahn, daß wir nicht umhin können, einige Hauptzüge aus der Geschichte derselben und ihrer Oberbauanlagen hier anzuführen.

Die Nassauische Eisenbahn, welche bekanntlich durch die Ereignisse des Jahres 1866 dem preußischen Staatseisenbahnnetz angegliedert wurde, ist in verschiedenen Zeitabschnitten gebaut und demgemäß streckenweise dem Betrieb übergeben worden. Die älteste Strecke ist die 30,85 km lange Linie Wiesbaden-Rüdesheim, seit 1856 in Betrieb —, welche der englische Ingenieur Vignolles in ihrem Bau geleitet hat; die Bahnstrecke Lahnstein-Ems wurde seinerzeit von dem Baurat Haas gebaut.

Die sämtlichen übrigen Strecken der Nassauischen Eisenbahn (Lahn- und Rheinbahn) sind dagegen von Hilf in seiner Eigenschaft als technischem Mitglied der damaligen Nassauischen Eisenbahndirektion, nachmaligen Königlich Preußischen Eisenbahndirektion zu Wiesbaden, projektiert und ausgeführt worden. Die Strecken: Rüdesheim-Oberlahnstein wurden im Februar 1862, Oberlahnstein-Nassau 1859, Nassau-Limburg im Juli 1862, Limburg-Weilburg im Oktober 1862, Weilburg-Wetzlar im Januar 1863 dem Betrieb übergeben. Ursprünglich in ihrer ganzen Länge nur mit einem Geleise versehen, wurde vom Jahre 1868 ab die Hauptbahn nach und nach mit den zweiten Geleisen ausgerüstet.

Durch Gesetz vom 3. Mai 1872 ging endlich die Taunusbahn auf den preußischen Staat und in die Verwaltung der Königlichen Eisenbahndirektion zu Wiesbaden über.

Die älteste Strecke der Bahn war somit die im Jahre 1838 erbaute Taunusbahn mit den Strecken Frankfurt-Kastel-Kurve nebst den Zweigbahnen Kurve-Biebrich und Kurve-Wiesbaden geworden.

Während auf den alten Strecken meist breitbasige und Stuhlschienen von verschiedenem Gewicht und Höhe auf Querschwellen Anwendung gefunden haben, sind die übrigen Strecken der Bahn nach dem eisernen Oberbausystem Hilf gebaut und bereits im Jahre 1877 im ganzen 147 177 laufende Meter in diesem System ausgeführt worden.

In der Geschichte des sogenannten „eisernen Langschwellen-Oberbaues" wurde der englische Ingenieur Barlow, welcher im Jahre 1855 das System der Langschwelle zuerst zur Anwendung brachte, als Erfinder derselben genannt. Im Jahre 1865 brachte in Deutschland Hartwich eine aus der breitbasigen Schiene abgeleitete Form zuerst bei der Rheinischen Eisenbahn zur Anwendung, welche im Jahre 1866 von Winkler und 1868 von Zores zu weiteren Systemen verarbeitet wurden.

Fast zu gleicher Zeit wie Hartwich — im Jahre 1865 — erlangte der von Hilf erfundene, zweiteilige eiserne Langschwellen-Oberbau eine lebensfähige Gestalt.

Hilf gilt daher mit Recht als der Vater des sogenannten eisernen Langschwellen-Oberbaues. Schon seit 1864 hatte er unausgesetzt sich mit dieser Erfindung beschäftigt.

Die Frage des eisernen Oberbaues ist seinerzeit in erster Reihe nicht aus dem Bedürfnisse konstruktiver Vervollkommnung, sondern aus ökonomischen Rücksichten entstanden. Die Erwägung, daß der immer mehr sich steigernde Bedarf an hölzernen Schwellen den Bau und die Unterhaltung der Eisenbahnen wesentlich verteuern mußte, führte Hilf zur Erfindung seines eisernen Systems. Hilf spricht sich hierüber in der Einleitung seiner im Jahre 1876 erschienenen Schrift: „Das eiserne Oberbausystem Hilf", Wiesbaden, Kreidels Verlag, folgendermaßen aus:

„Hierneben bringen die erheblichen Ersparnisse bezüglich der Unterhaltungs- und Erneuerungskosten und die bei dem Massenkonsum notwendig fortschreitende Verteuerung des Holzes für die Folge ein ferneres, wirtschaftlich bedeutendes Moment zugunsten der eisernen Systeme hinzu; bei der derzeitigen Lage des Eisenmarktes stellen sich selbst die Kosten der ersten Anlage nicht unwesentlich niedriger als diejenigen für Holzschwellen-Oberbau." (Schluß folgt.)

Der Kampf um den Toten.

2) Von G. Lehr. (1. Fortsetzung.)

In diesem Bericht werden die Löhnberger einzig und allein als die Landfriedensbrecher hingestellt, den Niedershäusern dagegen jede Schuld abgesprochen. Dasselbe geschieht in dem Bericht des Pfarrers Nix zu Niedershausen an den Rat und Amtmann Parcus zu Beilstein, der mit den Worten beginnt: „Mit blutiger und zitternder Hand muß ich Ew. Hochedelgeboren das große Blutbad berichten, welches bei der Beerdigung des entseelten Körpers des H. Hüttenverwalters Thießen auf der Hütte vorgefallen."

Der Amtmann Parcus beauftragte nun sogleich seinen Amtsadjunkten Messinger mit der Vernehmung der Niedershäuser. Messinger warf sich aufs Pferd und ritt sofort von Beilstein über Niedershausen nach der Löhnberger Hütte. Unterwegs begegnete ihm eine Anzahl Niedershäuser, welche drei bis auf den Tod verwundete Männer in Tüchern trugen. Auf der Hütte traf Messinger den Amtmann Grüter bei Abfassung seines Berichtes über das Vorgefallene an und überzeugte sich durch Augenschein von den vielen auf dem Hüttenplatze und den Wiesen liegenden Steinen, welche angeblich von den Löhnbergern geworfen worden waren. Hierauf begab sich Messinger nach Niedershausen zur amtlichen Zeugenvernehmung, da ja Niedershausen zum Amte Beilstein gehörte. Es wurden vernommen der Heimberger Johann Georg Zipp und verschiedene Niedershäuser Vorsteher. Die Zeugen sagten aus, daß sie auf Befehl des Amtmanns Grüter die in dem Hüttendistrikt aufgestellte Totenbahre der Löhnberger entzwei geschlagen hätten. Die Löhnberger seien die Angreifer gewesen. Auch die Löhnberger Weiber hätten sich bei dem Kampfe beteiligt, indem sie den Männern die Steine nach und nach herbeigetragen hätten. Sie, die Zeugen, hätten sich salvieren (retten) und verkriechen müssen, da man sie sonst habe totschlagen wollen.

Ganz anders lauten die Schilderungen des Vorfalles nach den im Staatsarchiv liegenden Berichten von weilburgischer Seite. Nach diesen Berichten wird alle Schuld von den Löhnbergern abgewälzt. Schon einige Stunden vor der Zeit des Begräbnisses sei der oranische Amtmann Grüter mit den Nieders- und Obershäusern auf der Hütte erschienen, habe die auf der Hütte aufgestellte Löhnberger Totenbahre in Stücke schlagen lassen und dann seinen Leuten den Befehl gegeben, sich in der Kornflur neben der Hütte auf dem Berge zu lagern. Auch habe Grüter erweislichermaßen seinen Leuten befohlen, sich im Walde mörderische Prügel zu hauen. Die Löhnberger seien ganz friedlich in Sonntagskleidern, mit Gesangbüchern nach der Hütte gezogen, um die Leiche abzuholen; aber kaum hätten sie den Steg des Hüttenbachs überschritten, da wären sie von den Niedershäusern, die mit mörderischen Prügeln und Stangen versehen gewesen, ganz wütend und „ohne Remonstration anzuhören" angefallen worden. Die Niedershäuser hätten nach dem Prediger und allen Anwesenden mit Steinen geworfen und auch verschiedene, unter andern den Schullehrer getroffen und beschädigt. Ja der Jakob Michel von Niedershausen, ein unter dem diezischen Bataillon stehender Mousquetier, habe sogar sein Seitengewehr gezogen und dem Löhnberger Untertanen Friedrich Deißmann auf den Rücken gehauen. Und der Amtmann Grüter? der habe dies alles veranstaltet, habe sogar während der Schlägerei die Leute animiert, Schießgewehr herbei zu holen. Die Löhnberger hätten sich natürlich zur Wehr setzen müssen, und dabei seien allerdings einige Niedershäuser verwundet worden („dem Vernehmen nach"). Daß die Löhnberger den Sieg davon getragen, sei zunächst aus ihrer guten Zuversicht auf ihre Sache und dem bösen Gewissen der Niedershäuser zu erklären, vor allen Dingen, aber dem göttlichen Beistande zu danken. Die Löhnberger sahen offenbar den Akt als eine gute patriotische Tat an, da es ihren Lokalpatriotismus aufs tiefste verletzt hatte, daß die Niedershäuser sich mit dem Dillenburger Amtmann Grüter anmaßten, die mitten in der Löhnberger Gemarkung liegende Eisenhütte für Niedershausen, bezw. Nassau-Oranien in Anspruch zu nehmen. Auch die Weilburger Regierung gab den Löhnbergern recht und verlangte von derjenigen zu Dillenburg Bestrafung der Landfriedensbrecher, vor allen Dingen des Amtmanns Grüter und der Heimberger zu Niedershausen und Obershausen. Dazu kam es allerdings nicht.

Zunächst mußten die Niedershäuser, welche nach Angabe der Löhnberger „dem Vernehmen nach" verwundet waren, in ärztliche Behandlung genommen werden. Es wurden zu diesem Zwecke zwei Chirurgen und der Fürstlich Solmsische Medizinalrat Dr. Viselius von Braunfels herbeigerufen. Die Verwundungen waren keineswegs harmlos. Henrich Michel, 60 Jahre alt, war schwer am Kopfe verwundet worden; drei Rippen waren entzwei, beide Augenlieder sahen von unterlaufenem Blut ganz blau aus und waren stark aufgetrieben, so daß er keins auftun konnte. Wo man ihn nur am Leibe anrührte, zuckte er und gab Zeichen von empfindlichen Schmerzen. Christian Ludwig, 36 Jahre alt, war nach den empfangenen Schlägen und Würfen zunächst ohnmächtig niedergesunken. Auch als er schon auf der Erde lag, war er noch durch Schlagen mit Steinen mißhandelt worden. Henrich Diehl, 34 Jahre alt, war nach einem empfangenen Steinwurf mit aller Wucht auf das Gesicht gefallen und schwer an Stirn und Nase verwundet worden. Auch die folgenden Verwundeten Johann Peter Georg, Johannes Mey und Jost Pletz waren ganz erheblich mitgenommen worden. Die Patienten wurden nach damaliger ärztlicher Praxis zur Ader gelassen und verbunden. Am 8. Juli 1758 konnte Dr. Viselius der Regierung in Dillenburg berichten, daß die Verwundeten sämtlich unter göttlicher Hilfe und Segensverleihung nunmehro wiederum beinahe vollkommen hergestellt seien.

Selbstverständlich dachte die Dillenburger Regierung anders über den begangenen Landfriedensbruch wie die Weilburger. Auch der Amtmann Grüter bot alles auf, um eine energische Bestrafung der Löhnberger zu erwirken. Er beantragte bei seiner Behörde, „gegen diese unbändige Gemeinde mit

aller Strenge vorzugehen". Sonst würde das Ansehen der oranischen Regierung in Löhnberg mit Füßen getreten und er, der Amtmann, könnte ohne die größte Verachtung kaum mehr aus seinem Hause gehen. Das Kontingent (Militär) müsse nach Löhnberg geschickt, der Tote ausgegraben und in Niedershausen beerdigt und die Gemeinde Löhnberg mit Nachdruck exequiert werden. Die Dillenburger Regierungsräte v. Rauschard, v. Erath und v. Koppelon waren zuerst schwankend, ob sie die Ausgrabung der Leiche anordnen sollten, da sie mit Recht einsahen, daß die Ansprüche von Nassau-Oranien auf die Landeshoheit über die Löhnberger Eisenhütte zweifelhaft waren. Dagegen herrschte Einmütigkeit darüber, daß über die rebellischen Löhnberger wegen ihres Verhaltens eine Exekution verhängt werden müsse. Schließlich kam man aber doch noch zu dem Resultat, die Leiche müsse in Löhnberg ausgegraben und dann in Niedershausen beerdigt werden. So geschah es denn auch. Der Oberstleutnant v. Diepenbroik zu Dillenburg wurde mit 200 Mann nach Löhnberg geschickt, die Leiche ausgegraben und in Niedershausen beerdigt. Das geschah schon am 1. Juni, zwei Tage nachdem die erste Beerdigung in Löhnberg stattgefunden hatte. Amtmann Grüter berichtet folgendermaßen hierüber an seine Oberbehörde in Dillenburg:

„Als ich das Rescriptum vom 31. m. pr. durch einen Expressen erhalten, bin ich selbst, weilen es unmöglich gewesen sein würde, allhier einen vertrauten Boten zu finden, um 12 Uhr in der Nacht nach Niedershausen gegangen und habe sowohl Leute mit Hacken und Schaufeln zur Ausgrabung des Körpers und einen Karren zu dessen Überführung nach gedachtem Niedershausen bei dem dasigen Heimberger bestellt und mich wieder anhero zurückbegeben. — Das Vorhaben ist also durchaus und so lange ganz geheim geblieben, bis dann am 1. curr. gegen 10 Uhr das Kommando denen auf dem Felde gewesenen hiesigen Gemeindsleuten ins Gesicht gekommen, da alsdann alles sich in den Flecken retirieret, und nachdem ich auf die mir zugegangene Nachricht zu gleicher Zeit hinausgegangen gewesen, die zwei Tore und übrigen kleinen Pförtchen zugemacht und verschlossen wurden, deren Wiedereröffnung ich auch ungeachtet alles Zuredens so wenig vermögend gewesen, daß vielmehr einer und der andere sich nicht gescheuet, sich zu äußern, daß ich nicht in den Flecken gehörte.

Inzwischen rückte das Kommando bis an den Flecken vor, und wurden sofort das untere Tor und die Pförtchen von außen besetzt, darauf eins gesprenget und eröffnet, darnach dasselbe inwendig ebenfalls sofort besetzet, zwei Piquets bis an den Platz am Rathause ausgestellet, ferner das obere Tor von innen und sodann mit der übrigen Mannschaft der Kirchhof besetzt wurden. Diesem vorgängig ist die Leiche durch die bestellten Niedershäuser unter meiner Anweisung in Gegenwart des Herrn Rats und Amtmanns Parcus zu Beilstein ausgegraben, auf einen Karren geladen und unter der Bedeckung eines Unteroffiziers und einiger Mannschaften von dem Kommando von hier ab und nach Niedershausen geführt worden, da ich bis an die Grenze begleitet, alsdann aber gedachtem Herrn Rat und Amtmann Parcus überliefert und solche unter gewöhnlicher Prozession und Gesängen wie auch dem Geläute zu Niedershausen dahin gebracht und in die dasige Kirche begraben worden ist.

Nun ist zwar bei dieser Ausführung gar keine Tätlichkeit vorgefallen. Es hat aber doch der Fürstlich Weilburgische Beamte während des Ausgrabens der Leiche eine vermeintliche Protestation gegen alles Verfahren bei mir eingeleget, welche ich aber auf der Stelle abgefertigt habe.

Auch haben einige der hiesigen jungen Burschen, als das Kommando bis an den Flecken angerückt gewesen, nicht allein selbst das Gewehr ergriffen, sondern auch andere dazu animieren wollen, welches ihnen aber von dem gescheiteren Teil ausgeredet und sie zu glimpflichen Gedanken gebracht worden, worauf sich ein Teil der ersteren und besonders diejenigen, welche ihr Bewußtsein überführet, daß sie sich der Tätlichkeiten auf der Hütte am mehrsten schuldig gemacht, die Flucht ergriffen und sich über die Lahn in das Fürstlich Weilburgische Eigentum begeben haben; vermutlich aus der Ursache, weilen sie gefürchtet, wegen ihrer verübten Freveltat gefänglich niedergeworfen und in Arrest gezogen zu werden.

Dieses habe Hochfürstlicher Landes-Regierung ich also hierdurch untertänig berichten wollen, da ich mit aller ersinnlichen Demonstration beharre.

Löhnberg, den 7. Juni 1758.

Grüter."

(Schluß folgt.)

Die neue Mainbrücke bei Schwanheim.

Von Eugen Sandmann.

Zwischen dem Frankfurter Vororte Niederrad und dem hessischen Dorfe Kelsterbach liegt auf der linken Mainseite das nassauische Dorf Schwanheim, dessen reiche geschichtliche Vergangenheit uns Professor Dr. Wilhelm Kobelt anschaulich in seiner Chronik des Dorfes Schwanheim dargelegt hat. In fünf Kapiteln behandelt der Verfasser die Ortsgeschichte in der Zeit vor 1500, die kirchlichen Verhältnisse des Ortes von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, die alte mainzische Zeit von 1500 bis 1700, die jüngere mainzische Zeit von 1700 bis 1803 und endlich Wald und Feld der Schwanheimer Mark. In den letzten Jahren hat der Ort vielfach die Öffentlichkeit beschäftigt wegen der Erbauung einer festen Brücke über den Main, und da der neue Verkehrsweg am 1. September offiziell seiner Bestimmung übergeben wird, so dürfte es am Platze sein, auch hier an dieser Stelle über das ansehnliche Werk eines Maindorfes einiges zu berichten.

Vor einem Jahrhundert mag in Schwanheim das Bedürfnis nach einer festen Verbindung mit dem jenseitigen Mainufer nicht allzustark hervorgetreten sein. Die einheimische Bevölkerung setzte sich zum größten Teile aus Angehörigen des Bauernstandes zusammen, die friedlich

ihre Scholle bearbeiteten und abends am Stammtisch irgend eines Fichtenkranzlokals ihre Tageserlebnisse in ungezwungener Weise zum besten gaben. Dieses patriarchalische Verhältnis, dessen Spuren in Schwanheim heute noch nicht ganz verwischt sind, hat im wesentlichen angedauert bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die emsige Industrie in Griesheim und Höchst ihre Sitze aufschlug und Arbeiter aus allerlei Volk hier am Main zusammenführte. Wenn auch die fremden Wandergesellen ihre Heimstätte in erster Linie an den Industrieorten wählten, oder auch in dem zwischen beiden eingekeilten Arbeiterdorfe Nied, so blieb doch auch Schwanheim von Zuwanderung nicht verschont. Langsam mehrte sich auch seine Bevölkerung, die vor 60 Jahren nur 1323 Seelen zählte. Im Jahre 1875 war sie bereits auf 2128, in 1880 auf 2367, in 1885 auf 2707 und in 1905 auf 4494 Einwohner angewachsen; immerhin eine bedeutende Zunahme in sechs Jahrzehnten. Es waren, wie gesagt, meist Arbeiter, die sich neu ansiedelten; sie brachten eine erfreuliche Verschiebung in die einheimische Bevölkerung, von der 1887 nur noch 25 Prozent dem Bauernstande angehörten, während 20 Prozent selbständige Handwerker und 55 Prozent Arbeiter waren. Ihren Erwerb fanden diese zum großen Teile in den Griesheimer und Höchster Fabriken, von denen sie aber der Main trennte. Wollten sie zu oder von der Arbeitsstätte, so mußten sie sich allemal der trügerischen Fähre oder dem schwankenden Boote anvertrauen, und das war unbequem und gefährlich, namentlich zur Zeit der winterlichen Stürme und des eintretenden Hochwassers. Ja, nicht selten kam es vor, daß die fliegende Brücke versagte, so bei starkem Eisgang oder beim Zufrieren des Maines. Böse Zeiten waren das, und die alten Schwanheimer wissen davon ein Lied zu singen, ein bös und garstig' Lied.

Die Schwanheimer Brücke war somit eine Notwendigkeit geworden. Wer aber wollte es wagen, Wandel zu schaffen in einer Angelegenheit, von der man im voraus wußte, daß sie Hunderttausende von Mark verschlingen würde? Nun, es gibt noch mutige Männer, Männer der Tat auch in Schwanheim; der Ort ist reich an solchen. Vor allen zählt zu ihnen Professor W. Kobelt, dem sich Fabrikant O. Krebs, Bauunternehmer J. A. Bender, J. A. Beer II., R. W. Berz, F. Colloseus und Dr. J. Krah anschlossen. Schon 1890 wollten sie an den Brückenbau herantreten; aber es fehlte an der rechten Stimmung; man scheute in weiten Kreisen der Bevölkerung das riesige Opfer. Lebhaftere Formen nahm das Brückenbauobjekt sechs Jahre später an. Man beschloß, einen eisernen Steg von drei Metern Breite herzustellen, der auch leichtem Fuhrwerk dienen könne. Die Kosten sollten 120 bis 150 000 Mark betragen. Eine damals gewählte Kommission nahm Fühlung mit der Nachbargemeinde Griesheim, mit der Chemischen Fabrik Elektron daselbst und mit der Kreisstadt Höchst. Die Industriegemeinden blieben kühl bis ans Herz hinan; nur die „Chemische" in Griesheim begrüßte das Vorhaben der Schwanheimer Bürgerschaft mit Freuden. Fand man in Schwanheim wenig Entgegenkommen von auswärts, so begnügte sich die Kommission mit der Zustimmung der Schwanheimer Bürgerschaft und ließ im Vertrauen auf diesen starken Hinterhalt das Brückenbauprojekt ausarbeiten, das sie dann am 11. Juli 1896 der Gemeindebehörde vorlegte. In einer Bürgerversammlung wurde hierauf die Sache eingehend besprochen; die vorbereitende Kommission trat zurück, und ein Brückenbau-Komitee wurde gebildet, dem oben genannte Herren angehörten. Das Komitee rief alsbald eine Genossenschaft ins Leben, die Anteilscheine ausgab zur Beschaffung des erforderlichen Baukapitals. Statuten wurden entworfen, neue Unter-Kommissionen gebildet und andere förderliche Schritte getan, alles zu dem e i n e n Zweck, endlich mit dem Brückenbau ans Ziel zu kommen. Auch mit der Gemeindebehörde begann man 1896 zu verhandeln, und sie war klug genug, dem allseitigen Drängen der verschiedenen Bevölkerungsschichten nachzugeben. Am 20. November 1896 fand eine gemeinsame Sitzung des Brückenbau-Komitees und des Gemeinderats statt, in welcher Bürgermeister Diefenhardt erklärte, daß die Gemeinde Schwanheim sich entschlossen habe, mit einem Kostenaufwande von 200 000 Mark, eine Brücke über den Main zu bauen. Damit war die gegründete Genossenschaft überflüssig geworden, und die Lösung der Aufgabe gelangte in die rechten Hände. Aber trotzdem rann immer noch mancher Tropfen Mainwasser an Schwanheim vorüber; bis man sagen konnte, die Brücke wird endlich gebaut. Ängstliche Gemüter wälzten hier und da neue Steine in den Weg, um das Werk in seiner Entwicklung aufzuhalten. Aber die Riesenmacht aufrichtiger Volksbegeisterung für die Verwirklichung einer gemeinnützigen Sache ließ sich in ihrer vorwärtsdrängenden Bewegung nicht mehr hemmen; Zug um Zug ging's der Umsetzung des Gedankens in die Tat näher. Manche stürmische Versammlung wurde noch abgehalten, und manchesmal noch platzten die beratenden Geister im Gemeindehause aufeinander, bis zum Schluß die gute Sache siegte. Nachdem das Projekt noch bedeutend erweitert und die Kostenvoranschläge fertiggestellt waren, fand Ende April 1904 jene denkwürdige Sitzung im Schwanheimer Rathause statt, in welcher die „Roten" und „Schwarzen" in seltener Harmonie Hand in Hand gingen und die Arbeiten für den Brückenbau der Aktiengesellschaft Gustavsburg bei Mainz für 378 000 Mark zur Ausführung übergaben. Kurz nachdem die Genehmigung der zuständigen Behörden erlangt und auch die allerhöchste Order des Landesherrn zur Expropriation des erforderlichen Baugeländes eingetroffen war, wurde am 1. September 1905 der erste Spatenstich zur Brücke vollzogen. Laut Vertrag sollte der Bau innerhalb Jahresfrist vollendet werden; aber es ging nicht immer nach Wunsch. Mancherlei Hindernisse stellten sich in den Weg und aus einem Jahre wurden nahezu zwei, bis das namentlich in Arbeiterkreisen heiß ersehnte Ziel erreicht war.

Die Brücke ist fertig. Seit etwa zwei Monaten spannt sie ihre weiten Bogen kühn über des Mainstroms beträchtliche Breite. Auf mehreren mächtigen Sandsteinpfeilern und zwei massiven Widerlagern ruht das starke Eisengerippe des über 200 Meter langen Oberbaues. Auf Schwanheimer Seite mündet er in die Neugasse, auf Griesheimer Seite in den alten Kirchweg, der nach Nied führt. Die Brücke hat beiderseits zwei bequeme Fußsteige und in der Mitte eine neun Meter breite Fahrbahn. Die Fußsteige sind mit starken Bohlen belegt; die Fahrbahn ist betoniert und gepflastert. Starke Eisengeländer sichern den Passantenverkehr. Im Hauptstrompfeiler ist eine Minenkammer angebracht, welche strategischen Zwecken dient.

Die Kosten des Baues belaufen sich vertragsmäßig auf 378 000 Mark; aber es ist als sicher anzunehmen, daß noch manches Hundert inzwischen zu den Auslagen gekommen ist, so daß man für den „Großen Steg", der auch einmal dazu bestimmt ist, eine von Frankfurt ausgehende elektrische Rundbahn auf seinen Rücken zu nehmen, gut 400 000 Mark rechnen kann. Die Gemeinde entnahm das Geld mit Zustimmung der zuständigen Behörden dem aus dem Waldverkauf an Generalkonsul Weinberg gebildeten 600 000 Mark-Fonds; sie verzinst das Kapital und amortisiert es. Die Rentabilität des Unternehmens scheint gesichert, und wenn ganz und gar die Brücke nicht so viel abwerfen sollte, als Zinsen, Amortisation und Unterhaltung ausmachen, so wäre das auch kein Unglück, denn ein Ort wie Schwanheim hat nicht nötig, auf ein paar hundert Mark mehr Jahreseinnahme mit Ängstlichkeit zu sehen.

Die Hauptsache ist, daß Schwanheims Arbeiterschaft einen sicheren Weg zur Arbeitsstätte hat und die Bürgerschaft einen festen Steg und eine so leicht nicht versagende Verbindung mit der Außenwelt. Nun ist es kein Risiko mehr, sich in Schwanheim niederzulassen. Hier stehen die Geländepreise noch niedrig, die Bauunternehmer arbeiten noch billig, weshalb unser Ort Wohnungen zu Preisen aufweist, wie keiner der Nachbarorte. Auch die Steuern bilden in ihrem Tiefstande eine rühmliche Ausnahme unter den Abgaben sämtlicher Orte des Kreises Höchst, und trotz des Brückenbaues scheint eine Erhöhung ausgeschlossen. Wo die Verhältnisse derartig günstige sind, kann es nicht ausbleiben, daß sich mehr und mehr Publikum in Schwanheim ansiedeln und der Ort wirtschaftlich vorwärts gehen wird. Da die neue Brücke die günstigen Vorbedingungen für größere Industrien am Orte noch erhöhte, so ist vielleicht der Zeitpunkt nicht mehr fern, an dem Schwanheim seinen bäuerlichen Kittel ganz auszieht und den industriellen Rock anlegt. Die Brücke scheint uns ein Mittel dazu. Möchten sich alle Hoffnungen, die man an ihre Eröffnung knüpft, voll und ganz erfüllen zum Segen des lieblich gelegenen Maindorfes.

Der Juliansbrunnen.

1) Erzählung aus dem spanisch-französischen Kriege. Von August Herber.

Es war am Abende eines erstickend heißen Junitages des Jahres 1809.

Um den Brunnen von San Juliano, der in der Nähe des Dorfes San Jago in Estremadura eine von großen Bäumen beschattete Oase bildete, drängte sich eine bunte Menge.

Seit der Mittagstunde hatte man in der Richtung von Plasencia ein lebhaftes Gewehrfeuer gehört, und mehrere Neugierige waren davon geeilt, um Nachrichten zu holen.

Die um den Brunnen versammelte Menge bestand aus Landleuten beider Geschlechter, unter welche sich auch einige Geistliche und mehrere Burschen gemischt hatten, die unter ihren braunen Mänteln die malerischen Trachten der Mittelprovinzen zeigten: Bauern, Maultiertreiber, Handwerker, Schmuggler von der portugiesischen Grenze und selbst Banditen aus der Sierra.

Es waren mindestens hundert Personen um den Brunnen versammelt.

Die jungen und waffenfähigen Männer befanden sich in der Minderzahl; aber trotzdem hatte die Versammlung einen wilden, drohenden Anstrich, oder um es deutlicher auszudrücken, einen verzweifelten Charakter.

Die meisten der Anwesenden schienen weit hergekommen zu sein; denn die Weiber hatten Staub an den Strümpfen und auf den Schuhen.

Links vom Brunnen, halbversteckt unter dem Laube einer Eiche, lag ein kräftiger Bursche, welcher die Tracht der Raubgenossen Antonio Morenos, genannt „el Verdugo", trug, und unterhielt sich mit einer jungen Leoneserin.

Antonio Moreno war einer jener Parteigänger, der seit einiger Zeit im Norden Estremaduras viel von sich reden machte.

Verdugo heißt im Spanischen „der Henker".

Und diesen furchtbaren Namen hatte sich Moreno selbst beigelegt.

Die Leoneserin, die mit Pablo, dem Guerillero, sprach, trug nur die Kleider einer Bäuerin; aber eine zartere Gestalt und ein lieblicheres Gesicht hätte man schwerlich finden können.

In der Mitte der anderen Gruppe saß ein nicht zu junger Mann, der ein lustiger Bruder zu sein schien und augenscheinlich eines gewissen Ansehens genoß. Er hatte ein offenes, kühnes Gesicht und schien guten Mutes zu sein.

„Ist's nicht eine Schande," brummte eine ältere Frau, „den lieben langen Tag den Würfelbecher in der Hand zu haben, statt von dem Unglück der Zeit zu sprechen? Wenn dir Juan den Rest deiner Realen abgenommen haben wird, von was willst du dann Brot und Pulver kaufen, Domingo?"

„Pulver gibt's im Kloster eine ganze Menge, Frau Teresa," entgegnete Juan. „Würfle nur, Domingo!" wandte er sich dann an seinen Spielgenossen; „deine Frau hat den Engländern Honig verkauft und braucht dein Geld nicht zu Brot."

„Man muß Juan fragen!" rief in diesem Augenblick ein halbes Dutzend alter Hexen mit wirren grauen Haaren.

„Sechs und drei!" murmelte Juan. „Ein schöner Wurf! Hast du auch nicht gemogelt, Domingo?"

Er blickte sein Gegenüber lauernd an und fuhr dann fort:

„Ihr wollt mich fragen, gute Frauen, kommt nur näher, ich werde auch antworten! Fünf und zwei! Da hast du deine Realen, Domingo; aber Revanche muß ich haben!"

„Der Fall ist der," schrieen alle durcheinander — aber eine von ihnen, welche ein Päckchen von Pergament in der Hand hielt, das mit Wachssiegeln geschlossen war, drängte sich vor.

„Juan," begann sie, „ich bin Dolores, die Witwe. Diese da wollen mich lehren, wie man den Brunnen herrichtet; — sie verlangen, ich solle den Umschlag zerreißen und das Pulver ins Wasser werfen. Ich sagte aber nein, in dem Umschlage löst sich das Pulver langsamer auf, und, ich schwöre es, wochenlang wird's dauern, ich kenne das, hab's da unten schon mehrmals gemacht."

„Fünf doppelt! Domingo, zahle und versuche noch einmal dein Glück!" rief Juan. „Was das Wasser betrifft, gute Frau Doldres, so verstehe ich mich nicht darauf. Vergeßt nur ja nicht, neben der Quelle, in die Ihr Euer höllisches Gebräu mischt, das Zeichen anzubringen, damit sich nicht ein rechtschaffener Bursche daran erquickt! Valgamo Dios, noch einmal fünf doppelt, Domingo! Einen neuen Einsatz, Alter!"

Domingo schien jedoch genug zu haben; er drehte ihm den Rücken zu und streckte sich der Länge nach auf den Boden hin.

Juan warf seine ausgerauchte Zigarette weg und versenkte den ledernen Geldbeutel in die Tiefe seiner Tasche.

„Hierher, Pablo! Hierher, Rosita!" rief er. „Kommt her, Kinder, der Giboso muß bald zurückkommen; man hört kein Gewehrfeuer mehr. Wir werden gute Nachrichten bekommen, die Engländer und Franzosen fressen dort unter einander auf. Wir leben in einer gefährlichen Zeit; aber die Madoña schützt Spanien, und wir werden unsern König Fernando wiedersehen. Wie stehts bei Miranda, Pablo?"

„Wir sind fünfzehnhundert mit dem Henker von Estremadura zu beiden Seiten des Alagon," erwiderte der kräftige Bursche. „Seit Sonntag haben wir ungefähr dreißig Franzosenfreunden die Füße verbrannt und die Schlüssel ihrer Häuser an die Junta geschickt,"

„Bravo!" riefen die alten Weiber.

„Wer befehligt euch jetzt?" fragte Juan.

„Moreno noch immer, seitdem el Cabron (der Bock) am Fieber gestorben ist."

„Antonio? War er nicht früher Bandit in den Bergen von Alagon?

„Man sagt es? Die Heilige Jungfrau mag's aber wissen! An dem Tage, wo ihm die Leutnants die Schärpe el Cabrons umhängten, schwang er sich in den Sattel und ritt nach Ciudad Rodrigo, um von dem Alcalde-Mayor seine Anstellung zu holen.

Seitdem hat man ihn nicht mehr bei uns gesehen; er schickt uns seine Befehle, und wir führen sie aus."

„Muy buen!" seufzte Juan, „wir wissen nie, wer um uns lebt und stirbt! Antonio Moreno war ein verdammter Kerl, tapfer wie der Cid und singen konnte er zu der Gitarre, ich sage euch, so etwas lebt nicht mehr. Was gibt's denn bei euch neues, Rosita, du Perle von Leon?"

„Ich diene nicht mehr in dem Schlosse zu Cabanil, Señor Juan," entgegnete das Mädchen und schlug die klugen, schönen Augen zu Boden.

„Warum denn nicht?"

„Weil es keine Herren mehr im Schlosse gibt, die Junta hat es verkauft, trotzdem sich die Marquesa widersetzte. Vor einigen Tagen kam der neue Hausherr; Doña Aloisia ließ die kleinen Kanonen auf den Türmen laden und befahl ihren Leuten, sich zu bewaffnen; es gehorchte ihr aber keiner, alle gingen zu dem neuen Herrn über außer Andrea und mir. Doña Aloisia zog sich in den Turm Fernandos zurück und verschloß die Türen selbst.

„Die Junta wäre klüger gewesen, wenn sie das alte Nest Stein für Stein abgerissen hätte", bemerkte Teresa, die Frau Domingos, „sie würden dann den großen Schatz gefunden haben, der in Cabanil vergraben ist."

„Veramente!" murmelten alle, „der große Schatz von Cabanil!"

„Wo ist Andrea?" fragte Juan.

„Mit Doña Aloisia und ihrer Tochter in dem Turme," entgegnete Rosita.

„Wann verließest du die Damen? Ich denke, du liebst sie."

„Seit vier Tagen," erwiderte die Leoneserin. „Keiner wollte der Marquesa mehr ein Stück Brot, eine Frucht oder einen Tropfen Milch verkaufen. Was ich aß, mußte von dem Vorrate der Damen genommen werden; ich zog mich daher zurück."

„Wer ist der neue Herr des Schlosses?"

„Samuel da Costa, der frühere Steuererheber der Junta."

„Ein Erzschelm!" rief Juan.

„Ein schmutziger Portugiese!" fügten die andern hinzu.

„Laßt ihn!" lächelte Juan. „Ich denke, wir haben später noch ein Wörtchen mit ihm zu reden und hört mir lieber zu. José Bonaparte hat Madrid verlassen, um unserer unbesiegbaren Armee gegenüber zu treten. Der alte Cuesta rückt mit fünfzigtausend Mann heran."

„Nieder mit dem alten Zauderer!" riefen einige Stimmen.

„Ruhig, ihr Maulesel!" befahl Juan. „Was versteht ihr von der hohen Politik! Cuesta befehligt auf der linken Flanke der Engländer sechzigtausend Mann, lauter Veteranen, die Blume der spanischen Armee."

„Ein Hoch den Veteranen!"

„Der Herzog del Parque kommt mit zwanzigtausend Aragonesen, wahren Teufeln — versteht ihr mich?"

„Ja — ja — ein langes Leben den Teufeln von Aragon!"

„Ihm folgt La Romana mit ebensoviel Leonesen."

„Die Jungfrau segne ihn!"

„Es sind dies hunderttausend Spanier, ohne die Rotröcke — und wie viele Franzosen sind's? Eine Handvoll."

„Ja — ja — eine Handvoll!"

Während man auf Kosten der verhaßten Franzosen Späße machte, riefen einige Stimmen:

„Der Giboso kommt!"

Von weitem erblickte man eine dichte Staubwolke, und wenn sich diese von Zeit zu Zeit zerteilte, erkannte man ein großes, schwarzes Pferd.

Anfänglich sah man keinen Reiter, bald aber konnte man einen dicken Kopf mit dunklen, borstigen Haaren unterscheiden.

Dieser Kopf gehörte einem Menschen an, dessen Rücken stark verkrümmt war, und der deshalb auch den Namen „el Giboso" — der Höckerige trug.

Mit einem grellen Schrei brachte der Giboso das Pferd vor dem Brunnen zum Stehen und sprang auf den Boden.

Hier war er nicht größer als die Kinder; aber sein knochiges, schlaues Gesicht hätte einem großen Manne angehören können.

„Welche Nachrichten bringst du, Rafael?" fragte Juan.

„Schenkt mir erst einen Schluck Wein ein, ich bin durstig," entgegnete der Buckelige.

Man willfahrte ihm, und er leerte das volle Glas in einem Zuge.

„Habt ihr alle eure Messer?" fragte er dann mit einem gellenden Gelächter.

„Ja — wir haben sie!"

„Bueno! Ihr könnt vierzig französische Gefangene haben."

„Vierzig?"

„Ja," lachte der Buckelige, „ihr müßt sie aber noch zweihundert Kameraden abnehmen, die sie begleiten."

„Zweihundert und vierzig? Kommen sie hierher?"

„Sie sind hinter mir auf dem Wege, zweihundert hübsche Grenadiere und vierzig Jäger."

Die Menge brach in ein lautes Geheul aus, und die geschwungenen Messer glänzten im Strahle der untergehenden Sonne.

„Señor Juan," wandte sich der Buckelige flüsternd an den Mann, der eine Art Herrschaft über die andern auszuüben schien, „ich habe einen Auftrag für Euch."

Juan blickte ihn lauernd an und fragte ebenso leise:

„Von ihm?"

„Ja."

„Wo werden wir ihn sehen?"

„Im Kloster. Die Franzosen werden bei dem Brunnen lagern; ich glaube er hat etwas mit ihnen vor."

„Woher weißt du, daß sie hier lagern werden?"

„Der Offizier, der sie befehligt, hat es ihnen gesagt; ich hörte ganz deutlich, wie er von dem Brunnen San Juliano sprach.

„Kennt er das Land?"

„Dem Anscheine nach — er ist aber ein Aleman wie auch seine Soldaten."

„Ah, Alemanos," sagte Juan und machte dem Buckeligen ein Zeichen, daß er allein sein wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Theater zu Wiesbaden.

== **Königliches Theater.** Die neue Saison wird folgendes Programm aufweisen: Das klassische Schauspielrepertoire soll zunächst durch die Einstudierung von Shakespeares „Othello" ergänzt werden, dem später der im neuen Hause noch nicht zur Darstellung gebrachte „Fiesko" folgen wird; hiermit würde der gesamte Zyklus der Schillerschen Original-Dramen geschlossen sein. Den Reigen der Novitäten eröffnet das packende, im Berliner Schauspielhause mit großem Beifall aufgeführte Drama: „Die Rabensteinerin" von Wildenbruch, in dem unsere neue Heroine, Fräulein Eichelsheim, als „Bersabe" debutieren soll. Der Spielplan bringt ferner: Wildes geistreiches Intriguenstück: „Ein idealer Gatte"; die Uraufführung von Lauffs neuem Drama: „Der Deichgraf", eine Dramatisierung seines vielgelesenen Romans: „Frau Aleit"; Ibsens „Baumeister Solneß"; „Helden" von Shaw; ein eben vollendetes Werk von Max Halbe: „Das wahre Gesicht"; „Der Andere" von Paul Lindau; „Der Unverschämte" von Raoul Auernheimer; die jüngste dramatische Arbeit von Blumenthal-Kadelburg: „Der letzte Funke"; Görners Weihnachtsmärchen: „Aschenbrödel", endlich zwei bedeutsame Neueinstudierungen: „Das Fallissement" von Björnstjerne Björnson und — um vielfach ausgesprochenen Wünschen zu begegnen — Hauptmanns „Hannele" mit Fräulein Ghiberti in der Titelrolle. — In der Oper sind vorgesehen: „Tiefland" von d'Albert und „Thérèse" von Massenet, die Operette „Boccaccio" von Suppé und — nach langer Pause — die parodistisch-musikalische Götterkomödie: „Orpheus in der Unterwelt" von Offenbach. — Ein besonderes Interesse dürfte der Reprise von Wagners „Walküre" zuteil werden durch die Neubesetzung der „Siegmund"-Partie mit Herrn Hensel. — Gastspielunterhandlungen sind vorläufig mit der vielgefeierten Gemma Bellincioni für zwei Abende im Oktober abgeschlossen (für die „Bohème" und „La Traviata), ebenso — im Laufe des Dezember — mit dem früheren Oberregisseur der Königlichen Schauspiele in Berlin, Herrn Max Grube, der den Shakespeareschen „Jago" und den „Advokat Berent" im „Fallissement" spielen wird.

Im Künstlerpersonal des Hoftheaters treten folgende Veränderungen ein: Es scheiden aus: Regisseur Dr. Braumüller, Kapellmeister Stolz, die Schauspieler Steffter, Enke und Perino, die Schauspielerinnen Grosser, Maren, Renier und Holl und die Sängerin Schröder-Kaminsky. Es treten ein: Regisseur Dr. Oberländer, Kapellmeister Freiherr v. und z. Franckenstein, Schauspieler Strial, die Schauspielerinnen Eichelsheim und Ghiberti, Sänger Rehkopf und die Sängerinnen Denera, Engell und Schröter.

= **Residenz-Theater.** Das Residenz-Theater weist folgenden Spielplan auf: Neuheiten: „Die Welt ohne Männer", Schwank von Alexander Engel und Julius Horst (erste Vorstellung am 30. VIII.), „Erdgeist", Tragödie von Franz Wedekind; „Die Hochzeitsfackel", Spiel einer Maiennacht von Max Dreyer; „Anna Karenina", Drama nach Tolstois Roman von Edmond Guirand; „Mandragola", eine Komödie nach dem Stoffe eines alten Lustspiels des Macchiavell von Paul Eger; „John Glaydes Ehre", Schauspiel von Alfred Satro; „Staatsanwalt Alexander", Schauspiel von Karl Schüler; „Kolonialpolitik", von E. von Wolzogen; „Moderne Diplomaten", Schauspiel von Kurt Neurode; „Narrenglanz", ein Spielmannsdrama von Rudolf Rittner; „Die große Gemeinde", Lustspiel von Rudolf Lothar und Leopold Lippschütz; „Fräulein Josette — meine Frau", Lustspiel von Paul Gavault und Robert Charvey; „Frau Warrens Gewerbe", Schauspiel von B. Shaw; „Reiterattacke", Lustspiel von Heinrich Stobitzer und F. Friedmann-Frederich; „Der Dieb", ein Stück von Henry Bernstein; „Raffles", 4 Akte von E. W. Hornung und Eugène W. Presbrey; „Kinder", eine Gymnasiasten-Komödie von Robert Misch; „Unlösbar", Schauspiel von Anton Ohorn; „Filia hospitalis", ein Studentenstück von Ferdinand Wittenbauer; „Die Spritztour", Schwank von Wilhelm Jacoby und Gustav Cords; „Die Sittennote", Tragödie eines Schülers von Adolf Schwayer; „Vor der Blumenschlacht", Karnevalsschwank in 1 Akt von Alfred Delatotzky; „Die gelbe Gefahr", Schwank von Kurt Kraatz und Georg Okonkowsky; „Lebensspiel", Drama von Wilhelm Peiffer; „Fräulein Vorwärts", Schwank von Heinz Gordon; „Der Bürgerprinz", Lustspiel von Wilhelm Jacoby und Harry Pohlmann; „Die Katakomben", Lustspiel von Gustav Davis; „Palastrevolution", Lustspiel von Richard Skowronnek; „Die Stützen der Gesellschaft", Schauspiel von Henrik Ibsen; „Der Stammbaum", Schwank von Paul Lenz und Hans Hartung, u. a. m. — Neueinstudierungen und Stücke älteren Spielplanes: „Hamlet", von W. Shakespeare (für eine moderne Shakespearebühne eingerichtet); „Die Brüder von St. Bernhard", von Anton Ohorn; „Der Abt von St. Bernhard", von Anton Ohorn; „Kean", von Ludwig Barnay; „Die schöne Marseillaiserin", von Pierre Berton; „Der Tanzhusar", von W. Jacoby und H. Pohlmann; „Der Prinzgemahl", von Leon Xanrof und Jules Chancel; „Das Blumenboot", von Hermann Sudermann; „Stein unter Steinen", von Hermann Sudermann; „Das Land der Jugend" von Hanns Bauer; „Die Doppel-Ehe", von Kurt Kraatz; „Jugend", von Max Halbe; „Alt-Heidelberg", von Meyer-Förster. — Zu Gastspielen sind gewonnen: Irene Triesch, K. W. Büller, A. Junkermann, Max Hofpaur. Andere berühmte Bühnengrößen sind in Aussicht genommen ebenso mehrere Gesamtgastspiele.

Das bewährte und so gut eingeführte Künstlerpersonal des Residenz-Theaters ist fast vollständig zusammengeblieben. Wir können die Damen Blanden, von Born, Noorman, Bischoff, Sandori, Krause, Agte, Schenk und die Herren Bartak, Hager, Hetebrügge, Rückert, Miltner-Schönau, Sascha, Tachauer, Wilhelmy, Degener, Ludwig, Rhode auch in dieser Spielzeit begrüßen. Zu diesem trefflichen Stamm treten neu hinzu: Agnes Hammer, die nach ihrem erfolgreichen Gastspiel als Nora und Francillon für das Fach der ersten Salondamen, und Ernst Bertram, der für erste komische Charakterrollen und als Spielleiter verpflichtet worden ist. Herr Bertram war jahrelang Ober-Spielleiter am Residenz-Theater in Hannover. Als erste Naive kommt Luise Deloséa vom Stadttheater in Freiburg in Baden, für erste Chargen Karl Feistmantel hinzu, während Theodora Porst für Liebhaberinnen und Salondamen engagiert ist.

Literatur.

* **Harakiri und andere Militärhumoresken.** III. Bd. von Freiherrn Dietz Zedlitz. 125 S. Pr. 1 M. Frankfurt a. M. E. Grieser. — Wir hatten Gelegenheit, die früheren Kinder der Zedlitzschen Muse günstig zu besprechen und können dem jüngsten Kinde dasselbe Lob spenden. Die acht vereinigten Erzählungen sprudeln wieder den lebhaft urwüchsigen Humor des beliebten Schriftstellers. Was uns, wie schon mehrfach erwähnt, die Zedlitzschen Sachen so angenehm macht, ist, daß sie nie zur Zote hinüberneigen und ebensowenig rein satirisch sind. Nobel bleibt der Erzähler auch in all den Augenblicken, wo ein Übernstrangschlagen des Humors entschuldigt werden könnte. Dagegen sind die Motive belegt mit allen möglichen Feuerwerkskörpern, die jeder Vorschritt des Lesers knattern, sprühen, zischen und krachen macht, so daß man aus der Heiterkeit, aus dem Lachen nicht herauskommt. Als gesunde und leicht verdauliche Lektüre ist auch dieses Bändchen herzlichst zu empfehlen. Die beiden ersten sind in 2. Auflage erschienen und durch jede Buchhandlung zum Preise von 1 Mk. zu beziehen.

* **Nassauischer Allgemeiner Landeskalender für 1908.** 72 S. Pr. 25 Pf. Wiesbaden, R. Bechtold & Komp. — Der Landeskalender ist ein Volkskalender, der es versteht, zum Volke zu reden. Er hat nun seinen 150. Jahrgang hinter sich und kann im Jahre 1908/09 sein hundertjähriges Jubiläum feiern, daß er seinen Titel bekam und als „Staatsinstitution" erklärt wurde. Die Zeiten haben sich geändert; aber den diversen Verlegern ist es immer gelungen, den rechten „Kalendermann" zu finden, der mit dem Volksleben in Verbindung steht und allgemein faßlich zu schreiben weiß. Der zeitige Kalendermann W. Wittgen eröffnet den „Diesjährigen" mit einer echt volkstümlichen Erzählung „Im Dienste des Eroberers" (Napoleonzeit); R. Dietz liefert eine Mär und heitere Dialektsachen; auch der Herausgeber der „Nassovia" hat einen Beitrag gesteuert. Das Nötige und Nützliche vervollständigt dann das Ganze.

Neues aus Nassau.

Die Winzerversammlung im Rheingau. Die rheingauer Winzer haben nun auch ihre Demonstrationen gehabt. Löblicherweise ist diesen aller politische Beigeschmack fern geblieben; es hat sich in der Tat bloß um das Wirtschaftliche gehandelt. Das verzeichnen wir mit Genugtuung, und im übrigen: warum sollen nicht die hartgeplagten Weinproduzenten auch einmal en masse für die Hebung ihres Standes eintreten! Am 4. August tagten zu Erbach die „Rheingauer Winzergenossenschaften" unter Vorsitz des Direktors Dietrich; am 15. August versammelten sich etwa 1500 Winzer zu Östrich. Bürgermeister Heß von dort leitete die Verhandlungen. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Dahlem eröffnete die Reihe der Reden, legte sachlich die Gründe des Massenmeetings dar und erklärte im einzelnen, worin die Forderungen der Winzer beständen und warum sie berechtigt seien. Der Vorsitzende des Winzervereins Neudorf, Kopp, verbreitete sich über die Leiden seines Standes und erklärte das bestehende Weingesetz für ungenügend. Reichstagsabgeordneter Bäumann wendete sich hauptsächlich gegen die Weinpantscher; Reichstagsabgeordneter Schüler sprach von den Gegnern und Feinden des Weinbaues den Antialkoholikern, den Biertrinkern und den Rebenkrankheiten und Rebenschädlingen; auch durch ihn bekamen die Pantscher ihren Treff ab. Die Versammlung nahm unter Wahrung des Puristenstandes schließlich folgende Resolution an: I. Revision des Weingesetzes, 1) einheitliche Kellerkontrolle für das ganze Reich durch besonders angestellte Beamte, 2) obligatorische Lagerbuchführung für Winzer, Weinhändler und Wirte, 3) räumliche und zeitliche Begrenzung der Zuckerung, 4) obligatorische Deklaration des Zuckerzusatzes und des Verschnitts von Rotwein mit Weißwein, 5) Markenschutz, 6) Freiheits- und Geldstrafen für Übertretungen; II. Protest gegen jede Weinsteuer, dafür 1) sanitäre Überwachung der importierten Trauben und Weine, 2) amtliche Erhebungen über die Lage des inländischen Winzerstandes; III. Hebung der Leistungsfähigkeit des rheingauer Kleinwinzerstandes durch 1) Gewährung unverzinslicher staatlicher Darlehne an Bedürftige, 2) Gewährung billigen staatlichen Betriebskapitals an die Kleinwinzer mit dem Rechte der Beleihung des selbstgebauten Weines, 3) Einschränkung der Rebenpflanzungen auf qualitativ geeigneten Boden und Erweiterung der Nebenerwerbsquellen, Acker- und Obstbau und Viehzucht, 4) Bekämpfung der Rebenkrankheiten und Rebenschädlinge, obligatorisch, behördlich überwacht und staatlich unterstützt; IV. Schaffung einer Zentralstelle zur Wahrung der Interessen der Kleinwinzer im Rheingau. Das Komitee soll das weitere veranlassen und die Resolutionen den Behörden, dem Landtage und dem Reichstage mitteilen. — Man sieht, die Forderungen der Winzer bewegen sich auf vollständig realem Boden; die Leute wissen — entgegen den Provenzalen —, was sie wollen und muten dem Staate keine Unmöglichkeiten zu. Da die Winzergenossenschaften fast genau dieselben Beschlüsse gefaßt haben, so möge die Staatsbehörde sich nunmehr eingehend mit der dringenden Angelegenheit beschäftigen. — Bemerkt soll noch werden, daß am selben Tage zu Östrich eine zahlreich besuchte Parallelversammlung stattfand, in der Pfarrer Rostadt aus Büdesheim (dem bekannten) eine Rede zugunsten der Winzer-Organisation hielt, die originell und drastisch genug war, um allgemeinen Beifall zu erzielen.

Am 13. August sah J. K. H. die Frau Großherzogin-Mutter von Luxemburg in Königstein die Prinzenpaare Eitel-Friedrich, Bernhard von Sachsen-Meiningen und Friedrich Karl von Hessen zu Gast. Es war das erstemal seit der Annexion, daß ein Prinz des Zollernhauses im Nassauerhause zu Besuch war.

Prinz Eitel-Friedrich hat am 14. August mit seiner Gemahlin inkognito Stadt und Schloß Weilburg, die Stätten, wo er im vorigen Jahre so freudig empfangen wurde, wieder besucht.

Vom 15. bis zum 17. August wurde zu Biedenkopf das althistorische Grenzgangfest mit all seinen originellen Einrichtungen begangen.

Der Kaiser hat nach der großen Parade bei Mainz am 20. und 21. August mit dem Prinzen Eitel-Friedrich zu Friedrichshof Wohnung genommen und ist dann wieder nach Kassel gereist.

Bei den Reparaturarbeiten in der Idsteiner Stadtkirche sind die Särge der Gräfin Sibylle Magdalene, ersten Gemahlin des Grafen Johann von Nassau-Idstein († 1677), und mehrerer ihrer jung verstorbenen Kinder entdeckt worden

Nassauischer Geschichtskalender.

September.

1. 1809. Die Regierung zu Hachenburg wird aufgehoben, so daß im Herzogtum von damals nur die Regierungen: Wiesbaden, Weilburg und Ehrenbreitstein, bestanden.

6. 1688. Erstürmung von Belgrad durch Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern. Dabei zeichnete sich Prinz Karl Ludwig von Nassau-Saarbrücken, der spätere Fürst, hervorragend aus.

8. 1810. Begründung der Generaldirektion der Militärverwaltung durch Herzog Friedrich August.

9. 1807. Das 2., 3. und 4. Bataillon Nassau nimmt als Teil der Division Pino unter Marschall Brune Anteil an der Besitzergreifung der Insel Rügen.

12. 1810. Major v. Reineck schlägt bei Lanova in der Mancha mit seiner halben Eskadron reitender Jäger, unterstützt von einer Kompagnie, eine fünffache spanische Übermacht von Guerilleros. (Spanischer Feldzug.)

18. 1629. Graf Ludwig II. von Sayn-Wittgenstein-Sayn wird geboren als Sohn des Grafen Ernst und der Gräfin Luise Juliane (von Erbach). Er folgte dem Vater 1632 unter Vormundschaft und war der letzte männliche Sprosse des Zweiges. Er starb am 6. VII. 1636. Kurköln und Kurtrier gedachten sich in die Grafschaft Sayn zu teilen; aber die Gräfin-Mutter widerstand mannhaft und rettete den größten Teil des Erbes ihren Töchtern: Ernestine und Johannette, die 1652 in Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen teilten.

Briefkasten.

Dr. S. in W. Natürlich hat Goethe „gefrankfurtert", das ö wie ee und das ü wie ie gesprochen. In der Emser Kurliste vom 15. VII. 1774 steht er als „Herr Doktor Goeddée aus Frankfurt" eingetragen. Wirt oder Kellner haben den Namen so geschrieben, wie Goethe ihn aussprach; dabei hat der Dichter sich wohl bemüht, das ö „gut zu prononzieren", sonst sprach er's breiter. Den Ton legte er aber auch aufs End-e, wie ersichtlich ist.

C. R. in R. Wenn Sie lateinisch bezeichnen, so betonen Sie waltámisch und ottóisch. Bezeichnen Sie deutsch, so betonen Sie wálramisch und óttoisch.

R. H. in W. Blau-orange, die altnassauischen Farben, sind durch Kgl. Kabinettsorder als Farben des Regierungsbezirks Wiesbaden offiziell bestimmt worden.

Redaktionsschluß: 26. August.

Herzliche Bitte.
an die Leser der „Nassovia"!

Einer kranken, armen Nassauerin wird vom Arzt stärkende Waldluft und gute Pflege anempfohlen. Wenn jeder Leser der „Nassovia" eine kleine Gabe opfern wollte, würde ein Aufenthalt in einer Luftkurstätte im Taunus ermöglicht werden.

Etwaige gütige Beiträge nimmt die Redaktion mit Dank in Empfang.

(NB. Von hoher Seite angeregt. D. R.)

Inhalt: Vorfrühling. Fallende Blüten. Spätsommertage. (Gedichte.) Von D. Weiz. — Die Weihe des Herzog Adolf-Denkmals zu Weilburg. Von J. Mankel. — Moritz Hilf. Von Dr. J. Joesten. — Der Kampf um den Toten. Von G. Lehr. (1. Fortsetzung.) — Die neue Mainbrücke bei Schwanheim. Von E. Sandmann. — Der Juliansbrunnen. Von A. Herber. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 18. Wiesbaden, den 16. September 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Wipfelrauschen.

Wenn der Föhn, der wild empörte,
Durch die Wipfel streicht mit Sausen,
Klingt sein Lied mir, ob ich hörte
Meiner Taunuswälder Brausen.

Weckt Erinnern ferner Tage,
Nie vergeß'ner, mir im Herzen,
Weckt die alte Heimwehklage
Und die alten Trennungsschmerzen.

Weckt in meiner Seele wieder,
Die den stolzen Sinn betören,
Die verklung'nen alten Lieder —
Doch ich will sie nicht mehr hören!

Können Ruhe wir nicht finden,
Will kein Friede sich uns neigen,
Laß im Sterbehauch entschwinden,
Föhn, das Lied und laß uns schweigen! —

Doch du mußt, wie Weltmeers Welle
Aus der Tiefe stummen Gründen,
Du, mein Lied- und Leidgeselle,
Diese Sehnsucht ewig künden.

Dieses ewig gleiche Bitten,
Diesen Grundton all' der Dichtung:
Herr! es ist genug gelitten!
Dieses Rufen nach Vernichtung. —

Wenn die Wipfel sich dir senken,
Rausch' denn deine Sturmesmäre,
Aber mich laß schweigen, denken,
Daß ich unterm Rasen wäre.

„Aus tiefen Schachten." August Lieber.

Hochzeitswesen in Nassau-Oranien.

1) Von J. Brumm.

Eine Hochzeit bildete in früheren Zeiten in den nassau-oranischen Landesteilen ein dörfliches Ereignis ersten Ranges. Alles was mit einer derartigen Feier zusammenhing, wie das „Freien", der „Handstrich", „Winkuff" oder „Verspruch", sowie die „Bestätung" selber beschäftigten oft wochenlang die Gemüter, die erst dann zur Ruhe kamen, wenn der Hannes und die Lisbeth ein unauflösliches Paar bildeten. Obgleich nun damals schon das Hochzeitmachen wunderschön war, so galt es doch manchen saueren Tritt, bis alle diejenigen Formalitäten erledigt waren, die eine eheliche Verbindung zuließen. In nachstehendem wollen wir uns mit dem damaligen Weg ins Joch der Ehe näher befassen.

Fragen wir uns zunächst, wer durfte in den oranischen Landen heiraten, so geben uns die einschlägigen Verordnungen den Bescheid, daß das heiratsfähige Alter für Mannspersonen auf das 25. Lebensjahr festgesetzt war. Nach den Bestimmungen der Landesregierung vom 24. April 1749 waren jedoch Ausnahmen zulässig. Es heißt da: Wenn sich eine Mannsperson unter 25 Jahren verheiraten will, so ist zuvorderst zu untersuchen, ob und wie dieselbe einer Haushaltung mit Vernunft und Verstand vorstehen und das Ihrige zu Rate halten kann. Das war eine ganz weise und vernünftige Maßnahme, deren Existenz auch heute noch gute Folgen zeitigen würde. Wie hoch das heiratsfähige Alter weiblicher Personen festgesetzt war, darüber konnten wir nichts ermitteln. Bezüglich der Militärpersonen war angeordnet, daß diejenigen, die unter dem Kontingent oder der Landmiliz standen, einen Permissionsschein ihres Kapitäns oder Oberoffiziers zu produzieren hatten. Witwer und Witwen durften sich wieder verheiraten, nach der Nassau-Siegischen Kirchenordnung vom 15. Juli 1716, erstere jedoch erst ein Viertel- und letztere drei Vierteljahre nach dem Ableben des ersten Ehegatten. Gegen voreiliges Wiederverehelichen von Witwen wendet sich schon Graf Johann in einem Mandat von 4. Dezember 1582, in dem er sagt: Vns kombt glaublich vor, daß Weibspersonen, welchen in diesen noch wehrenden Sterbensleufften ire Ehegatten durch den Todt von diesem Leben abgefordert, vngeachtet sie von denselben schwanger sind, ehe vnd zuvor sie irer weiblichen Bürden entbunden, sich leichtfertiger vnd sträfflicher Weise wiederumb verheyrathen, Hochzeitt haltten und beyschlaffen. Weyl solch leichtfertig vnd eylend Zusammenlauffen aus erbaren vnd ehehafften Vhrsachen hochlich vnd bey namhafter Poen verbotten ist, so beuehlen wir mit sondern Ernst gnediglich, daß ir hinfüro in ewerem Ambt keiner Wittiben, die wissentlich oder vermuthlich schwanger ist, sich wiederumb zu verheyrathen, in der Kirchen aufzubietten oder aufruffen zu lassen vnd Hochzeitt zu haltten, ehe sie ihrer weiblichen Bürden entladen seint, gestattet. Ingleichen soll auch keinem Widuer oder Wittmann wiederumb zur anderen Ehe vergünstigt sein, er habe dann solches Vns zuvorderst angebracht vnd Vnsere gnedige Erlaubniß, Consent vnd Verwilligung erlangt. Dies Vnser Mandat ist offentlich vor den Kirchen bekandt zu geben.

Witwer und Witwen hatten auch, bevor sie zur zweiten Ehe schritten, ein Inventarium ante secundas nuptias zu errichten. Darüber spricht sich eine Verordnung der diezischen Rgierung vom 17. Juni 1699 also aus: Kein Wittiber oder Wittiben darf zur anderen Ehe zugelassen werden, noch ihnen der christliche Kirchgang verstattet sein, sie haben denn zuvor mit ihren Kindern aus voriger Ehe sich richtig abgetheilet und umb Verhütung künfftiger Irrungen, sowohl über dasjenige, was ihnen und den Kindern gebühret und zuständig ist, ein richtiges Inventarium uffgerichtet, die Wittibe hat auch besagten Kindern Vormünder anordnen zu lassen.

Fremde, die ins Land heiraten wollten und dazu seitens der Fürstlichen Regierung die Rezeption erhalten wollten, mußten zuvor die Dimissoriales oder Losscheine ihrer Leibherrschaft produzieren. Derjenige aber, welcher außer Landes sich verheiraten wollte, mußte zunächst die Losscheine der eigenen Landesregierung erwirken. Um in verbotenen „gradibus" zu heiraten, dazu war erst hohen Orts die Dispensation einzuholen und pro dispensatione, wenn solche ohne weitere Bedenklichkeit brevi manu konnte differiert werden, eine Gebühr zur Regierungs-Sportel-Kasse zu bezahlen, auch noch besonders des Waisenhauses zu gedenken.

Der Verheiratung in nassau-oranischen Landesteilen ging gewöhnlich der Gang auf „die Frei" voraus. Spät abends, wenn die meisten Dorfbewohner sich schon zur Ruhe begeben hatten, zog der heiratslustige junge Mann mit einigen vertrauten Kameraden vor das Haus seiner Auserwählten, um da um Einlaß zu bitten. Wurde dieser nach mehrmaligem Anklopfen gewährt, so antworteten die Freier auf die Frage, was ihr Begehr sei: „Wir wollen eine Maad dingen." War man dem Antrag nicht geneigt, so erklärten die Eltern: „Wenn ihr eine Maad wollt, müßt ihr anderswohin gehen, wir können unsere Lisbeth nicht entbehren." Im Falle der Geneigtheit aber wurden die Weibspersonen im Hause herbeigeholt, vorgestellt und gefragt, welches die passendste sei. Bei der einen war dann dieses, bei der anderen jenes auszusetzen, bis man endlich an die rechte kam, mit der die Unterhandlung begann. Man fragte sie, ob sie bereit sei, sich zu verdingen, holte den künftigen

Bräutigam herbei, daß er die Einwilligung selbst entgegennehme. Waren die weiteren Verhandlungen wegen der Mitgift von den Brautwerbern beendigt, dann wurden die Ehepakten aufgenommen und die jungen Leute für Brautleute erklärt. Ein Handschlag besiegelte das neue Verhältnis.

Nach der in der General-Synode zu Dillenburg anno 1582, den 29. Januar abgefaßten Kirchenordnung sollte laut Art. 17 ein Prediger beim Verspruch sein, um zu sehen, daß nicht wider die Blutfreundschaft, Schwägerschaft oder das Ansehen der Eltern gesündigt werde. Wenn ganz und gar der Pfarrer einer solchen ehelichen Beredung anwohnte, so wird er sicherlich seine Anwesenheit nicht allzulange ausgedehnt haben; denn wie ein Lauffeuer verbreitete sich alsbald die Nachricht im Dorfe, daß hier oder da „Winkuff" sei. Mancher gute Freund erhob sich dann noch vom Nachtlager und drückte sich auf irgend eine Weise in das Lusthaus, um am andern Tage sagen zu können: Ich war auch dabei.

Schon frühe muß es bei derartigen Weinkäufen hoch hergegangen sein, so daß sich eine Siegische Kanzlei-Verordnung ganz energisch dagegen wendet. Sie ist vom 15. Juni 1584 und sagt auszüglich: Wiewohl wir vor kurtz verruckten Jahren, nachdem das vberflüßige Schwelgen vnd hochbeschwerliche schädtliche Laster des Freßens vnd Sauffens vf Weinckeuffern eingerißen, solches verbotten, so spüren wir, daß die beuor abgeschaffte Vnordnung von newem einreißt. Vnd nachdem dann sünderlich vff den Weinkäuffen vnd Ehlichs Beredung mit dem vielen Laden, Anstellung von großen Vhnkosten, Haltung der Nachtage, einreißenden Geschenken vff solchen Pankettten große Vnordnung entstanden, welche der gantzen Gemein zu höchstem Verderben vnd Schaden gereichen, so wollen Wir, daß bei einer Ehlichs Beredung nicht mher dan zwölff Mann vnd nach der Beredung ihre Weiber zum Weinkauff berufen werden vnd zwar von beiden Partheien. So manch Persohn, so von einem oder beiden Theillen darüber genohmen wird, so manch zwölff Albus soll der Verbrecher verfallen sein. Gleichergestalt soll das yezo einreißende Schancken vff den Weinkauffen mit halben und gantzen Viertheill Weins, geringer oder höher, welches nach beschehener Danksagung zu beschehen pflegt, sowohl den nechsten Freunden als auch den nechsten Nachbarn hiermit ernstlich verbotten vnd abgestellt sein, sondern es soll nach beschehener Danksagung der Aufstandt geschehen vnd die Zeche beendet sein. Furthers soll auch der Nachtag oder das Zechen, welches volgenden Tags nach dem Weinkauff geschieht, hiermit ganz und gar abgeschafft vnd nicht mher geduldet werden. Wir bemerken hierzu noch, daß sich eine ganze Reihe weiterer Verordnungen der nassau-oranischen Regierung gegen das übermaß „des Fressens und Sauffens" bei Handschlag oder Handstrich und der damit verknüpften ehelichen Beredung und den Weinkauf wendet. Da sie im wesentlichen übereinstimmen, können wir sie füglich übergehen.

War das junge Paar so weit, daß die Verlobung perfekt geworden war, so durfte die Eheschließung nicht mehr lange hinausgeschoben werden, was trotzdem vorkam. Hiergegen eifert das Fürstlich nassauische Oberkonsistorium in einer Verordnung vom 17. Oktober 1746, in der es heißt: Mit Mißfallen hat man wahrnehmen müssen, daß die Verlobten, der am 27. August 1729 erlassenen Verordnung zuwider, zuweilen mit den Proklamationen, auch nach solchen mit der priesterlichen Einsegnung länger als ein halbes Jahr Anstand nehmen, durch welchen Verzug sich dann verschiedentlich ereignet, daß unter den Verlobten Uneinigkeiten entstanden, ein und anderer Teil von solchem Eheverspruch abzugehen sich anmaßte, und Prozesse entstehen, sotanem Unwesen aber länger nicht nachzusehen ist, so ist nötig gefunden worden, sotane Verordnung zu erneuern, damit in Zukunft jedesmal nach dem Eheverspruch die öffentliche Abkündigung von der Kanzel allsofort und nach solcher mit der Hochzeit länger nicht als 3 Wochen bei 5 Rchtlr. Strafe von jedem Teil gewartet und Anstand genommen werde, widrigenfalls der Prediger die Übertreter gehörigen Orts anzuzeigen hat.

Der Verheiratung mußte aber die Proklamation des Paares vorausgehen, die jedoch erst erfolgen konte, wenn „die Papiere" in der Reihe waren. Die Beschaffung der Trau- und Kopulationsscheine bildete eine meist umständliche Sache. In bezug hierauf verordnete die Dillenburger Landesregierung am 24. April 1749: Da sich eine Zeit her in Erteilung der Trau- und Kopulationsscheine Ungleichheit und bei Verheiratung sowohl lediger, als auch zur zweiten Ehe schreitender verwitweter Personen Unordnung geäußert, auch sogar ein und der andere in die damit verknüpften landesherrlichen Gerechtsame einzugreifen sich ermächtigt hat, so haben wir verordnet, daß bei Verheiratung aller, so evangelischer als katholischer Untertanen keine Kopulationen ohne Trau- und Kopulationsschein vorgenommen werden, ausgefertigt von der Fürstl. Landesregierung. Die Untertanen der Fürstentümer Siegen, Diez und Hadamar hatten, damit ihnen der weite Weg erspart werde, von den beiden Fürstl. Unter-Directorien und die im Amte Beilstein die Papiere von dem zeitigen Beamten gegen Erlegung von 15 Albus Sporteln zur Regierungskasse zu erlangen. Bei Erteilung der Scheine war zu beachten, daß 1. die Heiratslustigen ein Attest vom Pfarrer beibrachten, welches den Consensus der verlobten Eltern oder Vormünder oder nächsten Anverwandten, wie auch ihr Alter bescheinigte; 2. war ein glaubhaftes Attest von den Beamten des Orts oder herrschaftlichen Bedienten beizubringen mit einem Vermögensnachweis.

Waren die Papiere in Ordnung, so durfte der Geistliche die dreimalige Proklamation des Paares vornehmen. Nach der Kirchenordnung von 1582 waren die Namen des Paares von der Kanzel auszurufen an dem Orte, wo das Paar wohnte; und wo sie seynd proklamiert worden, heißt es in dem Art. 18 weiter, sollen sie auch kopuliert werden. Jedoch war es auch zuläßig, anderwärts zu kopulieren, wenn sie ein Bekenntnis brachten von dem Ort, da sie zuvor aufgerufen worden. Gehörten Braut und Bräutigam verschiedenen Gemeinden an, so erfolgte nach der Kirchenordnung von 1716 die Abkündigung an beiden Orten. Nach derselben Ordnung hatten die proklamierten Personen ohne unnötigen Aufschub sich längstens 3 Wochen später einsegnen zu

lassen. Am Sonntagabend vorher mußte das Paar zum Pfarrer, um ein heilsames Examen seines Glaubens zu bestehen und davon Rede und Antwort zu geben. Auch gegen diese Vorschriften wurde verstoßen, weshalb die nassau-diezische Regierung am 15./25. Dezember 1685 verordnete: Nachdem wir in Erfahrung kommen, daß zu Zeiten mit dem Heyrathen ohne vorhergegangene Auffruffung oder Gebote fortgecilt wird, vnd Wir solches als eine vnziemliche Vnordnung allerdings wollen abgeschafft sehen, so ist es vnser austrücklicher Befehl, daß inskünfftig die Ehe vermittelst christlicher Copulation nur geschehen darf, wenn ein genugsames Attestatum, daß die Proclamation vollzogen ist, vorgezeigt wird.

(Schluß folgt.)

Der Kampf um den Toten.

3) Von G. Lehr. (Schluß.)

Das militärische Kommando war am Nachmittag des 1. Juni ins Amt Beilstein abgerückt, wo Nachtquartiere bezogen wurden. Den Tag darauf folgte der Weitermarsch nach Dillenburg. Die Regierung zu Weilburg erhob natürlich energischen Protest gegen den Gewaltakt der Dillenburger. Die Tat sei Landfriedensbruch. Von fürstlich weilburgischer Seite aus sei man nicht nur berechtigt, sondern, da der Anschlag der oranischen Regierung frühzeitig in Weilburg bekannt gewesen, auch in der Lage gewesen, den Angriff mit bewaffneter Macht zurückzuschlagen. Aber die Weilburger wollten den Frieden und ein nachbarlich gutes Vernehmen kultivieren. Es wird aber von weilburgischer Seite Satisfaktion verlangt. Die Dillenburger sollen allen an den Pforten von Löhnberg und sonstwie angerichteten Schaden ersetzen, und der Tote soll ad locum unde (an den Ort, wo er ausgegraben wurde) wieder zurückgebracht werden. Im Weigerungsfalle wird „mit den höchsten Reichsgerichten" gedroht.

Zur nochmaligen Ausgrabung der Leiche kam es nun doch zum Glücke nicht. Der Tote blieb in der Kirche zu Niedershausen beerdigt. Aber zwischen den Gemeinden Löhnberg und Niedershausen entstanden jetzt fortwährend Reibereien in Worten und Taten. Als der Henrich Schad von Löhnberg auf der Hardt nach Niedershausen zu ackerte, kam ein Niedershäuser mit der Axt auf ihn zu und sagte: „Wenn wir dich und noch einige aus Löhnberg einmal erwischen, werden wir euch zu Wurmmehl schlagen." Die Tochter des Konrad Schwarz von Löhnberg war von ihrem Vater mit einem Wagen nach Niedershausen geschickt, um dort einige Räder abzuholen. Als sie kaum die Niedershäuser Grenze überschritten hatte, kam ihr der Niedershäuser Müller nachgelaufen und redete sie an: „Wo ist dein Vater, der Mörder? Er wird sich fürchten selbst nach Niedershausen zu gehen, weil er dich abschickt." Dann stieß er das Mädchen mehrere Male mit einem Heegenputzer (Heckenschere), den er in der Hand hielt, in den Rücken. Der schärfste Zusammenstoß zwischen Niedershäusern und Löhnbergern erfolgte aber auf dem Leuner Markt auf Solmser Gebiet. Ein Löhnberger, der über Biskirchen nach Hause gehen wollte, wurde von dem schon bei der Schlägerei bei der Eisenhütte erwähnten Musketier Jakob Michel von Niedershausen auf der Straße ohne jede Veranlassung angefallen und mit dem Seitengewehr am Kopf und Arm stark verwundet. Andere Löhnberger wurden von der solmsischen Polizei bis an den Tiefenbacher Steg geleitet, damit sie auf der linken Lahnseite sicher nach Hause gelangen könnten. Alle diese Fälle wurden durch die Weilburger Regierung der Dillenburger zur Kenntnis und Bestrafung der Schuldigen mitgeteilt. Aber auch jetzt wurde der Spieß wieder umgekehrt. Die Regierung zu Dillenburg antwortete, nicht die Niedershäuser, sondern die Löhnberger seien die Friedensstörer. Die Niedershäuser würden von den Löhnbergern Mörder, kalvinische Teufel (weil Niedershausen reformiert war, Löhnberg dagegen lutherisch) und Teufelspack gescholten. Auch wäre ihnen von den Löhnbergern zugerufen worden, sie, die Niedershäuser, seien mit den „langen kalvinischen Teufelsbüchern" auf die Hütte gekommen. Christian Ringsdorf sei in Löhnberg mit Ertränken in der Lahn bedroht worden. Die Anna Katharina Zipp habe nach Waldhausen gehen wollen, da seien drei Löhnberger, welche Ochsen geführt, auf sie zugekommen und hätten sie höhnisch gefragt ob sie die Toten im Loch hätten, dann hätten sie das Mädchen gescholten und mit Steinen geworfen.

Die beiden Regierungen zu Weilburg und Dillenburg sahen schließlich doch ein, daß es so nicht weitergehen konnte und begannen Ausgleichsverhandlungen. Zunächst mußten die Kurkosten der auf der Hütte Verwundeten bezahlt werden. Sie betrugen 137 Gulden 14 Albus. Natürlich suchte man diese Kosten beiderseitig von sich abzuschieben. Infolgedessen mußte der Hofrat Dr.Viselius zu Braunfels beinahe 8 Jahre, bis zum Jahre 1766, warten, ehe er sein Guthaben erhielt. Nicht weniger als zehnmal hat sich die solmsische Regierung nach Dillenburg gewandt, immer in höflichster Form an die rückständigen Kurkosten erinnernd, bis endlich die oranische Regierung nachgab.

Während dieser Vergleichsverhandlungen suchte die Regierung zu Weilburg ihre Ansprüche auf die Mitherrschaft über die Löhnberger Eisenhütte eingehend durch die in dem Weilburger Archivakten befindlichen geschichtlichen Nachrichten zu begründen. Die Mitteilung dieser Nachrichten aus dem alten Weilburger Archiv sind für die Geschichte der Löhnberger Eisenhütte besonders wichtig. Nach diesen Akten ist die Eisenhütte im Jahre 1609 erbaut worden. Damals richtete der Landschultheiß zum Westerwald Johann Hungrichhausen im Auftrage seines Herrn, des Grafen Georg zu Nassau-Beilstein, ein Schreiben an den nassau-saarbrückischen Ober-

amtmann Gottfried vom Stein und bat um die Erlaubnis der Anlegung eines Eisenhammers an der Weilburger herrschaftlichen Wiese. Da an dieser Stelle zwei Bäche zusammenflössen, sei Wasser genügend vorhanden, sowohl zur Bewässerung der Wiesen als auch zum Betrieb des Hammerwerkes. Es fand nun zunächst eine Ortsbesichtigung statt, an welcher die beiden Beamten, Landschultheiß Hungrichhausen und Oberamtmann vom Stein, teilnahmen. Dann erteilte Graf Ludwig von Nassau-Saarbrücken seine Genehmigung zur Anlage des Werkes unter nachstehenden Bedingungen:

1. Die Hütte dürfe von dem Grafen Georg oder seinem Nachkommen nicht veräußert werden, 2. etwaiger Schaden an der Weilburger Herrschaftswiese sei zu ersetzen, 3. Schlägereien oder sonstige Frevel auf dem Hüttenwerk seien von dem gemeinschaftlichen Gerichte zu ahnden. Graf Georg habe sich für dieses Entgegenkommen seines Vetters höflich bedankt, „Reservationes, weil sie", wie die Worte lauten, „vor sich selbsten billig, ganz gerne accordiret", mithin die gemeinschaftliche Hoheit der beiden Herrschaften über die Eisenhütte ohne Bedenken anerkannt. (Erwähnt wird hier nicht, was aber aus anderweitigen Nachrichten bekannt ist, daß schon vorher, seit 1450, in Löhnberg eine Waldschmiede [Waldsmede] bestand.) Von der im Jahre 1609 erbauten Eisenhütte seien von anfang an jährlich 5 Gulden Wasserzins an die weilburgische Kellerei in Löhnberg errichtet worden. Die Bewohner der Eisenhütte seien von jeher zur Kirche in Löhnberg eingepfarrt gewesen, auch alle Actus ministeriales (Taufen, Trauungen, Beerdigungen) nach Ausweis der Löhnberger Kirchenbücher stets von den dortigen Geistlichen ausgeführt worden. Alle auf der Hütte vorgekommenen Zivil-, Konsistorial- und Kriminal-Justizfälle seien vor den gemeinschaftlichen Beamten oder Justiz-Kollegien verhandelt worden. Hiervon werden nun einige Fälle aus den Weilburger Archivakten angeführt: Dem Hüttenverwalter Höbel, der einen Befehl des gemeinschaftlichen Amtes zu Löhnberg nicht respektiert, sondern dem Überbringer vor die Füße geworfen habe, seien 50 Gulden Strafe diktiert und solche eingezogen worden. Im Jahre 1727 hätte eine Diebsbande des nachts einen großen Diebstahl von Kramwaren auf der Löhnberger Eisenhütte ausgeführt. Diese Bande sei später zu Langendernbach gefangen genommen und an das gemeinschaftliche Amt zu Löhnberg ausgeliefert worden. Einer dieser Bande, Jakob Wolf, sei auch, nachdem er einmal echappieret, aber wieder eingefangen war, von dem gemeinschaftlichen Amt Löhnberg zum Tode verurteilt und hierauf in Löhnberg durch den Strang hingerichtet worden. Letzterer Fall wird auch in der Löhnberger Pfarrchronik erwähnt. Es wird nämlich von dem Pfarrer Frank berichtet, daß er einen armen Sünder an den Löhnberger Galgen begleitet habe. Als letzten Kriminalfall auf der Löhnberger Hütte führt die Weilburger Regierung eine Schlägerei zwischen dem Heimberger Zipp zu Niedershausen und dem Hüttenverwalter Heyer aus dem Jahre 1749 an. Auch für diesen Fall habe die fürstliche Regierung zu Weilburg bei derjenigen zu Dillenburg auf gemeinschaftliche Untersuchung und Bestrafung angetragen, darauf jedoch noch keine Antwort erhalten.

So wurden die Ausgleichsverhandlungen hin- und hergepflogen und führten schließlich zu dem für alle Teile, die Herrschaften wie die Untertanen, erfreulichen Resultat, daß die ganze Gemeinschaft Löhnberg, Amt, Schloß und Hütte, aufgehoben wurde. Das Amt Löhnberg fiel im Jahre 1773 ganz an Nassau-Weilburg, welches dafür die 3 westerwälder Dörfer: Neunkirchen, Hüblingen und Rückershausen an NassauOranien abtrat. Die Übregabe des bis dahin gemeinschaftlichen Amtes Löhnberg an Nassau-Weilburg hat Pfarrer Ebenau in dem alten Löhnberger Pfarrprotokoll recht anschaulich beschrieben:

„1773, den 23. April, kam das Austauschgeschäft mit dem gemeinschaftlichen Amte Löhnberg und denen eigentümlich nassau-weilburgischen Dörfern Neunkirchen, Hüblingen und Rückershausen wirklich zustande, und den 30. desselben Monats geschah die Übergabe. Die Abgeordneten waren von dillenburgischer Seite Herr Regierungsrat Dapping und von weilburgischer Seite Herr Kanzleidirektor Weinrich. Um 10 Uhr wurde mir befohlen, im Zehntenhof vor denen Herren Abgeordneten zu erscheinen in pontificalibus (in Amtstracht). Herr Regierungsrat Dapping entließ mich in einer kleinen Rede meiner gegen seinen Herrn, den Prinzen von Oranien, schuldigen Pflichten und übergab mich an Ihre Durchlaucht den Fürsten von Weilburg als meinen nunmehrigen alleinigen Landesherrn. Hierauf ließ mich Herr Kanzleidirektor Weinrich im Namen seines Herrn huldigen. Um 11 Uhr mußten sich alle Untertanen des Amtes Löhnberg gleichermaßen im Zehntenhof versammeln. Herr Regierungsrat Dapping entließ solche in einer kleinen Rede ihrer bisher gehabten Pflichten gegen seinen Herrn und ermahnte sie zu aller Treue gegen ihren nunmehrigen alleinigen Landesherrn, den Fürsten von Weilburg. Hierauf mußten die gesamten Untertanen dem Herrn Kanzleidirektor Weinrich mit entblößten Häuptern und aufgereckten Fingern den Huldigungseid abschwören. Nachdem nun dieser Actus geschehen war, wurde im Zehntenhof an einer wohlbesetzten Tafel, wozu ich auch invitiret wurde, gespeist. Ein jeder Untertan bekam eine Maß Wein und Weißbrot, welches er mit denen Seinigen zu Hause verzehrte. Das junge Volk tanzte im Zehntenhof und bekamen Bier und Branntwein, so viel als ihnen nötig war.

Gott segne unsern durchlauchtigsten Landesherrn und lasse uns die ihm feierlichst zugesagte Treue aufs beste beweisen und halten! Ebenau, p. t. Pastor."

Moritz Hilf.

2) Erinnerungen aus Nassau vor dreißig Jahren. Von Reg.-Rat Dr. J. Joesten-Bonn. (Schluß.)

Im wesentlichen wollte Hilf drei Forderungen genügen:

1. der unmittelbaren und gesicherten Übertragung der Zugbelastung in gleichmäßiger und fortdauernder Weise auf eine ausreichend große Fläche der Bettung,

2. der Erhöhung der Betriebssicherheit durch ausschließliche Verwendung eiserner Konstruktionsteile,

3. der Verringerung der Erneuerungs- und Unterhaltungskosten durch Ausschluß des Holzes.

Die im Laufe der Jahre gemachten Erfahrungen, welche zeigten, daß die Längsrippe des Hilfschen Systems zur Vermehrung der Tragfähigkeit der Unterschiene nicht erforderlich ist, weil der Bettungskies den Druck genügend aufnimmt und weil sie den von der Unterschiene umfaßten Bettungskörper noch einmal teilt und darum weniger widerstandsfähig macht (vergl. Vortrag des Geh. Rats E. Grüttefien in der Versammlung des „Iron and steel Institute" zu Düsseldorf 25.—28. August 1880, Nrn. 69, 71 und 73 der „Deutschen Bauzeitung", Jahrg. 1880), haben sich die Nachfolger Hilfs, Hohenegger und Menne, zunutze gemacht und deshalb in ihren abgeleiteten Systemen die Mittelrippe fortgelassen.

Mögen auch die im Laufe der Jahre weiter angewandten Systeme eines Haarmann, Vautherin u. a. m. den gesteigerten Anforderungen der Technik entsprochen haben, das Verdienst Hilfs wird hierdurch keineswegs verringert, da seine Erfindung grundlegend und bahnbrechend für die vervollkommneten Systeme anderer geworden ist. Und in diesem Sinne hat sich Hilf in der Geschichte des gesamten Eisenbahnwesens ein Denkmal gesetzt.

Hilfs eiserner Oberbau ist in Belgien, Deutschland, Schweden, der Schweiz (Zentralbahn und Gotthardbahn) und in den Niederlanden vielfach zur Anwendung gelangt.

Auf der im Jahre 1884 zu Berlin abgehaltenen Technikerversammlung des Vereins der Deutschen Eisenbahnverwaltungen wurde bei Beratung der Frage I 9 bezüglich der Erfahrungen über die einzelnen eisernen Oberbaukonstruktionen nach dem Langschwellen-, Querschwellen- und gemischten System in Bezug auf Betriebssicherheit, gute Lage des Gleises in Höhe, Richtung und Spurweite, Unterhaltungskosten, Bettung, Formen, Gewichte, Verbindungsteile und Dauer der Schwellen festgestellt: „daß die Verwendung des eisernen Oberbaues im allgemeinen sich noch auf dem Standpunkte der Versuche befinde und daher endgültige Schlüsse über den Vorzug des einen oder anderen Systems nicht gezogen werden könnten."

Heutzutage ist man nach den übeln Erfahrungen, die man mit dem Langschwellen-Oberbau gemacht hat, vollständig von diesem System abgegangen und zu der alten Querschwelle zurückgekehrt, die vornehmlich als „eiserne" Querschwelle sich bewährt hat. Das Hilfsche System und alle übrigen Nachahmer des Langschwellen-Oberbaues gehören daher heute nur noch der Geschichte an.

Nachdem wir uns nunmehr mit dem wissenschaftlichen Verdienste Hilfs in seinem Berufe beschäftigt haben, wollen wir von dem Berufsgenossen und Menschen Hilf ein Bild zu entwerfen versuchen. Überaus reich an seltenen Lichtblicken ist das Leben dieses einfachen und schlichten Mannes gewesen, wenngleich ihm auch mannigfache Prüfungen nicht erspart geblieben sind. Wie der unermüdliche Mann in seinem Amte, zu welchem ihn einst das Vertrauen seines Herzogs berufen hatte, nach der Einverleibung des Herzogtums Nassau in den preußischen Staat auch seinem nunmehrigen Könige und Kaiser in derselben Anhänglichkeit und Treue weiter gedient hat und mit seinem praktischen Scharfblicke nichts außer Betracht ließ, was zur Förderung seiner Verwaltung gereichen konnte, und wie er dabei keinen seiner Berufsgenossen, Untergebenen und Freunde vergaß und jedem, der seiner bedurfte, in Rat und Tat hilfreiche Dienste zu leisten immer bereit war, dies bleibt in der dankbaren Erinnerung aller, die ihm jemals nahe gestanden haben.

Mit Recht wird Hilf auch das Verdienst zugeschrieben, nach Ausbruch des Krieges seinem Lande die vielen Tunnels (2 auf der Rhein-, 20 auf der Lahnbahn) durch sein entschiedenes Auftreten unversehrt erhalten zu haben, indem er in Audienz bei seinem Landesfürsten von der beabsichtigten Sprengung und Zerstörung der sämtlichen Tunnels, welche törichte Ratgeber des Herzogs ins Auge gefaßt hatten, dringend abgeraten haben soll.

Der Herzog hatte seine besonderen Berater, und in dem Kriegsrat wurde es militärischerseits für absolut notwendig erachtet, die Tunnels der Rhein- u. Lahnbahn zu sprengen, um den verhaßten Preußen den Schienenweg abzuschneiden. Der Herzog, ein überaus kluger Mann, dachte aber weiter, als die kurzsichtigen Herren und ließ kurze Zeit darauf den in diesen Dingen allein sachverständigen Betriebsinspektor Hilf zu sich bescheiden. „Wisse Se, was ich dem Herzog gesagt hawwe?" erzählte mir in der „Schwarzen Katze" des Kasinos der ebenso wein- als schienensachverständige Kollege: „Herr Herzog, wenn Se des duhn, dann bringe Se des Nassauer Land, wenn mir die Preiße draus vertriwwe hawwe, nur in Verwiestung, die Tunnels kenne mer nit mehr mit unserm Geld wider aufbaue — — und wenn Se das duhn, Herr Herzog, dann geht der Moritz Hilf aus dem Land!"

Der Herzog war durch diese Offenherzigkeit des sachverständigen, patriotischen Landsmannes so überzeugt, daß er die bis auf den heutigen Tag noch bestehenden, mustergültig gebauten Tunnels der Rhein- und Lahnbahn zu schonen befahl und durch diesen weiten Blick dem Lande einen nicht zu unterschätzenden Dienst erwiesen hat. Denn, was hätte selbst im Falle der von den Nassauern erhofften Niederlage des Feines das Nassauerland, das dadurch auf lange Jahre vom Verkehr ganz abgeschnitten gewesen wäre, finanziellen Schaden erlitten? !

Moritz Hilf hat sein Heimatland Nassau diese patriotische Tat nie vergessen.

Mit einem ewig gleichen Eifer, einer unermüdlichen Ausdauer und Pünktlichkeit lag er seinen Berufspflichten ob, und seine bewunderungswürdige Arbeitskraft und Rüstigkeit verdankte er, wie er selbst oft sagte, seinem regelmäßigen Leben. Dem Verfasser dieser Zeilen, welcher den würdigen Mann in alter Anhänglichkeit noch 1891 in seinem Schreibzimmer aufsuchte, und dort in derselben Rüstigkeit wie vor 10 Jahren antraf, äußerte er scherzhaft im nassauischen Dialekt: „Mer fahre noch wie friher, hiwwe, und die beese Hesse driwwe!“ (Die Hessen waren die geborenen Wettbewerber der Nassauer auf dem linken Rheinufer.)

In demselben Maße wie Hilf mitteilsam in seinen Gesprächen war, in noch größerem Maße war er auch schweigsam mit seiner Feder, die nicht viel mehr als seinen Namen von sich gab.

War sein Haus und seine Familie lange Jahrzehnte ein gesuchter Mittelpunkt für einen auserlesenen Kreis der nassauischen Gesellschaft und seiner Amtsgenossen und vieler Freunde, so verstand er es auch, draußen in seltenem Maße die Menschen zu fesseln. Im Kasino zu Wiesbaden, der sogenannten „Schwarzen Katze“, entwickelte er allabendlich bei einem guten Tropfen „Erbacher“ eine unwiderstehliche Anziehungskraft und urwüchsigen Humor in ungezwungenem Kreise. Die köstlichen Stunden auf Konferenzen und nach getaner Arbeit, auf den Dienstreisen, beim Bürgermeister in Walluf, bei Altenkirchen in Lorch (woselbst ein auf Hilfs Rat getrunkenes Glas „Pfaffewies“ die durch den Genuß gewöhnlichen Lorchers bereits umnebelten Geister wieder ernüchtert haben soll), beim Trosselwirt in Rüdesheim und bei Moos in Limburg an der Lahn sind für alle Berufsgenossen unvergeßlich, welche im Leben den Vorzug gehabt haben, mit dem ausgezeichneten Manne in Berührung und Verkehr gekommen zu sein.

Die Ortsausstellung in Schwanheim.

Von Eugen Sandmann.

Der Rhein-Main-Verband für Volksbildungsbestrebungen in Hessen und Nassau, der zurzeit 111 körperschaftliche und nahezu 500 persönliche Mitglieder umfaßt, beschäftigt sich auf seinem weiten Arbeitsfelde mit der Veranstaltung von lehrreichen Vorträgen und Volksunterhaltungsabenden, sucht durch die Darbietung klassischer Dramen, sowie Kunstwanderausstellungen die Geschmacksrichtung des Volkes zu verbessern und die Lebensfreude zu erhöhen und wirkt durch Orts- und Heimatsausstellungen geistig anregend auf weite Volkskreise, um in ihnen die Liebe zur Heimat zu pflegen und zu fördern. Eine Veranstaltung letzterer Art war die in Schwanheim in der Zeit vom 11. bis zum 27. August eröffnete Ausstellung, die durch die Reichhaltigkeit des Gebotenen, verknüpft mit einem glücklichen, geistreichen und künstlerischen Arrangement eine merkliche Anziehungskraft nicht nur auf die Ortseinwohner, sondern auch auf weitere Kreise der Bevölkerung im Main- und Taunusgebiet ausgeübt hat. Dieser Umstand veranlaßt uns, auch in der „Nassovia“ der jüngsten Ortsausstellung des Nassauer Landes näher zu treten.

Der geistige Vater der Ortsausstellung ist Professor Dr. Kobelt gewesen, der Vorsitzende des Rhein-Main-Verbandes. Eine Ortsausstellung hat man die Veranstaltung genannt, weil in ihr nur solche Gegenstände zur offenen Schau kommen, welche in irgend einer näheren Beziehung zu Schwanheim stehen. Ein Inventar sollte sie nach Kobelts Worten bilden von alle dem, was Schwanheim an Altem und Neuem besitzt, was es schafft und was es geschaffen hat, und was sich von fremder Arbeit auf Schwanheim bezieht. Es war ein reichhaltiges Inventar; waren doch die weiten Räume der in der Nähe des Waldbahnhofs gelegenen neuerbauten Turnhalle bis auf den letzten Platz „gestoppte voll“. Doch sehen wir uns im einzelnen die reichen historischen, naturwissenschaftlichen und künstlerischen Schätze an, die das alte Frankendorf Schwanheim in seinen Mauern birgt.

Eine historische Abteilung war zunächst in der Ortsausstellung durch Professor Kobelt, der ein eifriger Altertumsforscher und zugleich ein fleißiger Sammler von Altertumsfunden ist, nach besten Kräften ausgestattet. Feuersteinschaber aus der ältesten Steinzeit, sogenannte Eolithe, Steinwaffen aus der mittleren und späteren Steinzeit, darunter eine wundervoll gearbeitete und gut erhaltene Lanzenspitze aus Feuerstein und weitere Reste aus den im Schwanheimer Wald vor Jahren aufgedeckten Hünengräbern. Professor Kobelt, der uns in der Ausstellung in liebenswürdigster Weise führte, mußte leider bekennen, daß gerade die wertvollsten Funde prähistorischer Natur in die Museen von Wiesbaden, Frankfurt und Höchst gewandert seien; auf eine Herausgabe, auch nur eine leihweise, war bei den Verwaltungen nicht zu rechnen.

Reichhaltigeres bot die naturwissenschaftliche Abteilung, in welcher wir Käfer- und Schmetterlingssammlungen bewundern konnten, die um so mehr unseren Beifall fanden, als sie von einem Schlossergesellen und dem Waldförster des Ortes so nett zusammengestellt und ausgearbeitet waren, daß sie einem Mann der Wissenschaft alle Ehre gemacht hätten. Daneben befanden sich Baumabschnitte verschiedener Holzarten mit Altersangabe, ausgebalgte Waldvögel, Reh- und Hirschgeweihe. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienten die Gesteinssammlungen, die erkennen ließen, wie das gesteinsarme Schwanheim, dessen Boden eine große Sandebene bildet, doch eine Fülle von Repräsentanten der verschiedensten Mineralien aufzuweisen hat, die auf dem Wege der Flußschiebungen oder durch Menschenhand hierher geschafft worden sind. Granit aus dem Odenwald, Gneis aus dem Spessart, der vor Jahrtausenden, in Eis verpackt, seine Wanderfahrt in die Mainebene ausgeführt hat, Quarzitblöcke vom Alttönig, Sandsteine vom oberen Main, Grünstein aus dem Kreis Biedenkopf, vulkanische Bomben, die Kobelt aus Neapel mitgebracht hat, Lava des Ätna und Basalte vom Rhein waren da zu sehen. Unmöglich können wir alle die kleineren Gesteinsbrocken und -bröckchen aufzählen, die da aufgespeichert lagen. Wir möchten aber im Anschluß daran bemerken, daß Professor Kobelt Mineraliensammlungen zusammenstellt und an Schulen umsonst abgibt; vielleicht benutzt mancher Lehrer die Gelegenheit, um auf diese Weise in den Besitz von gutem Anschauungsmaterial zu gelangen.

Die am reichsten ausgestattete Abteilung war die künstlerische. Was hat ein Bauerdorf am Main mit der Kunst zu tun? O mehr, als mancher glaubt! Eine in der Ausstellung von Arnold Wachendörfer ausgehängte, mit vielem Fleiß gearbeitete Stammtafel gab in kurzen Umrissen einen geschichtlichen Rückblick auf Schwanheims Bildhauer und Vergolder. Als Vater der Bildhauerkunst ist Franz Leimer aufgeführt, der sich im Jahre 1750 in Schwanheim niederließ, und der Erzvater der Schwanheimer Vergolder ist Johann Wachendörfer, der sich um dieselbe Zeit in Schwanheim ansässig machte. Sie und ihre Nachkommen haben in dem stillen Maindorf die Kunst zu Ruf, Flor und Ansehen gebracht. Noch manches am

Orte vorhandene Werk legt rümliches Zeugnis davon ab. Auch heute noch huldigt eine Anzahl Künstler den Traditionen der Väter. Wir führen nur die Firma Wachendörfer u. Co. an, die in Frankfurt a. M. ihren Sitz hat, deren Ateliers sich aber hier in Schwanheim in ihrem Stammhause befinden; doch ist das Kunsthandwerk der Bildhauer und Vergolder zurückgegangen. Gegen die großkapitalistische Produktion konnte der kleine Kunsthandwerker nicht aufkommen; auch spricht der Stil mit, der zurzeit ein anderer ist als vor 30 und mehr Jahren. Man schnitzt nicht mehr so viel Rahmen, das Vergolden ist zu teuer; man wählt einfachere Sachen die mit Flitter überzogen sind, ihren Platz ausfüllen und den Nichtkenner täuschen. Schwanheim hat aber trotzdem noch Künstler, die in der Ausstellung würdig vertreten waren; vor allem Franz Gastell der zum Gelingen der Ausstellung wesentlich beigetragen hat. In einem besonderen Raum hatte man die Kunstwerke des Bildhauers untergebracht. Auch er war freundlich genug, uns die nötigen Erläuterungen zu geben. Wir bemerkten die Originalskizze einer Giebelgruppe, ein Sinnbild der Stärke, welche 1880 von Gastell am K. K. Hofburgtheater in Wien zur Ausführung gebracht wurde; ein Gipsrelief „Der Tod Abels“ in ergreifender Darstellung; eine goße Anzahl kleiner Figuren, die von Gastell in der Zeit von 1820 bis 1840 geschnitzt wurden; Statuen und Reliefs von hohem künstlerischem Wert; ein Modell zu einem Altar: die „Vierzehn Nothelfer“, dessen Ausführung sich in der katholischen Kirche zu Sossenheim befindet. Auch der prachtvolle Hochaltar unserer Kirche ist nach den Plänen Gastells ausgeführt und eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. In der Ausstellung war nur eine Photographie desselben. Außer den Gastellschen Arbeiten waren künstlerische Erzeugnisse von J. A. Berz, August Henrich, Josef Huth, J. K. Berz, Jakob Ostheimer, J. F. Safran, Leopold Gastell, Johann Herber, Georg Großmann, Johann Belz und anderen ausgestellt. Letzterer, ein jüngerer Schwanheimer Bildhauer, hatte eine moderne Bauerstube gestellt, die er mit Erzeugnissen seiner Muse geschmückt hatte. Daß wir es in ihm mit einem tüchtigen Talent zu tun haben, sieht man daraus, daß die Frankfurter Künstlergesellschaft, die ein Preisausschreiben für den Entwurf einer Jubiläumsplakette erließ, unter 11 Bewerbern dem jungen Schwanheimer den ersten Preis zuerkannte und seinen Entwurf zur Ausführung bestimmte. Hatte die Jugend die moderne Stube gestellt, so war die alte Bauernstube und ihre Dekoration ein Werk des Seniors der Schwanheimer Künstlerschaft, des mehrfach erwähnten Franz Gastell. Eine detaillierte Beschreibung des Zimmers nebst der angeschlossenen Küche wollen wir uns schenken, da die Älteren der gegenwärtigen Generation die Einrichtung der großväterlichen Wohnräume aus eigener Anschauung kennen. Noch sei des Sonderraumes der Firma Wachendörfer u. Co. gedacht, in welchem Muster von vergoldeten Rahmen verschiedenster Art, sowie Gemälde bedeutender Künstler ausgestellt waren. Im Anschluß an die kurzen Ausführungen über das Schwanheimer Kunsthandwerk, auf das wir mit Genehmigung der Redaktion später noch ausführlicher zurückkommen werden, möchten wir auch noch einer zweiten Kategorie Schwanheimer Künstler gedenken, welche die Ausstellung auch reichlich beschickt hatten. Wir meinen unsere Sänger, die sich nicht nur in den Kreisen der nassauischen Sängerwelt, sondern auch in dem angrenzenden Großherzogtum Hessen und in der Rheinprovinz besten Rufes erfreuen. Sie glänzten durch den Reichtum ihrer ehrenden Preise, die sie im Wettkampf auf Gesangsturnieren erstritten haben.

Soll ich nun noch die wunderbaren Erzeugnisse erwähnen, die Schwanheim als traurige Andenken an die Griesheimer Fabrikexplosion aus 1901 besitzt, oder die vielen Sachen und Sächelchen mancherlei Hausrats aus alter Zeit? Gegenstände aus Zinn und Porzellan, aus Horn und Holz, aus Eisen und echtem Silber? Landwirtschaftliche Geräte waren vertreten, neben dem Spinnrad und der Haspel, Waffen aller Art, Bosselarbeiten als Erzeugnisse freier Stunden, Handarbeiten von Frauen aus alter und neuer Zeit fanden die Bewunderung des weiblichen Geschlechts. Selbst die Schule war nicht zurückgeblieben und hatte ihre Anschauungsmittel, gekaufte und selbstgefertigte, ausgestellt, zur Abrundung des Ganzen.

Aus diesen kurzen Ausführungen erkennt der Leser schon zur Genüge, daß man es in der Schwanheimer Ortsausstellung mit einem großartigen Unternehmen zu tun hatte, von dem die „Frankfurter Zeitung“ in diesen Tagen schrieb: Traurig ist, daß die interessante Sammlung bald wieder in alle Winde zerstreut werden soll. In anderen Orten, wie Herborn, Oberlahnstein und Marienberg, hat man es verstanden, solchen Museen dauernden Bestand zu verschaffen, sollte das in Schwanheim nicht möglich sein? Sollte die Gemeinde nicht einen Raum zur Verfügung haben, in dem wenigstens ein kleiner Teil der jetzt ausgestellten Dinge bleibend als Grundstock eines Ortsmuseums vereinigt werden könnte? Auf die beachtenswerte Frage sind wir zu antworten in der Lage. Gewiß wäre die Sammlung und Aufbewahrung von all den alten und neuen interessanten Gegenständen in einem Ortsmuseum wünschenswert und für die zukünftigen Geschlechter von hohem Bildungswerte; aber die Unterbringung in einem eigenen Hause, die Verwaltung desselben und andere zu ergreifende Maßnahmen würden einen Kostenaufwand erfordern, der in die Tausende ginge. Wo sind die Männer, die bereit sind, derartige Opfer zu bringen? Aber auch die Besitzer der Ausstellungsgegenstände werden noch lange nicht bereit sein, ihre lieben Sachen, die vielen wertvolle Andenken sind, die sie von Generation zu Generation in treuer Hut halten, herzugeben für ein allgemeines Museum. Es ist daher auch seitens des Urhebers der Schwanheimer Ausstellung, des Professors Kobelt, der von anderer Seite angeregte Gedanke nicht weiter in Erwägung gezogen worden; man hat den Besitzern ihre Sachen mit Dank zurückgegeben und sich begnügt mit dem Gedanken, das Gute gewollt und auch erreicht zu haben, nämlich das Gute, weiteren Kreisen zu zeigen, was selbst in einem kleinen Dorfe an Kunstschätzen vorhanden ist, an wertvollen Dingen, in deren Besitz sich der Dörfler glücklich fühlt, auf die er stolz ist.

Wenn wir nun zum Schluß noch die finanzielle Seite des Unternehmens berühren, so müssen wir betonen, daß sich solche Heimatausstellungen nicht überall so leichterdings bewerkstelligen lassen, es ist mit ihnen ein hohes Maß von selbstloser Arbeitsfreudigkeit im Dinste des Volksbildungswesens verbunden, wozu noch die Aufwendungen in barem Gelde kommen, die sich notwendigerweise ergeben. Die Kosten haben sich etwa auf 1200 Mark belaufen, die, dank dem befriedigenden Besuch, unter dem sich auch die Spitzen der Behörden, wie der bei uns in gutem Andenken stehende Regierungspräsident Dr. von Meister, sowie Landrat von Achenbach und Landeshauptmann Krekel befanden, durch die Einnahmen aus Eintrittsgeldern konnten gedeckt werden.

Sollen wir derartige Ausstellungen der Allgemeinheit zur Nachachtung empfehlen? Gerne tun wir es, und wo ein einzelner Ort nicht in der Lage ist, ein derartiges Unternehmen auszuführen, da können sich mehrere zusammenschließen, ein Amt oder ein Kreis. Was in Schwanheim möglich war, dürfte an anderen Orten keine Unmöglichkeit sein. Heraus, ihr nassauischen Volksfreunde, sammelt das Alte, das Sehenswerte aus Natur und Kunst, zeigt dem Volk die Schätze in übersichtlicher und wohlgeordneter Weise und lehrt es, die Heimat lieben, weckt den beglückenden Heimatsinn!

Der Juliansbrunnen.

2) Erzählung aus dem spanisch-französischen Kriege. Von August Herber. (1. Fortsetzung.)

II.

Der Wind hatte sich gelegt, und man konnte das entfernte dumpfe Gerassel von Trommeln vernehmen.

„Die Franzosen kommen!“ sagte Pablo.

„Ja, die Franzosen“, fügten die andern zähneknirschend hinzu.

„Ein Kieselstein und ein Strickendchen“, murmelte

Dolores ganz leise; „wir müssen den Zucker ins Wasser werfen."

Keine der Frauen sprich dagegen; man verbarg sich nur etwas vor Juan, dem Buckeligen und den Anhängern Rositas, die im Verdachte der Lauheit standen und von dem Vergiften der Brunnen nichts wissen wollten.

Ein Kieselstein wurde an das mit Wachssiegeln versehene Pergamentpäckchen geknüpft und dieses in die Quelle geworfen, deren Wasser sich sofort mit kleinen, weißen Kügelchen bedeckte, als ob man Zucker hineingeworfen habe.

In diesem Augenblick ertönte lebhaft der Schall der Trommeln und Pfeifen; man hörte den Marschtritt von Truppen und sah diese im Geschwindschritt sich nähern.

Es waren drei Kompagnien des zweiten nassauischen Regiments.

Vorauf marschierte die Schützenkompagnie unter Hauptmann Müller, ihnen folgte der Kommandierende, Oberstleutnant von Holbach, und dann sah man zwei Grenadierkompagnien, schmucke Leute mit biederen, fröhlichen Gesichtern.

Die grünen, kurzen Röcke mit den rotwollenen Epaulettes und Fangschnüren, waren zwar schon etwas abgetragen, aber sauber gehalten, und die bärtigen Gesichter unter den schweren Tschakos machten einen recht martialischen Eindruck.

In Voraussicht des nahen Lagers schritten sie lustig singend einher.

Die spanische Menge beunruhigte sie wenig; sie brachen vielmehr in ein lautes Gelächter aus, als jene bei ihrem Herannahen wie eine Schar unheimlicher Nachtvögel auseinander stoben, vor ihrem Verschwinden die Fäuste ballten und ohnmächtige Drohungen ausstießen.

Die Truppe war inzwischen auf dem Platze vor dem Brunnen, auf dem sich der lärmende spanische Pöbel vorher bewegt hatte, angekommen.

Man schlug die Lagerzelte auf, und als die lodernden Flammen der Feuer in den Zweigen der Bäume wiederzustrahlen begannen, ließ sich plötzlich aus der Ferne der Trab eines Pferdes vernehmen.

Bald wurden die Umrisse des Reiters und des Tieres sichtbar, und: „Werda!" rief auch schon der Wachtposten, der am Saume des Gehölzes aufgestellt war.

„Amigo!" war die Antwort des Reiters, der in demselben Augenblicke seinem Pferde die Zügel schießen ließ, so daß das prächtige Tier in drei Sätzen den Brunnen erreichte.

„Der Correo!" riefen die Soldaten, und: „Guten Abend, ihr Herren!" begrüßte der Kurier, denn ein solcher namens Ferrand war der Ankömmling, die Offiziere in deutscher Sprache.

Monsieur Ferrand war nämlich ein Elsässer.

„Wie geht es Ferrand?" fragten die Hauptleute Müller, Tecklenburg und Spitz, und schüttelten dem Kurier die Hand. „Bringen Sie Nachrichten aus dem Hauptquartier?"

„Ich komme wenigstens von Talavera und bringe Botschaft von Soult."

„Wird man sich bald schlagen?"

„Soult möchte es lieber heute, als morgen; aber er muß warten, bis es dem Könige und Victor gefällig ist. Finde ich Herrn von Holbach in seinem Zelte?"

„Ja. Er hat Befehl gegeben, Sie gleich nach Ihrer Ankunft zu ihm zu führen."

„Erst muß ich „Cid" versorgen", entgegnete Ferrand vom Pferde steigend; „das wackere Tier kann nicht länger warten."

Er schritt ohne weiteres zu dem wichtigen Geschäft, sein Pferd zu versorgen und fuhr, sich mit verbindlichem Lächeln an die Offiziere wendend, fort:

„Wenn es sich um „Cid" handelt, muß selbst der Kommandierende General warten."

Das Tier, augenscheinlich von arabischer Zucht, war ein herrlicher Goldfuchs, und schien mit sichtlichem Wohlbehagen die Pflege seines Herrn zu empfinden.

„Nun noch zum Brunnen, Cid", sagte Ferrand, und klopfte schmeichelnd den Hals des Tieres.

Langsam schritt er, den Zügel im Arm, der Quelle zu, und die Soldaten drängten sich mit Trinkgefäßen hinter ihm her.

In dem Augenblicke, wo das edle Roß seinen Hals erhob und die Zunge herausstreckte, um das kühle Naß zu sich zu nehmen, trafen plötzlich die Blicke Ferrands auf ein kleines Häufchen Steine, die in Kreuzesform rechts von dem Brunnen lagen.

Kaum hatte er diese erblickt, so fiel er seinem Pferde in die Zügel, zog es mit Blitzesschnelle zurück und rief mit zitternder Stimme:

„Es hat doch noch niemand von diesem Wasser getrunken?"

Die verhängnisvolle Frage geschah in demselben Augenblicke, als der Korporal Harz — er stammte von Bärstadt — seinen gewaltigen Schnurrbart aufdrehte und den Becher an die Lippen setzte, welchem Beispiele alle die Durstigen, die ringsumher standen, folgten.

Die durchdringende Stimme Ferrands war in dem ganzen Lager vernommen worden, und der Ton war ein so warnender gewesen, daß in jedem eine Ahnung der schaudervollen Wahrheit aufzuckte.

„Keiner unterstehe sich zu trinken!" befahl Hauptmann Tecklenburg in atemloser Eile.

Aber der Befehl war überflüssig, ein jeder hatte begriffen, daß das Wasser des Juliansbrunnens „gezuckert" war.

Mit diesem Ausdrucke bezeichnete die spanische Rachsucht den Akt feiger Grausamkeit, das Wasser der Brunnen mit Arsenik zu versetzen.

Die Soldaten entleerten mit allen Zeichen des Abscheus ihre Trinkgefäße, und Ferrand, der unterrichtet worden war, das Pferd des Oberstleutnants habe von dem Wasser getrunken, eilte sofort dem Zelte zu, welches dem Tiere zum Stalle diente.

Kaum war das eine Ende der Leinwand aufgehoben worden, so konnte man das arme Pferd auf seiner Streu ausgestreckt sehen, den Kopf nach rückwärts hängend, die Augen blutrünstig, allem Anscheine nach in Todeskrämpfen ringend.

Diese Zuckungen hörten aber bald auf; das Tier stieß ein letztes, schmerzliches Wiehern aus und blieb dann regungslos liegen.

Ferrand zog ein Fläschchen aus der Tasche und versuchte, einige Tropfen aus ihm zwischen die er-

starrenden Kinnladen des Pferdes zu träufeln; er ließ aber bald dessen schweren Kopf zurücksinken, und wandte sich dem Oberstleutnant zu, der inzwischen aus seinem Zelte zum Vorschein gekommen war.

„Das Tier ist krepiert, Herr Oberstleutnant", sagte er, „gedulden Sie sich noch so lange, bis ich Ihre Leute zu einer anderen Quelle geführt habe."

„Gehen Sie, und beeilen Sie sich, Monsieur Ferrand", erwiderte der Offizier, und wandte sich wieder in sein Zelt zurück.

„Das Vieh ist so kalt, wie wir alle jetzt wären", brummte Korporal Harz, „hätten wir von dem Wasser des Teufelsbrunnens getrunken."

„Ich kenne eine andere Quelle, ganz in der Nähe", bemerkte Ferrand, „deren Vorhandensein mir durch Zufall offenbart wurde."

Etwa zwanzig Schritte von dem Juliansbrunnen entfernt lag ein großer Steinblock.

Ferrand tastete einen Augenblick an dem Felsen umher und entdeckte bald einen Eisenring, der in den Stein eingelassen war.

Er befahl den Soldaten, an dem Ring zu ziehen; der Block bewegte sich, und aus der Öffnung, die nun entstand, schoß ihnen ein klarer Quell entgegen.

„Hier könnt ihr ohne Furcht trinken", wandte sich der Kurier an die Leute; „die Giftmischer sind auch durstig und haben sich diesen Platz vorbehalten."

Zur Bekräftigung seiner Rede schöpfte er von dem Wasser und trank in langen Zügen.

Einen Augenblick später stand er an der Schwelle des Zeltes des Oberstleutnants, dessen Vorhang sich bald hinter ihm schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

J. B.-G. **Das Untergericht zu Eppstein.** Die Untergerichtsbarkeit zu Eppstein, Gebot, Verbot, Angriff, Frevel und Bußen, stand beiden Herren, dem Landgrafen von Hessen und Kurfürsten von Mainz, gemeinsam zu. Das Untergericht wurde mit Bürgern aus Eppstein besetzt; jedoch nahm man wegen der geringen Bürgerschaft zu Eppstein auch Schöffen aus Lorsbach, Bremthal und anderen nächstgelegenen Dörfern im Kirchspiel, welche Dörfer alle zum Untergerichte gehörten. An diesem Unterrichte bediente man sich der „Gemeinen hessischen und königsteinischen Gerichts- und Landesordnung" wie zu Butzbach und andern gemeinen Flecken. Dieselbe ist zu Eppstein publiziert und das Gericht auf dieselbe angewiesen; „auch haben die Eppsteiner ihre eigenen statuta und Gewohnheiten, sonsten aber halten sie sich an den gemeinen Kaiserlichen beschriebenen Rechten. Gleichwie auch dies Untergericht in beider Herren Namen gehegt wird, also gehört auch die Appellation davon für beide Herren gemeinsam. In Vorjahren hat wohl dies Untergericht zu Eppstein, wenn die Schöffen etwa einer Sache nicht weise genug waren, sich bei dem Stadtgericht Frankfurt Rats geholt und daselbst den Oberhof gesucht; nunmehr aber holen sich die Schöffen in solchen Fällen Recht erstlich bei beider Herren-Amtmänner, und da sich aber die beiden nicht vergleichen können, läßt man es fürders an die Juristen-Fakultät oder beider Herren Kanzelei zu Marburg und Mainz gelangen."

J. B.-G. **Tropfsteinhöhlen.** Zwischen Haiger und Langenaubach findet der Naturforscher Steingewölbe mit Tropfsteinbildung, von denen Johannes Krafft in seinem Centifolio Nassa-Dillenburgico oder Nassau-Dillenburgischen Blumenstrauß also schreibt:

„So ist im Häger ampt bei Aubach auch zu sehen,
Wen man dem Wasser nach recht aufwärts pflegt zu gehen,
Das wilde Weiber Haus in einem hohlen Felsen;
Ob sie genennet war'n Mätz, Uckschen oder Elfen,
Gilt eben gleiche viel; nur daß man mag betrachten,
Wie man im Altertum in Felsen können machen,
Gleich einem Keller weit, ein groß und tieffe Höhlen,
Worinnen Menschen sich zusammen konnten gesellen."

Derartige Höhlen wie bei Haiger findet man auch weiter nordwärts bei Oberdresselndorf, im Amte Burbach, an der Straße nach Neunkirchen. Es ist die wilde Weiber Leye. Sie besteht aus ungeheuer großen Steinen, welche in dem Gebüsche von der Natur dergestalt geordnet sind, daß sich unter diesen Steinen längs dem Berge hin, viele Kammern und Gewölbe gebildet haben, welche so hoch sind, daß ein Mensch aufrecht darin stehen kann. Die Eingänge sind allemal vom Tale aus und besonders gefährlich. Diese Gemache nennt man das Wild-Weiberhäuschen. Oben dran steht ein 15 Fuß hoher Stein, die Wild-Weiberkirch genannt. Darunter ist ein moosiger Platz; das ist der Wild-Weiberdanz. Manche Volkssage schlingt sich um die erwähnten Stätten.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

* **Othello**, Trauerspiel in 5 Akten von W. Shakespeare, neu einstudiert am 4. September. — Nach der oft gegebenen Oper von Verdi, der Verballhornung des gewaltigen Dramas, — derartige Veroperungen sollten verboten werden — jenes Drama selbst auf der Bühne zu sehen, nach langer, langer Zeit wieder einmal, mußte einen jeden Verehrer echter Schauspielkunst von Herzen erfreuen. Freilich war bedeutend, man könnte sagen bedenklich viel, gestrichen worden. Unseres Erachtens hätte die Straßenkampfszene nicht wegfallen dürfen, dafür aber die Mordszene stärker beschnitten werden können; sie war so wie so von gräßlicher Realistik. Aber wir haben uns beschieden, da im übrigen die *Regie* Meister Köchys trefflich gewaltet hatte und das *Ensemble*, eigentlich gar nicht mehr auf die pathetische *Dramatik* zugeschnitten, doch alle Mühe aufwandte, shakespearisch zu kommen. Fügen wir noch hinzu, das echte, stimmungsvolle Milieu der Dekorationen und Einrichtungen und die prächtige historische Gewandung und Ausstaffierung, so können wir vom Gesamten hochbefriedigt sein. — Unter den Darstellern ragte Herr Leffler als Mohr über alle hervor. Er lebte seine Rolle, er schuf eine wahre Gestalt des tapfern, treuherzigen, liebenden Schwarzen, der sich dann unter den satanischen Einflüsterungen in einen leidenschaftlichen Menschen, zuletzt in eine erbarmenlose Bestie verwandelt. Diese Wandlung, diese Steigerung war natürlich und verständlich. Frl. Ressel lieh der Desdemona alle Züge der persönlichen Lieblichkeit und der Hingebung an den großen Mann, den sie in Othello mit Recht sieht, ferner alle jene Züge der duldenden und vergebenden Seele, die wir an der Prachtschöpfung des Dichters finden wollen. Herr Tauber gab den Teufel von Jago zu laut; dieser Mensch ist ein nebenausschielender, schleichender, flüsternder Geselle, und demgemäß muß er auftreten und agieren. Herr Malcher als Cassio führte seine stark beschnittene Rolle gut durch. Frau Rodius-Doppelbauer machte die zwiespältige und schwierige Stellung der Emilie vor allem durch ein gutes Spiel glaubhaft. Herr Zollin war ein würdiger alter Brabantio, Herr Kober ein versöhnender Doge. Der Montano des Herrn Striebeck war ansprechend; den Stutzer Rodrigo hätte der neue Herr Strial mehr blasiert als borniert auffassen dürfen. Die Nebenrollen waren gut vertreten, die Volksszenen lebendig. Leider war das Haus nur halb besetzt; aber die Erschienenen waren dankbar und beifallsfreudig.

Das Hoftheater hat mehrere schwere Verluste zu beklagen. Am 24. VIII. ist Sänger F. Adam, am 3. IX. Chorsänger E. Baumann, am 7. IX. Kammersänger J. Müller gestorben. Müller, 1860 in Frankfurt geboren, anfangs Volksschullehrer, bildete sich auf dem Raffschen Konservatorium bis 1883 aus, wurde nacheinander in Breslau, Stettin und Neustrelitz engagiert, und kam 1886 nach Wiesbaden, wo er bis jetzt, also 21 Jahre, wirkte. Zum Kammersänger wurde er 1898

ernannt. Verheiratet war er seit 1891 mit einer Freiin von Ziegler-Klipphausen. Ein großer, echter Künstler ist mit ihm geschieden.

Residenztheater.

= **Die Welt ohne Männer,** Schwank in 3 Akten von Alexander Engel und Julius Horst, zum erstenmal am 31. August, zum drittenmal am 3. September. — Die neue Saison führte sich mit diesem Stück recht vorteilhaft ein, und die vortreffliche Regie des Herrn Dr. Rauch hatte alle Sorgfalt auf eine vollkommen musterhafte Darbietung verwandt. Denken wir uns so eine Art weiblichen Bohèmelebens im 4. Stock eines Wiener Mietshauses. Und denken wir uns weiter drei jugendliche Männerfeindinnen in einem Stübchen zusammen hausend, über dessen Schwelle kein Mann darf. Namentlich die eine der Heldinnen ist sehr erbost über alles, was männlich ist, und wenn es auch nur — der Tee ist. Nun kommt plötzlich ein junger Liebhaber einer Frau, von deren Ehemann verfolgt, zur Tür des Jungfrauenstübleins hereingestürzt und bittet um kurze Unterkunft, bis der Verfolger vorüber sei. Die Damen sind erst sehr entsetzt (sie saßen im Negligee um die Lampe); dann faßt sich die Tonangeberin Gusti, um den Jüngling zu veranlassen, sich zu entfernen. Dieser widersetzt sich, muß aber schließlich — durchs Fenster, das Bügelbrett als Brücke benutzend, in die gegenüberliegende Stube der Nachbarin „rutschen", um so die drei nicht zu kompromittieren, die daraufhin ihre verschiedenen Nachtlager aufsuchen und von dem „reizenden Max", als welcher der Verfolgte sich vom Bügelbrett aus vorstellte, zu schwärmen. Die Gusti ist bald total in ihn verliebt, und nach längerem Versteckenspielen finden sich die beiden fürs Leben. Auch die anderen Männerfeindinnen sehen, allerdings weniger widerstrebend als Gusti, ein, daß es zu zweien doch schöner sei als allein, und verloben sich ebenfalls. So ist ihre Welt ohne Männer sehr schnell umgetauscht in eine Welt mit Männern. Die Charakterzeichnungen können als recht gut gelungen bezeichnet werden. — Vorzüglich waren die Damen Blanden als Gusti und Noormann als Christine, sowie die Herren Bartak als Max und Rücker als Gamperl, dieser erst sehr weiberfeindlich, dann sich eines bessern besinnend, indem er die Christine zur Frau begehrt. Frl. Sandoris Spiel schien oft etwas manieriert. Alle übrigen Darsteller boten recht nette Leistungen.

= **Der Dieb,** ein Stück in 3 Aufzügen von Henry Bernstein, deutsch von Rudolf Lothar, zum erstenmal am 7., zum drittenmal am 10. September. — Mit dieser zweiten Novität konnte Dr. Rauch einen glänzenden Erfolg verzeichnen, und mit Recht. Es ist ein packendes, spannendes Stück. Ein junges Ehepaar, zärtlich wie Turteltäubchen, weilt bei seinen besten Freunden, dem reichen Ehepaar Legardes, auf dessen Schloß. Bis dahin zahlte die junge Frau, die sich stets elegant kleidete, um ihrem Manne immerwährend zu gefallen, ihren Lieferanten regelmäßig in kleinen Teilen von ihrer Schuld ab. Diese wollen sich aber der stetig höher anwachsenden Summen wegen mit solchen kleinen Abschlagszahlungen nicht mehr zufrieden geben. Anstatt sich nun ihrem Manne — sie hat ihm sowie ihren Freunden aufgebunden, sie kaufe so billig ein — zu offenbaren, fällt sie noch tiefer in Schulden. Nun war sie eines Tages Zeugin, daß ihre Freundin eine größere Summe achtlos in eine Schublade schloß. Das veranlaßt sie dazu, sich das Geld anzueignen. Heimlich erbricht sie die Lade, nimmt die paar Tausend und zahlt von ihren Schulden ab. Dies wiederholt sich öfters, bis die Eigentümerin es bemerkt. Ihr Mann verschafft sich nun heimlich einen berühmten Detektiv und führt ihn als Bekannten im Schlosse ein, um ihm so Gelegenheit zu geben, ungestört und unbeachtet zu sondieren. Dieser legt eine Anzahl Scheine in das Fach, die er vorher gezeichnet hat; auch sie werden gestohlen. Nun bezeichnet er, auf anscheinende Beweise hin, den Sohn des Schloßherrn aus erster Ehe als den Dieb; denn er hat ihn öfters in das bewußte Zimmer gehen sehen. Der Vater ist über diese furchtbare Entdeckung außer sich und beschließt, den Sohn einige Jahre auf seine Plantagen in Brasilien zu verbannen. Der junge Mann nimmt auch wirklich die Schuld auf sich; denn er ist über beide Ohren in Frau Voysin verliebt, der er die Liebesbriefe ins Zimmer legte, die ihn aber für das törichte Verhalten auszankte. In ihrer Furcht entdeckte sie nun dem Jüngling ihre Verfehlung, und um sie vor Schmach zu retten, gibt er zu, der Dieb zu sein. Aber es ist nichts so fein gesponnen — —. In einer Schlafzimmerszene entdeckt Voysin in der Brieftasche seiner Frau 6000 Franken, eine ihre Verhältnisse überschreitende Summe. Marie Luise gibt sie erst als Erspartes an, verstrickt sich aber dann in andere Ausreden, bis sie nach langem Hinundher ihrem Manne gesteht, daß sie den Diebstahl von zusammen 21 500 Franken begangen hat. Sie hatte dann ihn, der sofort seine Freunde benachrichtigen wollte, schließlich schon so halb zu ihren Gunsten beruhigt, nachdem sie ihm ihre Beweggründe klargelegt, da plötzlich fällt ihm erst auf, warum denn der junge Fernand die Schuld auf sich genommen habe. Er fragt und ahnt und wütet dann in erklärlicher Eifersucht. Sie gibt zu, daß ein harmloses, kindisches Spiel bestanden habe, aber untreu sei sie nicht. Dieses glaubt er nicht. Am andern Morgen, durch den herzbewegenden Abschied des Jünglings von seinem tiefgebeugten Vater aufgerüttelt, bekennt sich Frau Voysin, mit lautem Schrei dem Hausherrn zu Füßen fallend, als Schuldige. Dieser verzeiht der „armen Kleinen" großmütigst; ebenso tun dies alle andern. Durch den Entschluß seiner Frau, statt des Fernand mit ihm selbst nach Brasilien zu gehen, wird es Voysin glaubhaft, daß seine angebetete Marie Luise alles aus Liebe zu ihm getan hat, und er willigt in ihren Entschluß ein. Noch hält sie eine wahrhaft schwesterliche Aussprache mit ihrem jungen Anbeter, der schier verzweifeln will, daß er sie verliert, ihr aber versprechen muß, sich kein Lied anzutun. So löst sich die Spannung allgemein, auch in den Zuschauern. Geschickt aufgebaut, dramatisch, namentlich im Dialog des 2. Akts, spannend bis zum Ende war das Stück selbst, und die Darstellung trug auch nicht wenig zum Erfolge bei. Vor allem können wir in Frl. Hammer (Nachfolgerin von Frau Rosner) eine vorzügliche Kraft begrüßen; sie verkörperte die Marie Luise mit aller Eleganz, Liebenswürdigkeit, Verliebtheit und im 2. und 3. Akte mit seelischem Empfinden und großem Temperament. Ihr zur Seite stand Herr Hetebrügge als Voysin; auch ihm gebührt volles Lob ebenso dem gleichfalls neugewonnenen Herrn Köhler als Fernand, Herrn Miltner-Schönau und Frl. Noormann als Ehepaar Legardes und Herrn Hager als Detektiv.

Literatur.

* **Geschichtliches über den Bergbau bei Ems.** Von H. L. Linkenbach. 22 S. Ems, H. Chr. Sommer. — Das Schriftchen, dessen Inhalt sich mit den Veröffentlichungen des Verfassers in Nr. 22 u. ff. der „Nassovia" von 1904 deckt, ist als Festgabe den Teilnehmern der 48. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure vom Blei- und Silberbergwerk Ems überreicht worden. Es präsentiert sich nach innen und außen recht gut.

* **Wildbad Schlangenbad.** Seine Heilwirkung und Eigenart. Von Dr. M. v. Nießen. 88 S. Pr. 1 M. Wiesbaden, H. Rauch. — Die Fassung, der Inhalt und die Form dieser Schrift, sind derart, daß sie den Besuchern des berühmten nassauischen Heilbades als vortrefflicher Führer empfohlen werden kann. Der durch seine langjährige Praxis in Schlangenbad als erfahren bekannte Verfasser gibt eine genaue Beschreibung der Heilwirkungen und verständige Winke zum Kurgebrauche. Die Vorführungen sind klar, überzeugend und populär gehalten. Angeschlossen ist das Orientierende (wobei richtigerweise Verbesserungsvorschläge mit angeführt werden) und das Geschichtliche. S. 70 ist die Gründung von Georgenborn unrichtig „um 1653" gesetzt, S. 86 richtig in 1694. Schlangenbads eine Hälfte hat nie zum Königreich Westfalen gehört, sondern zur (1806—1813 französischen) Niedergrafschaft. (Vgl. Spielmann, Führer durch Schlangenbad, S. 15.) Bei einer Neuauflage dürften auch manche störende Druckfehler verschwinden.

* **Westerwaldführer.** Im Auftrage des Westerwaldklubs herausgegeben von E. Heyn. 4. Aufl. 288 S. Pr. 2,50 Mk. Marienberg, H. Schnabelius. — Der Führer hat gegen die früheren Auflagen eine völlige Umgestaltung erfahren, die sehr viel Arbeit gekostet hat, wie der Kenner sofort sieht. Nach der allgemeinen Orientierung folgt eine geologische und archäologische Beschreibung des Westerwaldes von dem bewährten Fachmann Oberförster Beh-

len in Haiger. Letztere ist bereits in Nr. 1 u. ff. der „Nassovia“ von 1906 veröffentlicht worden. Dann reihen sich 25 Wanderungen an, bearbeitet von dem Kenner des Westerwaldes, Pfarrer E. Heyn in Marienberg, bei denen auch das Historische verwertet worden ist. Die Touren sind die schönsten und bequemsten; das können wir aus Erfahrung sagen, da wir einen großen Teil davon selbst begangen haben, und die Führung, wie Heyn sie bietet, ist durchaus zuverlässig. Angeschlossen ist ein Verzeichnis der Sommerfrischen und ihrer Preise, sehr praktisch für Westerwald-Wanderer, ebenso eine große Anzahl Anzeigen, die auch das Spezialinteresse finden werden. Neu sind die hübschen Illustrationen; auch die Karte ist neu und gut. Alles in allem: der Führer ist ein ebenso treffliches wie unentbehrliches Hilfsmittel, und die neue Auflage wird dem schönen Berg- und Waldlande sicher in erhöhtem Maße Besucher zuführen helfen.

* **Kollektion von Bildern westerwälder Bauernhäuser.** Photographie in gr. Kabinettformat von H. Hardt, Limburg. — Wir waren in bezug auf derartige Abbildungen anderen Provinzen und Landesteilen gegenüber sehr im Rückstande. Um so freudiger ist es anzuerkennen, daß H. Hardt sich die Zeit genommen und auch Opfer nicht gescheut hat, um den Westerwald nach charakteristischen und typischen Bauernhäusern zu durchspüren und diese im Bilde festzuhalten. Die Bemühungen sind trefflich gelungen, und die Ausführung der Bilder gefällt uns ausgezeichnet. Möchten sich recht viele für die Sammlung interessiren, deren Stücke auch einzeln zu haben sind.

Neues aus Nassau.

Das Befinden S. K. H. des Großherzogs Wilhelm von Luxemburg, Herzogs zu Nassau hat sich wesentlich gebessert.

Die vier ältesten Töchter S. K. H. des Großherzogs von Luxemburg haben am 10. September von Königstein aus mit der Bahn Schloß und Park zu Biebrich besucht. Es war das erstemal seit 1866, daß das Schloß von seinen hohen Eigentümern betreten ward. Die Prinzessinnen fuhren dann durch die Stadt und auf dem Rheine bis Kastel, von wo sie mit der Bahn nach Königstein zurückkehrten.

Am 27. August beging die Adolfshütte, Eisenwerk von Frank bei Niederscheld ihre Dreihundertjahrfeier. Sie wurde von den Söhnen Graf Johannes des Älteren von Nassau-Dillenburg begründet.

Am 29. August fand die Einweihung des an die althistorische Johanniskirche bei Niederlahnstein angebauten Benediktinerinnenklosters durch den Bischof von Limburg statt.

Am 1. September feierte die evangelische Kirche in Höchst ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen.

Auf dem Landwirtschaftsfeste zu Idstein am 3. September fand ein lokalgeschichtlicher Festzug statt, der sehr viel Interesse fand.

Am 3. September feierten etwa 150 ehemalige Gymnasiasten von Montabaur dort ein Studienerinnerungsfest.

Am 8. September beging der Historische Verein zu Dillenburg sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum.

Am 8. September feierte der Wiesbadener „Rhein- und Taunusklub“ sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen.

Die zu Homburg neu erbohrte Quelle soll den Namen des Königs von Siam erhalten, der gerade dort zur Kur weilt. Sie wird also Tschulalongkorn-Quelle (hoffentlich nicht englisch: Chulalongkorn) heißen, und der König wird für einen Überbau in siamischem Stil sorgen.

Für das Wiesbadener neue Kriegerdenkmal sind 233 Entwürfe eingangen. Der 1. Preis wurde dem Bildhauer Pritel und Architekt K. Krause, Berlin, zuerteilt.

Die Wiesbadener Kurverwaltung hat binnen fünf Monaten (April bis August) die nette Summe von 700 000 M. eingenommen. Es möchte so weiter gehen.

Um die Bürgermeisterstelle zu Königstein haben sich 177 Personen beworben. „Wahl macht Qual“, werden die Stadtverordneten sagen.

Unsere großen Chausseen (Wiesbaden—Frankfurt, Wiesbaden—Limburg, Frankfurt—Limburg, Wiesbaden—Ems) können in diesem Jahre ihr Hundertjahrjubiläum begehen. Nicht Napoleon, sondern die nassauische Regierung begann im Jahre 1807 ihren Bau, um die bisherigen kleinen Territorien, die ihr zugefallen waren, besser zu verbinden.

Nassauischer Geschichtskalender.

September.

20. 1736. Graf Karl August siedelt französische Reformierte in der Vorstadt von Weilburg (am Landtore) an.

21. 1811. Gefecht bei Moncada. Major v. Motz vom 1. Regiment Nassau verteidigt die Redoute Moncada bei Barcelona mit 150 Franzosen und 150 Nassauern gegen 500 Spanier unter General Eroles und weist alle Angriffe ab. (Spanischer Feldzug.)

24. 1545. Kurfürst-Erzbischof Albrecht II. von Mainz und Magdeburg stirbt zu Aschaffenburg. Er war am 28. VI. 1490 als Sohn des Kurfürsten Johann Cicero, Bruder des Kurfürsten Joachim Nestor von Brandenburg geboren, wurde 1513 Erzbischof zu Magdeburg und Administrator zu Halberstadt, 1514 Kurfürst-Erzbischof von Mainz, 1518 Kardinal. Der Reformation gegenüber hat er mitunter ein Doppelspiel getrieben.

25. 1366. Graf Johann von Nassau-Merenberg wird von Kaiser Karl IV. zum gefürsteten Reichsgrafen ernannt.

29. 1583. Graf Johann der Jüngere von Nassau-Siegen wird geboren. Er war der Sohn des Grafen Johann des Mittleren, trat 1612 zur katholischen Kirche über, folgte seinem Vater 1623 in der Regierung und führte die Gegenreformation in seiner Grafschaft zum Teil durch.

30. 1459. Graf Kuno I. von Leiningen-Westerburg stirbt. Er hatte 1449, nach seines Vaters Reinhard IV. Tode, das Erbe seiner Mutter Margarete, die halbe Grafschaft Leiningen, mit der Herrschaft Westerburg vereinigt.

Briefkasten.

K. S. in B. Das hätten Sie, die Sie so nahe wohnen, doch chestens wissen sollen. Es gibt zwei Biebrich in Nassau. Die Post befördert, wenn kein Zusatz vorhanden ist, an den nächstliegenden Ort. Sie müssen also unterscheiden: Biebrich bei Wiesbaden und Biebrich bei Katzenelnbogen.

V. P. in S. G. Das betr. Schriftstück ist für die Miszellen willkommen. Die Bedingungen sind dieselben.

L. W. in S. Die Frau Großherzogin-Mutter wird am 25. Dezember 74 Jahre alt. Die Namen der Prinzessinnen stehen im Aufsatz über die Denkmalfeier in Nr. 17.

W. K. in B. Die Schlacht bei Medellin war am 28. III. 1809. Über den Feldzug der Nassauer in Pommern erscheint demnächst ein Aufsatz.

J. D. in E. und G. Z. in N. Dankend erhalten, wird besprochen.

C. W. in N. Wir antworten brieflich.

Redaktionsschluß: 12. September.

Inhalt: Wipfelrauschen. (Gedicht.) Von A. Lieber. — Hochzeitswesen in Nassau-Oranien. Von J. Brumm. — Der Kampf um den Toten. Von G. Lehr. (Schluß.) — Moritz Hilf. Von Dr. J. Joesten. (Schluß.) — Die Ortsausstellung in Schwanheim. Von E. Sandmann. — Der Juliansbrunnen. Von A. Herber. (1. Fortsetzung.) Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 19. | Wiesbaden, den 1. Oktober 1907. | 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die Großmutter.

Maria Theresia sitzt ganz allein.
Wie sorgenvoll ihr Auge blickt!
Sind's drängender Staatsgeschäfte Pein?
Nein, Kaunitz ward heute fortgeschickt.
Sie weilt im Geist am Bett ihrer Schnur
Und denkt der armen Kreißenden nur.
Bei Jesus, der Fall wird oft fatal!
Sie selber durchlief ihn ja sechzehnmal.

Da hört sie klingeln. Schnell springt sie auf.
Ein Zöfchen kommt in eilendem Lauf
Und stürzt zu ihren Füßen hin.
„Mensch, sag', daß ich glückliche Großmutter bin!" —
„Majestät, güt'ge Herrin, fest steht die Kron'
Von Ungarn und Österreich; — 's ist ein Sohn!"

„Ein Sohn! Grundgütiger Gott, was a Freud'!
Gott, wie sollen 's denn noch hören die Leut',
Die Wiener, was Vata und Mutta is?
Aan Kurier? 'S is schon spat. Doch was — i vergiß:
Im Theata san's doch heut abend all drin.
Schurz di, Th'resel, lauf zum Theata hin!"

Den Weg dahin vom Boudoir,
Zehn Zimmer lang, legt sie im Sturm zurück.
Der Luftzug verweht ihr toupiertes Haar;
Sie merkt's nicht in ihrem Großmutterglück.
Nun lehnt sie am Logenrand atemlos
Und ruft: „Ihr Leuteln, hört doch bloß!
Ach, gar zu eng wird mir die Stub'n:
Der Pold'l hat aan' Bub'n!"

C. Spielmann.

Hochzeitswesen in Nassau-Oranien.

2) Von J. Brumm. (Schluß.)

Es kam damals auch schon vor, daß Brautpaare sich im Auslande trauen ließen. Hiergegen wandte sich die Landesregierung in einem Edikt vom 6. März 1749, in welchem sie sagt: Nachdem man mißfällig hat wahrnehmen müssen, daß junge Leute, welche teils den elterlichen Konsens und Einwilligung zu ihrer Heirat und anderen Ursachen die obrigkeitliche Erlaubnis zur priesterlichen Kopulation nicht haben erhalten können, sich haben außer Landes trauen lassen, um sich dann wieder ins Land einzuschleichen, so erklären wir solche Personen unseres obrigkeitlichen Schutzes verlustig, und dürfen derartige Subjekte unter keinen Umständen in den Kommunen geduldet werden.

Auch die Proklamationstage waren für viele, gleichwie der Verlobungstag ein Grund zum Trinken. Namentlich auf dem Westerwald kam es dabei häufig zu Ausschweifungen. In dieser Beziehung liegt eine Verordnung vom 21. August 1779 vor, die besagt: Mit dem äußersten Mißfallen hat man vernommen, daß in dem Kirchspiel Emmrichenhain die Eltern neu angehender Eheleute bei dem zweiten Aufrufe derselben viele junge Leute beiderlei Geschlechts und von beiderseitiger Verwandschaft unter dem Namen des Weinkaufs zum Kirchgang einladen und ihnen in ihren Häusern Bier, Weck und Branntewein im Übermaße reichen und sodann selbige mit dem Bräutigam und der Braut mehrenteils sehr spät nach der Kirche gehen lassen, wodurch außer dem vergeblichen und schwelgerischen Kostenaufwand nicht nur allerlei Ausschweifungen, sondern auch die gröbste Unordnung und Ärgernis des Nächsten, nämlich die Störung der Andacht bei dem öffentlichen Gottesdienste entstehen und auf der andern Seite die Unterlassung der Einladung nur Zank, Streit und unversöhnlichen Haß verursacht. Es wird so mit sotane Einladung und Zusammenkunft als der Ursprung des Übels, als auch der vereinbarte Kirchgang und alles Gelag bei willkürlicher Geld- und Leibesstrafe verboten und Amtmann Chelius in Beilstein angewiesen, mit Schärfe darüber zu wachen.

Am Hochzeitstage selber erreichte die Lebensfreude ihren Höhepunkt bei alt und jung. Schon frühmorgens wurde die Festfeier durch Essen und Trinken eingeleitet, die, weil es vor dem Kirchgang des jungen Paares geschah, für manchen, der sich am Gang beteiligen mußte, verhängnisvoll wurde. Gegen die Unsitte wendet sich eine Verordnung des Fürstlich oranien-nassauischen geistlichen Ehegerichts Dillenburg vom 13. Mai 1748, in der gesagt ist: Nachdem Fürstlich geistliches und Ehegericht mißfällig hat vernehmen müssen, was maßen in dem Fürstentum Siegen eine übele Gewohnheit eingerissen, daß auf den Hochzeiten und zwar am Kopulationstage vor der Predigt den Gästen ein Morgenbrot gereicht wird, wodurch dann oftermalen geschehen, daß ein oder der andere betrunken in die Kirche komme: Dieses aber als der christlichen Ordnung zuwider nicht zu dulden steht, mithin das Morgenbrot gänzlich abzuschaffen ist. Als wird solches dem Herrn Justizrat Schenck in Siegen mit der Auflage angefügt, um solches den katholischen Pastoribus jeder Gemeinde bekannt zu machen, damit selbige diese Verordnung nicht nur ihrer unterstellten Gemeinde bekannt machen, sondern auch, falls hierwider gehandelt wird, solches von dem Pastor loci jedesmal anhero berichtet und der Kontravenient in eine willkürliche Strafe genommen werde.

Es kam der Kirchgang. Braut und Bräutigam waren aufs schönste herausgeputzt. Die reine Braut, welche sich Keuschheit und Unschuld bewahrt hatte, durfte den Kranz tragen, der vielfach aus gebackenen Rosen bestand. Der Bräutigam erhielt von der Braut einen Blumenstrauß, den man den „Luststiel" nannte. War eine Braut schon Mutter gewesen, so durfte sie keinen Kranz tragen, sie nannte man eine „gepäuschelte" Braut. Der Bräutigam, der schon Vater war, durfte den „Luststiel" nicht senkrecht auf den Hut stecken, sondern mußte ihn mehr umlegen. In vielen Orten der nassau-dillenburgischen Lande war die Abholung der Braut zum Kirchgang mit allerlei Mummenschanz verknüpft. Man stellte dem Bräutigam „ein paar lumpige und wohl gar mit einem zerropten alten strohernen Kesselkringen umhängte oder sonst verstellte alte Weiber oder ohnansehnliche Weibspersonen" als seine Braut vor. Die Konsistorialverordnung von 1739 wendet sich energisch gegen diese Narrenpossen, wenn sie schreibt: Weil derartige Possen bei eitelen Gemütern nur ein törichtes Gelächter erwecken, und um deretwillen der Gottesdienst manchmal um eine Stunde und noch länger hinausgeschoben werden muß, auch die Hochzeitsgäste außerstand gesetzt werden, die Predigt des göttlichen Wortes mit gebührender Andacht zu hören und Gott um seinen Segen für die angehenden Eheleute anzurufen, so wird solches ernstlich untersagt und verordnet, daß die Brautleute samt den Hochzeitsleuten frühzeitig, fein nüchtern und mit christlicher Sittsamkeit ohne Spielleute in die Kirche gehen, auch das Schießen dabei unterlassen, oder gewärtigen sollen, daß sich der Prediger von der Kirche wiederum nach Haus verfüge und weder Predigt noch Kopulation verrichte. Gleichergestalt verbietet die angezogene Verordnung das an einigen Orten am zweiten Hochzeitstage übliche unanständige Köpfeaufsetzen der Braut um so nachdrücklicher, als dabei

allerlei Unordnungen vorgehen, auch wohl gefährliche Schlägereien daraus entstehen.

Eine ganze Reihe von Verordnungen wendet sich gegen das Übermaß von Hochzeitsgastereien. Schon vor dem Dreißigjährigen Krieg ging es bei den Hochzeitsschmäusen so toll her, daß durch die Behörden Einhalt geboten werden mußte. Der schon mehrfach angezogene Siegische Kanzlei-Befehl vom 15. Juni 1584 gibt ganz genaue Vorschriften über den Verlauf: Wann zur Hochzeitt geschritten würdt, so sollen Brautt vnd Bräuttigam oder deren Alttern sich des viellfaltigen Ladens der Persohnen enthalten, und ein jeder soll sich hierin seinem Stande gemeß erzeigen vnd bey seinen nechsten Freunden vnd Nachparn es bleiben laßen. Es soll nemblich der gemeine Bürger mehr nicht als acht vnd der Vornembste zehn oder zwölff Tische Leuth Man vnd Weib zusamben laden, die außer des Ambts kommenden nicht eingerechnet. Im Fall yemandt weitter würde laden, derselbige soll von yeder Persohn 12 Alb. zur Straff erlegen.

Es sollen auch die Hochzeitt Leuth den Hochzeittern vor oder nach oder vnder der Predigt keine Kosten mit Suppeneßen oder dergleichen nicht machen, sondern nach gehalttener Predigt der Malzeitt erwarten vnd soll solche Malzeitt hinfhüro yederzeits also angestellt oder angefangen werden, das das Essen vffs lengst zu Eilff Vhren vffgesetzt sey mit dero ernstliche Betrawhung, da zu Eilff Vhren das Eßen nicht vffgesetzt sein würdt, so soll der Bräuttigam, so die Hochzeitt selbst angestellt oder der Wirdt, welcher solche zu kochen vber sich genomen hatt, derohalben gepürlicher Straff mit Ernst angehaltten werden. Zu dem sollen die Weiber ihre Kinder in die Hochzeitt kheineswegs mit sich nehmen, sondern es soll ein yeder haußmann seinem Weibe dasselbige mit Ernst verbiethen zu vnderlaßen. Deßen sollen Brautt vnd Bräuttigam den Bettelvogt halten, die Bettler bis nach gehaltener Malzeitt abzuhalten; was sie alßdann den Armen zu guthem thun wollen, stehet zu ihrem Gefallen vnd guthen Willen.

Wie viell yeder von den eingeladenen vff den Nachtag wiederumb zu berufen bedacht, soll den Hochzeittern freistehen vnd die gantze Hochzeitt vff zwölff Tisch ein Fuder Weins, vff zehn Tisch fünff Ohmen vnd vff acht Tisch vier Ohmen Accis frey gelassen sein, auch vber ein par Mägde vnd Knecht nicht laden.

Vnd nachdem dan denselbigen Tag die Malzeitt vnd Zeche vnd doruff ein ehrlich Danze vnd Vnderzeche gehalten worden, so sollen vnd wollen alßdann die Weiber die Brautt ehrlich zu Hause fhüren vnd die Hochzeitt hiermit zu Ende sein. Vber das sollen hinfhüro die Brautt zu ihrem Kirchgang ober sechs Mägdte Paar nicht laden, welche mit ihr gehen vnd die Hochzeitt helffen haltten, dessen sollen junge Mägdtlein vnd Kinder dazu nicht beruffen werden.

Selbst der große und für unser Vaterland so verhängnisvolle Krieg vermochte nicht das Volk zur Besinnung zu bringen, damit es seine Festgelage und Üppigkeiten einschränke. Wir geben aus der Reihe der uns zur Verfügung stehenden Verordnungen nur eine vom 11. Mai 1627 durch den Grafen Ludwig Henrich zu Nassau wieder, als Spiegelbild ihrer Zeit. Sie heißt:

Ob wir Vns wol zumal versehen gehabt, es würde manniglich bey itzigen hochbetrübten, theueren vnd bekümmerlichen Kriegszeiten vnd Läufften sich vorigen Befehlen vnd Mandaten gemeß bezeigt, vnd allem bösen, verruchten Wesen, Fressen, Sauffen, Jauchzten, Schreyen, Spielen, Pfeiffen, Dantzen vnd Springen vff Hochzeitten, Märkten vnd in Wirtshäußern gentzlich enthalten vnd geeußert haben, jedoch aber Wir leyder nit ohne Bestürtzung an vielen Orten sehen, daß Wiederspiel getrieben wird, so haben Wir ernstlich bei höchster Vnser Vngnade vnd Straffe erinnern vnd befehlen wollen, die Noth und Gefahr, darin die Kirch Gottes vnd Vnser geliebtes Vatterland teutscher Nation noch begriffen findt, tieff zu behertzigen vnd sich eines gottseligen, nüchtermessigen, eingezogenen, bußfertigen christlichen Lebens, Handels und Wandels zu befleissigen vnd hingegen aller Sünden und Schanden, Vppig- und Leichtfertigkeit abzumessen, vnd insonderheit ist vnser ernster Will vnd Meynung, daß dieß vnser Mandat bey Hochzeitten in Stätten vnd vffm Landt durchgehendt gehalten vnd die vor diessem angeordnete viel geringere Anzahl von Tischen als sunsten die Ordnung zu Friedens vnd Wolstandszeitten zuläßt, von Vnsern Beampten vnd Schultheißen gehandhabt vnd nit zugelassen werde, daß durch Anstellung grosser Weinkauff vnd Hochzeitten die Proviant noch mehr vertheuert vnd die Last, die itzo vffm Hals liegt, noch vermehrt wird. Die Verbrechenden sollen ohnachläßiglich bestrafft werden.

So geschehen uff Dillenburg, am 11. May 1627. Nach: Herborn, Bicken, Ballersbach, Breidscheidt, Schönbach, Dridorff, Tringenstein, Isemrode, Hirtzenhain, Haiger, Dreselndorff, Ebersbach, Dillenburg, Frohnhaußen, Burpach vnd Nunkirchen.

Auch während der Pest, die 1632 und 1666 herrschte, hieß die Parole des Volkes bei Familienfestlichkeiten: Immer lustik! Die Landesfürsten schritten mit dringlicheren Verordnungen ein und drohten die schärfsten Strafen an, falls keine Einschränkungen erfolgten. In dieser Beziehung ist des Grafen Lud. Henrichs Edict die Hochzeit- und andere Mahlzeiten, auch den Gevattern-Stand betreffend von 1637, den 7. I. charakteristisch.

Wir usw. entbieten allen vnd jeden Vnsern angehörigen Unterhanen Unsere Gnade v. wünschen denselben sampt v. sonders wie auch der gantzen werthen Christenheit von dem gütigen v. barmhertzigen Gott ein Fried- v. Freudenreiches News Jahr v. führen ihnen hiermit erinnerlich zu Gemüth, obwohl wir wiederholt zu wahrer Buß- v. Beßerung des Lebens, Handels v. Wandels, aller Christlichen v. Gott wohlgefälligen Wirken angewiesen, hingegen aber von allen Sünden v. Lastern, dadurch die leyder noch vor Augen schwebende v. je länger je mehr zunehmende schwere Landstraffen als Krieg, Blutvergießen, Verherung Land v. Leuth, Hunger, Kummer v. Pestilentz sich vermehren, Ernstlich abgemahnt haben, sehen, daß diesse heilsame Ordnngen wenig in acht genommen, sondern in den Windt geschlagen v. also Gottes Straffen v. Ohngnade sich je mehr v. mehr von Tag zu Tag über den Hals gezogen werden. So haben wir erachtet,

unsere Edicte v. Mandate von der Verachtung Gottes v. seines heiligen, seligmachenden Wortes, von Zauberey, Gotteslästerlichem Fluchen v. Schweren, Entheiligung des Sabbaths, allen Leichtfertig- v. Üppigkeiten, Fressen, Sauffen, Verfurtheilung des Nähesten, Ersteigerung der Waaren v. ohnziemlichen Auffatz, Liegen v. Triegen, so beym Heuffen der Kaufhändler v. Handwerken im Schwang gehen, zu Eingang dieses newen Jahrs zu erfrischen, v. sonderlichen ordnen wir an, daß bey diessen continuierlichen Kriegs- v. Sterbens- auch Hunger- v. Kummerszeiten, Landverderblichen Durchzügen v. wehrenden schwehren Kriegslasten, dardurch das Land an Geldmitteln, Victualien, Leibs-Nottdurft v. Nahrungen, Speis v. Trank gantz erschöpfft v. ausgeöset wird, die Hochzeitten jeden Standes Gelegenheit nach biß vff einen oder zum höchsten zwen Tische eingezogen v. kein mehrere Persohnen darzu gebetten werden bey Vermeidung von 50 fl. Straffen, wie auch zum Gevatterstand nit mehr als zwei Persohnen auß einem oder zweyen vnderschiedlichen Häusern zu bitten seynd bei 20 fl. Straffen; doch wird hier bey, wie auch bey Hochzeitten v. anderen Ehrn-Mahlzeitten: Pfeiffen, Tantzen, Jauchzen v. was solcher Leichtfertigkeit v. Ruchlosigkeiten mehr seynd bei Thurn- v. anderen Straffen verbotten.

Trotz der scharfen Verordnungen feierte das Volk seine Feste weiter, bis 1779 der Fürst Wilhelm zu Nassau Oranien ein kräftiges Wort sprach und anordnete, daß Hochzeiten nur noch einen einzigen Tag dauern durften und abends um 10, höchstens 11 Uhr beendet sein mußten bei fünf Gulden Strafe für jeden einheimischen Hochzeitsgast. Die Anzahl der Teilnehmer wurde durch die Ortsbehörde bestimmt. Alle Schenkhochzeiten wurden bei fünfzehn Gulden Strafe verboten; desgleichen Hochzeitsmusik, das Schießen bei Hochzeiten mit fünfzehn Gulden und das sogenannte Tischrücken bei fünf Gulden Strafe untersagt.

Es ist anzunehmen, daß nach diesem scharfen Edikt die Nassau-Oranier sich etwas zurückhaltender mit ihren Hochzeiten benommen haben. Immerhin hat sich die Sucht, derartige Gelegenheiten wie Hochzeitmachen als endlose Festtage zu betrachten, bis heute noch teilweise und nicht zum wenigsten in bäuerlichen Kreisen des Oranierlandes erhalten. Doch dürfte der Zeitpunkt nicht mehr ferne sein, an dem man auch das Hochzeitmachen auf ein vernünftiges Maß beschränkt. Denn die Vernunft greift doch mit dem Fortschritt der Zeiten immer weiter um sich.

Die Kirche zu Nied.

1) Von J. Benner.

Am 2. Juni d. J. wurde in Nied die neu erbaute katholische Kirche ihrer Bestimmung übergeben, und damit hörte das Simultaneum in den Nieder kirchlichen Verhältnissen auf. Letztere sind so interessant, daß es sich verlohnt, ihrer auch in der „Nassovia" zu gedenken.

Im Jahre 1218 existierte in Nied schon eine Kirche; denn in diesem Jahre wurde die Pfarrei daselbst von dem bisherigen Besitzer, dem Propst des Liebfrauenstifts zu Mainz, an das Kapitel und den Dechant des nämlichen Stiftes übergeben. Bis zum Jahre 1474 gehörten auch die Dörfer Nied und Griesheim eigentümlich dem Liebfrauenstifte, und sie wurden jetzt mit ihrem Eigentumsrecht an den Kurfürsten von Mainz übertragen. Das Liebfrauenstift behielt sich jedoch den Kirchensatz in Nied, alle großen und kleinen Zehnten, sowie die Freiheiten von Bede, Steuern, Dienst usw. aus.

Im Jahre 1554 gehörte Nied politisch — der Wechsel ist noch nicht erklärt — zur Grafschaft Hanau und in kirchlicher Beziehung zur Erzdiözese Mainz. Da die Grafen von Hanau zur Reformation übergegangen waren, so nahm in dem genannten Jahre der Pfarrer Carpentarius von Nied und anscheinend der größte Teil der Gemeindeangehörigen die neue Lahre an. Natürlich wollte die neue evngelische Gemeinde mit ihrem Pfarrer auch Besitz von der Kirche ergreifen, wogegen sich aber Kurmainz wehrte. Bei dieser Behörde stellte man sich wohl auf den Standpunkt, daß die Kirche nicht ohne weiteres an eine andere Religionsgemeinschaft übergehen könne, da über die Kirche das Liebfrauenstift, welches zu ihrer Unterhaltung verpflichtet war, ein Bestimmungsrecht habe. Daß aber dieses Stift gegen die Überlassung der Kirche an die evangelische Religionsgemeinschaft war, läßt sich denken. So stritt man sich mehrere Jahrzehnte um die Kirche in Nied; die Grafen von Hanau nahmen sich der Evangelischen in Nied an, während Kurmainz die Rechte des Stiftes vertrat, bezw. die Kirche für den katholischen Gottesdienst erhalten wollte.

Als im Jahre 1575 der evangelisch gewordene Pfarrer Carpentarius starb, setzte der Patron der Nieder Pfarrei, das Liebfrauenstift in Mainz, wieder einen katholischen Priester für Nied ein, wogegen sich aber die Grafen von Hanau energisch wehrten. Sie setzten die Pfarrei ab, indem sie ihm die Subsistenzmittel nahmen, und schickten einen lutherischen Schulmeister nach Nied, den nun aber Mainz verhaften ließ. Sossenheim, ein Filialdorf von Nied, war kurmainzisch geblieben, und daher fand auch hier die Reformation keinen Eingang, während das zweite Nieder Filialdorf, Griesheim, evangelisch wurde; es gehörte gleich Nied politisch zur Grafschaft Hanau. Ein evangelischer Pfarrer scheint aber auch um diese Zeit nicht in Nied eingeführt worden zu sein; denn die evangelischen Einwohner von Nied wurden durch den Pastor von Bockenheim pastoriert, für welchen Hanau auch die Pfarrgefälle verlangte. Da das Liebfrauenstift, welches bei dem Übertritt des Pfarrers Carpentarius die Gefälle eingezogen hatte, darauf nicht einging, beschlagnahmte Hanau gewaltsam den Zehnten, während der Kurfürst von Mainz seinerseits hanauische Zehnten als

Ersatz dafür mit Gewalt nehmen und sie dem Stift zustellen ließ. Hiergegen gebrauchte Hanau wieder Gewalt. Als im Jahre 1597 der katholische Pfarrer Bollandus abging, blieb die Pfarrei vorläufig erledigt, und der Kurfürst von Mainz ließ die Kirche verschließen. So blieb es bis zum Jahre 1622, als in der Schlacht bei Höchst das Dorf Nied bis auf ein Haus abbrannte und die Kirche zerstört wurde. Die Einwohner von Nied hatten sich in die Nachbarorte zerstreut und brauchten daher vorläufig keine Kirche in Nied. Während des Dreißigjährigen Krieges scheint das Dorf auch nicht wieder aufgebaut worden zu sein; aber später siedelten die Bewohner sich wieder an der alten Stätte an.

Bei Beginn der Religions- und Kriegswirren hatte in Nied ein erheblicher Kirchenfonds bestanden, der aber auf nicht aufgeklärte Weise abhanden gekommen ist. Im Jahre 1624 erscheint ein Befehl des Kurfürsten Johann Schweikard von Mainz, worin es heißt, daß der hanauische Schultheiß zu Nied seine Pferde in die Sakristei der Kirche gestellt, daß am Heiligenhäuslein, wo das kurfürstliche Hofgericht sonst gehalten wurde, von den Hanauern ein Schließstock für Sträflinge errichtet worden sei, was beides gegen das alte Herkommen sei, und es wird befohlen, bei 50 Reichstaler Strafe die Sakristei zu räumen und den Stock auszuheben, andernfalls würde Gewalt gebraucht werden. Die Sakristei solle so verschlossen werden, daß niemand hinein könne, und den Schultheißen möge man, wenn er das kurmainzische Gebiet wieder betrete, bei dem Kopfe nehmen und 1, 2 oder 3 Tage in Höchst in den Turm gefangen setzen, bei Wasser und Brot, und dann wieder laufen lassen.

Um das Jahr 1640 hatte der evangelische Pfarrer Adam Preuel zu Bockenheim die Pfarrländereien von Nied in Benutzung; denn am 6. Juni dieses Jahres verpachtet er die Pfarräcker dem Jakob Branden zu Nied auf 3 Jahre dergestalt, daß Branden für ihre Bestellung die Hälfte des Ertrages bekam und die andere Hälfte an den Pfarrer Preuel abliefern sollte. Die Wiesen, Weidenwürth, Krautgärten und die Pfarrscheuer durfte der Pächter „vergebens" (umsonst) brauchen und nutzen. Das dem Pfarrer zustehende „Loßholz" sollte Branden auch an sich nehmen, hauen und davon dem Pfarrer 6 Wagen, die er mit einem Pferd, oder 4 Wagen, die er mit 2 Pferden fahre, nach Bockenheim oder Frankfurt auf seine Kosten bringen. Von Interesse dürfte es auch sein, zu hören, daß im Jahre 1581 unter den Pfarrgütern 1½ Morgen Weingärten in der Gemarkung Nied sich befanden. Im Jahre 1662 war bereits wieder ein katholischer Kirchenfonds von 145 Gulden vorhanden, ein Zeichen, daß man sich wieder für die Kirche in Nied interessierte. Übrigens sollen die Nieder Katholiken auch nach ihrer Zerstreuung in die Umgegend am Markustage und am Kirchweihtage zu der verwüsteten Stätte gekommen sein und die Gräber an der Mutterkirche besucht haben.

Anno 1684 trat eine neue Wendung für Nied ein. Es kam nebst Griesheim durch Tausch an Kurmainz. In dem Vertrag hierüber wurde ausgehalten, daß den Untertanen keine neue Religion aufgedrungen werden dürfte, und daß in kirchlicher Beziehung das Jahr 1624 maßgebend sein solle. Vor diesem Tauschjahr wird ein Antomiter namens Michael Dreher als katholischer Pfarrer in Nied erwähnt. Wahrscheinlich wird dieser von seinem Kloster in Höchst aus Gottesdienst in der wieder notdürftig hergestellten Nieder Kirche gehalten haben. Im Jahre 1691 setzte das Stift in Mainz wieder einen katholischen Pfarrer in Nied ein, der aber von Hanau so bedrängt wurde, daß er seinen Wohnsitz nach der Filiale Sossenheim verlegte. Man konnte sich zwischen beiden Parteien nicht einigen, was im Normaljahr 1624 Brauch und daher nach dem Tauschvertrag von 1684 zugelassen werden sollte, und so dauerten die Streitigkeiten fort. Unterm 29. August 1696 ließ der mainzische Zollschreiber in Höchst den katholischen Pfarrer nebst Kirchendiener zur Erfüllung ihrer Pflichten in die Kirche zu Nied vermahnen, und er befahl, sie sollten diese „defensive mit Gewalt gegen bewaffnete Hand in Besitz nehmen." Und am 1. September 1696 predigte der katholische Pfarrer nach gegebenem Glockenzeichen öffentlich in Gegenwart der hanauischen Protestierenden. Um diese Zeit trägt ein Herr von Hoheneck in einem Bericht um Wiederherstellung der Kirche an. Aber statt der Herstellung wurde sie kurz nach 1702 durch die Hessen noch mehr zerstört und diente fortan der Zivilgemeinde zur Aufbewahrung von Feuereimern und sonstigen Gemeindegeräten. Trotzdem kamen auch jetzt noch jährlich am Markustag und am Kirchweihfeste die Katholiken von Sossenheim mit dem Pfarrer in Prozession nach Nied und hielten in der Ruine den Gottesdienst ab. Im übrigen besuchten diesen die Nieder Katholiken in Sossenheim und Höchst. In Sossenheim wurde auch von dem Liebfrauenstifte ein Pfarrhaus erbaut, und so wurde der einstige Filialort von Nied jetzt gewissermaßen der Pfarrort für die Nieder Katholiken.

Über den Personal- und Besitzstand der Gemeinde Nied vor 200 Jahren gibt uns die Kirchenrechnung vom Jahre 1707 Aufschluß. Damals führten Evangelische und Katholiken eine gemeinsame Kirchenrechnung, die auch von zwei „Baumeistern" (Kirchenrechnern) aufgestellt ist, nämlich von Johannes Heeb und Johannes Tempell. Ersterer war jedenfalls katholischer und letzterer evangelischer Konfession. Nach dieser Rechnung hatten in Nied 1707 an ständigen „Zinsen", d. h. Kirchensteuern, zu zahlen: Johann Philipp Heister 2 Kr. 1 H., Hanß Roßß 6 Kr. 2 H., Philipp Wilhelm 2 Kr. 1 H., Kaspar Braubach 8 Kr. 3 H., Philipp Hochheimer 20 Kr., Philippß Schneider 4 Kr. 2 H., Jost Ambrosius 4 Kr. 1 H., Hanß Engell 10 Kr., Antonny Rhein 15 Kr., Nikolaus Wagner Wittib 3 Kr. 1 H., Paul Schiffniedter 10 Kr., Hanß Wilhelm 7 Kr. 2 H., Kloß Weyland 7 Kr. 1 H., Paul Strentzen Wittib 4 Kr. 2 H., Philippß Noßß 1 H., Antonny Simon 1 H., Henrich Kietzell 6 Kr. 1 H., Kaspar Philippß Tempel 17 Kr. 2 H., Hanß Wilhelm Hemmerich 2 Kr. 2 H., die Gemeinde Nied 20 Kr., die Gemeinde Grießheim 20 Kr., Erhard Jost 10 Kr., Leonhardt Wilhelm 1 Kr., Kaspar Filz 10 Kr. Im Jahre 1736 erscheinen in der Nieder Kirchenrechnung 144 Fl. 48 Kr. Einnahmen und 30 Fl. 28 Kr. Ausgaben für Wachs, Wäsche, Rechnungstellen, Salär des Pfarrers wegen des Gottes-

dienstes auf Markus- und Kirchweihtag nebst Schreinerarbeit, und 1738 werden für 74 Fl. 50 Kr. Paramente angeschafft. Auch der Kirchenfonds war 1737 berits auf 1666 Fl. angewachsen und stieg bis zum Jahre 1747 auf 17 000 Fl.

Inzwischen hatten die Katholiken sich wieder in den Ruinen der alten Kirche eine Art Kapelle aus Holz erbaut. Im Jahre 1759 ersucht der Pfarrer von Sossenheim um Reparierung der Kirche; er nennt sie „Schoppen". Das Amt konnte jedoch nur ein Dach befürworten, da im Normaljahr 1624 die Kirche nur noch ihr Dach gehabt habe, also eine solche Reparatur dem Vertrage von 1684 nicht entgegen sei. Wie oben erwähnt, sollte nach dem Tauschvertrage von 1684 nichts neues in den kirchlichen Verhältnissen eingeführt werden, was nicht im Normaljahr 1624 bestanden hätte. Anno 1774 beantragt nochmals der katholische Schultheiß Papst von Nied, die Kirche reparieren zu lassen, allein auch jetzt schreibt das mainzische Amt in Höchst, dies würde unnütz sein, da es zu Schwierigkeiten führe.

Die Evangelischen in Nied besuchten damals den Gottesdienst in den Nachbarorten Bockenheim, Liederbach und Gutleuthof.

Jeder Religionsteil paßte genau auf, daß der andere nichts in kirchlicher Beziehung unternahm, was gegen das Abkommen war. So mußte sich am 11. Februar 1788 der katholische Pfarrer Horn von Sossenheim verantworten, daß er nichts Ungehöriges in Nied unternommen habe: Bei den Versehgängen nach Nied habe er allerdings eine Laterne mitgebracht, aber einzig aus der Ursache, weil er in den Häusern öfters kein Licht habe erhalten können, wogegen niemand etwas eingewendet habe. Und im selben Jahre referiert ein kurmainzischer Vikariatsakzessist Brack, weil die Hessen (Hanauer) jetzt Toleranz bewiesen, so sei es nicht ratsam, die Intoleranz durch Erweiterung des katholischen Gottesdienstes zu reizen, da ja die Nieder Katholiken Gottesdienst in der Nähe, in Sossenheim und Höchst besuchen könnten. Kurmainz aber verwehrte es ebenfalls, entsprechend dem Abkommen, als die Evangelischen einen lutherischen Schulmeister anstellen wollten, weil ein solcher zur Zeit des Normaljahres nicht dort gewesen war.

Nach dem Übergange des Landes an Nassau kamen die Evangelischen beim Fürsten von Nassau um Verbesserung ihrer kirchlichen Verhältnisse ein, und am 14. Dezember 1802 verfügte die nassauische Regierung, daß der Superintendent Bickel mit der Untersuchung der Angelegenheit betraut würde. Und im Jahre 1804 beantragte das Konsistorium die Erlaubnis zum Taufen, Konfirmieren, Kopulieren, Begraben mit Gesang und Begleitung durch benachbarte Geistliche, ferner die Überweisung des Kirchenfonds an die Evangelischen oder die Verteilung an sämtliche Einwohner von Nied und Griesheim nach Köpfen berechnet (ohne Sossenheim.) Durch Dekret vom 4. Dezember 1805 wurde den Protestanten auch freie Religionsübung in Nied gewährt, und sie wurden Liederbach zugeteilt. Auch hinsichtlich der Verteilung des Kirchenfonds wurde ihrem Antrage entsprochen. Im Jahre 1808 wurde das Kirchenvermögen von 17 091 Fl. 50 Kr. unter die Katholiken und Evangelischen von Griesheim und Nied unter Ausschluß von Sossenheim nach der Kopfzahl verteilt. Die Katholiken erhielten 6952 Fl. 37 Kr. 3 H. auf 48 Köpfe und die Evangelischen 10 139 Fl. 15 Kr. 1 H. auf 70 Köpfe. Das Ansuchen der Evangelischen um Zuweisung der Pfarrgüter wurde jedoch von der Regierung abgeschlagen. Ebenso wurde das Kircheninventar den Katholiken belassen. Das Teilungsprotokoll wurde nur von 6 katholischen Bürgern unterzeichnet. Das bischöfliche Vikariat in Aschaffenburg protestierte dagegen, weil das Kirchenvermögen seit 1662 unter katholischer Verwaltung entstanden wäre; es beantragte Aufschiebung der Teilung bis nach Beendigung einer gerichtlichen Entscheidung. Der Protest war ohne Erfolg, da die Evangelischen behaupteten, der Kirchenfonds sei schon vorhanden gewesen zur Zeit des Übertritts der Gemeinde zur evangelischen Konfession.

(Schluß folgt.)

Nassauische Dynasten VII.

Von Dr. C. Spielmann.

Runkel-Westerburg.

Die Herrschaft Runkel (mit Schadeck) ist aus einer Grundherrlichkeit entstanden, die sich allmählich vergrößert hat. Außerdem hatten die Herren von Runkel die Vogtei im Stifte Gemünden. Aus dieser hat sich die Herrschaft Westerburg entwickelt.

Siegfried I. 1100 (?)

Siegfried II. 1158
Herr zu Runkel

Siegfried III. 1194 1226
Herr zu Runkel und Westerburg

Siegfried IV. (I.) 1226 1257 Herr zu Westerburg (Westerburg und Schadeck)	Dietrich I. 1216 Herr zu Runkel (Runkel)

1. Westerburgische Linie.

Siegfried I. 1226 1257

Heinrich I. † 1288 G. Agnes von Limburg Erbt einen Teil von Kleeberg und Schaumburg	Siegfried Erzb. v. Köln 1274—1297

Siegfried II. 1297 1313	Reinhard I. 1315 1328	Johann I.[1]) 1311 1326

Reinhard II. 1315 † 1353

Johann II. (s. f. S.)

[1]) Bei Leiningen: Genealogie von Leiningen-Westerburg, Bd. II. fallen Reinhard I. und Johann I. fort, Reinhard II. wird I. und Sohn Heinrichs I. Das erscheint uns nicht gut möglich.

Johann II. 1353—1370

Reinhard III. 1370—1421 Johann III. 1370—1410

Reinhard IV. 1421—1449
G. Margarete von Leiningen
Erbt die halbe Grafschaft Leiningen

Kuno I. 1449—1459

Reinhard V. 1459—1522

Kuno II. 1522—1547

Philipp I. 1547—1597 (Leiningen) Erloschen 1705	Reinhard VI. 1547—1584 (Westerburg)	Georg I. 1547—1586 (Schaumburg) Die Linie erbt Westerburg 1597
	Albrecht Philipp 1584—1597 Erloschen	

Philipp Jakob 1586—1612 (Westerburg) Erloschen	Reinhard VII. 1586—1655 (Schaumburg) Erloschen (Schaumburg wird an Holzappel verkauft)	Christoph 1586—1635 (Schadeck) Die Linie beerbt die andern

Philipp Ludwig 1635—1637 — Georg Wilhelm 1635—1695

Friedr. Wilh. † 1588 (Monsheim) Erlosch. 1721	Johann Anton 1695-1698 (Schadeck) Gg. Friedr. 1698-1708 Erloschen	Christoph Christian 1695—1728 (Altleiningen) 1/3 Westerburg 1/2 Leiningen 1/2 Schadeck	Georg II. 1695—1726 (Neuleining.) 2/3 Westerburg 1/2 Leiningen 1/2 Schadeck

Fällt 1/2 an Alt-, 1/2 an Neuleiningen

1a. Grafen von Altleiningen.

Christoph Christian (s. o.) 1695—1728

Georg Hermann 1728—1751

Christian Johann 1751—1770

Christian Karl 1770—1811 (Mediatisiert) — Friedrich I. 1811—1839

Friedrich II. 1839—1868 — Ludwig † 1864

Friedrich III. s. 1868

1b. Grafen von Neuleiningen.

Georg II. (s. o.) 1695—1726

Karl I. 1726—1787 (Nassauer Ast) — Ernst 1726—1765 (Bairischer Ast) Blüht noch, bleibt aber hier außer acht

Karl II. 1787—1798

Karl III. 1798—1808 († 1813) (Mediatisiert)	August 1808—1849	Christian † 1819

Seraphine 1856—1874 — Christian 1849 - 1856
Erloschen
Fällt an Altleiningen.

Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhielt Altleiningen für den verlorenen linksrheinischen Besitz die Abtei Ilbenstadt, wo die Grafen auch residierten, während die Neuleininger Westerburg übernahmen und dort residierten; Schadeck blieb gemeinschaftliche Grundherrlichkeit. In 1806 kamen Westerburg und Schadeck an das Großherzogtum Berg, 1815 an das Herzogtum Nassau; die Grafen wurden mediatisiert. Als 1874 die Linie Neuleiningen erlosch, kamen Westerburg und ganz Schadeck an die Linie Altleiningen.

2. Runkelische Linie.

Dietrich I. 1226

Siegfried (IV.) I. 1270 1288

Tilemann 1296 † 1352 — Dietrich II. 1305 1346

Siegfr. II. 1333-36	Friedr. I. 1352	Heinr. 1346-72	Friedr. II. 1346-59	Dietr. III. 1352 † 1403	Siegfr. III. 1375-88

Friedrich III. 1377 1416	Siegfried IV. 1375 1396	Dietrich IV. 1414 † 1459 G. Anastasia Erbin von Wied

Friedrich I. † 1487
Graf zu Wied, Herr zu Runkel

Wilhelm III. † 1526	Johann III. † 1533	Hermann † 1552 1515-1547 Kfst. v. Köln

Philipp † 1535	Johann IV. † 1581	Friedrich II. † 1568 1562—1567 Kfst. v. Köln

Hermann I. 1581—1591 Niedere Grafschaft — Wilhelm IV. 1581—1612 Obere Grafschaft

Philipp Ludwig 1633—1638

Friedr. III. 1631-1698 1631 Ob., 1640 Nied. Grafschaft Erhält 1691 von Ludwig Friedrich auch die Obere Grafschaft erbaut d. Stadt Neuwied	Moritz Christian 1640 - 1653	Johann Ernst 1653—1664 Obere Grafschaft
		Ludwig Friedrich 1654—1691 † 1709

Georg Hermann † 1690	Friedrich Wilhelm Wied-Neuwied 1698—1737
Maximilian Heinrich 1691—1706 Wied-Runkel mit der Gemeinschaft Maischeid	Friedrich Alexander 1757-1791 (Fürst 1784)
Johann Ludwig 1706—1762 Gr. Christiane Luise von Kriechingen Erbt die Grafschaft Kriechingen nebst 4 Herrschaften	Friedrich Karl 1791—1802 († 1809)
Christian Ludwig 1762—1791 (Fürst 1791)	August 1802—1836 (Mediatisiert)

Karl Ludwig 1791 —1824 (Mediatisiert)	Friedrich Ludw. 1824 Erloschen	Hermann 1836-1864 G. Marie von Nassau
		Wilhelm s. 1864.

Statt der an Frankreich verlorenen Grafschaft Kriechingen erhielt Wied-Runkel 1803 die kurkölnischen Ämter Altenwied und Neuerburg und die Nutznießung der kurtrierischen Kellerei Villmar. Bereits 1806 ging aber bei der Mediatisierung das Erworbene samt den alten wied-runkelischen Gebieten außer der Herrschaft Runkel nördlich von der Lahn an Nassau über. Letzterer Teil, 1806—1813 zum Großherzogtume Berg gehörig, kam 1815 ebenfalls an Nassau.

Die Grafschaft Wied-Neuwied, die 1799 den Bann Marsain aus der sayn-hachenburgischen Erbschaft erhalten hatte, bekam 1803 keinen Zuwachs, wurde 1806 ebenfalls mediatisiert und unter Nassau gestellt; 1815 kam sie an Preußen. Nach dem Aussterben der wied-runkelischen Linie, 1824, wurden beide wiedische Standesherrschaften durch Wied-Neuwied vereinigt.

* * *

Georg Wilhelm u. Johann Anton von Leiningen-Westerburg.

Von Oskar Fuchs.

In der Kirche zu Schadeck befindet sich ein prachtvoller Altar aus schwarzem Marmor mit weißen Adern. Auf seiner vorderen Seite bemerkt man das leiningische und das lippische Wappen, erhaben und kunstvoll gearbeitet, mit der Inschrift:

„Georg Wilhelm, Graf zu Leiningen und Herr zu Westerburg, des heiligen Römischen Reiches semper frei und Sophie Elisabethe, vermählte Gräfin zu Leiningen, geborene Gräfin und Edle Frau von der Lippe.

Oben bemeldete beide Hochgeborene Gräfliche Personen haben diese Kirche im Jahre 1682 zu bauen angefangen."

Auf der Rückseite des Altars ist ebenfalls das gräflich leiningische Wappen angebracht, darunter die Inschrift:

„Johann Anton, Graf zu Leiningen und Herr zu Westerburg, des heiligen Römischen Reiches semper frei, Ihro Röm. heiliger Majestät Rath derofelben und des heil. Röm. Reichs Kammer-Gerichts-Präsident.

Der oben benannte Hochgeborene Graf hat dieses Gebäu mit Gottes Hilff Anno 1691 vollends in völligen Stand gesetzt."

Von diesen beiden Grafen und Herren, den Grafen Georg Wilhelm und Johann Anton, von ihrem Leben und ihren Lebensschicksalen, soll im nachfolgenden die Rede sein.

Georg Wilhelm, Graf zu Leiningen-Westerburg.

Georg Wilhelm, Graf zu Leiningen und Herr zu Westerburg, wurde am 10. Februar 1619 als Sohn des Grafen Christoph von Leiningen-Schadeck und dessen zweiter Gemahlin Walpurgis, einer Gräfin von Wied-Runkel, geboren. Im jugendlichen Alter von 18 Jahren mußte er die Regierung des Landes antreten, da sein älterer Bruder Philipp Ludwig 1637 in der Blüte seiner Jahre von einem hessen-darmstädtischen Oberstleutnant meuchlings erschossen worden war. Leider fand Georg Wilhelm bei seinem Regierungsantritte die traurigsten Verhältnisse vor. Die Herrschaften Schaumburg und Schadeck waren durch die Greuel und Drangsale des Dreißigjährigen Krieges schon seit dem Jahre 1626 fast ganz zugrunde gerichtet; die Untertanen waren zum größten Teil entlaufen, die Dörfer ausgeplündert, das Vieh herdenweise hinweggetrieben. In der Herrschaft Westerburg waren kaum 50 Bürger und 50 Bauern übrig geblieben, so daß Graf Christoph, der Vater Georg Wilhelms, im tiefsten Unwillen über alle Drangsale und alles Elend, auf den verzweifelten Gedanken gekommen war, alle seine Besitzungen zu verkaufen und sein Leben als Priatmann in fremden Landen zu beschließen, ein Gedanke, von dem ihn nur die Liebe zu seinen zahlreichen Kindern zurückhielt. Dazu kam, daß Georg Wilhelm sein Oheim, Graf Reinhard, der wegen seiner üblen und für das leiningische Haus so verderblichen Handlungen den Beinamen Reinhard der Ungeratene oder Reinhard der Tolle erhalten hat, durch seine üble Haushaltung, Verschwendungs- und Veräußerungssucht viel zu schaffen machte. Da alle guten Worte bei Reinhard nichts fruchteten, brachte Georg Wilhelm die ganze Angelegenheit vor das Reichskammergericht und ließ auch im Jahre 1640 die Familienverträge von Kaiser Ferdinand III. bestätigen; jedoch konnte er den Verkauf der Ortschaften Seck und Willmenrod an das Haus Nassau-Hadamar nicht mehr verhindern, sondern nur Protest dagegen einlegen. Um die Gräfin Marie Juliane, die Tochter Reinhards des Ungeratenen und Witwe des Grafen Philipp Ludwig von Leiningen-Schadeck, welche die halbe Herrschaft Westerburg beanspruchte, abfinden zu können, mußte sich Georg Wilhelm notgedrungen zum Verkauf der ihm nach Reinhards Tode zugefallenen Herrschaft Schaumburg entschließen. Im Jahre 1656 ging diese Herrschaft für 40 000 Taler an die Gräfin von Holzappel über, nachdem die Verwandten Georg Wilhelms ihre Einwilligung zu dem Verkauf gegeben hatten. Nun wurde die Gräfin Marie Juliane, die sich in zweiter Ehe mit dem Grafen Friedrich von Wied vermählt hatte, mit 24 000 Gulden befriedigt, und Georg Wilhelm konnte in das Schloß zu Westerburg einziehen, welches Marie Juliane ganz ausgeleert hatte. Bei ihrem Abzug von Westerburg nahm sie sogar außer sämtlichem im Schlosse befindlichen Mobiliar die großen Braubütten mit, zu deren Transport, und um auch die Kosten des Zusammenlegens und Wiederaufsetzens derselben zu sparen, sie die Türen des Brauhauses ausbrechen ließ.

Da Georg Wilhelm nun die Herrschaft Schaumburg verloren und die Grafschaft Westerburg durch den Krieg fast ganz zugrunde gerichtet überkommen hatte, war es ihm nicht zu verdenken, wenn er alles

aufbot, um das, was sein Oheim Reinhard verkauft oder verpfändet hatte, wieder an sich zu bringen. Er erhob darum zunächst Klage gegen Nassau-Hadamar wegen der Ortschaften Seck und Willmenrod und erwirkte auch endlich eine kaiserliche Kommission, welche aus Hessen-Darmstadt und Fulda bestand. Nassau aber suchte den Prozeß auf alle mögliche Weise in die Länge zu ziehen, indem es darauf rechnete, daß Georg Wilhelm die schweren Kommissionskosten nur so lange bezahlen könnte, als die schaumburger Kaufgelder ausreichten. Und dieses Mittel half. Als nach fünfjähriger Prozeßdauer die schaumburger Gelder zu Ende gingen, sah sich Georg Wilhelm genötigt, im Jahre 1667 aus Mangel an Mitteln einen ungünstigen Vertrag mit Nassau abzuschließen, in welchem er nur Willmenrod erhielt, auf Seck und 2 andere Dörfer dagegen verzichten mußte.

Das von seinem Vater verpfändete Dorf Mensfelden suchte er gleichfalls wieder einzulösen, aber ehe das dazu erforderliche Geld zusammenkam, ging die Einlösungsfrist vorüber. Von dem Hause Wied-Runkel erhielt er nach vielen Mühen und Kosten endlich als Erbe seiner Mutter, der Gräfin Walpurgis, die Ortschaften Eschenau, Wirbelau und Schupbach.

So hatte Graf Georg Wilhelm auf allen Seiten große Kosten aufzubringen, außerdem bereiteten ihm der standesgemäße Unterhalt und die standesgemäße Erziehung seiner zahlreichen Nachkommenschaft — er hatte von seiner Gemahlin Sophie Elisabeth, Gräfin zur Lippe, nicht weniger als neunzehn Kinder — große Last und Sorge; die Ausgaben für deren Unterhalt konnte das durch den langen Krieg ausgesogene Land nicht erschwingen. Infolgedessen mußte der Graf bei der Linie Leiningen-Leiningen im Jahre 1672 eine Anleihe von 15 000 Gulden aufnehmen. Da ihm jedoch von dort aus dieses Kapital bald danach gekündigt wurde, mußte er bei einem Herrn von Bdumbach diese Summe leihen, und da er diesen auch nicht mehr befriedigen konnte, überließ er die Begleichung der Summe seinem Sohne Johann Anton. Daß der Graf Georg Wilhelm trotz dieser mißlichen Vermögensverhältnisse den Bau der Kirche in Schadeck in Angriff nahm, verdient darum besondere Anerkennung und Würdigung.

Graf Georg Wilhelm lebte nun ruhig in seinen Landen und beschäftigte sich mit der Ausbildung und Erziehung seiner Kinder. Am 22. Mai 1695 starb er; seine Gemahlin war ihm am 7. Mai 1688 im Tode vorausgegangen. Vier seiner Söhne gründeten eine besondere Linie: 1. die Monsheimer, 2. die Schadecker Linie, welche beide aber bald erloschen, und 3. und 4. die heute noch blühenden Linien Altleiningen und Neuleiningen.

Johann Anton, Graf zu Leiningen-Westerburg.

Johann Anton, Graf zu Leiningen und Herr zu Westerburg, der Stifter der Nebenlinie Westerburg-Schadeck, wurde am 13. Januar 1655 als das neunte Kind des Grafen Georg Wilhelm und dessen Gemahlin Sophie Elisabeth, Gräfin zur Lippe, geboren. Er erhielt eine treffliche Erziehung, studierte auf der Universität Rinteln an der Weser und nahm darauf Kriegsdienste, erst bei Frankreich und Lüneburg, darauf bei Österreich, wo er besonders in Ungarn kämpfte; er verlor jedoch in diesem Kriege seine ganze Mannschaft, ja sogar die Kompagniekasse. Da ihn aber der Kaiser zu deren Erstattung anging, machte er sich, dazu außer stande, heimlich davon, blieb mehrere Jahre verschollen und wurde schon für tot gehalten, als er auf einmal in einem armseligen, elenden Zustande in Westerburg anlangte. Auf seine Bitte hin griff ihm sein Vater hilfreich unter die Arme; er kehrte zum kaiserlichen Heer zurück, erstattete seine Schuld und zeichnete sich bei der Belagerung von Ofen so sehr aus, daß er die Gunst des Kaisers zurückgewann und von ihm die Anwartschaft auf die evangelische Präsidentenstelle bei dem Reichskammergericht erhielt. Er hat diese Stelle später auch wirklich bekleidet, wie auch aus der Inschrift auf dem Altar in der Kirche zu Schadeck hervorgeht.

Für die tatkräftige Hilfe, die ihm sein Vater erwiesen hatte, zeigte sich Johann Anton dadurch erkenntlich und dankbar, daß er die dabei verpfändeten Güter, so weit er es vermochte, wieder einzulösen und an seine Familie zurückzubringen suchte. Die Mittel dazu gewann er durch seine Verlobung mit Magdalene Sophie, Gräfin von Öttingen. Diese hatte Johann Anton so lieb, daß sie ihm alsbald nach ihrer Verlobung 13 000 Taler vermachte, und obwohl sie im Oktober 1690 im Brautstande starb, wurde jene Summe dem Grafen Johann Anton dennoch ausbezahlt. Mit diesem Gelde löste er die verpfändete Herrschaft Schadeck, die ihm sein Vater als Erbe zugedacht hatte, wieder ein, bezog darauf das Schloß zu Schadeck, und wurde der Stifter der Schadecker Linie, die indessen bereits mit seinen Kindern wieder erlosch. Johann Anton erwies sich als guten Haushalter, löste später noch manche an das Haus Wied-Runkel verpfändete Güter wieder ein und vollendete auch im Jahre 1691 den von seinem Vater Georg Wilhelm in Angriff genommenen Bau der Kirche in Schadeck, wie die oben erwähnte Inschrift auf dem Altar in der dortigen Kirche dartut. Leider war ihm kein langes Leben beschieden, er starb am 2. Oktober 1698 in Wetzlar im blühenden Alter von 43 Jahren. Am 2. August 1692 hatte er sich mit Christiane Luise, Gräfin von Sayn-Wittgenstein, verheiratet. Dieser Ehe entsprossen 2 Kinder, ein Sohn Georg Friedrich, der bereits 1708 verstarb, und eine Tochter, die sich im Jahre 1712 mit einem Grafen von Stolberg vermählte. Letztere erhob später Anspruch auf die väterlichen Güter; da deshalb ein langwieriger, kostspieliger Prozeß drohte, entschlossen sich die beiden allein noch blühenden Linien Altleiningen-Westerburg und Neuleiningen-Westerburg die Klägerin mit Geld abzufinden durch einen Vergleich im Jahre 1713. Um die Abfindungssumme im Betrage von 6000 Gulden aufbringen zu können, mußten die beiden damals geldarmen Linien ihren Anteil am Amte Kleeberg an das Haus Nassau-Weilburg veräußern. — So erlosch die Linie Schadeck schon nach kurzem Bestehen.

Der Juliansbrunnen.

3) Erzählung aus dem spanisch-französischen Kriege. Von August Herber. (2. Fortsetzung.)

III.

Ferrand war noch keine fünf Minuten in dem Zelte des Oberstleutnants verschwunden, als dieser die Leinwand des Eingangs wieder beiseite schob und die drei Hauptleute ersuchte, einzutreten.

„Ihr Herren", begann er, als alle Platz genommen hatten, „Herr Ferrand hat mir schlimme Nachrichten überbracht, wir stecken in einer bösen Klemme."

„Will uns das Gesindel, das bei unserer Ankunft um den Brunnen versammelt war, etwa zu Leibe gehen?" fragte Hauptmann Spitz spöttisch.

„O nein", entgegnete der Oberstleutnant wegwerfend, „dieser Feiglinge wegen würde ich kein Wort verlieren; sie können wohl Brunnen vergiften und auch in heimtückischer Weise einem Gegner das Messer in den Rücken stoßen; aber einem ehrlichen Kampfe weichen sie aus. Es ist ein ganz anderer, der uns auf der Spur ist. Reden Sie, Monsieur Ferrand!"

Dieser räusperte sich und sagte:

„Messieurs! Haben Sie schon einmal den Namen Antonio Moreno gehört?"

„Gewiß", erwiderte Hauptmann Tecklenburg; „ist dieser Moreno nicht eine Art Banditenführer oder etwas dergleichen?"

„Ja, das ist er — ein liebenswürdiger, galanter Mensch, unwiderstehlich für die Herzen aller Kellnerinnen, der beste Freund der Führer und Wegweiser, Maultiertreiber und Gastwirte der ganzen Gegend, dabei der erklärte Liebhaber von Barbara Muños, der Wirtin der Schenke „Zum toten Stier", der berüchtigtsten Mörderhöhle Spaniens."

„Also ein gewöhnlicher Straßenräuber," meinte Hauptmann Müller.

„Jawohl, aber gegenwärtig Oberst im Dienste der Junta und Befehlshaber einer Schar von mindestens zweitausend verwegenen Burschen, die Ihnen den Hals abschneiden, ehe Sie Ja und Amen sagen können."

„Donnerwetter, das ist allerdings gefährlich!" rief Tecklenburg; „aber es befremdet mich, daß die Banditen es wagen, hier umher zu schwärmen, wir sind kaum zwanzig Leguas von dem Hauptquartiere und von Talavera entfernt."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, Moreno sei der Liebhaber von Barbara Muños?"

„Doch!"

„Eh bien; die Räuber-Posada Barbaras ist keine fünf Leguas von hier entfernt."

„Wissen Sie genau, wo sie liegt?"

Freilich, wer kennt den „Toten Stier" nicht, wenn er auch nur einmal in seinem Leben den Weg von Catania nach Siguensa gemacht hat! Das Haus liegt in der Schlucht vom Penas, den vierten Teil einer Legua vom Wege entfernt."

„Gut, brechen wir auf und machen wir das Banditennest der Erde gleich!" rief Hauptmann Müller. „Geben Sie mir den Auftrag, Herr Oberstleutnant, und einen Führer, so mache ich mich mit meiner Schützenkompagnie auf den Weg."

„Sie würden nicht weit kommen", lächelte Ferrand.

„Wieso?"

„Weil das Lager voraussichtlich jetzt schon von den Leuten Morenos umstellt ist."

„Was ist aber da zu machen?" fragte der Oberstleutnant besorgt.

„Ich wüßte nur einen Rat. Geben Sie den Befehl zum Aufbruche, und besetzen Sie das Schloß Cabanil, das kaum eine Legua von hier entfernt ist. Sie haben dort wenigstens einen Stützpunkt, wo Sie sich halten können, bis Entsatz eintrifft."

„Entsatz? Wo soll denn ein solcher herkommen; die Truppen sind alle auf dem Marsche nach Talavera!"

„Soviel ich weiß, liegt der Oberst mit tausend Mann in Figueras, das nur fünf Leguas entfernt ist. Lassen Sie ihn benachrichtigen; für einen tüchtigen Wegweiser will ich sorgen."

„Wer soll aber gehen?"

„Ich", sagte Hauptmann Müller.

„Sie?" erwiderte der Oberstleutnant, „das kann ich unmöglich zugeben. Sie sind verheiratet und Familienvater, wir haben jüngere, ledige Leute, die einen gefährlichen Ritt eher unternehmen können."

„Nicht so schlimm", lächelte Müller; „wenn ich hier bleibe, und wir werden von den Guerilleros angegriffen, droht mir auch Gefahr."

„Das freilich!"

„Sehen Sie; ich kann also auch nach Figueras zu dem Obersten reiten."

„Meinetwegen denn; sagten Sie nicht, Herr Ferrand, Sie könnten einen Führer besorgen?"

„Ja, und einen ganz brauchbaren Führer, den Giboso, einen armen Teufel von Buckeligen, der für einige Realen von Herzen gern vor Ihnen herläuft, Herr Hauptmann. Nehmen Sie ihn mit; kein Mensch kennt besser die Wege, die zum „Toro matado" — der Posada „Zum toten Stier" — führen, als der kleine Giboso."

„Gut denn, Herr Ferrand", sagte Müller, „so benachrichtigen Sie Ihren Buckeligen; er mag mich begleiten."

„Sie nehmen aber doch noch drei oder vier Mann als Bedeckung mit sich?" bemerkte der Oberstleutnant."

„Nein, das werde ich nicht", entgegnete der Hauptmann; „ein einzelner fällt weit weniger auf und kann leichter durchschlüpfen als eine Patrouille von vier oder fünf Mann."

„Sie haben recht, Herr Hauptmann!" sagte Ferrand; „ich werde den Giboso unterrichten; er ist schlau und durchtrieben, und wird Sie ungefährdet nach Figueras bringen."

Er entfernte sich und kehrte nach ungefähr zehn Minuten mit dem Giboso zurück, einem zerlumpten Jungen, der den größten Buckel hatte, den man sehen konnte. Sein Gesicht war viel zu lang und hager für seine elende Gestalt, und sein Haar lag glatt gestrichen hinter den ungeheuren Ohren.

In seinen Augen aber funkelte eine teuflische Keckheit und eine kalte Unverschämtheit, die auf den ersten Blick den Abgrund einer verworfenen Seele enthüllt.

„Dies ist Rafael," sagte der Kurier, ihn vorstellend; „er ist so treu wie ein Hund und riecht Antonio Moreno auf die Entfernung von zwei Leguas. Wenn Sie ihm einen Schluck Branntwein geben lassen, Herr Hauptmann, rennt er schneller, als Ihr Pferd."

Der Buckelige — der Giboso, wie er in der Landessprache hieß, stellte sich mit einer Art unverschämten Stolzes vor die Offiziere hin, und seine Augen leuchteten beim Anblick der Flasche.

Er leerte zwei Gläser des feurigen Getränkes nacheinander und seufzte dann tief auf, als ob er seine enge Brust nun erweitert hätte.

„Zu Pferde, Señor!" befahl er dann ohne weitere Umstände, „wenn Sie noch vor dem Gewitter durch die Schlucht kommen wollen."

„Gehen Sie mit Gott, Hauptmann," wandte sich Holbach an Müller, „benachrichtigen Sie den Obersten Kruse und bitten Sie ihn, uns mit allen seinen Leuten zu entsetzen. Sagen Sie ihm, ich würde mich bis zu seiner Ankunft im Schlosse Cabanil zu halten suchen."

In einer Minute war der Hauptmann im Sattel; der Buckeliege lief ihm vorauf, und bald befanden sie sich im freien Felde auf einem staubigen Wege.

Die Wolken waren dichter und dunkler geworden, und der Mond trat nur in langen Zwischenräumen hervor.

Der Wind wirbelte große Staubwolken auf; noch fiel kein Tropfen Regen, doch verkündete ein dumpfes Brausen aus der Ferne her, daß der Sturm in den Bergen schon zum Ausbruch gekommen sein mußte.

Es war eine schaurige Nacht.

„Mut gefaßt, Señor!" rief der Bucklige dem Hauptmann von Zeit zu Zeit zu; „das sind die richtigen Nächte für Antonio Moreno! Reiten Sie zu; wir müssen vor dem Sturm in der Schlucht sein, und er ist schon hinter uns."

Er begann zu singen — ein krächzendes, eintöniges Lied, und wenn sich der Mond einen Augenblick zeigte, konnte man seinen eigentümlichen Schattenriß auf der weißen, staubigen Straße beobachten, wie er gnomenartig dahin huschte.

Müller war ein mutiger Mann, den die Gefahren des spanischen Feldzuges — und diese waren nicht gering— gestählt hatten.

Das herrschende Dunkel schien aber drückend auf ihm zu lasten und das Schweigen ihm unangenehm zu sein.

„Holla, Rafael!" rief er, „komme her und erzähle mir etwas."

„Ich stehe Euer Gnaden zu Befehl," entgegnete der Giboso.

„Du scheinst ein pfiffiger Bursche zu sein, Rafael. Bist du schon lange in der Gegend?"

„Seit dem Tage, wo ich zur Welt kam, Señor."

„Leben deine Eltern noch?"

„Ich habe sie nicht gekannt, ich bin hinter einer Hecke geboren."

„So, so! Wie breit ist eigentlich der Berg oder vielmehr die Schlucht, die wir durchreiten müssen, um nach Figueras zu kommen?"

„Hier eine Legua, dort drei, Señor, wie man ihn schätzen will," entgegnete der Giboso mit pfiffigem Lächeln; „'s ist ein Berg, wie alle Berge, und der Weg ist so gerade wie eine Linie, — wenn er keine Krümmungen macht; und wenn wir denen entgehen können, die auf uns warten, so bürge ich mein Leben, daß wir mit heiler Haut nach Figueras kommen."

Es lag ein kecker Spott in diesen Worten, zugleich aber auch eine ernste Wahrheit, die dem Hauptmann eigentlich gefiel.

„Du glaubst also, daß man uns auflauert?" fragte er.

„Gewiß, denn die Nacht ist viel zu schön, als daß sie nicht auf dem Anstand sein sollten; aber wir haben noch eine Strecke in der Ebene, und ich weiß einen Hohlweg, den sie vielleicht nicht besetzt halten."

„Sind es viele?"

„Das hängt von Geschäften und Zeit ab. In der stillen Jahreszeit arbeitet Moreno nur mit denen vom „Toro matado"."

„Und womit bringst du dich fort, Rafael?"

„Mit dem und jenem, Señor; im Frühjahr und Sommer laufe ich mit den Reisenden, im Herbst helfe ich auf den Feldern, und während des Winters bin ich je nach den Umständen bald Bettler, bald Dieb!"

„Dieb?" wiederholte der Hauptmann, erstaunt über dieses offene Geständnis.

„Es ist Sommer, Señor," entgegnete der Kobold freimütig; „Sie haben nichts von mir zu fürchten. Wenn ich einen Reisenden hinterginge, würde ich bald alle meine Kunden verloren haben."

„Kommst du auch manchmal mit Antonio Moreno zusammen?"

„Sehr oft, Señor."

„Er ist ein verwegener Räuber und Mörder?"

„Räuber und Mörder, so viel Sie wollen, aber verwegen — nein. Selten greift er Bewaffnete auf dem Wege an; denn sie verteidigen sich. Im „Toro matado" ist's viel bequemer."

„Bist du schon in der Schenke gewesen?„

„Ein ganzes Jahr, Señor, als Alveira, der Portugiese, bei Barbara noch Knecht war. Es ist schon lange her, und mein armer Körper weist noch die Narben auf von den Schlägen und Stößen, die ich erhalten habe. So klein und schwach ich bin, trage ich doch den Wunsch nach Rache mit mir herum."

„Wie bist du denn aus der Mörderhöhle entkommen, Rafael? Hat man Mitleid mir dir gehabt?"

„Mitleid— o nein! Als Alveira fortging, um sein Glück zu suchen, habe ich mich freigebettelt, indem ich versprach, ich würde ihnen Kunden zuführen."

„Und hast du das getan?"

„Einen einzigen habe ich ihnen gebracht," gestand der Buckelige.

„Wie, du warst solch ein Schurke? "

„Ruhig, Señor, und vorwärts!" entgegnete Rafael, „wir sind am Berge; reden Sie nicht mehr zu viel, wir sind in dem Gebiete Morenos."

IV.

Der Giboso hatte kaum die letzten Worte ausgesprochen, als sich ein Knistern in den niedrigen Zweigen des Buschwerks, das den Weg umsäumte, hören ließ.

Sie befanden sich nun mitten im Gebüsche, und schwere Regentropfen begannen zu fallen.

Der Buckelige schlüpfte gewandt auf die andere Seite des Pferdes und murmelte:

„Ich habe viel zu lange geredet; Moreno hat mich gehört."

Der Hauptmann konnte sich eines leisen Schauders nicht erwehren; denn gegen eine Kugel aus unsichtbarem Gewehre half aller Mut nichts.

Rafael war stille geworden und plauderte nicht mehr.

Ein Blitzstrahl erhellte auf einen Augenblick die Szene, und der Hauptmann erkannte die niedrigen Sträucher zu beiden Seiten des Weges, die zwischen starren Felsmassen hervorwucherten.

Vor ihm lag nur ein schmaler Paß zwischen zwei hohen Böschungen.

„Wir sind auf dem rechten Wege, Señor Capitano," sagte der Buckelige; wenn wir diese Schlucht hinter uns haben, sind wir auf ebenem Weg, und ein kleiner Galopp bringt uns nach Figueras."

„Geh voran, Kleiner!" sagte der Hauptmann und war der Meinung, der Bucklige sei vor ihm, als er hinter sich einen gellenden Schrei hörte.

Ein zweiter Blitz erhellte das Dunkel, und der Offizier sah, wie ein großer, verlarvter Mann den Giboso bei den Haaren in die Höhe riß.

„Halte dich fest, Rafael!" rief er, „ich komme dir zu Hilfe."

Zu gleicher Zeit lenkte er sein Pferd rückwärts; zum Umkehren des Tieres war kein Raum.

In einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten hörte er die Stimme des unglücklichen Buckeligen, der mit gellender Stimme schrie:

„Zu Hilfe, Señor — zu Hilfe!"

Bald aber erstarb dieser Schrei in einem dumpfen Röcheln.

Der wackere Offizier sprengte, der eigenen Gefahr nicht achtend, in die Büsche und rief:

„Rafael, wo bist du?"

Ein gellendes Lachen ließ sich in den Gebüschen hören, und in demselben Augenblick schwand dem Reiter der Boden unter den Füßen; er sank in die Tiefe.

Durch einen glücklichen Zufall war der Hauptmann mit der rechten Hand und mit einem Schößling seiner Uniform an den Zweigen einer Zypresse hängen geblieben, die am Rande der Tiefe stand.

Er hielt sich mit beiden Händen an dem Stamme fest und war ganz ruhig; denn die leiseste Bewegung konnte ihm das Leben kosten.

Er wußte, daß jemand auf der Böschung oben lauerte und auf seinen Todesschrei wartete, da von Zeit zu Zeit Sandgerölle und kleine Steine zu ihm nieder rieselten.

Nach einer Weile ließen sich Tritte zu seiner Rechten vernehmen, und ein Mann, den er nicht sehen konnte, kam einen Fußsteig herab.

Unten angelangt, schlug er Feuer, zündete eine Laterne an, leuchtete nach dem Pferde und rief laut:

„Wo zum Teufel ist der Reiter?"

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

E. S. **Die Jeanette auf der Hohen Schule zu Herborn.** Der Professor medicinae Zacharias Rosenbach, der im Anfang des 17. Jahrhunderts an der Hohen Schule zu Herborn dozierte, bereitete eines Tages seinen zahlreichen Hörern eine große Überraschung, indem er ihnen einen Gast feminini generis vorstellte, den er Jeanette nannte. Professor Rosenbach knüpfte an die Vorstellung der hageren Dame, die von Kopf bis zu Fuß in blendendes Weiß gekleidet war und sonderbarerweise in der rechten Hand eine blecherne Büchse und in der linken einen Spaten trug, einen längeren anatomischen Vortrag, der seitens der Hörerschaft mit beifälligem Getrampel aufgenommen wurde. Sämtliche Demonstrationen, die während der Vorlesung an der Dame vorgenommen wurden, ließ sich dieselbe in stoischer Ruhe gefallen, und als der Gelehrte mit seiner Abhandlung fertig war, brachte man Jeanette auf die Bibliothek, wo man ihr in einem stillen Winkel ein Domizil bereitet hatte. Die Jeanette — wer war sie doch? Nun der Leser wird es schon erraten haben, — es war ein von Zacharias für medizinische Studienzwecke präpariertes Frauenskelett! Was aber sollten die geheimnisvollen Beigaben bedeuten, welche Jeanette in ihren Händen trug? Man erzählte in den Räumen der Aula, Jeanette habe wegen gewisser Ursachen ihren Mann „mit Gift vergeben", und als sie gesehen, daß das Gift wegen seiner geringen Dosis seine Wirkung verfehlt habe, sei sie zum Äußersten geschritten und habe ihn mit einem Spaten erschlagen. Zum Andenken der greulichen Schandtat habe man ihr beide Instrumente in die Hände gegeben. Doch so redeten nur die Lästerzungen; die Eingeweihten erklärten, der Spaten sei hinzugefügt, um dem Skelett eine gerade Haltung zu verleihen und die Büchse zur Aufbewahrung der Gehörknöchelchen, wie das damals bei der Herstellung von Skeletten Gebrauch war.

J. B.-G. **Der Heddernheimer Feldbergwald.** Am 8. Januar 1852 verkaufte die Gemeinde Heddernheim ihren Wald am Feldberg für 36 000 Gulden. Der Kreisbezirksrat gab seine Zustimmung dazu und verordnete, daß von den Zinsen des Verkaufskapitals alljährlich mindestens 400 Gulden ohne Rücksicht auf einen etwa sonst gesetzlich zu bildenden Schuldentilgungsfonds zu Kapital angelegt werden müßten, und daß hiervon nur bei dem Eintritt außergewöhnlicher Ausgaben mit Zustimmung der zuständigen Staatsbehörde abgewichen werden dürfe. Wie mag Heddernheim zu dem Waldbesitz am Feldberg gelangt sein? (Antwort d. H.: als Mitglied der Märkerschaft der Höhe.)

J. B.-G. **Der Krieg kostet Geld 1796.** Den kurfürstlichen Vogteiämtern, darunter Höchst, wurde am 29. Hornung 1796 von Mainz aus bekannt gegeben, daß künftighin die Schatzungsgelder wegen der gegenwärtigen Kriegsbedürfnisse richtig erhoben und ohne Saumseligkeit eingeschickt werden müßten. Ortsvorstände, welche diesen Befehl nur im mindesten aus dem Augen verlieren, sollen durch angemessene Strafen zur Erfüllung ihrer Pflichten strengstens angehalten werden.

E. S. **Mer wolle dahle.** In den Märztagen von 1848 standen viele Sachsenhäuser vor dem von Rothschildschen Hause, Ecke der neuen Judengasse und Fahrgasse in Frankfurt, und raisonierten: „Mer wolle dahle; das Geld heraus!" Man machte dem Baron von Rothschild Anzeige hiervon, der alsbald durch seinen Bankier die Leute in sein Haus führen ließ und sie folgendermaßen im Frankfurter Dialekt anredete: „Ihr wollt dahle mit mer? Soll sofort gescheh! Vierzig Millione soll ich hawe, und Deutschland hot vierzig Millione Einwohner, des macht uff jeden aan Gulde. Da habt er euer Dahl!" Da sich gegen die glatte Rechnung nichts einwenden ließ, nahmen die Radaubrüder jeder seinen Gulden und zogen ab, um sich beim Sachsenhäuser Appelwein „die Sach' nach emol zu überlege."

J. B.-G. **Aufruf zur Unterstützung der preußischen Armee 1794.** Im Januar 1794 stand die preußische Armee am Oberrhein in einer Gegend, welche im Sommer vorher beständig durch Kriegsvölker beunruhigt worden

war, die durch Raub und Plünderung alles weggeführt hatten. Die Armee vermochte kaum ihre Bedürfnisse aufzubringen, zumal wegen anhaltender Dürre in 1793 wenig gewachsen war. Es wurden daher Sammlungen veranstaltet, um den Mangel von den braven Truppen fernzuhalten: Beiträge an Naturalien und Geld im Dillenburger Lande, damit einem Feinde das weitere Vordringen im deutschen Reich unmöglich gemacht werde, der, wo er noch gewesen, Spuren von Verwüstung zurückgelassen hatte.

Steinbach in alter Zeit. Über die nahe bei Eschborn gelegene hessen-darmstädtische Exklave Steinbach, angeblich 1866 von Preußen zu annektieren vergessen, wie die und da irrtümlich behauptet wird, gibt uns ein alter Kronberger Amtsbericht einige geschichtliche Nachrichten, die von Interesse sein dürften.

Hanau besaß in Steinbach die hohe und niedere Gerichtsbarkeit. Der Ort zählte zur Kronberger Mark, besaß daselbst das Jus lignandi, Viehtrieb, Weidgang und das Recht, zu „Eckern- und Aichel-Zeiten das s. v. Schweinevieh in die Wälder einzuschlagen“. Das Erzstift Mainz war an dem großen und kleinen Zehnten mit ¼ beteiligt; auch stand Steinbach unter Mainzer Forestaljurisdiktion, mußte sich allen forstamtlichen Verordnungen, welche zum Besten der Kronberger Mark vom Kurfürsten oder Kronberger Markbeamten gemacht wurden, wie auch jeder Bestrafung für von Steinbacher Märkern verübte Frevel unterwerfen. Sodann hatten die dortigen, von der Jägerei Kronberg wegen Waldexzessen bußfällig notierten Mitmärker vor dem Waldrügegericht zu erscheinen und die verübten Frevel mit Geld- oder Turmstrafe zu tädigen, auch mußte der Ort Steinbach an allen Kronberger Markkosten mit den übrigen Ortschaften „pro rata konkurrieren“. An ständigen Gäns- und Buttergefällen bezog das Erzstift aus dem Ort pro Jahr 8 Fl. 10 Kr. 1 ₰, welche der Schultheiß zu erheben und in die Kronberger Amtskellerei einzuliefern hatte.

Die Kirche zu Steinbach, im Jahre 1537 an Stelle eines älteren Kirchleins erbaut, war von Anbeginn an Filiale der Kirche zu Eschborn — Askobrunnen, Tidenheim = Mansio Dei — der ältesten Kirche der Taunus- und Maingegend. Ein Extrakt des Steinbacher Rentbuchs von 1537 sagt über die dortige Kirche folgendes: „Die von Steinbach gehören in die Pfarrgemeine Eschenborn, haben aber doch eine eigene Capell, St. Görgenkapell genannt, die haben Junker Caspar, Stamm von Cronberg, zu verleihen; darüber sind Kirchenmeister verordnet, sehnd schuldig Rechnung zu thun über die Capellgefälle.“

„Der Zehend groß und klein ist zwei Theil Philippß von Hattsteins jetzund, das ander Theil des Pastors zu Eschenborn; doch hat ein Pastor zu Creutzen den Zehnten auf den Ackern, so in den Königsteiner Hof zu Weißkirchen gehören.“ Die Pfarrkirche zu Creutzen oder Crutzen lag zwischen Kahlbach und Niederursel, beim sog. Bonifatiusbrunnen. Neben ihr hatte das Landgericht Crutzen seine Hegungsstätte. Als des Bonifatius Leichnam von Mainz nach Fulda überführt ward, — so lautet die Sage — hielt der Zug seine erste Rast auf einem Acker bei Kahlbach an einer Quelle. Acker und Quelle, in der Folge dem großen Heiligen geweiht, kamen durch Schenkung an das Kloster zu Fulda, das dann Bonifations zu Ehren die Kirche darauf erbaute.

„Der Glöckner wird mit Wissen des Schultheißen zu Steinbach von der Gemeine angenommen und erhält von jeglichem Haußgefäß 11 Sester Korns. Dem Glöckner zu Eschenborn muß ein jeglich Haußgefäß zu Steinbach 3 Laib Brots geben. Ein Huben Lands stehet der Capellen zu. Wann der Priester selbst da ist und bauet, so ist sie Beet frey, so sie aber verliehen wird, thut sie wie andere.“

Das Patronatsrecht der Eschborner Kirche ward in der Folge vom Erzstift den Grafen von Bassenheim übertragen, welche den dortigen Pfarrer präsentierten, der dann vom Erzstift bestätigt und eingesetzt ward. Hanauischerseits suchte man bereits bei Lebzeiten des Junkers Johann Nikolaus von Kronberg den Filialort Steinbach von Eschborn zu trennen, einen eigenen lutherischen Pfarrer dort einzusetzen, oder den Ort einer der nächstgelegenen hanauischen Pfarreien einzuverleiben. So verweigerte der Graf Philipp Reinhard von Hanau dem 1697 präsentierten und 1730 verstorbenen Pfarrer Gärtner von Eschborn die Steinbacher Pfarrkompetenz und zahlte sie erst, als er durch Urteil des Reichskammergerichts zu Wetzlar vom 17. Juli 1722 dazu gezwungen ward. Als im Jahr 1730 vom Grafen von Bassenheim der Cand. theol. Joh. Huldreich Schwalbach zum Pfarrer von Eschborn vorgeschlagen und vom Mainzer Vikariat bestätigt ward, entzog ihm Hanau abermals die Steinbacher Gefälle — diesmal mit Erfolg — und verteilte sie unter die hanauischen Pfarrgeistlichen von Ginnheim und Obereschbach, die wechselseitig auf Befehl Hanaus den Gottesdienst zu Steinbach verrichteten. Alles Protestieren von Kurmainz war umsonst. Das hanauische Konsistorium wendete mit Geschick ein, der Pfarrer Schwalbach sei zugleich Pfarrer eines hessenhanauischen Ortes. Als solcher habe er laut hanauischer geistlicher Ordnung die zur Anstellung erforderliche Prüfung vor dem hanauischen Konsistorium zu bestehen. Das habe aber Pfarrer Schwalbach versäumt und könne infolgedessen von Hanau, dem auf Grund dieser Prüfungsordnung das Mitbestätigungsrecht nicht streitig gemacht werden könne, nicht als Pfarrer „bestätigt, konfirmiert und eingesetzt werden“. Auch in diesem Falle kam es zu einem langwierigen Kammergerichtsprozeß, der sich durch viele hunderte von Foliosejten starke phrasenhafte Relationen superkluger Advokaten auszeichnete und sich durch mehrere Jahrzehnte dahinschlängelte. Über seinen Ausgang fehlen die Akten; doch kann der Prozeß nicht zu Ungunsten Hanaus entschieden worden sein, weil niemals mehr in der Folge der Pfarrer von Eschborn die Steinbacher Gefälle bezogen hat. Im Jahre 1783 versuchte der damalige Mainzer Oberamtskeller zu Kronberg — „aus deutscher Treue zum gnädigen Herrn zu Mentze“ — in Gemeinschaft mit dem Grafen von Bassenheim, die Steinbacher Pfarrgefälle zurückzuerobern. Vergebens! Hanau ließ sich auf nichts ein. Einen weiteren Prozeß aber verhinderten die Jahre 1803 und 1806, die den „edlen Bassenheimer“ zur Ruhe setzten und auch den mit vielseitigen Amts- und sonstigen Pflichten schwer bedrückten „Herrn zu Mainz“ gründlich entlasteten. (Wiesbadener Staatsarchiv.)

K. Wolff.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

* **Die Rabensteinerin,** Schauspiel in 4 Akten von Ernst von Wildenbruch, zum erstenmal am 17. September. — Man hört diesen wuchtigen und vaterländischen Dramatiker immer wieder gern, wenngleich sich in den letzten Werken die Abnahme seiner Schöpfungskraft zeigt. Selbstverständlich: wer schon etliche zwanzig Dramen geschaffen hat, der gibt sich allgemach aus. Die Rabensteinerin ist ein Ritter- und Romantik-Drama mit kolonial- und sozialpolitischem Einschlag. Der Rabensteiner, ein Schnapphahn, überfällt den Brautzug der Welser; er wird dabei von dem jungen Welser tödlich verwundet. Dieser ebenfalls verwundet und gefangen, wird von des Ritters Tochter Bersabe freigegeben. Ihr wendet sich deshalb sein Herz zu, nicht der kalten, ihm bestimmten Braut Ursula Melber von Nürnberg, und es bleibt ihr auch, als sie sich weigert, den Welsern ihre Feste auszuliefern, und er als deren Feldhauptmann sie bestürmen muß. Bersabe verteidigt sich mit ihren Treuen wacker und erschießt die Melberin beim letzten Sturme. Der junge Welser muß sie gebunden hinabführen und der Gerechtigkeit überliefern, die sie zum Tode verdammt. Allein nach gutem Augsburger Recht rettet sie der Welser vom Henkersgriff, indem er sie freit. Nach langem Kampfe willigt der alte Welser ein, und das neue Paar zieht über den Ozean, um Venezuela den deutschen Kaufherren zu erobern, aber auch um die Arbeiter an den Früchten der Erwerbung ihren verdienten Anteil nehmen zu lassen. Abgesehen davon, daß man die oben berührte doppelte Tendenz manchmal gar zu handgreiflich fühlt, leidet das Stück an manchen kleinen Unwahrscheinlichkeiten; auch ist die Sprache vielfach holperig; die eigentümliche Wortstellung soll doch nicht etwa die Sprachweise des 16. Jahrhunderts andeuten? — Inszeniert war das Drama von Oberregisseur Köchy vorzüglich. Das Spiel war löblich. Den Rabensteiner gab Herr Leffler als den echten Ritter vom Schlage

der Berlichingen und Sickingen, dem „Reuten und Rauben keine Schand' war", wenn es auf die geizigen „Pfeffersäcke" ging. Die wilden Hänse, die mit ihm tateten, wurden durch die Herren Striebeck, Zollin, Weinig und Andriano angemessen verkörpert, nur daß Herr Zollin manchmal etwas zu ritterlich erschien. Als Bersabe waltete Frl. Eichelsheim, die aus der Rolle, die weder voll heroisch, noch genug sentimental ist, herausholte, was herauszuholen war, und die wilden und tragischen Momente mit natürlicher Leidenschaft und echtem Feuer zur Geltung brachte. Frau Rodius-Doppelbauer merkte man die „steinerne Jungfrau" hinter dem Protzentum wohl an. Herr Malcher war ein dankbarer junger Welser. Herr Tauber gab den alten Welser manchmal wohl etwas zu polternd. Frau Striebeck (als Gast) hatte als Mutter Welser nicht recht Gelegenheit sich herauszugeben. Die übrigen Rollen waren entsprechend vertreten; daß für Frl. Santen bald Ersatz gesucht werden muß, haben wir schon öfter erwähnt. Die Dekorationen von des Patrizierhauses Innern waren herrlich, desgleichen die Puff- und Schlitzgewande. Das verhältnismäßig gut besetzte Haus blieb den Darstellern sehr dankbar.

Residenztheater.

= **Raffles**, vier Akte von E. W. Hornung und Eugène W. Presbrey, deutsch von P. Pogson, zum erstenmal am 21., zum drittenmal am 24. September. — Wiederum eine Diebskomödie, mit denen wir nun nachgerade genugsam bedacht worden sind. Das Stück ist eine Art „Sherlock Holmes", nur im umgekehrten Fall; dort ist der Detektiv der Held, hier der hochgeborene Spitzbube. Große Heiterkeit erregte hauptsächlich der Schluß: nach dem ominösen Knall hinter den Kulissen, von dem man glaubte, er habe das Leben des „genialen Verfolgten" geendigt, kommt dieser lebend aus dem — Uhrgehäuse heraus und flüchtet schleunigst, während die Verfolger ihn noch im Nebenraume suchen. Die Uhr hatte die Rückwandöffnung in besagtes Nebenzimmer. — Gespielt wurde durchweg gut: Herr Hetebrügge gab den Raffles mit voller „Sicherheit", Herr Rücker ebenso den Detektiv, Herr Hager den gemütlichen Lord, Herr Bartak den getreuen Henry Manders, Herr Wilhelmy den Spitzbuben Crawshay, Herr Sascha den eingebildeten Haushofmeister des Lords, Frl. Hammer die treuherzige Gwendoline und Frl. Noormann die Schlange Vidal usw. Den Darstellern lohnte reicher Beifall.

Am 26. September absolvierte Sarah Bernhardt mit ihrer Truppe ein einmaliges Gastspiel als Adrienne Lecouvreur.

Seinem Aufsatze über die Weilburger Denkmalweihe ersucht uns der Verfasser nachfolgende Berichtigung hinzuzufügen: Es haben an Auszeichnungen erhalten: Bildhauer Cauer das Ritterkreuz des Militär- und Zivilverdienstordens Adolfs von Nassau, Hofrat Herz, Beigeordneter Erlenbach, die Stadtverordneten Reifenberg und Schäfer und Stadtrechner Haibach das Ordenskreuz desselben Ordens, Stationsvorsteher Wilhelm das goldene Verdienstkreuz der Eichenkrone und Monteur Wilberg das Verdienstkreuz.

Literatur.

* **Kunst-Wanderbücher** von Oskar Schwindrazheim. I. **Unsere Vaterstadt**, 126 S. Pr. 1,20 M. Hamburg, Gutenbergverlag. — Schwindrazheim ist uns lieb und wert als Moderner, der nicht hypermodern ist. Seine Schöpfungen heimeln an, weil sie weder der reinen Idealistik, noch der reinen Realistik huldigen, vielmehr einen idealen Realismus atmen. Dieser Grundsatz: idealer Realismus, soll auch den „Kunst-Wanderbüchern" untergelegt werden. Im vorliegenden Bande leitet uns der Künstler durch eine gedachte typische deutsche Mittelstadt und zeigt uns, was schön und unschön, was verbessert und was verballhornt erscheint, wie die Anpassung der Dinge, der toten und lebenden, untereinander und zur Allgemeinheit anzuschauen und zu bewirken ist, damit ein harmonisches Bild entstehe. Mit einem Worte, er lehrt uns sehen, prüfen, messen, wägen vom Standpunkte des geläuterten Künstlers aus und aus ästhetischen Geschmacksgründen heraus. Die echte Heimatkunst zu pflegen, dazu will er uns erziehen. Er unterstützt das durch 24 künstlerische Landschafts- und Städtebilder, die er selbst aufgenommen hat, und unter denen unser Nassauerland reichlich vertreten ist; 16 leere Seiten können zu Skizzen, Bemerkungen usw. verwendet werden. Wer das Schöne in der Heimatkunst frisch und freudig genießen, wer sich ein richtiges Urteil darüber bilden will, der nehme das Büchlein als Maßstab und Führer, er wird allenthalben den rechten Weg finden.

* **Altnassauischer Kalender für 1908.** Pr. 25 Pf. Wiesbaden, L. Schellenberg. — Der neue Jahrgang bringt eine Menge anziehenden Stoffes, von dem wir nur die interessanten Abhandlungen über die Mundart- und Dialektwandlungen in Nassau (eine Anzahl Sprichwörter wird 22mal variiert), über den Volksgesang in Nassau vor 60 Jahren, über Sympathie und Sympathiemittel anführen. Außerdem sind eine Erzählung im Volkston und mehrere historische Aufsätze aufgenommen und in das Kalendarium Geschichtsdaten, Miszellen und Worte W. H. Riehlscher Weisheit eingestreut worden. Die Illustrationen sind nett und reichlich; die Ausstattung ist die bekannte sehr gefällige.

* **Das Hungerjahr.** Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer. 291 S. Pr. 50 Pf. (Wiesbadener Volksbücher N. 97.) Wiesbaden, Volksbildungsverein. (H. Staadt.) — Bechtolsheimer ist ein guter Volkserzähler. Zwar mit Rosegger, Hansjakob u. a. ist er nicht in eine Reihe zu stellen; denn es fehlt die dramatische Gestaltungskraft und das Vermögen, den Stoff um eine hervorragende Person zu gruppieren, diese in einen großen Konflikt zu stellen und solchen psychologisch zu lösen. Aber vortrefflich ist er in der Lokal-Kleinmalerei, in der Situationsschilderung. So auch im vorliegenden Buche. Der Adam Mühlbach ist zwar der Held, an dessen Schicksal wir von Anfang bis zu Ende Interesse nehmen, aber er ist an und für sich doch nur eine Gestalt wie die anderen vielen, die neben ihm hergehen. Dagegen erfreut uns das echt und recht geschilderte Milieu des schönen Pfälzerlandes und die getreue Vorführung der ringenden und kämpfenden wackeren Bevölkerung in den bösen Jahren, die den Befreiungskriegen folgten.

* **Vier Taunusgeschichten.** Von F. Hoffbauer. 152 S. Pr. 2 Mk. Frankfurt, Gebr. Knauer. — Auf großen literarischen Wert haben diese vier Geschichten keinen Anspruch. Auch das Lokalkolorit, mit dem sie übermalt sind, ist keine Freskoarbeit. Sie können ebensogut im Spessart oder Odenwald spielen. Das einzige, was ihnen vorteilhaft ist, sind die treuherzigen, gutgemeinten psychologischen Betrachtungen, die in die Erzählungen verwoben sind, ohne daß sie zu gedankentiefen Problemen hinleiten, deren Lösung unter schwierigen Verhältnissen zu erfolgen hätte. Im Gegenteil, die Lösung geht schnell und leicht vor sich, und der Leser, der solche Lektüre liebt, wird damit zufrieden sein.

Neues aus Nassau.

Die Erbgroßherzogin von Luxemburg und ihre Geschwister sind am 13. September nach Hohenburg abgereist. J. K. H. die Großherzogin Mutter hat sich am 25. September nach Karlsruhe begeben.

Am 8. September wurde Fürst Georg Friedrich von Solms-Braunfels (geb. 1890) durch Pfarrer Allmenröder auf Schloß Braunfels konfirmiert.

Am 29. September wurde die evangelische Kirche zu Sindlingen eingeweiht. Am selben Tage beging die zu Medenbach ihre Achthundertjahrfeier. Sie ist nämlich 1107 von dem in Mainz zu Besuch weilenden Bischofe Hartbert von Brandenburg geweiht worden.

Am 30. September bestand die Synagoge zu Nassau 50 Jahre.

Am 1. Oktober wird die Eisenbahnbetriebsinspektion 1 des Direktionsbezirks Mainz in zwei zerlegt; die neue kommt nach Oberlahnstein.

Mit dem 1. Oktober erscheint zu Dillenburg ein Blatt der Christlich-Sozialen Partei: Dillenburger Nachrichten.

Zu Oberlahnstein, Ems und Limburg sind nun auch Rechtsauskunftsstellen errichtet worden.

König Tschulalongkorn von Siam hat anläßlich seines Geburtstags 25 000 Mark für die Armen Homburgs gestiftet.

Das Henriette-Theresienstift zu Nassau, die Gründung der Töchter Steins für unbemittelte Kuranden, soll erweitert werden.

Zu Dillenburg soll ein neues Krankenhaus in Verbindung mit Siechen- und Versorgungshaus errichtet werden. Kostenanschlag: 145 000 Mark, 80 000 Mark sind da. Auch in Diez soll ein neues Krankenhaus entstehen.

Pfarrer O. Mencke in Oberlahnstein hat dem Standorte seines Vaters, Eschborn, 25 000 Mark als Dekan Mencke-Stiftung zur Errichtung und Unterhaltung eines Diakonissenheims überwiesen.

Der frühere Bürgermeister Höhn zu Langenschwalbach hat dieser Stadt sein Vermögen zu einer Stiftung vermacht.

Landrat Büchting zu Limburg ermahnt seine Dorfbürgermeister zur Pflanzung von Dorflinden, die er selbst zu dem Zwecke vermittelt. Recht nachahmenswert!

Auf dem Weißen Berg bei Dotzheim soll ein Bismarckturm oder eine Bismarcksäule errichtet werden; ein Aufruf wird demnächst ergehen.

Das Wolfenhauser in vorigem Jahre gegründete Blättchen ist eingegangen.

Bei Planierungsarbeiten auf dem neu angelegten Südfriedhofe zu Wiesbaden wurden in vorvergangener Woche mehrere alte Gräber angetroffen. Wie die Beigaben an Bronzeschmuck zeigen, handelt es sich um Bestattungen aus der mittleren Bronzezeit, dem Ausgange des zweiten Jahrtausends von unserer Zeitrechnung. Im ganzen konnten drei Gräber beobachtet werden, deren Skelette bis auf sehr geringe Reste ganz vergangen waren. Wie die Beigaben lehrten, waren die Leichen in voller Bekleidung mit ihrem Schmuck der Erde übergeben worden. Das eine Grab enthielt zwei lange sog. Radnadeln, welche das Gewand auf der Brust zusammenzuhalten bestimmt waren, einen aus runden gegossenen Bronzescheiben, die an einem Faden aufgereiht waren, bestehenden Hals- oder Brustschmuck, eine Armspirale sowie Reste eines Fingerringes aus spiralförmigem Bronzedraht, endlich eine wohl am Unterschenkel angebrachte breite Bronzespange, deren Enden in zwei flache Spiralscheiben ausliefen. Ganz ähnlich, nur weniger vollständig waren die Beigaben der zwei anderen Gräber; Tongefäße fehlten vollständig. Wahrscheinlich sind in der Gegend noch weitere Bestattungen aus jener Zeit gelegen, da diese meist gruppenförmig in durch die Jahrtausende lange Feldbebauung fast gänzlich verschwundenen Hügeln beieinander angelegt wurden.

Nassauische Personalien.

III. Quartal 1907.

Ernennungen u. a. Musikdirigent J. B. Zerlett, Hannover, z. Kgl. Musikdirektor. Direktor d. Pom. Instituts Prof. Dr. Wortmann, Geisenheim, z. Geh. Reg.-Rat. Reg.-Ref. Paehler, Kassel, z. komm. Bürgermeister i. Unterliederbach. Akziseinspektor Kiehl, Wiesbaden, z. Akzisedirektor. Lehrer Will, Schwerte, z. Hauptlehrer i. Selters. Reg.- u. Baurat Wosch, Wiesbaden, z. Landbauinspektor i. Allenstein. Landbauinspektor Dr. ing. Hercher, Münster, z. Kreisbauinspektor i. Wiesbaden. Ger.-Assessor Schwab, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Asbach. Syn.-Vikar K. Meyer, Scherneheck, z. Pfarrer i. Freirachdorf. Oberinspektor a. Kgl. Theater K. Schick, Wiesbaden, z. Hofrat. Gymn.-Oberl. Stürmer, Weilburg z. Professor. Ger.-Referendare Fenner, Lenz u. Dr. Rath, Wiesbaden, z. Assessoren. Stadtrat v. Oidtmann, Wiesbaden, z. Stadtältesten. Pfarrer H. Schlosser, Wiesbaden, z. Lic. theol. Ger.-Assessor Schreyer, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Halle, Dr. Spengler, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das.; Franke, z. Hilfsrichter i. Usingen. Rechn.-Revisor Großmann, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Gymn.-Hilfslehrer Dr. Höhler, Oberlahnstein, z. Oberlehrer i. Mayen. Kaplan P. Roos, Frankfurt, z. Pfarrer i. Johannisberg. Oberförster Quint, Rennerod, z. Reg.- u. Forstrat i. Posen-Lissa. Förster a. D. Stüwecke, Wiesbaden, z. Hegemeister. Kreissekretär K. Schmidt, Diez, z. Reg.-Sekr. i. Wiesbaden. P.-Assistenten Hammel u. Wirsching, Wiesbaden, u. Schenkelberg, Hochheim, z. O.-P.-Assistenten. O.-T.-Assist. Barget, Wiesbaden, z. T.-Sekretär. Bürgermeister Herhaus, Kaub, a. s. i. Haiger. Postdirektor Zander, Eutin, a. s. i. Herborn. Realgymn.-Oberlehrer Th. Schneider, Wiesbaden, z. Professor. Rechtsanwalt Dr. Fleischer, Wiesbaden, z. Notar. Realgymn.-Oberlehrer E. Steubing, Wiesbaden, z. Professor. Sekretär W. Witte, Vohwinkel, z. Bürgermeister i. Braubach. Leutnants Conradi, Schröder, Scholz, Diez, z. Oberleutnants d. R. Pfarrer E. Heyn, Marienberg, z. Ehrenpräsidenten des Westerwaldklubs. Chemiker Dr. L. Meyer, Wiesbaden, z. Dozent a. d. Techn. Hochschule Danzig. Apotheker P. Lawzeck, Kamberg z. Dr. phil. (Tübingen). A.-Richter Heräus, Selters, z. Landrichter i. Kleve. Pfarrer Dr. Wiese, Braubach, z. Kr.-Schulinspektor. O.-P.-Assistent K. Scheid u. P.-Assistent Becht, Wiesbaden, z. P.-Sekretären. P.-Assistent Mahl, Königstein, z. O.-Tel.-Assistent. O.-P.-Praktikanten Nack, Frankfurt, z. Postinspektor i. Limburg und Peitmann, Berlin, z. Homburg. Ger.-Assessor Dr. Ricker, Wiesbaden, z. Landrichter das. Pfarrkandidat W. Hartenfels, Oberneisen, ordiniert. Oberstleutnant a. D. v. Ollech z. Kgl. Badekommissar i. Langenschwalbach. Schreiner W. Stob, Schwanheim, z. Kirchenrechner. Lehrer a. D. H. Denzer, Ried, a. s. i. Bockenhausen. Pfarrer K. Weckerling, Nenderoth, z. Kreisschulinspektor. Gen.-Inspektor d. Militär-Erz.-Wesens Fürst Friedrich zu Waldeck u. Pyrmont z. General d. Kavallerie. Schulkandidaten Abel z. Lehrer i. Niederreifenberg, Meurer i. Ruppertshain, Eisenbach i. Hornau, Link i. Anspach, Eifert i. Reckenroth, Feuerbach i. Lixfeld, Monsheimer i. Langenschwalbach, Picker i. Korb, Pracht i. Hömberg, Todt i. Esch, Weinert i. Horbach, Weißer i. Frechenhausen, Aurand i. Donsbach, Berger in Kombach, Berlepp i. Erdbach, Bruchhäuser i. Pfuhl, Cunz i. Mappershain, Fischer i. Großseifen, Flächsenhaar i. Hirzenhain, Gimbel i. Haiern, Hof i. Offdilln, Holler i. Bicken, Kammerzell i. Unnau, Killian i. Arborn, Klein i. Langenbach b. Mbg., Kuntze i. Herbornseelbach, Lagias i. Grenzhausen, Lorenz i. Rittershausen, Meyer i. Mündersbach, Müller i. Oberlibbach, Schäfer i. N.-Libbach, Schmidt i. Oberscheld, Pöpper i. Weidenhausen, Knoche i. Eschbach, Künzler i. Kundert. Pfarrer Ohly, Breidenbach z. k. Kreisschulinspektor. Dr. A. Stricker, Wiesbaden, u. Dr. H. Frickhoeffer, L.-Schwalbach, z. San.-Räten. Reg.-Assessor Dr. v. Brüning, Höchst, z. Landrat i. Stolp. Schulkandidatin Gaul, Diez, a. d. Realschule z. Idstein. Ger.-Assessoren Eichhoff, Wallmerod, z. Amtsrichter i. Selters; Held, Limburg i. Königstein. Landeshauptmann a. D. Sartorius z. Ehrenpräsidenten d. Ver. nass. Land- u. Forstwirte. Dr. med. M. Landow u. Dr. med. K. Touton, Wiesbaden, z. Professoren. Sem.-Lehrer Jacob, Dillenburg, z. Sem.-Oberlehrer i. Merseburg. Lehrer Bulldar, Anspach, a. s. n. China. Ger.-Assessoren Effelberger u. Dr. Hirsch z. Hilfsrichtern i. Wiesbaden; Körner, Wiesbaden, i. Höchst. Major v. Lundblad, Wiesbaden, z. Oberstleutnant. Hauptmann Thelemann z. Bezirksoffizier i. Wiesbaden. Landw.-Kammer-Beamte G. Biebeler, J. Giegerich, B. Reinhard, Wiesbaden, z. Sekretären. Reg.-Baumeister Grün, Wiesbaden, z. komm. Kreisbauinspektor i. Montabaur. Stabsmajor Leonhard b. 21. Pionier-Bat. z. Kommandeur. Leutnant Säfer, Pion.-Bat. 21 z. Oberleutnant. Stabsarzt Dr. Riedner, Berlin, z. Kais.-Wilh.-Akademie. Bez.-Offizier Hauptmann Köhn v. Jaski, Höchst, z. Major. Schulkandidaten Edelweißer z. Lehrer i. Merkenbach, Fink i. Eisemroth, Herr i. Steinbach. Konteradmiral Götz, Berlin (geb. Wiesbadener), z. Vizeadmiral. Kat.-Kontrolleur Wortmann, Neuhaus a. d. O., a. s. i. Wiesbaden. Pfarrvikar H. Steinmetz, Biedenkopf, z. Pfarrer i. Frücht. Pfarrkandidat L. Stricker, Weilges-

mühle, z. Pfarrvikar i. Dickschied. Reg.- u. Gew.-Schulrat Wolf, Arnsberg, a. s. i. Wiesbaden. Reg.-Supern. Pfeifer, Wiesbaden, z. Reg.-Sekretär. Pfarrverwalter Urban, Langenschwalbach, z. Pfarrer i. Bierstadt. Mechaniker K. Joh, Wiesbaden, z. städt. Eichmeister das. Lehrer Weiß, Homberg, z. Präp.-Lehrer i. Herborn. Ger.-Aktuar Frick, Wiesbaden, z. Sekretär. Schulkandidaten Brandenburger z. Lehrer i. Springen, Perlmann i. Ramschied, Döring i. Fischbach. Pfarrer Scheerer, Weilburg, z. Großh. lux. Hofprediger. H. Müller-Netscher, Elfeld, z. Ehrenbürger das.

Jubiläen u. a. Juni: 29. Pfarrer Buus, Hofheim, u. Stückrath, Kaub, 25 J. i. A. — **Juli:** 1. Hauptlehrer Müller, Gemünden, 50 J. i. D. — Hauptlehrer Wollstädter, Geisenheim, 25 J. a. O. — Botenmeister W. Klein, Wiesbaden, 25 J. i. A. — 13. Stadtrat u. Oberstleutnant a. D. v. Oidtmann, Wiesbaden, 75 J. a. — 15. Schlosser J. Simon, 50 J. i. d. Maschinenfabrik Johannisberg. — 19. Agent d. Köln-Düsseldorfer Dampfschiff-Gesellschaft J. Clouth, Biebrich, 70 J. a. — 20. Univ.-Professor a. D. Dr. A. Wahrmund, Wien (gb. Wiesbadener), 80 J. a. — A. Heep 50 J. b. Bürgermeister Hartmann, Hadamar. — 27. P. Bremser 40 J. b. Firma Walther, Hoffuhrhalterei, Wiesbaden. — 28. Pfarrer Delaspée, Schierstein, 25 J. i. A. — **August:** 13. Bürgermeister Klein, Biebrich (b. Katzenelnbogen), 25 J. i. A. — Dekan Knapp, Hochheim, 50 J. i. D. — 22. Städt. Schlosser A. Menk, Wiesbaden, 25 J. i. D. — 25. Kirchenrechner Ph. Küster, Wildsachsen, 50 J. i. A. — 31. Rechnungsrat a. D. K. Herrmann, Frankfurt, 50 J. i. D. — **September:** 1. Bürgermeister W. Sinz, Frauenstein, 25 J. i. A. — 3. Reallehrer a. D. L. Heinrich, Naurod, 80 J. a. — 4. Amtsgerichtsrat a. D. W. Lyon, Wiesbaden, 80 J. a. — 20. Lehrer C. Stock, Wiesbaden, 25 J. a. d. Gewerbeschule das.

Pensionierungen usw. Bürgermeister Sittig, Königstein. Lehrer A. Barth, Heddernheim. Kirchenrechner Weinrich, Weilburg. Lehrer Hübscher, Eschelbach (45 J. i. A.). Landmesser Schlemmer II., Limburg. Stabsarzt d. R. Dr. Frickhoeffer, Wiesbaden, Absch. bew. Leutnant d. R. Ostermann, Wiesbaden, Absch. bew. O.-P.-Assistent W. Horn, Diez. Bürgermeister Usinger, Ruppertshofen, susp. Lehrer A. Reichard, Kloppenheim. Steuerinspektoren Karst, Rüdesheim, u. Bahl, Wallmerod. Rektor Oppermann, Idstein (27 J. a. O.). Eisenb.-Direkt.-Präs. R. Thomé, Frankfurt. Pfarrer Schmidt, Simmersbach, Kreisschulinspektion niedergel. Bürgermeister Thoma, Ruppertshain, A. niedergel. Stadtdiener J. Statzner, Elfeld. Kat.-Kontrolleur Henß, Wiesbaden. Postdirektor Walbaum, Herborn.

Todesfälle: Juni: 25. Generalleutnant z. D. F. v. Arnoldi (gb. 1849). — 28. Lehrer a. D. Jansen, Kaan. — 29. Lehrer a. D. Köhler, Rödelheim (gb. 1838). — **Juli:** 8. Akziseinspektor a. D. G. Zehrung, Wiesbaden (gb. 1820). — 9. Bürgermeister Beilstein, Nochern. — 11. Lehrer a. D. K. Presber, Soden (gb. 1828). — 12. Hauptlehrer a. D. J. Schlitt (fr. Montabaur), Oberlahnstein (gb. 1830). — 13. Stadtrechner a. D. J. Ch. Kunz, Kronberg. — 14. Rektor a. D. G. Chun, Frankfurt (gb. 1827). — 15. Gutsverwalter A. Stemmler, Elfeld (gb. 1823). — 17. Hauptmann a. D. J. Eickemeyer, Wiesbaden (gb. 1843). — Pfarrer K. Ohly, Oberliederbach (gb. 1824). — 18. Bürgermeistere a. D. W. Fiebrg (fr. Geisenheim), Wiesbaden (gb. 1829). — 20. Lehrer J. Bautz, Frankfurt (gb. z. Kirberg 1843). — 30. Bürgermeister a. D. A. Werner, Schlangenbad (gb. 1842). — **August:** 10. Sanitätsrat Dr. F. Grebert, Langenschwalbach (gb. 1839). — 12. Geh. Justizrat E. Heinzemann, 1. Staatsanwalt a. D., Limburg (gb. 1831). — 16. Lehrer a. D. K. Wern, Günterod (gb. 1823). — 20. Gem.-Rechner a. D. Fries, Höhr (gb. 1814). — 23. Lehrer a. D. Ph. Weber, Kaub (gb. 1838). — Gem.-Rechner K. Schmidt, Wehen (gb. 1851). — Lehrer a. D. F. Dietrich, Laufenselden (gb. 1863). — 24. Hofopernsänger F. Adam, Wiesbaden (gb. 1876). — Hauptlehrer a. D. Th. Schmidt, St.-Goarshausen. — **September:** 3. Kgl. Chorsänger E. Baumann, Wiesbaden (gb. 1858). — (?) Lehrer a. D. Menk, Westerburg u. Söhngen, Krefeld. — 7. Kammersänger J. Müller, Wiesbaden (gb. 1860). — 12. Pfarrer Tiesler, Bierstadt (gb. 1875). — (?) Postagent Nauheimer, Weilbach. — 24. San.-Rat Dr. G. v. Hofmann, Kassel (fr. i. Wiesbaden). — ? Lehrer Stauch, Griesheim.

Nassauischer Geschichtskalender.

Oktober.

1. 1631. Mengerskirchen wird von einer Abteilung Kaiserlicher erstürmt und total geplündert; Graf Wilhelm von Solms-Greifenstein wird dabei gefangen. (Großer Krieg.)

5. 1794. Kurfürst-Erzbischof Clemens Wenzeslaus verlegt beim Anmarsche der französischen Revolutionsarmee seine Regierung nach Montabaur. Von da begab er sich im folgenden Jahre nach Augsburg, wo er auch Bischof war.

8. 1765. Graf Franz Karl von Wied-Neuwied, General Neuwied genannt, stirbt. Er war als zweiter Sohn des Fürsten Friedrich Wilhelm am 19. X. 1710 geboren und zeichnete sich als preußischer General im Siebenjährigen Kriege hervorragend aus.

9. 1627. Der wallensteinische Oberst J. Schellhardt von Görzenich wird wegen seiner schändlichen Räubereien und Mordtaten im Nassauischen u. a. zu Rendsburg von einem Kriegsgerichte zum Tode verurteilt und am 14. X. hingerichtet. (Großer Krieg.)

12. 1412. Graf Heinrich II. von Nassau-Beilstein kommt an diesem Tage zum letzten Male urkundlich vor.

14. 1301. König Albrecht von Österreich hebt die Belagerung der kurmainzischen Lehnsfeste Scharfenstein im Rheingau als vergeblich auf. (Rheinischer Zollkrieg.)

Briefkasten.

H. P. in S. G. Dankend beides erhalten.

S. K. in W. Konkurrenzneid?! Neid ist uns überhaupt mit der Bibel die Wurzel alles Übels. Wir würden selbst vom etwaigen Feinde ein Werk annehmen und es sachlich besprechen. Senden Sie nur die „Konkurrenzschrift" seinerzeit ein.

K. W. in Z. Wir sind auf etwa ein Jahr mit Erzählungsstoff versehen.

B. in Sch. b. L.-Sch. Die Chausseen als Landstraßen sind fast alle älter als hundert Jahre, der durchweg modern chausseemäßige Ausbau der meisten Strecken begann 1807.

Redaktionsschluß: 28. September.

Herzliche Bitte
an die Leser der „Nassovia"!

Einer kranken, armen Nassauerin wird vom Arzt stärkende Waldluft und gute Pflege anempfohlen. Wenn jeder Leser der „Nassovia" eine kleine Gabe opfern wollte, würde ein Aufenthalt in einer Luftkurstätte im Taunus ermöglicht werden.

Etwaige gütige Beiträge nimmt die Redaktion mit Dank in Empfang.

(NB. Von hoher Seite angeregt. D. R.)

Inhalt: Die Großmutter. (Gedicht.) Von C. Spielmann. — Hochzeitswesen in Nassau-Oranien. Von J. Brumm. (Schluß.) — Die Kirche zu Ried. Von J. Benner. — Nassauische Dynasten VII. Von Dr. C. Spielmann. — Georg Wilhelm und Johann Anton von Leiningen-Westerburg. Von O. Fuchs. — Der Julianabrunnen. Von A. Herber. (2. Fortsetzung.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau — Nassauische Personalien. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 20. Wiesbaden, den 16. Oktober 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Liebesklänge.

Wenn der Äolsharfe Saiten
In der Lüfte Hauch ertönen,
Klinget es wie Feenlieder,
Sänge aus dem Reich des Schönen.

Mannigfaltig, vielgestaltig
Tönen sie bald laut, bald leise,
Und wir lauschen lustumfangen
Ihrer unbekannten Weise.

Wenn zwei Seelen, die sich fanden,
Gleichgestimmt aus tiefstem Grunde,
Sel'ger Lust voll sich vereinten
Zu der Liebe heil'gem Bunde,

Dann erklingen ihre Saiten
In den reichsten Melodien,
Leise, unaufhörlich tönend
Wie des Himmels Harmonien.

Zaub'risch, wie die Äolsharfe,
Von des Windes Hauch getrieben,
Klingt's beständig in den Seelen,
Wenn sich zwei von Herzen lieben

August Ammann.

Stein und das Herzogtum Nassau.

1) Zum 150. Geburtstage Steins. Von Dr. C. Spielmann.

Am 26. Oktober werden es 150 Jahre, daß zu Nassau an der Lahn der Reichsritter Karl vom und zum Stein geboren wurde, ein Mann der zu den berühmtesten Söhnen unseres Nassauerlandes zählt. Und am 9. Oktober sind es 100 Jahre geworden, daß unter seiner Ägis das Edikt über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit (Leibeigenschaft) der Bauern in Preußen erschien. Steins Leben und Wirken läßt sich in einem Aufsatz vom Umfang einer Gymnasialprogrammarbeit oder einer Festrede nicht beschreiben und würdigen. Sicherlich wird er demnächst bei allen Feiern als preußischer Staatsretter gepriesen werden. Betrachten wir deshalb hier kurz, wie er zu Nassau stand, und was er hier getan hat.

Stein war, wie gesagt, Reichsritter, unmittelbarer Herr auf seinem kleinen Territorium, das indes nur die beiden Orte Frücht und Schweighausen nebst dem Burghause in Nassau und dem Steinhausen seines Stammschlosses umfaßte. Beim Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 waren die Reichsritter knapp der Mediatisierung entgangen; die entschädigten Fürsten glaubten dieses „Versehen“ aus eigener Machtvollkommenheit dadurch korrigieren zu dürfen, daß sie die Reichsritter-Enklaven ohne weiteres besetzten. Der Fürst Friedrich August von Nassau-Usingen, dem Beispiele Baierns und anderer folgend, ließ deshalb, da die Steinischen Besitzungen nun von seinem Gebiete rings umklammert waren, anfangs 1804 jene besetzen, um sie „gegen andere Stände in Obhut zu nehmen.“ Da kam er aber schön an: der Freiherr vom Stein erhob sich wie der verkörperte altgermanische Donar und protestierte in wuchtigen Worten. Der Protest wirkte neben andern auf den Herrn des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation derart, daß er sich aufraffte und den Reichsaar die Fittiche über die bedrängte Ritterschaft decken hieß. Und noch hatte das Kaiserwort Geltung und Wert: die Fürsten mußten die Territorien der Reichsritter freigeben.

Aber nichtsdestoweniger ging es mit deren unmittelbarer Reichsherrlichkeit zu Ende; die Rheinbundsakte von 1806 besiegelte ihren Untergang, und auch die Steinischen Besitzungen kamen nun unter die Souveränität des neuen Herzogs von Nassau, der sie diesmal mit Recht geltend machte. Aber man war dabei vorsichtig und tastete den Allodialbesitz des mächtigen Ministers nicht an. Abermals zwei Jahre, und dieser war geächtet und verfolgt, 1808. Der Völkerdespot befahl, die Güter des nommé Stein überall mit Beschlag zu belegen, und dem Befehl mußte die nassauische Regierung als Mitglied des Bundes, dessen Protektor Napoleon war, unbedingt Folge leisten. Aber die damaligen Staatsleiter Nassaus, die Minister von Marschall und von Gagern, besaßen so viel Hochachtung vor dem Neuschöpfer Preußens, daß sie die Sequestration nur modice vollzogen und vor allem dafür sorgten, daß die Verwaltung zugunsten Steins fortgeführt wurde und keine Unregelmäßigkeit vorkam. Auch Politik war ohne Zweifel im Spiele: der Mann konnte noch einmal obenaufkommen.

Behandlung und Berechnung erwiesen sich als gut und richtig. Es kam das Jahr 1813 und mit ihm der große Krach des Rheinbundes, nachdem des Protektors Macht bei Leipzig zertrümmert worden war. Die Rheinbundfürsten wurden, insofern sie sich nicht wie Baiern noch vor dem Entscheidungsschlage unter den Schutz Metternichs geflüchtet hatten, als vaterlandslose Gesellen und ihre Länder als erobertes Gebiet behandelt. Um letztere zu verwalten, wurde eine Zentralkommission gebildet und an deren Spitze — der Freiherr vom Stein gestellt.

Über dem Haupte der Bundesfürsten schwebte das Damoklesschwert, auch über dem der nassauischen, doch gab der Minister von Marschall die Sache nicht verloren. Rechtzeitig bewog er den Herzog den Fürsten, den Alliierten sich anzuschließen und dadurch ihr Land zu retten. Das geschah durch den Vertrag zu Frankfurt am 23. November 1813, der mit Metternich und Steins Einwilligung zustande kam. Marschall wußte als kluger Mann recht gut, daß es darauf ankam, den mächtigen Stein, der als Ratgeber des Zaren den bedeutendsten Einfluß in der Versammlung der Staatsmänner des Hauptquartieres besaß, für sich zu gewinnen. Auf seine Veranlassung, ohne Antrag Steins, geschah es, daß die Sequestration von dessen Gütern aufgehoben ward und dem Freiherrn die seit der Einziehung der Besitzungen eingenommenen Gelder samt den Rechnungen ausgehändigt wurden. Wenn Stein vielleicht noch eine starke Verbitterung im Herzen getragen, am Ende gar an eine Vernichtung des Herzogtums gedacht hatte, so mußte ihn diese Maßregel milder stimmen, und so geschah es denn auch. Er nahm sein Eigentum zurück und trat, zum Zeichen daß er zur Versöhnung geneigt sei, in Verhandlung mit der nassauischen Regierung, um die wiedererlangten Güter, welche Mannlehne waren, in Weiberlehen zu verwandeln, da er keinen Sohn, wohl aber zwei Töchter besaß. Dadurch erkannte er mittelbar die Lehnshoheit der nassauischen Fürsten (auch des oranischen) an, und das wiederum konnte als Beweis

---

Benutzt wurden: Pertz, Leben Steins; Lehmann, Freiherr vom Stein, Sauer, Herzogtum Nassau 1813—1820, Treitschke, Deutsche Geschichte, Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei, Spielmann, Karl von Ibell, außerdem ein früher erschienener Aufsatz des Herausgebers.

dafür angesehen werden, daß er mit der Fortdauer des Staates einverstanden sei. Der Fürst von Nassau-Oranien gab zugleich seine Zustimmung zu Steins Wunsch, und Marschall hatte allen Grund, auch den Herzog Friedrich August zur Willfertigkeit zu überreden. Der Freiherr trug dem Entgegenkommen Rechnung und stellte sich mit dem Minister auf freundschaftlichen Fuß. Dies geht aus einem Briefe hervor, den Stein an Marschall am 16. Januar 1814 von Frankfurt aus schrieb, und der wie die im folgenden genannten Schriftstücke in den Akten des Königl. Archivs zu Wiesbaden vorhanden ist. Die Hauptsache war jedenfalls die, daß in dem Tableau général des territoires conquis kein Duché de Nassau aufgeführt wurde.

Der Krieg nahm seinen Fortgang und wurde nach Frankreich hineingetragen. Das Hauptquartier mit der ganzen Suite von Staatsmännern, Diplomaten usw. wurde, dem Zuge der Hauptarmee Schwarzenbergs folgend, nach Basel, nach Troyes, Chatillon, Paris verlegt. Herr von Marschall war zweimal, von Januar bis März und von Mai bis Juni 1814, in diplomatischer Sendung im Lager der Alliierten, und unzweifelhaft ist er hier mit den bedeutenden Staatsmännern, namentlich mit Stein, in Verbindung getreten. Unter diesen Männern aber herrschte damals ein ganz neuer Geist. „Die Minister der deutschen Höfe schämten sich, bloße Werkzeuge der Laune despotischer Gebieter zu sein, und waren geneigt zur Herstellung einer vernünftigen Freiheit.“ Dieses Wort galt schon für die damaligen Tage. So kam es, daß Marschall, der bis dahin „all seine Regierungsmaximen aus dem Moniteur geschöpft hatte“, plötzlich am 27. V. 1814 einen Brief an den Herzog richtete, in welchem er den Umschwung seiner Anschauungen bezüglich der Staatsregierung mitteilte. der begründet wurde durch die allgemeine Auffassung der Sache, während er gleichzeitig die Gedanken über eine zu organisierende ständische Verfassung in großen Umrissen angab. Der Schluß des merkwürdigen Schriftstückes lautet: „Alle diese Ideen (von der landständischen Verfassung) haben sich zur Zeit weder gesetzt, noch gehörig ausgebildet, und man muß hoffen, daß die Hauptgrundlage der künftigen deutschen Verfassung, nicht ohne die Fürsten selbst zu konsultieren, werden festgesetzt werden.“ Aus dem Schreiben geht unzweifelhaft hervor, daß Marschall für diese „neuen Ideen“ ohne Rückhalt — denn sonst würde er diesen dem Herzoge gegenüber doch gewiß ausgesprochen haben — eingenommen war. Größere Männer hatten sich in ihren Ansichten bekehrt; warum sollte er, der in seiner Jugend auf der Karlsschule zu Stuttgart für Abschaffung des Adels geschwärmt hatte, nicht dem Beispiele folgen, aus wirklicher Überzeugung! Der freundliche Briefwechsel mit Stein knüpfte sich wieder an; man besprach das soeben erschienene Buch des nassauischen Hofgerichts-Vizedirektors zu Wiesbaden, Harscher von Almendingen: „Politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit und Zukunft“, das die Begründung der Anschauungen, wie sie damals sich geltend machten, enthielt. Sowohl Marschall wie Stein sagte die Schrift zu. Dieser glaubte nicht unterlassen zu dürfen, auf die „Härte und Gemütlosigkeit“ hinzuweisen, mit denen die süddeutschen Herrscher ihre Souveränitätsrechte seither ausgeübt hätten.

Wahrscheinlich vollends durch Harschers Buch bestimmt, gab sich Marschall — und kein anderer als er — daran, die Gedanken, welche er in Bezug auf die landständische Verfassung gesammelt hatte, niederzuschreiben. Das Aktenstück, welches sich ebenfalls im Wiesbadener Staats-Archiv befindet, trägt die Überschrift „Hauptideen zur Organisation einer landständischen Verfassung für das Herzogtum Nassau“. Hauptsächlich war in ihm das Recht der Teilnahme der Stände an der Besteuerung betont und ihre Berechtigung „zur Kontrolle der Regierung bei der Erhebung und Ausschreibung der Staatsabgaben und deren Verwendung für Staatszwecke. Das war in § 1 ausgesprochen und in § 2 und 3 weiter ausgeführt und begründet; auch die Art und Weise der Organisation war im allgemeinen angegeben. Wahrscheinlich hat nun Stein bei einem Besuche. den er Marschall inzwischen in Wiesbaden abstattete, Einsicht in das Schriftstück genommen. Er ließ sich in einem Briefe (vom 6. VIII. 1814) im ganzen günstig über den Plan aus. Bei einer genaueren Durcharbeitung fand er indessen manches zu erinnern. In einem folgenden Briefe (vom 10. VIII.) betonte er, daß den Ständen auch Teilnahme an der Gesetzgebung gestattet werden müsse, wie man das, soviel ihm aus einem anderen Entwurfe bekannt sei, in anderen Territorien zugestehen wolle. Außerdem sollten den Untertanen, wie überhaupt allen Deutschen, gewisse Rechte bestimmt werden, und zwar: Abzugsrecht nach erfüllter Militärpflicht, Habeas corpus-Akte und Sicherheit des Eigentums, keine Konfiskation, Recht der Beschwerde, Preßfreiheit unter gewissen Normen. In einem dritten Briefe (vom 19. VIII.) hatte der Freiherr noch Vorschläge bezüglich der Zusammensetzung der Herrenbank zu machen. Unter Berücksichtigung der mitgeteilten Ideen, auf grund seiner Skizze, in Übereinstimmung mit den Anschauungen Harschers und Ibells ließ nun Marschall durch den letztgenannten eine Verfassungsurkunde im Ministerium ausarbeiten. Wiederum wurde dies Stein mitgeteilt; zugleich zeigte Marschall seinen Besuch bei dem Freiherrn, der damals in Nassau weilte, an, um mit ihm den Entwurf durchzugehen. Als er von dem persönlichen Erscheinen, unbekannt aus welchem Grunde, Abstand nahm, schickte er den Entwurf Stein einige Tage später zu. (Schluß folgt.)

Die Kirche zu Nied.

Von J. Benner.

2) (Schluß.)

Nach Verteilung des Kirchenfonds unter die Bürger war noch immer für keine Kirche in Nied gesorgt. Das provisorische Kapellchen, welches die Katholiken auf dem Grund der alten Kirche errichtet hatten, wurde bei der Retirade der Franzosen 1813 wiederum zerstört. Von dem zugeteilten Ver-

mögen konnte aber keine der Religionsgemeinschaften eine eigene Kirche erbauen, und so kam denn der Vorschlag des damaligen Landdechanten Brand in Weißkirchen, des späteren ersten Bischofs von Limburg, eine gemeinsame Kirche in Nied zu erbauen, zur Verwirklichung.

Nach vormaligem Landesbrauch wurden auch die evangelischen Kinder in Nied von dem katholischen Geistlichen getauft, die Brautpaare von ihm getraut und die Toten beerdigt. Der katholische Pfarrer von Sossenheim bezog somit auch die Stolgebühren von den Nieder Evangelischen. Da Kurmainz jedoch für die damaligen Verhältnisse weitgehende Toleranz übte und in dieser Beziehung als die aufgeklärteste Regierung in Deutschland galt, so wurde den Evangelischen auf Ansuchen gestattet, ihre Kinder im Darmstädtischen taufen zu lassen, wovon aber anscheinend wenig Gebrauch gemacht worden ist. Das Abendmahl wurde den Evangelischen von benachbarten evangelischen Geistlichen gebracht.

Im Jahre 1824 wurde der Turm der alten Kirche, der allein allen Stürmen der Kriegszeiten getrotzt hatte, niedergelegt, und dabei auch die von den Katholiken errichtete Notkapelle, die baufällig geworden war. So war jede Spur von dem einstigen Gotteshause verschwunden. Am 16. Oktober jenes Jahres wurden das Holz und die Ziegel der Kapelle für 13 Fl. 10 Kr. verkauft.

Die auf dem Grund und Boden der alten Kirche in den nächsten Jahren unter Zustimmung des zuständigen katholischen Pfarrers Berlinger von Sossenheim errichtete Simultankirche war 1828 vollendet. Ein Teil der Nieder Katholiken wollte sich jedoch mit den neuen Verhältnissen nicht zufrieden geben, und so richteten am 30. Mai 1827 16 wohlhabende katholische Bürger unter Führung des Kirchenrechners Philipp Wagner eine Eingabe an den Landesfürsten, in der sie um Rückgabe des Teils des im Jahre 1808 an die Evangelischen von Nied und Griesheim gekommenen Kirchenvermögens, sowie um Überlassung des Grundstücks, auf dem die alte Kirche gestanden, und um das Baumaterial der Kirche baten. Die Gesuchsteller erklärten sich bereit, die Evangelischen, falls sie eine eigene neue Kirche erbauen wollten, aus dem Kirchenfonds zu unterstützen, sowie ihnen Spann- und Handfronen zu leisten. Der Major Freiherr von Breidbach-Bürresheim in Biebrich unterstützte das Bittgesuch bei dem Herzoge von Nassau, und dieser verwies die Katholiken auf den Rechtsweg, der ihnen nicht erschwert werden solle. Es wurde auch ein jahrelanger Prozeß geführt, der aber die schwierige Rechtsfrage nicht löste.

Die Simultankirche wurde im Jahre 1830 ihrer Bestimmung übergeben. Aber was man vorher befürchtet hatte: sie würde eine Kette endloser Zwistigkeiten herbeiführen, trat glücklicherweise nicht ein. Der gesunde Sinn der Nieder Bürger auf beiden Seiten und die verständnisvolle Würdigung der Verhältnisse durch die Geistlichen beider christlichen Gemeinden verhinderten Streitigkeiten. Und wenn auch vielleicht manchmal Unbequemlichkeiten für die eine oder andere Konfessionsgemeinde entstanden sein mögen, so muß man doch mit großer Anerkennung das friedliche und einträchtige Verhalten der Nieder Bürger rühmen.

Die evangelische Gemeinde erhielt mit Vollendung der neuen Simultankirche einen eigenen Geistlichen, während die katholische noch lange darauf warten mußte. Zunächst hielt der Pfarrer von Sossenheim den katholischen Gottesdienst in Nied an den Sonntagen um 7 Uhr morgens. Im Herbste des ersten Jahres richtete dieser Pfarrer jedoch schon eine Eingabe an die Landesregierung um Befreiung von diesem doppelten Gottesdienste, da im Winter der Weg von Sossenheim nach Nied in der Frühe lebensgefährlich sei. Es bestehe zwischen beiden Orten kein Vizinalweg sondern nur ein schmaler Fußpfad, der bald durch tiefe, oft mit Wasser überschwemmte Wiesengründe, bald über Gräben und Bäche, worüber entweder keine oder nur schlechte Stege lägen, bald wieder durch umgebrochene und bepflanzte Äcker führe, worin man im Morgentau oder nach gefallenem Regen ganz durchnäßt werde. Da der Pfad auch längs dem Niddaufer hinziehe, könne man leicht in der Dunkelheit verunglücken. Die Entbindung von der Last, der auch der stärkste Mann bald unterliegen werde, könne um so leichter und unbedenklicher geschehen, als mit der Erbauung der neuen Kirche in Nied auch die früheren Fundationsverhältnisse der Pfarrei wieder auflebten, wonach der Pfarrgeistliche an dem Ort seines Wohnsitzes zwei Sonn- oder Feiertage verbleiben und den Gottesdienst daselbst halten solle, wozu die Filialisten zu kommen hätten, den dritten Sonntag aber der Gottesdienst in der Filiale stattfände. Erst um das Jahr 1860 kam jedoch ein eigener katholischer Geistlicher nach Nied, ohne daß eine selbständige Pfarrei errichtet wurde. Bis zum Jahre 1870 blieb es eine Expositur. Unterm 28. November 1870 wurde im Hauptquartier zu Versailles von Sr. Majestät dem Könige von Preußen die staatliche Anerkennung zu der seitens des hochwürdigen Bischofs von Limburg beabsichtigten Erhebung der Filiale Nied-Griesheim zu einer katholischen Pfarrei gegeben. Durch Hirtenschreiben des Bischofs Peter Joseph von Limburg, vom 31. Dezember 1870, ward die Pfarrei errichtet.

Als im Jahre 1828 die Simultankirche erbaut wurde, hatte die Gemeinde Nied 218 katholische Einwohner und auch annähernd die gleiche Zahl evangelischer. Im Jahre 1907 wohnten in diesem Orte über 6000 Menschen, und merkwürdigerweise sind auch jetzt trotz des großen Zuzugs von außen die beiden christlichen Konfessionen wieder fast gleich stark vertreten. Bei der letzten Volkszählung waren in Nied 3 evangelische Einwohner mehr als katholische. Daß bei dieser riesigen Bevölkerungszunahme die gemeinsame Kirche nicht mehr ausreichte, sah man auf beiden Seiten schon lange ein. Aus eigenen Kräften konnten aber die Gemeinden keine neuen Kirchen bauen, und so mußten sie sich an die Mildtätigkeit ihrer Glaubensgenossen außerhalb wenden. Der evangelische Pfarrer Schmidtborn sammelte durch den Gustav-Adolfsverein, während der katholische Pfarrer Tewes in den bekannten Kollektenbriefen sich direkt an die vermutlichen Geber wendete. Etwa eine Million dieser Briefe sind zu diesem Zwecke versandt worden, und ungefähr 80 000 Mk. war deren Reinergebnis.

Mit der Herbeischaffung von Baugeldern war es aber nicht allein getan; es mußte auch eine Trennung des gemeinsamen Eigentums vorgenommen werden, was eine schwierige Aufgabe war. Nach langen Verhandlungen, die stets im Geiste der Versöhnlichkeit geführt wurden, kamen die beiden Gemeinden überein, daß die evangelische Gemeinde die alte Kirche als alleiniges Eigentum behalten und dafür an die katholische Gemeinde 19 000 Mk. zahlen solle. Die Zivilgemeinde schenkte den beiden Kirchengemeinden den freien Platz um die Kirche.

Die katholische Gemeinde begann am Ende 1906 den Bau einer neuen Kirche in dem Winkel zwischen der Frankfurter Landstraße und dem Wege nach Griesheim-Schwanheim. Zur Abwechselung — es sind zumeist gotische Kirchen im Maingau — und auch mit Rücksicht auf die geringen Mittel wurde beschlossen, eine altchristliche Basilika zu erbauen, wozu der Architekt Hans Rummel aus Frankfurt den Plan gemacht hatte, dem auch die Bauleitung übertragen wurde. Ohne großen Aufwand von Ziergliedern wurde ein Bau von großer und malerischer Wirkung hergestellt, der durch geschickte Gruppierun der Baumassen und besonders durch die Einfachheit der Ornamentierung imponiert. Die Baukosten werden sich auf etwas über 150 000 Mk. berechnen. Die Länge der Kirche beträgt 47 Meter, die Breite 23 Meter und im Kreuz 25 Meter. Der Turm hat eine Höhe von 42 Metern bis zur Kreuzspitze und steigt in drei Geschossen auf. Zwischen Chor und Schiff ist das Dach durch einen Kuppelaufbau unterbrochen.

Die evangelische Gemeinde wird noch in diesem Jahre die seitherige Simultankirche durch Um- und Anbau bedeutend vergrößern und afür etwa 80 000 Mk. aufwenden. Nach dem Plane wird auch hier eine schöne Kirche erstehen; also wird Nied zwei Kirchen innerhalb Jahresfrist erhalten, und beide werden ein Merkmal sein, daß das alte Sprichwort sich noch immer bewährt, das da heißt: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“ Durch Krieg im Lande und Unfrieden in der Gemeinde ist die ursprüngliche Kirche zugrunde gegangen. Dem Frieden im Reiche und der Einigkeit in der Gemeinde verdanken wir es, daß Nied in einem Jahre um zwei schöne Baudenkmäler reicher wird.

Schließlich verdient auch „festgenagelt“ zu werden, wie die Einigkeit in der Gemeinde Nied sich bei der Einweihung der neuen katholischen Kirche am 2. Juni dokumentierte. Zu dieser Feier war der Bischof von Limburg bereits am Vorabend eingetroffen. Fast kein Haus entbehrte bei der Einfahrt des reichen Schmuckes, man fand keinen Unterschied zwischen den Häusern der evangelischen und katholischen Bürger. Und bei Anbruch der Dunkelheit entwickelte sich ein Fackelzug zum Pfarrhaus, wo der Bischof abgestiegen war, an dem sich alle größeren Vereine ohne Unterschied der Konfession beteiligten. Zu dem Festgottesdienst am 2. Juni war der evangelische Kirchenvorstand mit dem evangelischen Pfarrer Schmidtborn vollzählig erschienen, und diese Herren nahmen neben vielen anderen Evangelischen auch Teil an dem Festessen. Es wurde hier gezeigt, wie es in einer Gemeinde mit konfessionell gemischter Bevölkerung sein soll, und wie es sein kann, wenn auf beiden Seiten der gute Wille vorhanden ist. Die jetzt lebenden Menschen haben die Glaubensspaltung nicht herbeigeführt, und sie müssen bestrebt sein das Überkommen in friedlicher Gesinnung hinzunehmen, den Riß nicht größer zu machen. Das geschieht, wenn man Achtung vor fremder Überzeugung hat, dann wird auch gegenseitige Duldung und Eintracht nicht gestört, worauf die bürgerliche Einheit beruht. Möge das Verhalten der Nieder Bürger für viele vorbildlich sein; mögen aber auch hier niemals wieder Streit und Hader Einkehr halten.

Chronik merkwürdiger Ereignisse in Nassau II.

Von J. Brumm.

1. Heuschrecken in Nassau.

Neuerdings gingen wiederholt Mitteilungen durch die Presse über Heuschreckenschwärme in unserer Kolonie Südwest-Afrika und ihr verderbliches Zerstörungswerk in den Farmen dortiger Ansiedler. Über diesen Schädling wird uns auch aus Nassau berichtet und zwar schreibt der Hochschullehrer Dr. Fuchs aus Herborn im August 1799 hierüber folgendes: Ich mache hiermit den Freunden der vaterländischen Naturgeschichte eine Merkwürdigkeit bekannt, die sich mir vor einigen Tagen auf meinen botanischen Exkursionen in einer auffallenden, für unsere Gegend ungewöhnlichen Erscheinung darstellt. Ungefähr ein Dutzend der verheerenden morgenländischen Zugheuschrecken, Gryllus migratorius, hatte sich auf den Äckern in der Herborner Au niedergelassen. Ich war so glücklich, eine von denselben dort zu fangen. Meine Annäherung zu ihrem Weideplatz scheuchte die übrigen auf, und die eine von mir ergriffene brachte meiner Hand einen empfindlichen Biß bei, dessen zurückgelassene Wunde von der äußersten Bösartigkeit ihres schwarzen Gebisses zeugte. Der Anblick dieses in so mancher Hinsicht furchtbaren Insekts, das ich genauer betrachten konnte, und mit dessen unglaublicher Gefräßigkeit ich mehrere Proben anstellte, welche alle bewiesen, daß dieses Tier zur Zerstörung jeder Vegetation wie bestimmt sei, und daß die giftigsten Pflanzen seiner zähen Lebenskraft nicht das mindeste schaden, erinnerte mich an die Verwüstung, welche diese Tiere bei ihrer schnellen Vermehrung anrichten, die uns aber, dank unserm strengeren Klima, das ihre Brut nicht aufkommen läßt, nicht so leicht treffen kann.

Fuchs geht dann näher auf die Geschichte der Heuschrecken ein, erwähnt ihr Erscheinen auf deutschem Boden 1693 und 1749 und fährt dann fort: Die Heuschrecke, die ich lebendig besitze, scheint nach ihren Zähnen zu urteilen, ihr ausgewachsenes Alter

schon erlangt zu haben, sie weist aber keine so fetten Schenkel auf, um ein Brötchen für einen Johannes den Täufer abgeben zu können.

Zum Schluß sagt Dr. Fuchs: Keine Beschreibung paßt auf die Heuschrecke besser als die des Propheten Joel, der nach der Natur treu und wahr geschildert habe: 1. die Zähne, Kapit. I. v. 6 das Fürchterliche derselben. 2. Das auffahrende Schlagen der Hinterfüße, wie ein bäumendes Roß, Kapit. II. 4.—3. Das Auffallende des Kopfes, wie eine Pferdegestalt II. 4. Ihr zusammenhängender Zug wie schwarze Wolken und das Schimmern ihrer Flügel wie die Morgenröte bei ihrem Aufflug II. 2.—5. Die Ansicht ihrer Verheerung, wie abgebranntes, vom Feuer verzehrtes Gefilde I. 19.—6. Ihre Allverbreitung und Unvertilgbarkeit II. 7. und 8, und 7. Ihr Vaterland und ihre Vertilgung durch den Wind und Hinstürzen ins Meer II. 20.

2. Ein Torfbrand in Nassau.

In der Nähe des Hofes Goldstein bei Schwanheim befindet sich das Schwanheimer Bruch, ein ehemals sehr sumpfiges Gebiet, das heute Torflager in sich birgt, die man am Anfange des vorigen Jahrhunderts sogar ausbeutete. In dürren Jahren sind die Torflager öfters in Brand geraten; so 1479 fünf Wochen lang. Lersner's Chronik berichtet uns über einen derartigen Brand im Schwanheimer Bruche aus dem Jahre 1719, also: „Im Augusto ist das Erdreich im Schwanheimer Bruch von der anhaltenden Hitze dergestalt ausgetrocknet, daß das Feuer sich darinnen entzündet, über Knies tief unter sich gebrennet hat, und sind die Wurzeln an Hecken und Gesträucher wie auch an den jungen Tannenbäumen dadurch verzehrt worden, und also die Bäume umbfallen müssen. Er hat das Bruch etliche Wochen von der Hitze gedampft und ist an theilß Orten fast wie Aschen ausgebrannt, daß niemand sich getraut hineinzugehen, und obschon die gantze Schwanheimer Gemeinde viele Mühe aufgewendet, daß Feur zu löschen und den Lauff desselben zu hemmen, auch zu dem Ende Gräben geschroten, so hat doch solches nichts geholffen, sondern das Feuer hat sich ausgebreitet und nicht eher aufgehoret, bis es durch einen starken Gewitterregen in etwas gedämpffet, und das Erdreich bei herangemachtem Herbstwetter wiederum ist kühl worden."

3. Baumschädlinge im Feldbacher Wald.

Im Jahre 1803 zeigten sich im Feldbacher Wäldchen in der Nähe von Dillenburg an der gemeinen Kiefer (Pinus sylvestris) sehr viele abgefressene, der Länge nach durchbohrte ein- und zweijährige Zweige, die nach der Beschädigung abfielen. Die Erscheinung war so auffällig, daß sie selbst von harmlosen Spaziergängern bemerkt wurde. Professor Römer aus Dillenburg untersuchte den Fall und kam dabei zu folgendem Ergebnis. Mein Verdacht, sagt Römer, fiel alsbald auf einen von jenen kleinen Schabkäfern, deren ganze Sippschaft, sie mögen sich nun im Speck oder im Pelzwerk oder im Holz befinden, sehr gehaßet wird. Hier vermutete ich den sogenannten Waldgärtner zu finden, und ich war so glücklich, nach vielem vergeblichen Zerreißen der herabgefallenen Zweige, endlich diesen kleinen Holzdieb lebendig zu fangen. Es war nämlich Dermestes piniperda oder Bostrichus piniperda, den ich in dem corpore delicti antraf. Viele Tausende seiner Kameraden hatten schon ihren Geburtsort verlassen, wahrscheinlich ihre Brut gelegt und die Schuld der Natur bezahlt. Mein Exemplar stimmt mit der Linnéischen Beschreibung vollständig überein. Der Kommentator des Linnéischen Systems Ph. L. Eustatius Müller scheint zwar den Defensor dieses Waldfrevlers machen zu wollen, indem er sagt: „Die Linnéische Benennung, D. piniperda, klingt, als ob dieses Käferchen den Kienbäumen Schaden täte, weil es die jungen Äste, die unten her aus dem Stamm hervortreten, durchbohrt und verdorren macht. Allein, da solches dazu dient, daß der Baum um so schöner wächst, so nennen wir es Waldgärtner, weil, wie auch der Ritter sagt, die Natur diesen Gärtner bestellt hat, die Kienbäume von unten auf zu beschneiden, damit sie schöne Stämme erhalten." Nachdem aber, fährt Professor Römer fort, was ich von der Kunst des Waldgärtners gesehen habe, scheint er mir so unschädlich nicht zu sein, und mit vollem Recht den Namen piniperda zu verdienen; denn er befriedigt sich nicht mit den niedrigen Zweigen, sondern greift auch die Wipfel an. Seine Operationen sind offenbar einer glücklichen Vegetation durch Stockung der Säfte und Verkrüppelung der Äste nachteilig. Keineswegs wollen wir ihm durch diese Beschuldigung, die schreckliche Verwüstung, die der gemeine Borkenkäfer in den Jahren 1783 und 86 auf dem Harze angerichtet hat, zur Last legen. Bechstein wenigstens spricht diesen Fichtenkäfer von jener kriminellen Anklage los. Er charakterisiert den Piniperda also: Der Fichtenkäfer Bostrichus piniperda ist kaum halb so groß als Botypographus, und fast von gleicher Gestalt. Die Fußblätter und Fühlhörner sind rot, der Leib ist dunkelbraun, die Flügeldecken aber nicht abgestutzt. Panzer in seiner Insektenfauma Deutschlands zählt 29 Borkenkäfer auf; er bezeichnet sub Nr. 13 unsern Bostrichus piniperda mit folgenden speziellen Merkmalen: subvillosus, niger, plantis rufis und setzt hinzu den höchst gravierlichen Umstand: Habitat in ramulis pini inferioribus, quos perforat, exsiccat et destruit.

In einer Nachschrift führt Professor Römer noch aus, daß ihm durch freundschaftliche Hand eine genauere Beschreibung des Piniperda zugegangen sei, die wir im Anschluß wiedergeben: Der Waldgärtner Dermestes piniperda. Seine Länge beträgt anderthalb bis zwei Linien, die Breite etwas über eine Linie. Der Körper ist schwarz und etwas zottig, das Bruchstück in der Mitte erhaben und nach vornen dünner. Die Flügeldecken sind schwarzbraun gefärbt, nach hinten weder abgestutzt noch gezackt, sondern nur mit kleinen, zarten Haaren besetzt. Die Fühlhörner sehen braunrot; sie bestehen aus vier Gelenken, und das ist kegelförmig. Die Füße haben am unteren Teile eine rötlichbraune Färbung. Dieser Käfer hält sich nicht allein in kranken Rinden, sondern auch an Stammenden, unter den Zweigen oder Kiefern auf, durchbohrt die jungen Äste, wo sie aus dem Stamme treten, daß sie verdorren. Er gräbt unter der Rinde einen sehr unordentlichen Gang und legt seine Eier in kleinen

Haufen ohne jede Ordnung hin. Ihm allein sollen nach Gleditsch, Sückow, Heppe und Herbst die schrecklichen Verheerungen am Harze zuzuschreiben sein; aber von Trebra, der ihn an Ort und Stelle beobachtete, erklärte ihn für unschuldig. Er ist allerdings ein gefährlicher Feind unserer Wälder und verdient nicht Waldgärtner, sondern Waldverderber genannt zu werden. Bisweilen richtet er große Verheerungen an wie 1797 in einem Forste bei Bamberg. Hier hatte er seine Wohnung nicht unter der Rinde, sondern im Marke der jungen Triebe. Nahe an der Knospe bohrt das Insekt ein Loch in den Trieb, in welchem sich die Larve drei bis sechs Zoll tief hinunter frißt. Wo sie sich verwandelt, erweitert sie den Gang. Der völlig entwickelte Käfer frißt sich dann wieder an dem Trieb heraus, so daß man an dem zerstörten Zweig zwei Löcher findet. Sobald das Mark der jungen Triebe ausgefressen ist, sterben dieselben ab, ja, man hat sogar das Absterben ganzer Bäume darauf zurückzuführen. Um eine Ausbreitung des Schädlings zu verhindern, hat man bei Bamberg ganze Distrikte niedergehauen und die befallenen Äste verbrannt.

4. Die ersten Ratten in Nassau.

Aus dem Jahre 1775 schreibt man aus Dillenburg: Seit einiger Zeit kommen in unserer Gegend große Mäuse zum Vorschein. Sie sind gewöhnlich fuchsrot, bisweilen mehr grau; insgemein so groß wie eine halbwüchsige Katze. Die Schnauze und der Bart sind so stark wie bei Katzen, der Schwanz kürzer als bei letzteren. Sie fressen alles, was andere Mäuse auch fressen; aber Fleisch lieben sie vorzüglich. Jüngsthin hatte jemand vergiftetes Fleisch in seinen Keller getan; andern Tages fand er zwei tote Mäuse von der neuen, großen Art, und von der einen Maus war ein gutes Stück abgefressen. Es ist nicht anders anzunehmen, als daß die tote Maus sei von ihren hungrigen Kameraden angefressen worden. So gibt es denn auch Irokesen und Huronen unter uns, welche ihre toten Brüder fressen, zum Glück nur in unsern Kellern. Mit Fuchseisen und Marterfallen würden sie am besten zu fangen sein; aber wo hat man deren überall? Einige nageln Speckschwarten auf ein Brett und streuen Mäusegift darauf, andere stellen Fallen auf. Es gibt auch Katzen, welche die Mäuse fangen und töten, woraus zu schließen ist, daß sie nicht giftig sind. Ein Bekannter von mir, sagt der Chronist, hat verschiedene solcher Mäusepatagons gewogen und versichert, daß die schwersten fünf bis sieben Pfund haben.

Vermutlich handelt es sich bei diesen großen Mäusen, die in Dillenburg um die angegebene Zeit Aufsehen erregten, um die Wanderratte, die 1727 schwimmend ihren Weg über die Wolga nahm und sich später von Rußland über ganz Europa verbreitete.

5. Außerordentliche Witterung 1766 und 1767.

Es ist männiglich bekannt, schreibt die Dillenburger Landesregierung im Jahre 1767, wie in den letzten Monaten des abgewichenen Jahres in hiesigen Landen, wie auch anderer Orten, ein ganz außerordentlicher Wassermangel sich „eräuget" und selbiger nicht allein bis annoch andauere, sondern darauf auch eine ganz außerordentliche Kälte eingetreten sei. Beides sind Begebenheiten der Natur, welche in den Nahrungsstand der Untertanen, wie in der Land- und Hauswirtschaft überhaupt einen großen Einfluß haben. Auf beides hat man große Aufmerksamkeit genommen, und auch hiesigen Orts es an der erforderlichen Attention nicht mangeln lassen. So wird denen Unter-Direktoriis und sämtlichen Beamten dieser Lande aufgegeben, sich nach allen merkwürdigen Umständen in Rücksicht auf den eingangs erwähnten Wassermangel und die extraordinaire Kälte aufs fleißigste zu erkundigen, und was sie zuverlässig in Erfahrung gebracht, punktatim mit genauer Anmerkung des Ortes und der Zeit zu berichten. Leider konnten wir über den Erfolg dieser interessanten Erhebung über die eigenartigen Witterungserscheinungen trotz eifrigen Nachforschens nichts entdecken.

Der Juliansbrunnen.

4) Erzählung aus dem spanisch-französischen Kriege. Von August Herber. (3. Fortsetzung.)

Hauptmann Müller konnte beim Aufleuchten eines Blitzes endlich erkennen, wo er sich befand.

Die verkrüppelte Zypresse, an der er sich festhielt, hing über einem Abgrunde, an dessen Rande sie Wurzel gefaßt hatte.

Mit der kaltblütigen Ruhe eines Soldaten suchte er festen Fuß zu fassen, und eben hatte er sich wieder aufgerichtet, als die Stimme unter ihm abermals laut wurde.

„Diese Franzosen scheinen alle ein Stück von einem Galgenstrick mit sich zu führen," hörte Müller sagen. „Der Teufel steht ihnen überall bei; da liegt das Pferd allein!"

Wie man sich denken konnte, wartete der Hauptmann nicht auf den weiteren Verlauf des Selbstgespräches, sondern kroch, ohne viel Geräusch zu verursachen, durch die Büsche.

Der Banditenführer Antonio Moreno und seine Bande machten ihm nicht mehr viel Sorge; denn er hatte die Vorsicht gebraucht, seine Pistolen in den Gürtel zu stecken, und sein treuer Säbel hing an seiner Seite.

Das alles war mehr, als er bedurfte, um einen spanischen Banditen in Schach zu halten, mochte dieser nun von seiner Bande unterstützt sein oder nicht.

Was er fürchtete, war, in dieser entsetzlichen Nacht seinen Weg zu verlieren und abermals in eine Schlucht zu stürzen.

Man bleibt nicht zweimal an Zypressen hängen, und durch den Regen, der jetzt in Strömen fiel, war

der Boden sehr schlüpfrig geworden; dabei war es so finster, daß man nicht sehen konnte, wo man den Fuß hinsetzte.

Nach langem erfolglosen Suchen kam endlich der Hauptmann, der die Schlucht durchaus nicht wieder auffinden konnte, auf einen gangbaren Pfad.

Nach seinem Erachten war er nun rechts von der Hauptstraße.

Was mochte aus dem Buckligen geworden sein?

Da der Fußpfad, auf dem er sich befand, eben hinlief, schritt er, den bloßen Säbel in der Hand, eilig weiter und kam an ein Geländer, das ihm den Weg versperrte.

Geländer werden nicht in der Wildnis errichtet, sondern künden stets die Nähe menschlicher Wohnungen an.

Der Hauptmann konnte daher auch wirklich die dunklen Umrisse eines Hauses vor sich auftauchen sehen und glaubte, andere Häuser, einen Kirchturm, ein ganzes Dorf zu erblicken.

Das erste Haus schien eine Schenke zu sein, denn er hörte ein Schild, das vom Winde in seinen Angeln bewegt wurde, knarren, und der Schornstein rauchte.

Müller pochte an die Tür der Herberge.

Aus einem Schiebfensterchen schaute ein Kopf hervor, und zwei lauernde Augen musterten mißtrauisch den nächtlichen Gast.

Eine sanfte Stimme fragte gar höflich:

„Ist der Señor allein?"

„Ganz allein und durchnäßt bis auf die Haut."

„Heilige Jungfrau, es ist eine gar trübselige Nacht," sagte die sanfte Stimme. „Der Señor ist zu Fuße durch die Berge gekommen?"

„Zum Donnerwetter — ja! Macht erst auf, nachher können wir plaudern!" rief der Hauptmann halblaut ungeduldig.

Der Kopf verschwand, das Schiebfenster schloß sich wieder; dann wurde eine Eisenstange von der Türe weggenommen, zwei Riegel wurden zurückgeschoben, und ein kleiner, schwächlicher Mann von gutmütigem Aussehen erschien mit einer Lampe in der Hand auf der Schwelle.

Es war der Eigentümer der sanften Stimme.

„Seid willkommen, Señor!" sagte er.

Die erste Frage des Hauptmanns war nach Rafael.

„Habt Ihr nicht einen kleinen Buckeligen gesehen, Señor!" erkundigte er sich.

„In dieser Nacht?"

„Ja. Er wollte mich nach Figueras führen."

„Ah — nach Figueras?" erwiderte der Wirt mit einem eigentümlichen Lächeln.

„Am Ende bin ich schon da?"

„Freilich Señor, wo denn sonst? Ein armes Dorf, aber ehrliche Leute darin."

„Wo sind die Soldaten, die hier liegen sollen?"

„Ah, die Soldaten, sie lagern etwa zwei Leguas von hier entfernt. Nicht wahr, Pedro?"

Ein heiseres Knurren ließ sich aus einem Winkel des Gemaches vernehmen, wo ein schmutziger Kerl mit struppigem Haar einen irdenen Teller mit einem unsauberen Tuche abwischte.

Auf dem Herde glimmten noch einige Kohlen, und mitten in der Stube, deren Wände mit einigen grellbunten Bildern beklebt waren, standen ein großer Tisch und eine Anzahl plumper Stühle.

„Nun, Señor Wirt," fragte Hauptmann Müller, der nicht der Mann war, sich über eine finstere Wirtsstube und einen Burschen mit verdächtiger Miene zu beunruhigen; „was könnt Ihr mir zum Essen vorsetzen? Ich habe einen wahren Wolfshunger!"

„Wenn man Geld in der Tasche hat," brummte Pedro, „macht man den Weg durch die Schlucht auf dem Rücken eines Pferdes."

„Still, Einfaltspinsel!" fiel ihm der sanfte Wirt ins Wort. „Man hat bei diesen unruhigen Zeiten seine liebe Not, sich gute Dienstboten zu verschaffen. Siehst du nicht, Pedro, daß Seine Gnaden ein französischer Offizier ist?"

„Hab's schon lange gesehen," knurrte Pedro.

„Der Señor wird sein Pferd in unsern abscheulichen Schluchten verloren haben. Diese schändlichen Wege hierzulande sind ein wahrer Fluch Gottes. Wäre Ihnen eine Speckschnitte mit einigen Zwiebeln, braun geröstet, gefällig?"

„Meinetwegen, aber schnell!"

„Wir haben vorzüglichen Maiskuchen dazu," fuhr der redselige Wirt fort, „den mein Weib selbst gebacken hat. Steh auf, mein Schatz und schüre das Feuer an für den Gast, den uns die Heiligen gnädig geschickt haben."

In der anstoßenden Kammer hörte man ein Geräusch; unterscheiden ließ sich aber nichts, denn es war dunkel darin.

„Der Señor wird mit uns zufrieden sein," fing der Wirt wieder an; „mein Weib wird gleich da sein, und der Wein wird auch schmecken; wir haben ein Faß vom Besten. Pedro, wirf Reiser auf die Kohlen; siehst du nicht, daß der Señor vor Kälte zittert? Gib der faulen Dirne, der Manuela, ein paar Fußtritte, daß sie aufsteht und in den Keller geht."

Pedro warf sein schmutziges Tuch beiseite, und bald flammten die Reiser auf der Kohlenglut, während es auch in der benachbarten Küche zu zischen begann.

Der Hauptmann stellte sich von allen Seiten an den Kamin und sah mit Behagen, wie seine durchnäßten Kleider zu dampfen begannen.

Manuela, ein schwächliches, blasses Mädchen mit einem wahren Madonnengesichte, brachte einen Krug von dem berühmten Wein herbei, stellte ihn dann auf den Tisch und kauerte sich in einem Winkel des Zimmers nieder.

Obgleich ihre Züge fast gänzlich im Schatten verschwanden, glaubte der Hauptmann doch ihre großen schwarzen Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck auf sich gerichtet zu sehen.

Er achtete aber nicht weiter darauf, denn weit mehr interessierte ihn die stämmige Gestalt Pedros.

Dieser machte es übrigens ebenso und verwandte kein Auge von dem Offizier, den er starr anschaute, sobald er dachte, man beobachtete ihn nicht.

Der Wirt, der auf einen Augenblick hinausgegangen war, kam jetzt mit einem ganz nassen Glase zurück.

„Señor Capitano", sagte er mit seinem sanften Lächeln; „ich habe das Glas am Brunnen selbst ausgespült, kosten Sie meinen ausgezeichneten Wein."

Der Hauptmann nickte und wollte eben an den Tisch treten, als sein Blick zufällig in den dunklen Winkel fiel.

Manuela hatte sich halb erhoben, ihr reizendes Gesichtchen schien aus dem Schatten hervorzutreten, ihre leuchtenden schwarzen Augen schienen zu sprechen, und sie deutete mit so abwehrender Gebärde auf den Wein, daß der Hauptmann die Worte zu hören glaubte: „Trinkt nicht!" obwohl das Mädchen kein Wort sprach.

Er war überrascht, behielt aber sein ruhhiges Lächeln bei und erwiderte:

„In meiner deutschen Heimat, am Rhein trinkt man vor dem Essen nie Wein; man hält das für nicht gesund."

„Ein zufriedenes Lächeln überflog bei diesen Worten die bleichen Züge des Mädchens.

Der Wirt dagegen hatte erst die Stirn gerunzelt, sagte aber dann:

„Ländlich sittlich; Euer Gnaden wird es dafür beim Essen desto besser schmecken."

In demselben Augenblick öffnete sich die Türe der anstoßenden Küche, und die Wirtin erschien mit einem zinnernen Teller voll gerösteter Speckschnitten.

Der Hauptmann erkannte auf den ersten Blick dies Weib, das er doch noch nie gesehen hatte, nach der Beschreibung des Kuriers.

Die Wirtin war groß und stark gebaut wie ein Mann. Wenn sie lächelte, wies sie schöne Zähne von ungewöhnlicher Länge und Breite; dabei schielte sie entsetzlich auf beiden Augen, und ihre roten Haare waren so dicht und lang, daß sie dieselben in drei schwere Zöpfe geflochten hatte, von denen jeder hingereicht hätte, einer Frau als Kopfschmuck zu dienen.

Er täuschte sich nicht, das Bild traf genau mit der Schilderung zusammen: — die Wirtin war die schreckliche Barbara Muños, die Besitzerin des „Toro matado" und Geliebte des Banditenführers Antonio Moreno.

Der Hauptmann war indessen ein wackerer Soldat und nicht leicht zu verblüffen. Er beantwortete daher das Lächeln der Frau Barbara mit freundlichem Nicken und begrüßte sie und ihre Speckschnitten mit lustigem Willkommen.

„Heilige Jungfrau, was für ein stattlicher Mann der Herr Offizier ist!" sagte Barbara und setzte den Teller nieder. „Zu Tische! Gebt aber zuvor her, was Euch lästig sein muß, Eure Pistolen, die in diesem friedlichen Hause überflüssig sind und Euern Säbel! Macht's Euch doch bequem!"

Sie streckte die Hand aus, um dem Hauptmann die Waffen abzunehmen, dieser aber streichelte ihr die Wangen und erwiderte:

„Ländlich sittlich Frau Wirtin; in Deutschland sind uns die Waffen bei Tische gar nicht unbequem. Besonders in Nassau, meiner Heimat, legt man nie, auch nicht nachts, seine Waffen ab. Habt Ihr schon einmal etwas von Nassau und Wiesbaden gehört?"

„Nein!"

„Nicht? Nun das schadet auch nichts, ich werde meine Waffen behalten."

„Nach Belieben, Señor — ich machte nur den Vorschlag wegen Eurer Bequemlichkeit."

Der Hauptmann setzte sich an den Tisch, und da ihn ein rascher Blick, den er mit Manuela wechselte belehrte, daß er von den Speisen ruhig nehmen könne, schnitt er sich von dem Brote ab und aß, wenn auch nicht mit großem Appetit.

V.

Der geneigte Leser wird sich auch ohne unsere Schilderung in die Lage des Hauptmanns versetzen können.

Die angenehmste war sie nicht, und von allen seinen spanischen Abenteuern war dies das gefährlichste.

Man darf nicht denken, daß wir übertrieben und unserer Phantasie die Zügel schießen ließen. O nein, Szenen wie diejenige, welche wir zu schildern versuchen, ereigneten sich tagtäglich, und Hunderte unserer braven nassauischen Landsleute, die im Dienste des korsischen Eroberers den Feldzug auf der Halbinsel mitmachten, fielen den fanatischen spanischen Mörderrotten zum Opfer.

Der Hauptmann befriedigte also seinen Appetit mit aller Ruhe; nur der Wein machte ihm einige Unruhe.

Barbara und ihr Mann hatten nämlich einen besonderen Krug, bedienten sich von den Speckschnitten, die sie auf Brot legten, und aßen und tranken wacker.

„Der kostbare Wein ist nicht für die Kehle so armer Leute, wie wir sind," bemerkte die Wirtin erläuternd.

„Auf Ihr Wohl, Señor Capitano", fügte der Wirt hinzu und erhob den Krug.

An eine Weigerung war nicht zu denken.

Bescheid mußte getan werden; denn es war klar, daß die Weigerung des Hauptmanns zu offener Gewalttat führte.

Er hatte es aber mit drei Gegnern zu tun, von denen der kräftige Pedro und die stämmige Wirtin nicht zu verachten waren.

Der Hauptmann füllte sein Glas.

Wiederum erhob sich der Zeigefinger Manuelas.

„Rücken Sie doch die Lampe etwas weg, Padrona," sagte er, „meine Augen sind etwas angegriffen, und ich schaue nicht gern in das grelle Licht. Auf Ihr Wohl!"

Das Glas wurde auf einen Zug geleert, während Barbara die Lampe hinter den Krug stellte.

„Es trifft sich ganz gut, daß Ihr das Licht nicht leiden mögt, Señor," bemerkte sie lachend. „Wir haben kein Tröpfchen Öl und kein Stümpfchen Kerze mehr im Hause. Durch den Krieg ist alles so teuer und selten geworden, und ich möchte nur, daß die Lampe herhält, bis Ihr in Euerm Zimmer seid."

„Der Weg ist nicht schwer zu finden, und ich werde Sie selbst hinführen," sagte der Wirt mit sanfter Stimme. „Wie findet Ihr unsern Wein, Señor?"

„Ausgezeichnet, Freund Wirt."

„So bedienen Sie sich."

Der Hauptmann trank ein zweites und drittes mal, aber immer so, daß kein Tropfen über seine Lippen kam, sondern der ganze Wein sich langsam über seinen Uniformrock ergoß, dem ein bischen mehr oder weniger Feuchtigkeit nichts schadete.

Der Wirt und seine Frau waren sehr vergnügt.

Barbara behauptete, sie werde den stattlichen Offizier nie vergessen, und der sanftmütige Wirt versprach, für ihn zu beten. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Beitrag zur Erklärung einiger nassauischer Ortsnamen.
Von J. Hellbach.

Band 63 der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens enthält eine sehr interessante Abhandlung, überschrieben: „Versuch einer etymologischen Erklärung einiger Ortsnamen", und es weist der Verfasser, Herr Kramer-Lippstadt, darin nach, daß eine Anzahl Ortsnamen sich nur aus dem Keltischen herleiten lassen. In seiner Einleitung kommt er auf die Verdrängung der Kelten durch die nach Westdeutschland vordringenden Germanen zu sprechen und hebt hervor, daß die von den Siegern vorgefundenen Ortsnamen und Bezeichnungen von denselben vielfach beibehalten und gewissermaßen germanisiert worden sind, indem sie einfach die deutsche Übersetzung dranhingen. So weist Kramer an ca. 50 Ortsnamen überzeugend nach, daß dieselben nur aus dem Keltischen zu erklären sind, und bringt dabei noch eine Reihe höchst interessanter Einzelheiten, so u. a. eine neue Erklärung der westfälischen Feme. — An Hand dieser etymologischen Erklärung soll in nachstehendem versucht werden, einige nassauische Ortsnamen, bei denen die Herleitung aus dem Germanischen so ziemlich ausgeschlossen sein dürfte, und über welche die Meinungen bisher höchst verschieden sind, zu erklären.

Horressen (Dorf auf dem Westerwald) in Vogels Topographie hergeleitet von Orusen, läßt sich aus dem keltischen horas, aras = Wohnhaus und dem keltischen in = klein, erklären. Verbindet man horas und in, so wird daraus horasin, woraus sich wohl Orusen und schließlich Horressen gebildet haben wird. Danach dürfte das Wort soviel wie kleines Häuschen (kl. Gehöfte) bedeutet haben. Heute noch hat sich das Wort in seiner ursprünglichen Form im Fuldaischen erhalten, und es lautet so der Name eines direkt an die Stadt Fulda grenzenden Dorfes.

Stockum (Dorf auf dem Westerwald, auch Name verschiedener Gemeinden im Westfälischen und Rheinländischen), soviel wie Stockheim, ist abgeleitet aus dem keltischen stock = Haus, Heim. Stock kommt her aus tigh, teagh und ist urverwandt mit dem lateinischen tectum = Dach.

Geisenheim bei Vogel Gysanheim, Gisinheim, läßt sich aus dem keltischen geis = Bach und in = klein, also Kleinbachheim, herleiten.

Isselbach ist bei Vogel von Usselbach hergeleitet und deutet hier auf das keltische uisge = Wasser hin, danach wohl Uisgelbach, Usselbach und schließlich Isselbach entstanden sein wird. Auch is heißt im Keltischen Wasser, wie denn überhaupt die alte Keltensprache sehr reich an Bezeichnungen für Berg und Wasser ist. — Kramer bemerkt in seiner Abhandlung, daß es im Keltischen auffallend viele Wortformen für Wasser und Berg gebe und hebt dabei hervor, daß auch wir im Deutschen reichlich Bezeichnungen für denselben Gegenstand kennen, z. B. Berg, Hügel, Anhöhe, Kopf; Wasser, Fluß, Strom, Bach, Kolk. Den Reichtum an Wortformen im Keltischen kennzeichnet er als einen Beweis für die Vollkommenheit dieser Sprache, die für jede Nüancierung in den Merkmalen eines Dinges auch ein besonderes Wort habe und keiner Umschreibung bedürfe. In der Tat ist die Keltensprache an den Bezeichnungen für Wasser und Berg, welche jedoch zum Unterschied vom Deutschen genau ein und dieselbe Bedeutung haben, reich; z. B. heißt is, uisge, bial, bul, lua und wihe Wasser und aran, bri, cal, col, hoh und mel Berg, während zwischen Strom und Kolk in gewissem Sinne ein Unterschied gemacht werden muß.

Aus dem keltischen lua = Wasser dürfte Lipporn, — lua = Wasser, bi = klein —, also Kleinwasserborn oder Kleinwasserbrunnen abzuleiten sein. Nach Vogels Topographie hat Lipporn früher Lichtborn, Lietbrun, Lippornen geheißen, doch dürfte die Herleitung von Lichtborn nicht aufrecht zu erhalten sein.

Arnstein, Arnsbach, Arnshöfen vom keltischen aran = Berg, Hügel, danach also Hügelstein, Hügelbach, Berghofen. Wohl erhalten hat sich diese Bezeichnung in Arenberg (Aranberg), weniger in Ehrenbreitstein (Aranbreitstein). In Arenberg und Scharfenstein haben wir auch ein treffendes Beispiel, wie die germanischen Eroberer die deutsche Bezeichnung dem keltischen Namen anhängten. Scharfenstein kommt nämlich vom keltischen schar = Gestein.

So ließe sich wohl noch bei einer ganzen Reihe unserer nassauischen Ortsnamen der keltische Ursprung nachweisen, und es seien nur noch einige angeführt, bei denen unsere Annahme zutreffen dürfte.

Arborn, Arfurt vom keltischen ar = groß. Hierher gehört wohl auch Erbach (Arbach) und Erbenheim (Arbenheim) von ar = groß und ben = Feld, also Großfeldheim.

Eschborn, Eschhofen vom keltischen as = Bach, also Bachborn, Bachhofen.

Biebrich (auch Dorf im U.-Lahnkreis) vom keltischen bi = klein und rich = Bächlein = Kleinbächlein. Nach Vogel hieß Biebrich früher Biburgk, und er fügt bei: „Ob hier eine Burg gestanden, und ein Adelsgeschlecht von Biburg gewohnt habe, bedarf noch eines urkundlichen Nachweises."

Caldenbach vom keltischen cal, col = Berg und di, ti = Haus (caldibach) = Berghausbach.

Caan vom keltischen ca und in, ca = Haus und in = klein = kleines Haus = Häuschen.

Hohenstein = Hügelstein, vom keltischen hoh = Hügel.

Rein keltischen Ursprungs dürften wohl die Namen der Orte Auel und Lahr sein. Ich leite Auel (Dorf bei Diez a. L.) vom keltischen ul = feuchter Platz, Sumpf, und Lahr (Dorf auf dem Westerwald) vom keltischen lar = Flur her.

Zum Schlusse darf ich noch die Vermutung aussprechen, daß aller Wahrscheinlichkeit auch die Bezeichnung Schiede oder Schied für einen Weg, Promenade, Gang, keltischen Ursprungs ist. Ich habe nach dieser Bezeichnung diverse Wörterbücher hierauf durchblättert, doch leider nichts Bestimmtes finden können. Nach dem voraufgegangenen Erklärungen scheint jedoch schon gewissermaßen eine diesbezügliche Bestätigung in der Herleitung des Ortsnamens Espenschied zu liegen, z. B.: as = Bach, pen von ben = Feld, also aspenschied, Bachfeld- oder besser Feldbachweg.

Langschied = langer Weg. In Limburg heißt eine bekannte Straße (Promenade) Schied, und — jedenfalls in älterer Zeit eine Fortsetzung derselben — eine weitere Straße Judenschied, weil an deren einem Ende der Friedhof (jetzige alte Friedhof) der Juden gelegen ist.

Nachträglich finde ich die Erklärung: Schied, f = grenze, theil, gleichen stammes mit schied, m, in älterer sprache 1. als bezeichnung einer straße, eines weges, wohl grenze, grenzweg meinend: Kumm und geh mit mir auff die schidt (uit)! Da geht er gar gern drauff spacirn. Ayrer, 2. österr. theil einer gemeinde, rotte. Danach ist also meine Annahme, daß Schied = Weg bedeute im allmeinen richtig. — (Der Verfasser dürfte indes bei einzelnen seiner Darlegungen auf gewaltigen Widerspruch der Herren Germanisten gefaßt sein. D. H.)

J. B.-G. **Der erste nassauische Buchdrucker 1462.** In seiner Schwanheimer Chronik berichtet Professor Dr. Kobelt über den ersten Buchdrucker aus dem Nassauischen, wenn er sagt: Unter den Arbeitern, welche in der Druckerei von Fust und Schöffer in Mainz arbeiteten, war auch ein Konrad von Sweinheim. Als 1462 bei der Eroberung von Mainz die Buchdrucker auseinander gesprengt wurden, zog er mit seinem Kollegen Arnold Pannartz über die Alpen und gründete 1464 in Subiaco bei Rom die erste Druckerei auf italienischem Boden. 1467 siedelte er nach Rom über und starb als berühmter Schriftschneider hochgeehrt um 1478.

E. S. **Die Hirschkuh auf dem Försterhause.** Ein seltsames Ereignis konnten die Einwohner von Herbornseelbach am 24. August 1773, nachmittags um 2 Uhr, beobachten. Eine große Hirschkuh kam nebst ihrem Kalbe sehr erhitzt und schnell aus dem Walde Volpersberg gelaufen.

rannte über das Feld zwischen den arbeitenden Leuten hindurch, gerade auf das Dorf zu und auf das in der ersten Gasse stehende Haus des Waldförsters J. Henr. Bernhard. An diesem Hause, berichtet der Chronist, ist auf der Seite nach dem Felde zu ein Stall angebaut, über welchem das Dach des Hauses bis auf den Boden heruntergeht. Die Hirschkuh blieb oben auf der Spitze des Daches neben dem Schornstein stehen, schaute auf der anderen Seite zum Dorfe hinein, sah ihr mitgelaufenes, neben ihr stehendes Kalb an und kehrte, vermutlich wegen der auf der anderen Seite wahrgenommenen Tiefe, nebst dem Kalbe wieder zurück und lief wieder dem Walde zu. Das nennt man den Hohn auf seinen Erbfeind auf die Spitze treiben.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

= **Ein idealer Gatte.**, Schauspiel in 4 Akten von Oskar Wilde, Deutsch von Isidore Leo Pavia und Hermann Freiherr von Teschenberg, zum erstenmal am 28. September, zum zweitenmal am 30. September. Ein „echter Wilde" in Motiven und Mache. Ein Unterstaatssekretär, der sich auf glanzvoller Laufbahn befindet, wird plötzlich durch ein fanatisches Weib, in deren Besitz sich ein ihn kompromittirender Brief befindet, in seinem Glück und Frieden gestört. Um ihn zu einem schwindelhaften Unternehmen, das ihr großen Nutzen bringt, zu gewinnen, droht sie ihm mit jenem Schreiben, durch das erhellt, daß der edle Sir als ganz junger Mensch ein Amtsgeheimnis an einen Börsenspekulanten verkauft hatte. Schon will er notgedrungen auf den bösen Handel eingehen — da wird er durch seine ihn anbetende Frau daran verhindert, die von der alten Schuld aber nichts wußte. Sein Freund rettet ihn glücklich aus den Klauen des Teufels, indem er durch einen Zufall jene Mrs. Cheveley in seine Hand bekommt und sie sich nur durch Herausgabe des Briefes der ihr drohenden Bekanntschaft mit der Polizei entziehen kann. Daraufhin verzeiht auch die Lady Chiltern ihrem Gatten, in dem sie stets ihr Ideal sah, von dem sie sich aber nach Entdeckung seines Jugendfehlers im ersten Schmerz hatte lossagen wollen. Die ansprechendste Person des Stücks ist der Freund, der Viscount Goring, und wenn er durch einen solchen Künstler wiedergegeben wird wie Herr Schwab, umso besser. Die ungesuchte natürliche Eleganz, das echt chevalereske Benehmen, das durchgeistigte Spiel ist immer von neuem zu bewundern. Ihm galt gewiß auch der größte, wenn nicht alleinige Beifall, den das wenig zahlreiche Publikum, das erschienen war, spendete. Die Schlange des Stücks wurde durch Frl. Eichelsheim angemessen verkörpert. Frau Rodius-Doppelbauer war eine angenehme Lady; Frl. Eben als „Young Miß", sprach zu monoton. Herr Tauber als „idealer Gatte" war mitunter etwas undeutlich. Der intime Ton wird überhaupt auf der Hofbühne sehr beeinträchtigt durch deren Größe, sd daß die Darsteller oft schreien müssen, um verständlich zu werden, was den Stücken selbst sehr zum Nachteil gereicht.

Residenztheater.

= **Staatsanwalt Alexander,** Schauspiel in 4 Aufzügen von Karl Schüler, zum erstenmal am 28. September, zum drittenmal am 2. Oktober. — Nach der mannigfachen leichten Kost, die uns die Direktion bisher bot, versorgte sie uns endlich wieder einmal mit einer kräftigen, die wir mit Dank annahmen. Staatsanwalt Alexander ist ein Mann von großen, moralischen Grundsätzen, streng, zu streng in seiner Auffassung und Anwendung des Rechts. Er „statuiert gern Exempel", indem er von der Anschauung ausgeht, daß ein Freispruch auf die Zuhörer, die sich doch zum größten Teil aus „Gesindel" zusammensetzten, demoralisierend einwirke. Ihm gegenüber steht der Gerichtsrat, früher Theologe, ein menschenfreundlicher Jurist, der den Übeltaten auf ihre Entstehung nachforscht und die Gestrauchelten zu entschuldigen sucht, kurz, der für christliche Nächstenliebe plädiert. In einem Falle des Totschlags, dessen ein bisher Unbescholtener angeklagt ist, stehen sich die beiden Vertreter des Rechts gegenüber. Der Täter, Kaspar Wild, der anfangs leugnet, wird durch seine alte Mutter bewogen, seine Schuld einzugestehen und darzulegen, wie er zu dieser Tat kam. Er handelte in Notwehr; sein Leugnen hatte den Grund nicht in Verstocktheit — denn er bereut seine Tat tief — sondern in der Sorge um seine Mutter, die fast erblindet ist, und deren einziger Ernährer er ist. Jeder stellt ihm ein gutes Leumundszeugnis aus. Dieser Vorgang zwischen Mutter und Sohn und eine tiefergreifende Aussprache, bezw. Erzählung des Gerichtsrats aus seinem eigenen Leben schlägt im Herzen des gestrengen 1. Staatsanwals eine weiche Saite an. Ein neuer Vorfall, der ihn sehr nahe angeht, bringt in ihm den Wandel zur Vollendung. Sein Sohn, der Referendar ist, und den der Vater streng behandelt, lebt wie so viele junge Männer gern etwas flott. Ihm stehen aber nur geringe Mittel zur Verfügung, mit denen er nicht viel anfangen kann. So kommt er dazu, von einer Dirne Geldgeschenke von insgesamt etwa 1000 Mark anzunehmen. Schließlich verfällt er auf den gewöhnlichen Ausweg: reich zu heiraten. Er verlobt sich mit einer Kommerzienratstochter. Dies erfährt die leichte Mirzel und will die Heirat nicht zugeben, nicht aus Eifersucht, sondern aus Dankbarkeit gegen die Braut, die in ihren Kindertagen oft ihren Hunger gestillt hat. Darum zwingt sie den jungen Mann, ihr eine Quittung über die Schenkung auszustellen, die sie dann der Braut einschickt. Die Folge davon ist, daß dem Bräutigam vom Vater der Braut die Tür gewiesen wird. In seiner Wut geht er zu Mirzel, um das fragliche Papier wiederzuerlangen; sie weigert sich, es zu geben, sagt auch nicht, daß sie es an seine Braut gesandt hat. Sie werden handgemein, und — sie wird von dem in höchster Verzweiflung sich befindlichen jungen Manne erwürgt. Er entflieht, nachdem er ihre ganzen Effekten und Schränke nach dem Schein, natürlich erfolglos, durchwühlt hat. Während der Pause in der Gerichtsverhandlung in der Sache des Kaspar Wild erfährt nun der Staatsanwalt von der Schuld und der Tat seines Sohnes. Der Kommerzienrat hatte ihm den Schein zugeschickt, und der Assessor, der mit der Einleitung der Untersuchung in der Wohnung der Mirzel Schmidt beauftragt worden war, erhob die Anklage gegen den Referendar. Der Vater ist entsetzt, sieht auch die schweren Folgen und verlangt vom Sohne, daß er sich erschieße, damit den Juristenstand kein Makel behafte. Daraufhin kehrt er in den Sitzungssaal zurück, innerlich gebrochen, und hält nun zum Erstaunen der Anwesenden nicht eine verdammende, sondern eine begütigende Rede, so daß der Angeklagte Wild freikommt. Unterdessen erfährt der Gerichtsrat die Affäre des jungen Alexander und verhindert zu dessen Erleichterung den Selbstmord. Mit dem Vater hat er eine nochmalige Aussprache, in der er ihm klar macht, daß er den jungen Mann dem Gesetz nicht entziehen darf, sondern daß dieser sich freiwillig der Polizei stellen muß; er, der Gerichtsrat, wolle ihn aus Güte begleiten. Er erreicht die Zustimmung des gebeugten Vaters und der unglückliche Sohn dessen Verzeihung; auch das Verlangen des Rücktritts aus dem Amte nimmt der Rechtsanwalt zurück. Ihn trifft ja nicht die Schuld an der Tat des Sohnes; dieser soll die Strafe auf sich nehmen und dann als gebesserter Mensch sich die Achtung seiner Mitmenschen wiedergewinnen. — Vollste Anerkennung gebührt sämtlichen Darstellern. Herr Miltner-Schönau leistete als Staatsanwalt wirklich Großes, ebenso Herr Rücker als Gerichtsrat. Tiefergreifend spielte Herr Wilhelmy den Kaspar Wild und Frl. Krause dessen alte Mutter. Herr Köhler gab den jungen Alexander recht gut, ebenso Herr Bertram den Rechtsanwalt, Herr Hager den Assessor, Herr Sascha den Kommissar, Herr Feistmantel den Gerichtsdiener und Fräulein Bischof die Braut des Wild. Fräulein Blanden als Mirzel Schmidt war ihrer Rolle gemäß dreist und unerbittlich. Reicher Beifall lohnte dem Stück sowie den Mitwirkenden, sogar bei offener Szene.

Literatur.

* **Geographie des Regierungsbezirks Wiesbaden.** Von Karl Jacobi. 160 S. 2., erw. Aufl. Wiesbaden, H. Staadt. — Wir hatten bereits Gelegenheit, die 1. Auflage des Werkchens unseres Mitarbeiters, der sich als Fachmann und Autorität auf dem Gebiete der heimischen Geographie bewährt hat, anerkennend zu besprechen. Wir

können das betreffs der 2. Auflage wiederum tun. Noch mehr als bisher hat Jacobi den Grundsatz der Betrachtung des Landschaftsgruppenbildes hervortreten lassen; er hat ferner das wirtschaftspolitische Moment noch eingehender beachtet und die markanten und typischen Einzelerscheinungen vermehrt angeführt. Das ist die richtige Behandlung: das Nassauerland soll nach den durch Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit, Bewässerung, Klima, Flora Fauna, Bewohner und deren Beschäftigungen erzeugten natürlichen Lebensgemeinschaften angeschaut und unterrichtlich auch also durchgearbeitet werden. Nicht die willkürlichen Kreisgrenzen umschließen die Objekte, noch soll der ganze Bezirk nach Kreisen betrachtet werden. Dazu genügt am Schlusse der Behandlung der Ueberblick. Und wie in der Heimatgeographie, so sollte das auch der Grundsatz in der Staats-, Reichs- und Weltgeographie werden. Die Schüler haben mehr davon, und der ganze Geographieunterricht wird interessanter. Die beigegebenen Textfiguren und die Tafel über die Bodengestalt dienen gut zur Erläuterung; die Ausstattung des Büchleins ist sehr nett und dauerhaft.

* **Aus der Geschichte von Stadt und Burg Biedenkopf.** Von G. Zitzer. 32 S. Biedenkopf, Heinzerling. — Zitzer gehört zu den historisch rührigen Hinterländern. Die kleine Schrift ist Nachdruck eines im Lokalgewerbeverein zu Biedenkopf gehaltenen Vortrags und gibt in knapper Form ein auf wissenschaftlichen Grundlagen populär gehaltenes, allumfassendes kleines Entwicklungsbild des alten Städtchens.

* **Zur Geschichte des Bannes und Fabrikortes Wirges** von J. Diefenbach. 32 S. Montabaur, F. Bechtel. — Wenn ein Ort einen solchen Aufschwung nimmt wie Wirges bei Montabaur und zu so wirtschaftlich bedeutender Blüte kommt, dann ist er's wohl auch wert, nach seiner Vergangenheit und Entwicklung betrachtet zu werden. Die Schrift vom Geistl. Rat und Inspektor Diefenbach tut dies in populär-verständlicher Weise. Über einzelne Ausführungen im politischen Teile läßt sich streiten, aber unbestritten wertvoll sind die Mitteilungen im kirchengeschichtlichen Teile, und noch wertvoller ist der sozial-wirtschaftliche, der nicht nur lokales, sondern allgemeinstes Interesse hat. Nicht unwichtige statistische Angaben sind angeschlossen. Wir können das liebevoll und fleißig gearbeitete Büchelchen warm empfehlen.

Neues aus Nassau.

Großherzog Friedrich I. von Baden, der treusorgende Landesvater, der echte Patriot, einer der Gründer und Stützer des neuen Deutschen Reiches, ist am 28. September entschlafen. Aufrichtiges, tiefes Beileid muß einen jeden Deutschen darob erfüllen: „Le Roi est mort!"

Großherzog Friedrich II. und seine Gemahlin Großherzogin Hilda, unsere geliebte Prinzessin, haben den Thron bestiegen. Möge die Regierung des neuen Fürsten gleich der seines Vaters eine reich gesegnete sein: „Vive le Roi!"

Am 29. September wurde die neue katholische Kapelle zu Kemel eingeweiht.

Am 1. Oktober ist die Haltestelle „Landesdenkmal" der Aarbahn an der Wiesbaden-Biebricher Chaussee eröffnet worden. So wird schon offiziell auf das künftige Ehrenmal hingewiesen.

Seit dem 1. Oktober erscheint ein „Haigerer Tagblatt".

Am 7. Oktober ist zu Wiesbaden im Kurgarten das Denkmal für den verstorbenen Kurdirektor F. Hey'l enthüllt worden. Es ist von Professor H. Berwald-Schwerin geschaffen.

Die Regierungsaufsicht über die evangelischen Volksschulen Nassaus ist in ein Departement nördlich und eines südlich der Lahn gegliedert worden.

Die Stadtverwaltung von Wiesbaden hat sich zur Erhaltung des Paulinenschlößchens und von dessen Anlagen entschieden. Beides soll der Kurverwaltung zu deren Zwecken überwiesen werden.

Frankfurt greift mit Polypenarmen um sich. Früher fraßen Krieg und Elemente die Dörfer; jetzt tun's die Ungeheuer Großstädte. Die Behörden Rödelheims haben die Eingemeindung ihres Ortes in Frankfurt beschlossen. Man hört schon, daß Hausen, Ginnheim, Praunheim u. a, folgen sollen oder wollen.

Der Forstfiskus will den Tiergarten zu Idstein parzellieren und verkaufen. Die Idsteiner Stadtväter haben die verd — Pflicht und Schuldigkeit, das auf alle mögliche Weise zu verhindern, und das wissen sie auch, ohne daß man daran zu erinnern braucht.

Die alte Hessenstraße, immer noch Verkehrsstraße, soll in ihrem Teile östlich von der Ems verbessert werden.

Zur Renovierung der evangelischen Kirche in Soden hat ein Kurgast 12000 Mk. gestiftet.

Wiesbaden erbaut demnächst beim alten Exerzierplatze seine 10. Mittel- und Volksschule. An der Frankfurter Landstraße wird ein Infektions-Spital errichtet.

Die Stadt Kamberg hat von einer Tochter der Stadt, dem in Neapel verstorbenen Frl. F. Bogner, eine größere Summe geerbt.

Nassauischer Geschichtskalender.

Oktober.

15. 1811. Gefecht bei Santa Cruz. Leutnant v. Trapp wird mit einer Abteilung vom 2. Regimente Nassau von einer übermächtigen spanischen Partida gefangen. (Spanischer Feldzug.)

21. 1217. Die Teilnehmer am V. Kreuzzuge, Grafen Ruprecht IV. von Nassau, Georg von Wied, Gerlach, Herr zu Isenburg u. a. helfen unterwegs dem Könige Alfons II. von Portugal die Maurenfeste Alcacer do Sal, südlich von Lissabon, erobern.

24. 1737. Franz Alexander, Freiherr von Dehrn, letzter des alten Rittergeschlechtes, stirbt.

26. 1757. Karl, Reichsfreiherr vom und zum Stein, der geniale Staatsmann, wird im Burghause der Stein zu Nassau geboren. Sein Leben und Wirken ist bekannt. Er starb am 29. VI. 1831.

20. 1443. Graf Johann III. von Katzenelnbogen, Sohn Diethers VI. von der jüngeren Linie, um 1380 geboren, stirbt. Durch seine Heirat mit Anna, der Erbtochter der älteren Linie, vereinte er alle katzenelnbogischen Gebiete. Mit seinem Sohne Philipp starb das Haus aus.

31. 1617. Die erste Hundertjahrfeier des Beginns der Reformation wird auch in den evangelischen Gebieten Nassaus festlich begangen.

Briefkasten.

Prof. Dr. S. in M. Daß Sie den in den Mitteilungen des Altertumsverein 1904/05 Nr. 3, Sp. 86 genannten Grafen Friedrich Heinrich von Nassau-Dillenburg in keiner Geschlechtstafel fanden, erklärt sich dadurch, daß Fürst (Prinz) F. H. von Nassau-Oranien gemeint ist. Ob eine Verwechslung mit dem Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, der 1623—1662 regierte, vorliegt, wissen wir nicht. Frdl. Gruß.

O. F. in Sch. Besten Dank; Sendung erhalten; Siegfried von Westerburg ist in Nr. 5—9 der „Nassovia" von 1904 bereits behandelt. Der andere Leininger liegt uns etwas fern. Sie finden aber vielleicht gelegentlich einen anderen Stoff.

R. S. in W. Gewiß besteht zwischen Mundart und eigentlichem Dialekt ein Unterschied. Beispiele: unser Kinner — uhs Kenn; mir hawwe — mer hunn.

W. G. in D. Dankend erhalten. Frdl. Gruß.

Redaktionsschluß: 10. Oktober.

Inhalt: Liebesklänge. (Gedicht.) Von A. Ammann. — Stein und das Herzogtum Nassau. Von Dr. E. Spielmann. — Die Kirche zu Nied. Von J. Benner. (Schluß.) — Chronik merkwürdiger Ereignisse in Nassau II. Von J. Brumm. — Der Juliansbrunnen. Von A. Herber. (3. Fortsetzung.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 21. Wiesbaden, den 1. November 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Der Stein der Deutschen.

Man gehe landaus, man gehe landein,
Man gehe nach Osten und Westen;
Wir Deutschen, wir haben den rechten Stein,
Wir haben den schönsten und besten.
Nur einmal erfunden auf allen Reisen,
Viel werter als alle die Steine der Weisen,
Viel fester, viel härter und klar und rein,
Ist es der köstlichste Edelstein.

Wir Deutschen, wir haben den rechten Stein,
Er glänzt weit mehr wie Karfunkel;
Er wirft die Strahlen weit heller hinein
Wie Mondschein in nächtliches Dunkel.
Drum halten den Stein voll Licht und Feuer
Wir Deutschen auch überaus hoch und teuer;
Und fragt ihr, was das für ein Stein mag sein,
So nenn' ihn mein Lied: den Freiherrn vom Stein!

Es sah einst trüb und traurig aus
In unseren heimischen Landen;
Es war gewichen das deutsche Haus
Aus jeglichen Fugen und Banden;
Die Mauern geborsten, die Wände zerrieben,
War nirgends ein Stein auf dem andern geblieben.
Da stand er, der Eckstein, da stand er allein,
Der unzerbrechliche Freiherr vom Stein.

Drauf kam der Fremdling, die Stätte zu schau'n,
Um hier, so wie's ihm gefiele,
Ein ander' Gebäude gemächlich zu bau'n
Nach wälschem Schnitt und Stile.
Stolzierend, so ging er, der Herr der Franzosen;
Da hat er sich aber gewaltig gestoßen,
Und stieß sich, wo immer er mochte sein,
Am unvertilgbaren Freiherrn vom Stein.

Und auf den ersten Zusammenstoß
Erfolgte ein zweiter und dritter;
Es brach ein Kämpfen und Streiten los
Mit Donner und Blitz wie Gewitter.
Wohl wurden zuweilen die deutschen Waffen
Stumpf und schartig und wollten erschlaffen;
Dann wetzte sie wieder scharf und rein
Der felsenharte Freiherr vom Stein.

Und als der Fremdling zum Haus hinaus,
Zum Land hinaus war geschlagen,
Begann man zum neu zu erbauenden Haus
Viel Steine zusammen zu tragen;
Wohin? Da war kein langes Besinnen,
War man ja einig schon vor dem Beginnen;
Den Felsenhort wählte man insgemein,
Den unentwegten Freiherrn vom Stein.

Man gehe landaus, man gehe landein,
Man gehe nach Osten und Westen;
Wir Deutschen, wir haben den rechten Stein,
Wir haben den schönsten und besten.
Sollt' wieder es gelten, die Heimat zu retten,
Sie weiter zu bauen, sie sicher zu betten,
Wer soll dann der Grund- und Eckstein uns sein?
Das sei der unsterbliche Freiherr vom Stein!

Friedrich Seibert.*)

*) Unser nun 82 Jahre alter Mitarbeiter hat dies Gedicht vor 50 Jahren zu Steins 100. Geburtstage in der „Nassauischen Landeszeitung" veröffentlicht, dann auch selbst komponiert, und viele Männergesangvereine haben es seitdem gesungen. Steins Tochter, die Gräfin von Kielmannsegge, sandte dem Verfasser in dankbarer Anerkennung Pertz Leben Steins. D. H.

Nassaus Burgen,
ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

1) Von R. Bonte.

V. Weilburg.

Unter den malerischen alten Städtchen und Burgen, welche den Uferlandschaften des Lahnflusses ihren romantisch-lieblichen Charakter verleihen, steht Weilburg unstreitig an erster Stelle. Daß es durch seine Lage und Bauart schon im Mittelalter ein Bild hervorragender landschaftlicher Schönheit geboten habe, dürfen wir voraussetzen, wenn wir uns die reizvolle Gestaltung der wehrhaften Herrensitze jener Zeit vergegenwärtigen, von der uns alte Bilder Kunde geben, oder geistvolle Rekonstruktionsphantome zu geben versuchen. Für Weilburg vermöchten wir beider Mittel, in das Vergangene zu schauen, leicht zu entbehren; denn Weilburg ist, im Gegensatz zu anderen Plätzen in der glücklichen Lage, vom Alten so manches bewahrt und durch spätere Bauungen so sehr viel gewonnen zu haben, daß sich der Landschafts- und Architekturfreund an dem Vorhandenen vollauf genügen lassen und den Verlust einiger Wehrmauern und Türme leicht verschmerzen kann.

Immerhin aber wird die hervorragende Eigenschaft Weilburgs als eines befestigten Platzes früherer Zeit zur näheren Betrachtung seines Wesens und seiner Bedeutung anregen, welche letztere, wie hier gleich vorausgeschickt werden soll, vornehmlich auf der günstigen Form des Geländes beruht. Dieses, ein halbinselartig aus dem Berglande herauswachsendes, geräumiges Felsplateau zum größten Teil durch die umfließende Lahn und Steilabhänge gesichert, an dessen kurzer Verbindung mit dem Hinterlande überdem noch eine nicht unerhebliche Senkung die Annäherung erschwerte, stellt sich als eine der interessantesten topographischen Bildungen des Lahnbettes dar.

Ein solcher Platz bedurfte vor der Erfindung des Schießpulvers keiner raffinierten Befestigungskünste, um mit Erfolg gegen feindliche Angriffe verteidigt werden zu können, und mußte daher schon in den frühesten Zeiten zur Besiedelung reizen. Im Mittelalter das ausgesprochene Ideal eines Baugeländes für eine feste Stadt, würde er aber gegen die Wirkung des Feuergeschützes auf den ihn rings umgebenden dominierenden Höhen nicht zu halten gewesen sein, und Graf Johanns I. Wehrbauten und Burgsitz, die er auf der Grundlage des alten konradinischen Königshofes nach den damaligen Maximen der Kriegsbaukunst geschaffen, waren schon nach anderthalb Jahrhunderten für die Verteidigung des Platzes wertlos geworden.

Nicht Fürstenlaune und Prachtliebe späterer Generationen, sondern die neuzeitigen Fortschritte und Verhältnisse waren es, welche zu ihrer Aufgabe drängten, und so sehen wir die alte Burg mit ihren schlichten wehrhaften Mauern im 16. Jahrhundert ihrer unbrauchbar gewordenen Verteidigungsanlagen entkleidet und durch den Kunstsinn Philipps III. und Albrechts in einen prächtig-heiteren Schloßbau verwandelt, während die festen Stadtmauern mit ihren wohlverwahrten Toren und Türmen noch längere Zeit dem friedsamen Bürger Schutz gegen Stegreifritter und marodierendes Gesindel gewähren konnten, bis man um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch ihrer nicht mehr bedurfte.

Wir müssen es den nassau-weilburgischen Grafen jener Periode Dank wissen, daß sie in richtiger Würdigung der Verhältnisse anders und weiser handelten als viele Herren ihrer Zeit, welche die mittelalterlichen Befestigungen ihrer Städtchen und Burgen durch Hinzufügung einiger italienischer Bastionen und ähnlicher Werke neuerer Technik mit der falschen Maske eingebildeter Wehrfähigkeit gegen das Feuergeschütz umkleideten. Sie haben damit ungleich mehr dem Schutze und der Erhaltung ihrer schönen Residenzstadt gedient, als es durch Befestigungen letzterer Art möglich gewesen wäre, welche den Angriff herausforderten, und deren Zerstörung im Kriegsfalle notwendig wurde, wenn auch dem Gegner die Überschätzung ihrer Bedeutung fern lag.

Der Werdegang der Stadt Weilburg und ihre mannigfachen Geschehnisse auf politischen und kulturellen Gebiet sind in dem bekannten Buche „Geschichte der Stadt und Herrschaft Weilburg von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart von Dr. C. Spielmann“ in erschöpfender Weise behandelt worden, so daß sich die folgenden Betrachtungen auf ihr in der Überschrift gekennzeichnetes Sondergebiet beschränken dürfen. Wertvolle Ergänzungen zu denselben wird der Leser im sechsten Abschnitt des Buches „Das soziale und wirtschaftliche Leben im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte“ finden, wo auf den Seiten 59 bis 65 die Topographie des mittelalterlichen Weilburg eingehend behandelt ist.

Wenn wir es jetzt versuchen, uns ein ungefähres Bild der alten wehrhaften Residenz Johanns I. und ihrer nun längst verschwundenen Befestigungen zu machen, so ist dabei wiederum unser alter Bekannter Wilhelm Dilich, dem wir die trefflichen Darstellungen der in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift behandelten Burgen Hohenstein, Neu-Katzenelnbogen und Reichenberg

verdanken, der hauptsächlichste Gewährsmann. Von Weilburg hat er uns aber leider keine so exakten bautechnischen Aufnahmen wie von jenen Burgen, sondern nur ein sehr kleines Landschaftsbild überliefert, welches sich in seiner 1605 gedruckten „Hessischen Chronica" befindet. Dieses älteste Originalbild der Stadt Weilburg ist leider weit weniger allgemein bekannt, als eine nach ihm in vergrößertem Maßstabe hergestellte Kopie in Merians Topographia Hassiae et regionum vicinarum, Frankfurt 1655, welche in neuerer Zeit mehrfach reproduziert, besonders aber durch die nach ihr gefertigten Ansichtspostkarten weiteren Kreisen zugängig geworden ist. Auch die in dem vorerwähnten Buche von C. Spielmann enthaltene Bildbeigabe ist, obwohl in dessen Text regelmäßig auf „Scheffer-Dilichs Bild von 1605" Bezug genommen wird, nicht nach dem Dilichschen Original, sondern nach der Merianschen Kopie angefertigt worden.

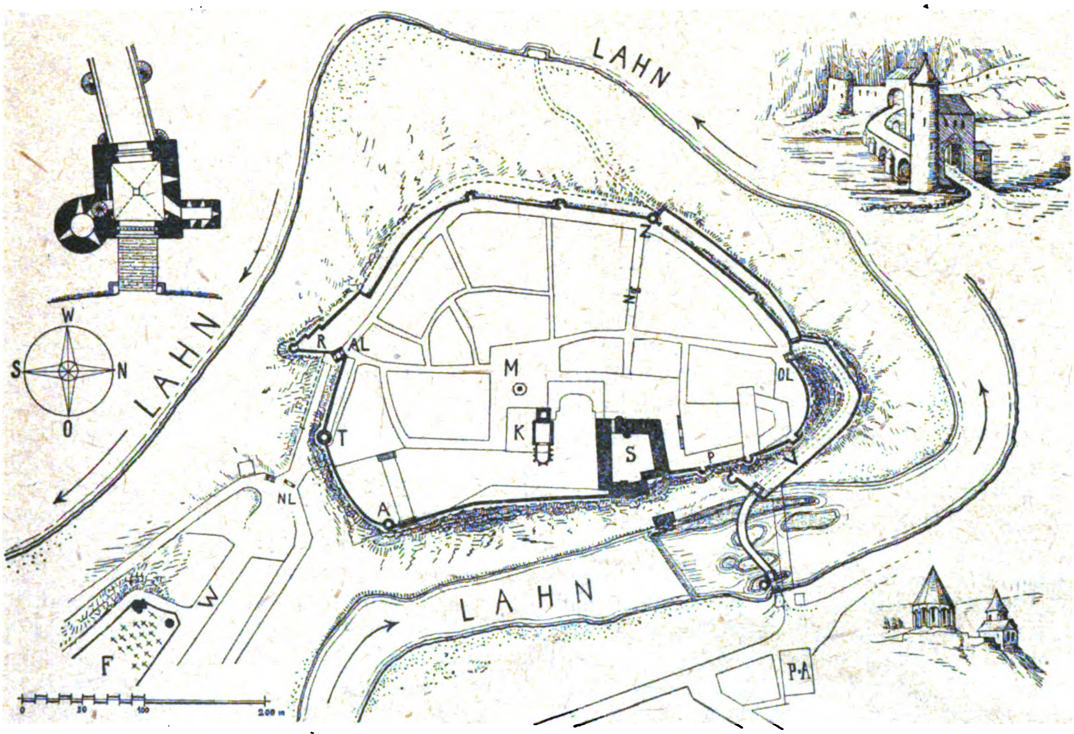
Es konnte aus obigen Gründen davon abgesehen werden, hier das Dilichsche Originalbild besonders vorzuführen, obschon es den nachfolgenden Betrachtungen zugrunde gelegt ist, doch wird es erforderlich werden, auf die in Merians Nachzeichnung (welche dem größten Teile unserer Leser bekannt oder zur Hand sein dürfte) vorfindlichen Abweichungen von dem Original hinzuweisen. Diese Abweichungen bestehen, wie wir sehen werden, zumeist in fehlerhafter und mißverstandener Wiedergabe technischer Einzelheiten, welche von Dilich mit vollständiger Korrektheit dargestellt sind; sie sind erheblich genug, das Meriansche Bild gerade für unsere Zwecke als minderwertig erscheinen zu lassen.

Wir werfen nun zunächst einen orientierenden Blick auf den beigefügten Plan, in welchem die wichtigsten heut vorhandenen Straßenzüge und Gebäude der Stadt Weilburg in schwachen Linien dargestellt und, soweit erforderlich, mit Buchstaben bezeichnet sind. Die Stadtmauern mit ihren Türmen und Toren und die sonstigen Befestigungswerke aus Graf Johanns Zeit sind der Unterscheidung halber in starken Linien dargestellt.

Vom unteren Rande der hierunter stehenden Planzeichnung ausgehend, sieht man östlich Teile der Bahnhofstraße, der Limburger Straße und des am Lahnufer herziehenden zu dem früheren Wehrholzer Hofe führenden Weges, das Postgebäude P-A und ihm gegenüber die 1768 neu erbaute Lahnbrücke.

Linker Hand, wo der rings von der Lahn umflossene Burgfelsen in seinem südöstlichen Teile mit dem Berglande zusammenhängt, sind die Straßen nach Wetzlar W (die Frankfurter Straße), nach Kirschhofen und Ahausen, welche sich vor dem neuen Landtor NL vereinigen und der Friedhof F mit den im 16. Jahrhundert errichteten eigenartigen Gebäulichkeiten, der Grabkapelle und dem Kalvarienberge, angedeutet, von denen in der unteren rechten Ecke der Tafel eine Skizze nach dem Dilichschen Bilde beigefügt ist. Wir werden auf diese Gebäude am Schlusse noch einmal zurückkommen.

Innerhalb der von der Ringmauer umgürteten Stadt sind die Lage des alten Schloßbaues, der Kirche nebst dem Rathause und des Marktplatzes durch die Buchstaben S, K und M bezeichnet. In den Umriß der heutigen Kirche usw. ist die mutmaßliche Grundrißform der alten Stiftskirche und der Martinskirche eingezeichnet.



Weilburg.

Alles sonst Dargestellte wird im weiteren behandelt werden. An der Hand der Illustrationstafel und des Dilichschen Bildes wenden wir uns nun zur eingehenderen Betrachtung Alt-Weilburgs.

In der südlichen Umbiegung des östlichen Stadtmauerzuges — vom Beschauer aus links — zeigt Dilichs Bild drei Türme, Merians Kopie dagegen nur zwei. Ganz vorn an der Lahnseite erhebt sich als erster ein mäßig großer, runder Mauerturm mit Kegeldach. Er flankiert gewissermaßen diesen Teil der östlichen Stadtmauer, welche sich hier, der Form des Gebäudes folgend, in einer Krümmung nach rückwärts wendet. Seine mutmaßliche Stellung ist in dem beigefügten Plane bei A angedeutet worden.

Links neben ihm ragt in der Südmauer ein zweiter, ebenfalls runder, aber weit höherer Turm T auf, aus dessen spitzem Kegeldache vier kleine Türme mit gleichen Dächern herauswachsen.

Dieser Turm ist mit den anschließenden Teilen der Stadtmauer noch bis auf den oberen Teil und das Dach erhalten geblieben. Er liegt am östlichen Ende der Turmgasse, welche von ihm den Namen erhalten hat, und bildet das einzige Überbleibsel von den alten Befestigungswerken Weilburgs.

Seine Größe und Ausstattung mit gewölbten Räumen lassen die ihm durch seine Lage zukommende Bedeutung erkennen. Er beherrschte die vorerwähnte, jetzt von der Frankfurter Straße überführte Einsenkung, welche gewissermaßen das Angriffsgelände darstellte, sowie die Zugänge zum alten Landtor, und vertrat für den südlichen Teil der Stadt die Stelle des hohen Wartturms oder Hauptturms einer Burg, dem er seiner ganzen Anlage noch in allen Stücken gleicht.

Hier an diesem Punkte des Stadtberings, wo im Falle einer Belagerung der Hauptangriff des Gegners zu erwarten stand, weil keine steilen Abhänge zu nehmen waren, und ein Sturm durch die etwa auf dem heutigen Kirchhofsterrain aufgestellten Wurfmaschinen noch wirksam unterstützt werden konnte, war die Anlage eines starken Verteidigungswerkes unbedingt erforderlich gewesen, und Graf Johann hätte nicht der vielseitige Burgenbauer, als den wir ihn kennen, zu sein brauchen, um dieser naheliegenden taktischen Forderung gerecht zu werden. Jeder Altertumsfreund wird es als eine günstige Fügung betrachten, daß von den Werken, die jener zur Wehrfähigkeit seiner Residenzstadt Weilburg geschaffen, wenigstens noch dieser eine Zeuge Kunde zu geben vermag.

Die Aufgaben, welche der Turm bei der Verteidigung zu erfüllen hatte, waren mannigfacher Art. Außer den schon erwähnten, hatte er als Luginsland nach dem Angriffsterrain und in das Lahntal zu dienen; den auf dieser Seite postierten Besatzungsmannschaften bot er Unterkunft und die Möglichkeit des Rückzuges, wenn der Gegner in die Stadt eingedrungen war; er unterstützte die Bekämpfung der letzteren innerhalb der Stadt und deckte den Rücken der in der Verfolgung des fliehenden Gegners begriffenen Besatzung.

Links neben diesem Turme zeigt uns Dilichs Bild in dem hier leicht abwärts gesenkten südlichen Mauerzuge einen dritten Turm, welcher als der Überbau des alten Landtores A L, oder als der weitere Mauerturm R des Planes anzusprechen ist. Er ist in Merians Kopie nicht angegeben, vermutlich weil dem Zeichner die Lage und Bedeutung dieser Stelle als Hauptzugang vom Angriffsgelände aus unbekannt waren, und er daher aus dem nur wenig über den Mauern und Dächern aufragenden Bauwerk nichts zu machen wußte.

Hier, wo sich in der vorerwähnten Taleinsenkung die uralte Hochstraße aus dem Hinterlande, die spätere Wetzlarer und heutige Frankfurter Straße, mit den Talwegen von der Lahn und Weil, bezw. von Ahausen, von Kirchhofen und Freienfels vereinigte und in der heutigen Vorstadt auf mäßig steiler Zufahrt vor das südliche Stadttor A L führte, lag der Schwerpunkt des Verkehrs der Stadt mit dem linkslahnischen Hinterlande und auch der Schwerpunkt der Verteidigung derselben.

Das Landtor selbst war mit einem hohen bewohnbaren Turmüberbau versehen und jedenfalls durch einen kurzen Abschnittsgraben, den die Zugbrücke überführte, von dem davor liegenden Torzwinger getrennt. Dieser, seitlich durch die von dem Turm T nach dem Torbau hinziehenden Ringmauer von oben verteidigt, wurde durch eine bei R im rechten Winkel zu jener Mauer geführte weitere Wehrmauer an der linken Seite des Tores überdem in frontaler Richtung bestrichen. Der am Tor, bezw. am Rand des Abschnittsgrabens angelangte Angreifer war, wie aus dem Plane ersichtlich, bei seinen weiteren Operationen einem sehr verderblichen Kreuzfeuer aus den Scharten und Schießlöchern der erwähnten Mauern ausgesetzt, und durfte kaum auf weitere Erfolge hoffen, wenn er nicht in der Lage war, die Stadt an verschiedenen Stellen gleichzeitig anzugreifen, und insbesondere das ebenfalls stark verteidigte obere Lahntor O L in gleicher Weise zu bestürmen.

Wir kehren nun wieder zur Betrachtung des Dilichschen Bildes zurück, um zunächst die auf demselben dargestellten Verteidigungswerke insgesamt kennen zu lernen, und verfolgen, von dem Turm A nach rechts gehend, den weiteren Umzug der Stadtmauer. Grade vor dem Beschauer dehnt sich von diesem Turme an bis zur Südecke des alten östlichen Schloßflügels, ungefähr an der Stelle der mächtigen Futtermauer des späteren Lustgartens, eine lange Ringmauer. Sie ist nicht mit Türmen versehen und bedurfte solcher auch nicht, da die steilen Felsen des sogenannten „Gebücks" genügenden Schutz gewährten; sie war auch nicht als eigentliche Wehrmauer ausgebildet, hinter welcher sich niedrige Fachwerkbauten ängstlich gegen Wurfgeschosse und Brandpfeile verbargen, sondern wurde in ihrer sonnigen, sturmsicheren Höhe von stattlichen steinernen Häusern, in denen Burgmannen und freie Bürger saßen, stolz überragt.

(Fortsetzung folgt.)

Stein und das Herzogtum Nassau.

2) Zum 150. Geburtstage Steins. Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Der Regierungspräsident Ibell hatte sich mit Feuereifer der schwierigen Aufgabe der Ausarbeitung unterzogen. Leider hat gerade die Schnelligkeit, mit welcher die Aufgabe erledigt wurde, hie und da den ganz unberechtigten Spott der Nachwelt (K. Braun) aushalten müssen. Das ist nicht recht begreiflich, da man doch sonst Ibells Tätigkeit Gerechtigkeit widerfahren läßt und seine Gewissenhaftigkeit anerkennt. Gewiß wird der Spott ganz verstummen, wenn man hört, daß das Schriftstück Stein zum Revisor hatte, und daß die zweite Redaktion in Steins Sinne geschah. Denn der große Staatsmann setzte sich sofort nach Empfang des Ibellschen Entwurfes hin und verfaßte ein wohldurchdachtes und treffendes Gutachten, in welchem er zugleich seine langjährigen Erfahrungen und seine vortrefflich ausgedachten Reformpläne verwertete, in Ergänzung des vorliegenden Entwurfes, dessen Güte er im übrigen rückhaltslos anerkannte. Ich verweise auf dies im Sauerschen Buche wörtlich enthaltene interessante Aktenstück, für dessen Abdruck hier leider kein Raum ist. Am 25. VIII. bereits ging die Denkschrift nach Wiesbaden ab, und sogleich gab Ibell sich daran, seinen Entwurf umzuarbeiten, um den Vorschlägen Steins vollständig Rechnung zu tragen. Sauer hat beide Redaktionen (von denen die zweite im Staatsarchiv, die erste im Familienarchiv des Oberbürgermeisters Dr. von Ibell sich befindet und auch dem Schreiber dieses zur Hand war) nebeneinandergesetzt und die Abänderungen und Zusätze in der zweiten durch Sperrdruck bezeichnen lassen. Aus dem gesperrt Gedruckten ist ersichtlich, daß Steins Vorschläge aufgenommen wurden. Diese bezogen sich darauf, „daß die Sicherheit des Eigentums und der persönlichen Freiheit unter die mitwirkende Gewährleistung der Landstände gestellt würden, daß willkürliche Verhaftungen ohne rechtliches Verfahren nicht stattfinden, neue, wichtige, das Eigentum, die persönliche Freiheit und die Verfassung betreffende Landesgesetze ohne die Zustimmung der Stände nicht eingeführt werden sollten. Die von der Landesregierung den Ständen zum Gutachten und zur Beistimmung mitzuteilenden Gesetzes-Vorschläge sollten in jeder Abteilung besonders diskutiert werden; dann hätte die Abstimmung zu erfolgen; nur die für sich zählende Stimmenmehrheit in jeder einzelnen Abteilung sollte die Zustimmung der Stände beurkunden. Wenn in beiden Abteilungen geteilte Meinungen herrschten, so sollte jede Abteilung eine gleiche Anzahl von Deputierten erwählen, die unter dem Präsidenten zusammentreten und eine Einigung herbeiführen sollten. Würde eine solche nicht erzielt, so blieb dem Regenten die Entscheidung vorbehalten. Ferner war den Ständen die Verwendung der Steuern unter Verstattung der Einsicht in die Rechnungen und deren Belege nachzuweisen. Die Handhabung der inneren Polizei während der Versammlungen blieb den Ständen überlassen nach Maßgabe einer der Regierung zur Genehmigung vorzulegenden Ordnung. Während der Versammlung konnte kein Mitglied ohne Zustimmung seiner Abteilung in Haft gebracht werden. — Dies zweite Ibellsche Konzept unterschrieb der Herzog am 1. IX. 1814 zu Biebrich, der Fürst am 2. IX. zu Engers, und so entstand die nassauische Verfassung, deren Autor Marschall, deren Redaktor Ibell und deren Revisor Stein war, nicht ohne daß der Revisor als Urheber der wesentlichsten Teile der Urkunde zu bezeichnen ist.

Die zweite, endgültige Redaktion erhielt der Freiherr in einer Abschrift durch den Minister zugesandt. Er war im allgemeinen damit einverstanden; nur einige kleine Bemerkungen erlaubte er sich noch, die indessen keine Berücksichtigung mehr finden konnten, weil das Schriftstück als Gesetz bereits unterzeichnet war. Dem Verlangen Steins, die Glieder der Herrenbank zu vermehren, wurde indessen später noch entsprochen.

Die nassauische Verfassung, die erste deutsche Verfassung überhaupt, konnte im Jahre 1815 noch nicht in Wirksamkeit treten; denn bekanntlich schloß Nassau erst am 31. V. 1815 mit Preußen den Länderaustausch ab, der ihm die oranischen Gebiete und diesem die wiedischen und solmsischen u. a. zubrachte. Da galt es, erst die neuen Territorien einzuordnen und zu organisieren; das wollte Zeit haben. Und nun erfolgte am 17. X. 1816 ein abermaliger Tausch mit Preußen: jener der Niedergrafschaft gegen oranische und altweilburgische Gebiete, so daß nunmehr erst das Herzogtum seine festen Grenzen hatte. Das Jahr 1817 verlief noch mit den Festsetzungen der Steuerverhältnisse in den neuerworbenen Landesteilen und mit der Ausarbeitung der Wählerlisten, so daß die Wahlen erst im Anfang von 1818 stattfinden konnten. Unterdes hatte aber die Regierung das Staatsorganisationswerk auf dem Verwaltungswege weiter geführt; die meisten der großen Reformedikte waren auf diese Weise nach alter Art ex resolutione Serenissimi erlassen worden.

Die Standesherren waren mit diesem Verfahren unzufrieden; namentlich das Gemeindeverwaltungsgesetz, das seine Wirkung auch auf die Besitzungen der Mediatisierten ausdehnte, war ihnen unangenehm. Auch die Trennung der Landessteuerkasse von der Domänenkasse wurde übel vermerkt. Stein trat an die Spitze der standesherrlichen Opponenten, und ihm zur Seite traten die Fürstin Amalie von Anhalt-Schaumburg, Herzog Wilhelms Tante, und der Graf von Walderdorff, 1816. Die Beschwerden Steins wurden sachlich widerlegt; aber gerade das forderte den Zorn des gewaltigen Mannes noch mehr heraus. Durch den erbitterten Federkrieg wurde das gute Verhältnis Steins zu Marschall und der nassauischen Regierung zerrissen, da jener keine Gelegenheit hatte, im Landtage seine Meinung öffentlich zu vertreten. Deshalb drängte er auf dessen Einberufung, erklärte die Verzögerung als Willkür und ließ keine Gegengründe gelten. Als endlich die Zeit der Eröffnung herannahte, sah die Opposition bereits in Stein das Haupt der ständi-

schen Fronde; da kam plötzlich die Nachricht, der Freiherr werde dem Landtage nicht beiwohnen. Das war so gekommen. Die nassauische Regierung hatte von allen Landtagsmitgliedern, also auch den Standesherren, den Treueid gegen den Herzog als den Souverän verlangt. Stein allein weigerte sich, den Eid zu leisten, da er sich, wie er sagte, als preußischen Untertan betrachtete. Deshalb konnte er nicht erscheinen; er ist auch später niemals im Landtage des Herzogtums aufgetreten, weil er die gestellte Bedingung nicht erfüllte.

Aber so leicht gab er sich trotzdem nicht. Die Opposition, obwohl ihres Hauptes beraubt, setzte nichtsdestoweniger in den Landtagen von 1818 und 1819 scharf ein, in der Herrenbank sowohl wie in der Deputiertenkammer. Auch im Lande selbst regte sie sich. Besonders machte eine scharf gehaltene anonyme Flugschrift „Prüfende Bemerkungen über Nassaus Landstände“ (die, wie man jetzt weiß, von Pfarrer F. Snell in Nauheim bei Limburg verfaßt war) und deren „Rechtfertigung“ der Regierung viel zu schaffen. Nicht direkt weiß man, aber mit ziemlicher Sicherheit wird es vermutet, daß der intellektuelle Urheber der, oder der tatsächliche Mitarbeiter an beiden Schriften — Stein war. Der Stil vieler Stellen des Schriftstücke verrät es schon. Stein frondierte eben im geheimen, wie später Bismarck es getan hat. Aber die Regierung schonte, wiewohl sie den geheimen Gegner ahnte, dessen Werkzeuge in der Öffentlichkeit nicht, griff kräftig durch und zwang die Opposition nach harten Kämpfen nieder. Regierungspräsident Ibell, der, obschon durchaus liberal, doch durch die Opposition das ganze, großartige, mühsam errichtete Reformwerk nicht umstürzen lassen wollte, und der Hauptverfechter der Regierungsmaßnahmen war, wurde dadurch in eine schiefe Stellung gedrängt, wie es der geniale Mann nicht verdiente. Den extrem Liberalen war er nicht liberal genug, und wie bekannt richtete einer der Radikalsten, der Exaltado Löning, bald nachher, noch in 1819, die Mordwaffe gegen ihn. Auf der anderen Seite, von Minister und Herzog, wurde es Ibell übel vermerkt, daß er darauf drängte, berechtigte Forderungen der Liberalen zu bewilligen; er wurde zuerst quiesziert und dann kurzerhand entlassen.

Als Stein sah, wie hoch die Wogen der Bewegung in Nassau gingen, und wie diese gar den wilden Exzeß des Löning zeitigte, zog er sich zurück. Das konnte er nicht gewollt haben. Seitdem hat er sich niemals mehr um nassauische Verhältnisse bekümmert, sondern ruhig den Kohl auf seinen Gärten gebaut. Und die nassauische Regierung hat ihn gewähren lassen, zufrieden damit, daß er ihr keine Schwierigkeiten mehr bereitete.

An dem 150. Jahrestage seiner Geburt wollen wir aber über die wenig erquicklichen Verhältnisse zwischen dem großen Manne und der Regierung unseres Heimatlandes hinwegblicken und uns einzig dessen erinnern, was er für Nassaus Wohl tat, indem er an dem großen Werke der Verfassung mitarbeitete.

Die nassauischen Truppen auf dem Feldzug in Pommern 1807.

Von Lothar Lüstner.

Die hundertjährige Wiederkehr jener kampfesreichen Zeiten, in denen die Truppen des jungen Herzogtums ihre erste Lorbeeren pflücken konnten, rechtfertigt wohl einen Rückblick auf die Ereignisse des Feldzuges von 1807, der sich, soweit der Anteil nassauischer Bataillone in Frage kommt, fast lediglich gegen die Schweden richtete.

Das nassauische Kontingent, aus einem Regimente zu 4 Bataillonen und einer Eskadron reitender Jäger unter dem Befehle des Oberstbrigadiers von Schaeffer bestehend, war seit Ende 1806 in Berlin und verrichtete dort Garnisonsdienst bis zum Frühjahr. Bei Offizieren und Mannschaften sowohl herrschte nur ein Wunsch: an den Feind zu kommen. Napoleons Hauptarmee stand gegen die Russen im Felde — von einem preußischen Heere konnte seit April keine Rede mehr sein —; da erschienen die Truppen des Schwedenkönigs Gustav IV. in Pommern, die französischen Kommunikationslinien bedrohend. Es galt nun, sofort jedes Vordringen im Keime zu ersticken; Marschall Mortier mit dem VIII. Korps rückte in Pommern ein. Bald erhielten auch die Nassauer Marschbefehl. Oberst von Schaeffer formierte 8 Kompagnien (900 Mann) und verließ Berlin am 4. April, mit ihm die Majore von Kruse und von Steuben. Diese Verstärkungen unterstanden dem Observationskorps des Generals Berger.

Bald war die Verbindung mit dem Hauptkorps hergestellt. Marschall Mortier zog seine Truppen zusammen; die Gegend bei Anklam und Ueckermünde sollte der Schauplatz heftiger Kämpfe werden. Trotz der großen Anstrengungen durch lange Märsche und ein sehr ungünstiges Wetter haben Nassaus Söhne hier Hervorragendes geleistet. Am Abend des 14. April begannen die Vorbereitungen zwecks Angriffs der schwedischen Position hinter der Ucker. Vier französische Linienregimenter (Nr. 4, 15, 58, 72) konzentrierten sich, außerdem eine Kavalleriedivision, unter General de Lorge mit einer reitenden Batterie. Der Marschall musterte am 15. April die nassauischen Bataillone, welche der 2. Division, General Dupuis, zugeteilt waren; am nämlichen Abend wurde die Ordre de bataille ausgegeben. Kavallerieabteilungen klärten das Terrain auf, als Avantgarde der 2. Division folgten die Nassauer. Um 3 Uhr früh, am 16. April, trat das Korps, den ausgegebenen Dispositionen entsprechend, in die Angriffslinien ein. Folgen wir nun dem Berichte des Obersten von Schaeffer an den Herzog; mit plastischer Deutlichkeit treten uns da die Ereignisse vor Augen.

Anmerkung: Bearbeitet nach der Korrespondenz des Herzogs Friedrich August zu Nassau mit dem Kommandanten der nassauischen Truppen, Oberstbrigadier von Schaeffer, 1806—1807. Veröffentlicht durch Major R. Kolb in den Annalen d. Ver. f. N. A.-K. u. G. XXXIV, 1904, S. 206—277.

„Der linke Flügel der schwedischen Aufstellung war an das Dorf Dargitz und einen dort befindlichen Morast angelehnt; da die Besetzung desselben nur schwach war, ließ ihn der Marschall links liegen, und ging die Avantgarde der 1. Division gerade auf Belling los. Die Vorpostenstellung wurde rasch angegriffen, über den Haufen geworfen und zum Teil niedergehauen, zum Teil gefangen genommen. Inzwischen hatten alle Divisionen, des Terrains wegen, sich in eine Kolonne formiert, und setzte deren Tete unter beständigem Gefecht mit der feindlichen Arrieregarde über Sandfort, Jatzenik und Friedrichshagen den Marsch gegen Ferdinandshof fort; hier hielten die Schweden einen Augenblick stand, wurden aber wieder geschlagen und verloren eine Kanone nebst zahlreichen Gefangenen. Den Aufenthalt, welchen dieses Gefecht veranlaßt hatte, benutzte der Feind, um hinter der Sarrow, einem mit morastigen Ufern versehenen Bache, Stellung zu nehmen; sein linker Flügel lehnte sich an den sogenannten Landgraben, der linke (wohl rechte!) gegen Louisenhof hatte vorwärts der Stellung einige einzelne Häuser besetzt und suchte so das Vordringen zu verhindern." Trotz der von Schaeffer geschilderten guten Positionen trieb eine starke Kanonade, verbunden mit einem geschickten Umgehungsversuch durch holländische und italienische Bataillone den Feind zurück; der hinter der Stellung liegende Wald wurde im Sturme genommen, und es folgte die fluchtartige Bewegung der Schweden auf Anklam zu. Auch diese letzte Position ward dem Feinde durch das ganze Korps in erbittertem Ringen entrissen; in der Stadt selbst entspann sich noch ein lebhaftes Kavalleriegefecht. Gegen 7 Uhr abends war das schwedische Zentrum zersprengt, der rechte Flügel geschlagen und der linke abgeschnitten. Ein glänzender Erfolg! Der Verlust des Feindes belief sich insgesamt auf 800—1000 Mann, der der vereinigten Truppen war unbedeutend. Mit welchen Anstrengungen und welcher Selbstaufopferung dieser Sieg erkauft war, wird uns erst klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß unsere braven Landsleute „den fünfzehnstündigen Marsch im furchtbarsten Schneegestöber, unter Regen und Wind ins Gesicht gut zurückgelegt, auch 22 Stunden unter Gewehr, meist ohne Essen zugebracht hatten." Um 10 Uhr abends bezogen sie in Anklam Quartier. Bereits am nächsten Morgen, 17. April, lief der Befehl ein, unter dem Kommando des Generals de Veaux in Verbindung mit dem französischen 4. leichten Regiment in der Richtung nach Neu-Kasenow zu marschieren, um Ueckermünde anzugreifen; hier befand sich der Hauptstützpunkt des linken feindlichen Flügels. Dieser Tag sollte den Braven Gelegenheit geben, ein neues Ruhmesblatt der nassauischen Waffenehre hinzuzufügen. Unter dem heftigsten Schneesturm, begleitet mit Schlossen, brachen Schaeffers Truppen auf, noch vom vorigen Tage bis auf die Haut durchnäßt und von den Fatiguen des vorhergegangenen Kampfes ermüdet; trotzdem ging es unaufhaltsam dem Feinde entgegen. Über Tüchow und von da durch den Wald über die Heidemühle wurde unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln marschiert; von fünf hintereinanderliegenden Brücken hatten die Schweden nur zwei abgebrochen, infolgedessen, da auch keine verteidigt wurde, man schon gegen 2 Uhr nachmittags bei der Sarowmühle, ¾ Stunden von Ueckermünde entfernt, anlangte.

Mit ungefähr 1200 Mann hielten die Schweden die sogenannte Anklamer Vorstadt besetzt und schickten sich an, den Angriff zu erwarten. Den Dispositionen des Generals de Veaux entsprechend, hatte das 4. Regiment den Feind von rechts und die Nassauer ihn von links zu fassen. Nachdem die übrigen Brücken im Geschwindschritt passiert waren, formierten sich die Sturmkolonnen kompagnieweise in Linie und attackierten im Laufschritt Ueckermünde. Beide Flügel erreichten fast gleichzeitig den Feind, der ein scharfes Feuer in die Reihen der Angreifer sandte. Doch mit heldenmütiger Tapferkeit, unterstützt von den folgenden Kompagnien, drangen die Nassauer in die Stadt ein; „die Schweden wichen, ohne es zum Handgemenge kommen zu lassen, in wilder Unordnung zurück bis in die Stadt, von unseren Voltigeurs und einer Eskadron Chamboranhusaren verfolgt; alles, was sich nicht auf die Schaluppen retten konnte, wurde gefangen, die Stadt erobert. Unsere beiden Geschütze hatten sich indessen auf dem Kanalufer plaziert und beschossen die Schaluppen, welche das Haff zu erreichen suchten, und zwangen auch durch ihr Feuer zwei Schiffe mit zirka tausend Mann, sich zu ergeben. Indessen hatten sich fünf schwedische Kanonenboote in den Kanal bugsieren lassen und beschossen mit ihren zehn Vierundzwanzigpfündern unsere Geschütze sowie deren Bedeckung und Soutien, aus dem Leibbataillon bestehend, ohne daß dieses Verluste hatte. Als ich ein Schiff, welches vorher schon die Flagge gestrichen hatte, in Besitz nehmen wollte, wurden wir mit heftigem Gewehrfeuer empfangen, wobei ein Jäger am Kopf blessiert wurde. Da es mir mit dem kleinen Nachen unmöglich war, das Schiff zu erreichen, auch unsere Sechspfünder gegen die schweren Schiffsgeschütze nicht aufkommen konnten, mußte ich den Versuch aufgeben." Soweit der Bericht unseres braven Kommandanten, dessen umsichtiger, zielbewußter Leitung viel zu danken war. Das schwedische Husarenregiment wurde ebenfalls zur Übergabe gezwungen; die Zersprengten suchten die Insel Wollin zu erreichen, die Scheerenflotte dagegen setzte das Bombardement während der Nacht fort, beschoß auch am 18. April die nassauischen Stellungen, doch ohne Erfolg. Als Siegestrophäe erbeuteten die vereinigten Truppen eine zwölfpfündige Kanone (drei derselben hatten die Schweden ins Wasser geworfen); gefangen waren 24 Offiziere, 504 Mann; außerdem wurden 295 Pferde erbeutet. Die Nassauer hatten 1 Toten und 2 Verwundete zu beklagen, „eine unerhörte Sache, da man bei dieser Sachlage ebenso viele hunderte hätte haben können; indessen war in die Schweden ein solcher Schrecken gefahren, daß sie sich wie die Schafe fangen ließen; ihre Dispositionen waren erbärmlich, sie verstehen nichts von Krieg, und ihr General Arnfeld muß noch viel lernen." In diese Worte faßte unser nassauischer Führer sein Urteil zusammen.

Mitten in diesen Kämpfen drang die Kunde von einem Waffenstillstand zwischen Frankreich und Schweden zur Armee, und es bewahrheitete sich. So bezogen denn die Kompagnien bei Stettin und Pase-

walk Quartier, in der Hoffnung, zu einem anderen Teile des Kriegsschauplatzes beordert zu werden. Das Gouvernement von Berlin aber, hochbefriedigt über die Tüchtigkeit der Nassauer, — „les troupes de Nassau se sont parfaitement distinguées dans cette affaire“, war ihr Urteil über die pommersche Expedition — wünschte Schaeffer wieder zu seiner Disposition zu haben. Alles Sträuben half nichts. General Clarke stand deshalb mit Marschall Mortier „in hellem Kampf“, rief schließlich die Entscheidung des Kaisers an, dessen Befehl „Je donnerai ordre que les troupes de Nassau, que vous aimez tant retourneront à Berlin“, schmeichelhaft genug lautete. Ihm mußte Folge geleistet werden. Am 27. April verließen sie die Stätten ihres Ruhmes, und rückten am 19. Mai in Berlin ein. Hier begann wieder das ewige Einerlei des Garnisons- und Wachdienstes.

Trotz der schweren, vernichtenden Schläge war Preußens Widerstandskraft noch nicht gebrochen; das zeigte sich besonders in der zähen, heldenmütigen Verteidigung einzelner kleinerer Festungen, wie Kosel, Glatz, Graudenz und Kolberg. Letztere, durch Gneisenau, den alten Nettelbeck und die mutige Bürgerschaft so berühmt geworden, sollte jetzt nassauische Truppen vor ihren Mauern sehen. Nacheinander brachen die Bataillone zur Anteilnahme an der Belagerung auf, das 3. am 11. Juni, das 4. am 15. Juni und das 2. am 18. Juni. Am 29. Juni versammelten sie sich bei der Festung, unter Oberbefehl des Generals Loison. Mit dem 4 französischen leichten Regiment, an dessen Seite sie Uckermünde erstürmt hatten, bildeten sie die zweite von General Fririon befehligte Brigade. Der Dienst war höchst aufreibend. Die Bewachung und Sicherung der Tranchen, schwere Belagerungs- und Pionierarbeiten verschiedenster Art beschäftigten die Truppen; besonders aber bedurfte es angespanntester Aufmerksamkeit, um jeden Versuch eines Durchbruchs und Ausfalles, gerade unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels am häufigsten unternommen, zu vereiteln. Lebhaften Anteil nahmen auch unsere Truppen an den blutigen Kämpfen in den letzten Junitagen. Schon war ein Teil der unglücklichen Stadt in Brand geschossen — 30 Stunden lang währte das Bombardement —; doch die eisernen Männer hielten die Ehre ihres Königs hoch und dachten nicht an Kapitulation, als endlich die Nachricht von dem Waffenstillstande zwischen Frankreich und Preußen eintraf. Am 9. Juli 1807 fand, wie vorauszusehen, der definitive Friedensschluß zu Tilsit statt.

Das alte Preußen wurde dadurch zerstückelt und dem Ruin nahe gebracht; langer, bitterer Jahre bedurfte es, bis der Staat sich von den schweren Wunden erholte, seine Kräfte von neuem zusammenfaßte, und, wenn auch unter schweren Opfern, verjüngt in das politische Leben Europas eingreifen konnte. Alle Gebiete zwischen Rhein und Elbe waren verloren; Danzig wurde französisch, die Festungen und Provinzen sollten solange besetzt bleiben, bis die große Kriegsentschädigung von 140 Millionen Franken beglichen war. Unterdessen blieben preußische Gebiete auch noch vielfachen Truppendurchzügen ausgesetzt.

Schweden ging auf den Frieden zu Tilsit nicht ein; am 3. Juli suspendierte der König den Waffenstillstand. Aufgabe der französischen Heeresleitung war es nun, einer neuen Invasion vorzubeugen, und zu diesem Zwecke entsandte Napoleon den erprobten Marschall Brune mit einer starken Heeresabteilung nach Schwedisch-Vorderpommern. Auch unsere nassauische Brigade, im Verein mit den vor Kolberg kombinierten Truppenteilen, stieß zu dieser Armee und trat in den Divisionsverband des Generals Pino, welcher auch bald Gelegenheit hatte, die Tüchtigkeit der Nassauer zu erproben. Bei der Belagerung von Stralsund haben sie die Besetzung von drei Redouten (an der Seeseite gelegen) mit Erfolg durchgeführt und in den Kämpfen die alte Unerschrockenheit bewiesen. General Pino drückt sich darüber in einem Tagesbefehl vom 6. August 1807 folgendermaßen aus: „Je me fais un devoir de rendre justice au régiment de Nassau, qui n'a tiré que lorsqu'il s'est trouvé en présence de l'ennemi et qui l'a poursuivi jusqu'a les ouvrages“. Auch General Hullin, der Gouverneur von Berlin, nannte dem Herzoge gegenüber Schaeffers Truppen „la belle et bonne brigade de Nassau“. Als Stralsund am 18. August gefallen war, ernteten sie noch besonderen Ruhm durch Eroberung des Forts der Insel Daenholm (25. August) und besetzten dann unter nicht unwesentlichen Schwierigkeiten am 9. September Rügen, wo sie bis zum Spätherbst blieben.

Der Feldzug neigte sich seinem Ende zu; nur ungern sahen die französischen Kommandeure die tapferen Kriegskameraden scheiden. Der Generalstabschef der Division, General Mozuchelly, schrieb in diesem Sinne an Schaeffer: „Die ganze Division ist gleichmäßig durchdrungen von der höchsten Achtung für Ihr Regiment, welche sie demselben schuldet für den Eifer, die Tapferkeit und die Disziplin, in denen diese Truppe immer als Muster galt. Wir werden stets wünschen, uns wiederzufinden und die Erinnerung, mit Ihnen zusammen gedient zu haben, treu bewahren.“

Oberst v. Schaeffer erhielt vom Kaiser das Kreuz der Ehrenlegion, Herzog Friedrich August stiftete nach österreichischem Muster eine Tapferkeitsmedaille in Gold und Silber, um die Brust seiner Braven damit zu schmücken. Das Regiment verließ am 26. November die preußische Residenz und wurde mit dem größten Jubel in der Heimat empfangen. Wir können diese Schilderung nicht schöner schließen, als mit dem ehrenvollen Tagesbefehl des Herzogs an seine Truppen bei der großen Revue zu Königstein:

1. Januar 1808.

Der heutige Tag gewährt mir das Vergnügen, bei der Rückkehr der Brigade in das Vaterland dem Herrn Obersten von Schaeffer, sowie sämtlichen Offizieren und Mannschaften für die geleisteten Dienste, für ihr ruhmreiches Betragen und musterhafte Disziplin, wodurch sie den Namen Nassau ehrenvoll bekannt gemacht und sich die Achtung der ersten jetzt lebenden Helden erworben haben, für Mich und Mein Haus und im Namen des Staates Meine vollkommenste Zufriedenheit zu bezeugen und Meinen Dank abzustatten.

Friedrich August, Herzog zu Nassau.

Der Juliansbrunnen.

5) Erzählung aus dem spanisch-französischen Kriege. Von August Herber. (1. Fortsetzung.)

Die Lampe flackerte seit einigen Minuten, der Hauptmann stand daher auf und schob seinen Teller zurück.

„Geh voran, lieber Mann!“ befahl Barbara, „der Señor Capitano wird uns seinen Säbel und seine Pistolen anvertrauen, damit wir sie trocknen und putzen können.“

„Das werde ich selbst tun,“ erwiderte der Hauptmann aufgeräumt, wie ein Mann, der gut gegessen hat.

„Wir wollten Euch dieser Mühe überheben; vorwärts Mann, sonst verlischt die Lampe!“

Sei es, daß wirklich kein Öl in der Lampe war, oder die rote Barbara es absichtlich so angestellt hatte: das Licht erlosch plötzlich, und die Stube wurde stockdunkel.

Der Hauptmann dachte, der Augenblick, ihn zu überfallen, sei nun gekommen, und er zog seinen Säbel.

In demselben Moment berührte aber eine kalte Hand die seine, und eine jugendliche Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Noch nicht!“

„Was tut Ihr, Señor?“ rief Barbara, welche das Klirren des Säbels gehört haben mochte. „Ihr werdet uns doch nicht töten wollen, weil wir kein Öl im Hause haben? Nimm einen Feuerbrand, Pedro, und leuchte dem Señor, damit kein Unglück geschieht.“

Pedro nahm ein brennendes Holzscheit und ging voran, der Wirt folgte, und den Beschluß bildete der Hauptmann, den bloßen Säbel in der Hand.

Während er in einem engen, dumpfigen Gange vorwärts schritt, hörte er hinter sich Frau Barbara lachen und sich über die Feigheit ihres Mannes lustig machen.

„Suche dein Lager auf, Manuela, du faule Schlumpe!“ rief sie dem Mädchen zu. „Wir werden alle schlafen gehen und erst erwachen, wenn der Hahn kräht.“

Der enge Gang war ohne Zweifel ein günstiger Ort für einen Handstreich, und der Hauptmann erwartete denn auch jeden Augenblick, sich von hinten angepackt zu sehen.

Jede Planke, auf die er trat, hielt er für eine Falle, aber er gelangte ohne Unfall in die für ihn bestimmte Kammer, die luftig und geräumig zu sein schien.

„Gott verzeihe Ihnen Ihr Mißtrauen,“ sagte der Wirt und drängte sich an die Wand, um ihn zuerst eintreten zu lassen, „wir sind zwar nicht reich, aber wir sind Christen! Gute Nacht — — da links steht Ihr Bett, oder fehlt Ihnen sonst noch etwas?“

Auf die verneinende Antwort des Hauptmanns zog sich der Wirt zurück.

Müller sah sich allein, und seine erste Sorge war das Zimmer zu übersehen.

Er untersuchte es eingehend von allen Seiten pochte mit seinem Säbel an die Wände und verschaffte sich auf diese Art ein genaues Bild des Platzes, in dem er vermutlich eine Belagerung aushalten mußte.

Er war ganz allein, so viel stand fest. Die Wände gaben nirgends einen hohlen Ton; es konnte daher auch kein Feind dort versteckt sein.

Wo war aber das Gemach belegen, in das man ihn gebracht hatte?

Er wußte es nicht, tröstete sich aber damit, daß er es bald genug erfahren würde.

Was die Bewohner des Hauses anbelangte, so war es klar, daß die rote Barbara und ihr Mann ihn beherbergten.

Es kam ihm das sonderbar vor, denn er hatte mindestens vier Leguas im Gebirge gemacht und dieses verlassen, um in die Ebene zu gelangen. Die berüchtigte Banditenschenke der Muños, der „Toro matado“ mußte daher weit hinter ihm liegen.

Hatte er nicht zudem im Dunkeln deutlich die Umrisse eines Dorfes mit seinen Häusern und einem Kirchturm bemerkt?

Mitten in der grausigen Schlucht von Penas konnte doch keine Kirche stehen, oder — hatte die Muños vielleicht ihren Aufenthalt gewechselt?

Mitten im Gebirge, in der wilden Schlucht mußte ein guter Fang äußerst selten sein, und die Muños hatte sich vielleicht mit ihrem erbeuteten Gelde ein günstiger gelegenes Haus gekauft, das zu ihrem Banditenhandwerke besser geeignet war.

Als sich die Augen des Hauptmannes mehr an das Dunkel gewöhnt hatten, fiel ihm ein bleicher Schein auf, der von der Vertiefung eines Fensters herkam.

Da er ein wenig Helle bedurfte, um seine Pistolen zu untersuchen und instand zu setzen, eilte er auf das Fenster zu.

Das Gewitter schien ausgetobt zu haben; die letzten Wolken zogen eilig am Horizont vorüber und der Mond zeigte seine abnehmende Sichel hinter zackigen Felswällen.

Der Hauptmann sah sich unvermutet wieder vor derselben Landschaft; nur erkannte er, daß die Häuser nichts waren als Felsblöcke und der Kirchturm eine einsame Pappel, die in einer Steinritze einige Fuß feuchten Erdreichs gefunden hatte.

Er öffnete das Fenster.

An eine Flucht war nicht zu denken; denn er schaute in eine Schlucht von mindestens vierzig Fuß Tiefe hinab, und unter ihm schaukelte sich das vom Monde hell beschienene Schild.

Auf schwarzem Untergrunde hob sich ein riesiges Ungetüm ab, und in weißen Buchstaben leuchtete die Inschrift:

„El Toro matado!“

VI.

Der Hauptmann fühlte sich nichts weniger als behaglich, und er fragte sich etwas verdutzt, was er anfangen sollte.

Warten — das war das Klügste. Seine Waffen waren in Stand gesetzt, und nach seinem Erachten

wollte man erst einige Stunden vergehen lassen, bis der Schlaftrunk oder das Gift, welches von beiden man auch dem Weine zugesetzt hatte, seine Wirkung getan hatte.

Er durchschaute den Feldzugsplan seiner Gegner so ziemlich und wußte, daß der spanische Bandit nur tapfer ist, wenn es Leben um Leben gilt. Ferner ist er sehr träge, was im Charakter des ganzen Volkes liegt.

Obgleich die Leute des „Toro Matado" im offenen Angriff weit überlegen waren; griffen sie dennoch zu andern Hilfsmitteln.

Der Hauptmann ging mindestens zehn Minuten ruhelos in dem Zimmer auf und ab und fing endlich an, die Türe nach Möglichkeit zu verbarrikadieren.

„Wenn's nur fünf sind," murmelte er dabei, „so mag's angehen — zwei für die Pistolen — drei für den Säbel — und — —"

Ein leises Kratzen an seiner Türe, vor die er eben eine schwere Truhe gerückt hatte, unterbrach ihn in seinem Gedankengang.

Er nahm die Pistolen in die Hand und hielt den Atem an.

„Señor Estrangero!" flüsterte eine Stimme von außen, „Señor — —"

Der Hauptmann antwortete nicht, er dachte ja nicht, daß es Manuela sein könnte.

„Señor Estrangero! ich bin es," wiederholte das Mädchen, „ich, die ich Euch gewarnt habe! Heilige Jungfrau, schlaft Ihr? Habt Ihr trotz meiner Warnung getrunken?"

Müller schob die Truhe wieder weg und öffnete die Tür.

Manuela trat ein und eilte auf das Bett zu.

Ein Schreckensschrei entfuhr ihrem Munde und sie ersuchte den Hauptmann unter die Bettdecke zu fühlen.

„Es ist alles feucht," sagte dieser mit einem Schauer.

„Ihr seid der dritte in dieser Nacht," erwiderte das Mädchen eintönig.

„Wie soll ich das verstehen — der dritte?"

„Was Ihr da berührt habt, ist Blut."

Hauptmann Müller hatte während des blutigen Feldzuges schon zahlreiche Proben von Mut abgelegt, wie sich überhaupt die nassauischen Truppen über jeden Tadel erhaben gezeigt haben: aber diesmal schauderte er, starr vor Furcht und Entsetzen, zurück.

„Das Bett ist ganz flach," sagte er, „ich sehe keinen Leichnam."

Vor dem Bette war nach spanischer Sitte eine Art Estrade von der Länge des Bettes angebracht, die man durch einen Deckel in eine niedrige Truhe umgewandelt hatte.

Manuela hob den Deckel auf, und der Hauptmann sah in der Truhe, die täuschend einem Sarge glich, die Umrisse eines nackten Leichnams.

Das Mädchen blieb ruhig und unbewegt; es war gegen derartige Metzeleien abgehärtet.

„Sie waren eben mit diesem fertig, Señor Capitano, als Ihr unten an der Haustüre anpochtet. Es blieb ihnen keine Zeit mehr, die Bettücher zu wechseln, deshalb gebrauchten sie den Vorwand, es sei kein Oel mehr im Hause, und Barabara löschte auch früher das Licht aus."

„Du hast gesagt, ich sei der dritte."

„Ja, zwei sind vor Euch gekommen."

„Hier ist aber nur einer."

„Den andern haben sie im Keller aufgehängt, sie machten nicht viel Umstände mit ihm; denn er war nur ein armer Junge, der Reisende durch die Schlucht nach Figueras führte — —"

„Den Giboso?" unterbrach sie der Hauptmann. „Sie haben also den armen Jungen umgebracht?"

„Ja, sie richteten ihn ganz nach ihrer Bequemlichkeit. Er kam mit Antonio Moreno, der ihn wie einen Hund mit dem Strick um den Hals führte. Wie ich höre, soll er im Gebirge unkluge Worte geredet haben — sie erklärten ihn für einen Verräter an der Brüderschaft, und Pedro hat ihn trotz seines Weinens und Schreiens an dem Gewölbe aufgehängt."

„Ist er tot?"

„Nein, Señor! Als ich im Keller einen Krug Wein für den zweiten holen mußte, habe ich ihn abgeschnitten."

„Der zweite, das ist der da?"

„Ja, Señor."

„Weißt du seinen Namen, Mädchen?"

„Nein!"

„War er jung?"

„Ja, ganz jung, er trug die Uniform noch nicht lange."

„Eine Uniform?"

„Ja, eine französische."

„Sollte das der Leutnant Montboisier von den Dragonern sein, der seit gestern vermißt wird?" murmelte Müller und beugte sich zu dem Ermordeten herab, den er gekannt hatte, und der kaum den Knabenjahren entwachsen gewesen war.

„Ich kannte ihn oberflächlich, Mädchen," wandte er sich Manuela zu. Er kam vor noch nicht langer Zeit nach Spanien, das Herz voll froher Hoffnungen auf Beförderung und Kriegsruhm — und jetzt — —"

„Solltet Ihr ihn rächen!" vollendete Manuela, deren Augen im Dunkeln zu leuchten schienen.

„Warum hast du ihn nicht gewarnt, wie mich?"

„Ich tat es, und ich konnte ihm meine Warnung sogar zuflüstern. Barbaras Anblick lähmte ihn aber vor Schreck. Die schielenden Augen, die roten Haare, die drei Zöpfe; — er wußte, wo er war und gab sich verloren. — Sie haben ihn im Schlafe ermordet."

„Wer?"

„Barbara und Moreno; Muños, der Mann, kommt immer nachher."

„Und Pedro?"

„Er ist der Stärkste und zugleich auch der Mutigste von ihnen. Wenn man Widerstand fürchtet, schicken sie ihn vor. Früher war er kein böser Mensch, aber Barbara hat ihn ans Trinken gewöhnt, und wenn er betrunken ist, wird er wild wie ein Tier."

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Nassauische Dialektproben XV.

Der Hannes un sei Braut.
(Hofheim a. T.)

Der Hannes ging mit seiner Braut
Im weite Feld umher;
Er führt sie an sein Stück mit Kraut,
Sonst hatt er aach nix mehr.

„No," sät die Braut, „des wär de wert
Im Feld umher se dappe,
Wann dir aach sunst kaa Stick geheert
Als do der aane Lappe."

„A freilich!" sät er, „wart's nor aab,
Läib Kend, was werschte maane,
Was ich noch schiene Lappe hab,
Vill grusse un aach klaane."

Un weiter ging's der Weg enei;
Dort kloppt er uf sei Hose
Un sät: „Der Lappe do is mei;
Gell Schatz, des is en grosse!

Un der is mei und dort der aach;
Jetzt dou dich nit mi muxe!"
Un jedesmol gibt er en Schlag
Uf die — geflickte Buxe.

Was wor se jetzt so froh, die Maad,
Daß sie en Schatz gefunne,
Der viel un schiene Lappe hatt;
Ihr Arjer wor verschwunne.

„Ach, Hannes," sat se, „dou bist mei;
Verbei sein all mei Sorje;
Jetzt wann de willst, kann Hochzet sei;
Mir zwa, mir sein geborje."

J. Hamel.

Erinnerung an Diez. (An Karoline Heck.)

Herrliche Blüten erzeugte des Lahntals üppige Fülle;
Fluren und Wälder bespült segenverbreitend der Fluß.
Stattliche Städte beschauen des Stromes vergnügliches [Wallen;
Reinliche Dörfer begrüßt freundlich der Welle Gekos.
Mitten aber im Laufe des Stromes erhebt sich das Städt- [chen,
Das wohl immer für dich, viel der Erinnerung beut.
Da, wo stürzt die Aar in der Lahn geöffnete Arme,
Schmiegt es sich sanft an den Berg, der es mit Liebe um- [fängt.
Hoch vom Berge herab erglänzet die Zinne des Schlosses,
Einstens der Edelen Sitz, jetzo der Buße geweiht.
Unten im Tale die Stadt lehnt treu an des Stromes Ge- [fälle;
Aber die Lahn oftmals wallet in Tücke empor.
Schmucke Straßen erfüllen die Stadt in stattlicher Reihe,
Deren glänzender Ruhm Nette und Zierlichkeit ist.
Reich ist die Stadt an schönen und stolzen Gebäuden,
Welche die Väter erbaut, welche die Söhne erneut.
Aber das trauliche Haus, wo du die liebliche Sonne
Schautest am Tag der Geburt, hebt sich vor vielen empor.
Häuslich waltet darin die geschäftige, emsige Mutter,
Die nie sorget für sich, stets nur für andre bedacht.
Rastlos schaffet hierselbst dein Vater; mit redlichem Eifer,
Immer zu tragen bereit, was sich dir lästig erweist.
Freundlich umschweben dich hier die dich stets liebenden [Schwestern,
Die dir die Sorge hinweg scherzen mit fröhlichem Sinn.
Bieder schaltet zunächst dein Karl, der drücket die Hand dir
Nur mit treuem Gemüt, jeder Verstellung ein Feind.
Darum kehre hier ein, wenn müde die Ruh' du ersehnest:
Gastlich winket dir stets dies dich verehrende Haus.

Diez, den 27. August 1856. J. Oppermann.

(Die Bekannten des † nassauischen Volksmannes dürften diese poetischen Gelegenheitsverse interessieren. D. H.)

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

* **Hannele.** Bühnendichtung in 2 Teilen von Gerhart Hauptmann. Musik von M. Marschalk. Zum 2. Mal (neueinstudiert) am 19. Oktober. — Das Hannele bleibt ein ergreifendes Werk. Die Meinungen sind zwar verschieden, ob es auf der Bühne aufgeführt, oder aber bloß gelesen werden soll, nicht als ob es nicht bühnenwirksam sei, sondern gerade im Gegenteil, weil es zu bühnenwirksam ist. Es geht auf die Nerven; eine ganze Anzahl Damen konnte der Aufführung nicht zu Ende beiwohnen; das übrige Auditorium lauschte gespannt und blieb gebannt. Ich habe noch nie einen solchen Eindruck eines Werkes auf die Theaterbesucher bemerkt. Kein Laut, nur beim Abgang da und dort ein verlegenes Lächeln eines Backfischs. Das Gemüt war gepackt. Also haben die Deutschen doch noch Gemüt; man muß es nur zu finden verstehen. Und nicht schwach besetzt ist das Theater gewesen; auch in den höheren Rängen brachte man dem seelentiefen Sang von der Himmelfahrt des lieben Armeleutekindes inniges Interesse entgegen. Zweifellos aber haben wir ein gut Teil des mächtigen Erfolges auf die geradezu glänzende Oberländersche Regie und auf das lebenswahre Spiel der Darsteller zu setzen. Da standen alle an ihrem Platze, und als hervorragend wären noch besonders zu nennen Frl. Ghiberti als duldendes, herziges Hannele, Herr Leffler als treuer, hingebender Lehrer, Frl. Eichelsheim als Diakonissin, Herr Striebeck als Vater- und Frl. Santen als Muttergestalt. Trefflich gelangen die Massenszenen; wirkungsvoll war die Illusion im Wechsel von Wirklichkeit und Traum; hier half die Schicksche Bühnentechnik vorzüglich nach. Auch die Musik unter Herrn Rothers Leitung ergänzte aufs beste und blieb in den gewiesenen Schranken; die düstere Manfred-Ouvertüre war gut gewählt. — Annetta Balbos „Lenzes Erwachen" ging dem „Hannele" vorauf, ein kleines Ballettmeisterstückchen. Nachher gegeben, hätte es sich besser gemacht. In Athen folgte der Tragödie das Satyrspiel, um dem Hörer wieder aufzurichten; hier hätten das die „Nymphen" noch besser getan.

Residenztheater.

= **Die große Gemeinde,** Lustspiel in 3 Aufzügen von Rudolf Lothar und Leopold Lipschütz zum erstenmal am 12. zum drittenmal am 16. Oktober. Die Verfasser führen uns nicht etwa eine Stadt- oder Landgemeinde, auch nicht eine konfessionelle vor, sondern unter dem Titel Gemeinde ist eine scheinbar ganz neue Art zu verstehen: die der „Eheblinden", deren Mitglieder nur aus Angehörigen des männlichen Geschlechts bestehen. Das neue alte Lied vom Ehebruch wird gesungen, wie der Ehemann hintergangen wird, ohne daß er es bemerkt, weil er eben zu der „großen Gemeinde" gehört. Dann aber offenbart es sich, daß er doch nicht so ganz „blind" war, und zwar hat der Ehespötter ihm selbst die Augen geöffnet durch zu offenes Bekanntgeben seiner Moral. Der Ehemann erwischt das schuldige Paar und — etwas Neues — zwingt den Verführer, seine eigene Frau zu heiraten. Und dann — alle Schuld rächt sich auf Erden — zeigt es sich, daß der schlaue Liebhaber selber Hörner aufgesetzt bekommt und das nicht zum wenigsten durch sein eigenes Zutun, indem er selbst zu vertrauenssicher ist. Herr Hetebrügge gab den Verführer Mariani flott und elegant, Fräulein Hammer die Geliebte und Frau bezaubernd, Herr Rücker den Ehemann mit frisch-natürlichem Temperament. Auch die übrigen Mitwirkenden boten gute Leistungen, besonders Herr Bartak als Colonna, Herr Hager als Scarpa und Herr Tachauer als Diener Marianis.

Literatur.

* **Oberursel.** Ein kurzer Führer durch Sage und Dichtung von A. Korf. 156 S. Oberursel, J. Abt. — Das

Büchlein führt nach einem Überblick über die politische Geschichte sachkundig durch Mären, Überlieferungen und Erzählungen aus des Städtchens älterer und neuerer Zeit; in bunter Reihe ziehen sie an uns vorüber. Auch Gedichte sind eingestreut, von denen wir indes mehrere namenlose nicht ungern vermißt hätten. Werner von Ursel, der Hochmeister, ist vergessen. Dankenswert ist der Anhang: O. Wallaus Urseler Rennchronik; sie gehört in dies populär gehaltene Schriftchen, an dem das Volk sich erfreuen wird.

* **Der Pilot.** Erzählung von Ralph O'Connor. Übersetzt von F. Hoffmann. 169 S. Schwerin, F. Bahn. — O'Connor ist ein trefflicher Erzähler; seine Werke sind bestens durchdacht und symbolisch vertieft. So auch die vorliegende Erzählung, die uns in die Foothills an der Grenze des Felsengebirges führt. Unter die rauhen und wilden Rancheros tritt ein Geistlicher, in der Absicht, innere Mission zu treiben, die gottentfremdeten Seelen dem Glauben zu gewinnen. Den „Pilot" nennen die Farmer den neuen Seelensucher. Prächtig ist es zu verfolgen, wie der Pilot sein Ziel unter Darangabe des eigenen Lebens erreicht und eine Glaubenspflanzstätte in der entlegenen Wildnis gründet. Freilich, genießbar und genußreich wird das Ganze erst durch die formvollendete, feinsinnige Übersetzung, welche die Empfindungen in der Fremdsprache in deutsches Fühlen glatt und fließend überzuleiten und zu wandeln versteht. Volksbibliotheken seien auf das vorzügliche Büchlein besonders aufmerksam gemacht.

Neues aus Nassau.

Wilhelm, Fürst zu Wied †. Am 22. Oktober starb der regierende Fürst Wilhelm zu Wied, Sohn des Fürsten Hermann und der Fürstin Marie, geborenen Prinzessin von Nassau, Neffe Großherzog Adolfs. Am 22. VIII. 1845 geboren, folgte er seinem Vater 1864 in der Regierung, zuerst unter Vormundschaft, seit 1869 selbständig. Am 18. VII. 1871 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie der Niederlande, einer Enkelin der Königin Luise, die ihm sechs Kinder schenkte. Er war lange Zeit Landtagsmarschall der Rheinprovinz und Präsident des preußischen Herrenhauses, auch preußischer General der Infanterie. Ein gütiger, freundlicher Herr ist er allezeit gewesen. Als Beweis dafür sei der Wortlaut eines vor kurzem verfaßten letzten Schreibens angeführt, das der Herausgeber von ihm erhielt, und durch das der Fürst die Widmung des demnächst erscheinenden Büchleins über den Prinzen Viktor („Nassovia" 1907, 1 u. ff.) annahm: „Sehr geehrter Herr Hofrat! Sie haben die Güte gehabt, mir Ihre Broschüre über meinen Großonkel, den Prinzen Viktor zu Wied, zu übersenden. Ich beehre mich, Ihnen hierfür meinen angelegentlichsten Dank auszusprechen, und bin sehr gerne bereit, die Widmung Ihres Büchleins anzunehmen, von dessen Inhalt ich mit Freude und Interesse Kenntnis genommen habe. Mit dem Ausdrucke meiner größten Hochachtung verbleibe ich Ihr ergebener Wilhelm, Fürst zu Wied."

Das kaiserliche und das großherzogliche Haus sind nun abermals in tiefe Trauer versetzt. In unserem Lande wird besonders die Herrschaft Runkel Leid tragen. Ein Lebensbild des hohen Verstorbenen wird demnächst die „Nassovia" veröffentlichen.

Zu Hofheim und Heddernheim finden neuerdings weitere Ausgrabungen statt, ebenso auf der unserem Gebiete benachbarten altsolmsischen Feste Greifenstein.

Am 13. Oktober fand die Grundsteinlegung zum Offiziersgenesungsheim zu Falkenstein statt.

Zu Ende des Oktober soll in Herborn eine Ausstellung für Kunst und Wissenschaft aus Besitzstücken und Sammlungen Einheimischer stattfinden (Naturalien, Waffen, Haus- und Gebrauchsgegenstände, Bilder usw.).

Auf der Eisenbahnstrecke Höchst-Rödelheim wird das 2. Gleis gelegt.

Das Rhein-Mainische Verbandstheater das sich vor einiger Zeit zum Zwecke der Verbreitung klassischer und anderer guter dramatischer Werke auf Kleinbühnen gebildet hat, wird bis Weihnachten 60 Vorstellungen und zwar in Diez, Dillenburg, Flörsheim, Frankfurt, Griesheim, Haiger, Herborn, Höchst, Hofheim, Idstein, Kronberg, Rüsselsheim (nach Neujahr auch in Rödelheim, Schwanheim und Wetzlar) geben. Zur Aufführung werden kommen: Räuber, Kabale und Liebe, Minna von Barnhelm, Iphigenie, Medea, Bezähmte Widerspenstige, Maria Magdalena, Eingebildeter Kranke, Deutsche Kleinstädter und Rantzaus. Segen über dieses volkstümliche und volksbildende Unternehmen!

Nassauischer Geschichtskalender.

November.

2\. 1811. Gefecht bei Villanueva de la Fuente. Eine Abteilung des 2. Regiments Nassau unter Oberst v. Kruse, unterstützt durch reitende Jäger, schlägt eine doppelt so starke spanische Truppe, tötet und nimmt mehr als die Hälfte davon gefangen. (Spanischer Feldzug.)

5\. 1684. Friedrich Wilhelm, Graf zu Wied-Neuwied, wird als Sohn des Grafen Friedrich III. und der Gräfin Maria Sabina (geb. von Solms) geboren. Er kam 1698 unter Vormundschaft zur Regierung, vermählte sich mit Luise Charlotte (geb. von Dohna) und starb am 17. IX. 1737. In der Regierung folgte ihm sein Sohn Friedrich Alexander.

8\. 1808. Schlacht bei Valmaseda. Die spanische Armee unter General Blake wird von drei französischen Divisionen völlig geschlagen; das 2. Regiment Nassau nimmt an dem Siege mit Auszeichnung teil. (Spanischer Feldzug.)

9\. 1423. Erbkauf des halben Amtes Bingenheim durch Graf Philipp I. von Nassau-Weilburg vom Abte zu Fulda. Der Besitz wurde 1570 wieder verkauft; es blieb Nassau als Rest nur das nachherige Amt Reichelsheim.

15\. 1607. Graf Ernst Kasimir von Nassau-Weilburg, Sohn des Grafen Ludwig II. und der Gräfin Anna Marie (von Hessen), wird geboren. Er folgte 1627 dem Vater in der Regierung und erhielt bei der Teilung Weilburg, verheiratete sich mit der Gräfin Anna Marie von Sayn-Wittgenstein und starb am 16. IV. 1655. Im folgte in der Regierung sein Sohn Friedrich.

16\. 1638. Die Stadt Weilburg, in der sich ein Leutnant des Fürsten von Lobkowitz selbstherrlich gebärdete, wird durch ein kaiserliches Exekutionskommando des Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg entsetzt. (Großer Krieg.)

Briefkasten.

K. W. in G. Mit bestem Danke erhalten. Frdl. Gruß.

R. D. in W. Mutschieren bedeutet Teilen der Einkünfte ohne Teilung des Landes.

A. L. in K. Dankend erhalten. Wird mit einigen Abänderungen seinerzeit kommen.

O. F. in Sch. Sie erhalten Antwort auf Ihre Fragen durch Leiningen: Geschichte und Genealogie von Leiningen-Westerburg (Landesbibliothek). Die vorgeschlagene Biographie ist gelegentlich willkommen.

Den freundlichen Spendern von Gaben für die arme kranke Nassauerin besten Dank. Die Sammlung ist geschlossen. D. H.

Redaktionsschluß: 26. Oktober.

Inhalt: Der Stein der Deutschen. (Gedicht.) Von F. Seibert. — Nassaus Burgen u. s. w. V. (Weilburg.) Von R. Bonte. — Stein und das Herzogtum Nassau. Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.) — Die nassauischen Truppen auf dem Feldzug in Pommern 1807. Von L. Lüstner. — Der Juliansbrunnen. Von A. Herber. (4. Fortsetzung.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 22. Wiesbaden, den 16. November 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Friederike Brion.

Dem Veilchen gleich, das im still Tal erblühte,
Hielt dich dein Pfarrhaus heimlich traut umfangen,
Bis du als Stern warst lieblich aufgegangen,
Am Himmel Goethes, der von Lieb' erglühte.

Dem Dichteraug' erschloß sich dein Gemüte,
Daß seine schönsten Lieder dir erklangen.
Und als er schied, wohl überkam dich Bangen,
Indes dein Antlitz strahlte Engelsgüte. —

O Friederike, größer im Entsagen,
Im stillen Dulden größer als im Lieben,
Bewundernswert hast du dein Los getragen!

Drum bist du einsam, nicht verwaist geblieben;
Geliebt von Goethe, durftest du nicht klagen,
Nur keinen andern konntest du je lieben.

Wohl sahst in ihm du deinen Frühling fliehen;
Doch wie in bangen Nächten du gerungen
Mit deinem Schmerz, der tief ins Herz gedrungen,
Nie zürntest du; voll Huld hast du verziehen.

War doch auch dir ein Liebeslenz verliehen,
Von süßem Nachtigallenschlag durchklungen;
Nur an der Wiege schon war dir gesungen,
Daß keinem hier ein reines Glück gediehen.

Du schienst den Flug des Genius zu ahnen,
Sahst leuchten sein Gestirn auf fernen Bahnen,
Auf dem Parnaß den Dichterheros glänzen.

Zum Danke seh' ich ihn — will's mich gemahnen —
Den Becher ew'ger Jugend dir kredenzen,
Dein Haupt mit frischem Lorbeer mild bekränzen.

Theodor Gesky.

Wilhelm, Fürst zu Wied †.

Ein Nachruf von Dr. C. Spielmann.

Am 22. Oktober, dem Geburtstage der Deutschen Kaiserin, um 4½ Uhr nachmittags, stiegen in der Stadt Neuwied und bald darauf auch in den Dörfern und Flecken des wiedischen Landes die blau-weiß-roten Landesflaggen halbmast. Der Fürst ist gestorben! Auch Runkel, von dessen Burg das alte wiedische Dynastengeschlecht ausging, legte Trauer an. Sie war allenthalben tief und echt.

Wilhelm, Fürst zu Wied, war am 22. August 1845 als Sohn des Fürsten Hermann und seiner Gemahlin Marie von Nassau, Tochter Herzog Wilhelms, Schwester Herzog Adolfs, zu Neuwied geboren. Seine Kinderjahre fielen in eine politisch bewegte Zeit; eine frühe Erkrankung, wiederholte schwere Krankheit der Mutter und langsames Siechtum des Vaters, machten ihm die Jugend nicht freundlicher. Dem schönen, blonden und blauäugigen Knaben, lebenslustig und übermütig, wurde es unsagbar schwer, in dem stillen, gedrückten Familienkreise im Schlosse zu Neuwied oder auf den waldigen Höhen um Monrepos ohne gleichalterige Gespielen auszukommen. Seine einzige Kameradin war seine anderthalb Jahre ältere Schwester Prinzessin Elisabeth (Carmen Sylva); sein fünf Jahre jüngerer Bruder Prinz Otto war seit der Geburt dem Tode geweiht. Die Liebe der älteren Geschwister ward dem unglücklichen Kinde zwar desto mehr zugewandt, wie wir aus Carmen Sylvas Aufzeichnungen wissen; aber leider konnte er von ihren Kinderfreuden wenig mitgenießen. Der Erbprinz erhielt, herangewachsen, nach einander vier Erzieher, bis die Eltern erkannten, daß eine völlige Verpflanzung aus den Verhältnissen für die gesunde Entwicklung seines Körpers und Geistes unumgänglich nötig sei. Nach einer Familienreise durch die Schweiz und Oberitalien kam Prinz Wilhelm im 14. Lebensjahre in die Pension des Universitätsprofessors Dr. Gelzer zu Basel, 1859.

Fünf Jahre hindurch genoß er hier die Erziehung des vortrefflichen Mannes und besuchte zugleich das Gymnasium. Unterdes ging daheim das Schicksal seinen schweren Gang. Prinz Otto starb 1862; der Erbprinz sah den Bruder nicht mehr; denn er lag selbst an den Masern krank. Ein Jahr darauf, im April von 1863, wurde er konfirmiert, leider ohne die Gegenwart der Eltern, die beide erkrankt in Baden-Baden weilten. Abermals ein Jahr später, am 5. III. 1864, starb Fürst Hermann plötzlich zu Baden-Baden, und der Sohn, konnte bei den letzten Augenblicken des geliebten Vaters wieder nicht gegenwärtig sein.

Neunzehnjährig war er nun Fürst; die Vormundschaft übernahm die Mutter und wurde dabei in der Landesverwaltung von dem Kammerdirektor Frhrn. A. von Bibra unterstützt. Nachdem Fürst Wilhelm, noch in 1864, seine Gymnasialstudien beendet hatte, kehrte er auf ein Jahr heim, um dann im Herbst von 1865 in Begleitung des Hauptmanns Mischke und des Architekten Kachel eine Reise in die Mittelmeerländer zu unternehmen. Er kam über Italien bis Oberägypten und weilte auf der Heimreise im Frühjahre von 1866 in Athen, als ihn ein Brief von daheim zurückrief. Der Konflikt zwischen Österreich und Preußen war ausgebrochen und hatte auch in der Familie der Mutter eine Spaltung hervorgerufen. Herzog Adolf von Nassau stand auf Österreichs Seite; seine Schwester Marie von Wied hielt, treu den Anschauungen und Traditionen des wiedischen Hauses, zu Preußen; kein Teil gab dem andern nach. Die Fürstin erwirkte ihrem Sohne ein Sekondeleutnantspatent; im Gefolge des Kronprinzen machte der junge Fürst den böhmischen Feldzug mit. Mit Stolz vernahmen die ebenfalls gut preußisch gesinnten Neuwieder, wie Fürst Wilhelm in der Schlacht bei Königgrätz mitten im Feuer seine Adjutantendienste auf kühnem Ritte ausgeführt hatte.

Nach dem Frieden diente der Fürst im Garderegiment Augusta zu Koblenz weiter und studierte hierauf einige Semester in Bonn. Er hatte sich körperlich gut entwickelt und war geistig so trefflich gebildet, daß die Mutter beschloß, noch bevor er 24 Jahre wurde, ihm die Regierung zu übergeben. Dies geschah am 8. III. 1869 und war mit einem frohen Feste verbunden, dem ersten nach langen, langen Kummer- und Trauerjahren; Hof und Bürgerschaft haben es darum auch in hoher Freude begangen. Und es sollte dieses Jahr wirklich ein volles Glücksjahr sein. Am 15. XI. 1869 wurde im Schlosse zu Neuwied die Hochzeit der Prinzessin Elisabeth und des Fürsten Karl von Rumänien gefeiert — ein glänzendes Fest, Schreiber dieses heute noch in guter Erinnerung —, und am 8. XII. 1869 kam die Nachricht, daß der Fürst selbst sich im Haag mit der Prinzessin Marie (geb. 5. VII. 1841), Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande und seiner Gemahlin Luise von Preußen, verlobt hätte.

Abermals heller Jubel; war doch die hohe Braut die Nichte des Königs Wilhelm von Preußen. [1])

Allein die Hochzeit sollte der Verlobung nicht sobald folgen. Der gewaltige französisch-deutsche Krieg und der Tod traten dazwischen. Der Fürst machte im Stabe des XI. Armeekorps den Feldzug mit, durchkämpfte die Schlachten von Wörth, Sedan und Paris und wurde mit dem Eisernen Kreuze geschmückt. Das war jene Zeit, da die Neuwieder die großen deutschen Siege mit blau-weiß-roten Flaggen (wiedische, aber auch französische Farben) feierten. Und mit Freuden sah man, daß diese Farben auch in den niederländischen, nur umgekehrt: rot-weiß-blau, wieder erschienen. Aber gerade das Rot-Weiß-Blau umflorte sich mitten in jenen Siegen: die Prinzessin Luise der Niederlande, die Mutter der Braut, des siegreichen Preußenkönigs Schwester, starb am 6. XII. 1870. Die Vermählung des jungen Paares fand deshalb erst am 18. VII. 1871 zu Wassenaar statt; für die Neuwieder ist der Einzug der Neuvermählten die echte und rechte Friedensfeier gewesen.

Das Fürstenpaar hat das glücklichste Eheleben geführt; wie die Eltern beider fürstlichen Eheleute untereinander trefflich harmonierten, so auch die Kinder. Und das Charakteristikum der Ehe der Eltern: bürgerliche Einfachheit und sozialethisches Denken und Empfinden, wurde auch dasjenige des Lebens von W i l h e l m und M a r i e zu W i e d. Der Fürst, ein nobler Herr in Haltung und Auftreten, war gleichwohl von keinem anderen Ehrgeize beseelt, als der erste unter seinen Bürgern zu sein. Die Fürstin, eine häusliche, stille Dame, lebte allezeit einzig als sorgende Gattin und Mutter und aufmerksame Schwiegertochter und Schwägerin, ein treffendes Beispiel von des Wortes Wahrheit, daß jene Frauen die vorzüglichsten sind, von denen man am wenigsten reden hört. Sechs Kinder schenkte sie dem Gatten: die Prinzen F r i e d r i c h (geb. 27. VI. 1872, den jetzigen Fürsten), H e r m a n n (1874 geb., 1876 gest.), W i l h e l m (geb. 26. III. 1876), V i k t o r, (geb. 7. XII. 1877) und die Prinzessinen L u i s e (geb. 24. X. 1880) und E l i s a b e t h (geb. 28. I. 1883). Bei dreien der Prinzen hat der Oheim der Fürstin, Kaiser Wilhelm I. Pate gestanden.

So lange der Prinz-Schwiegervater Friedrich lebte, († 8. IX. 1881) weilte das Fürstenpaar jährlich eine zeitlang im Haag oder auf holländischen Gütern, im übrigen meist auf dem Jagdschlosse Monrepos. Den Neuwiedern war das nicht ganz recht, zumal dem Fürsten das niederländische Klima nicht gut bekam. Umso freudiger trat, wenn der Fürst, selbst kutschierend, im eleganten Viererzug von Monrepos die Heddesdorfer, Hermann- und Schloßstraße nach dem Stadtschlosse glatt dahinfuhr, alles an der Tür, um sich zu verneigen. Fahren und Reiten, oft kühn, ja verwegen, war die Passion Fürst Wilhelms; das hatte er vom Großvater und Oheim mütterlicherseits, denen er auch im Äußeren glich. Er besaß die stattliche Gestalt und die hohe Stirn des Herzogs Wilhelm, nach dem er auch den Namen führte, und die untere Gesichtspartie hatte er mit Herzog Adolf und Kaiser Wilhelm — mecklenburg-strelitzisches Erbteil — gemeinsam; auch trug er wie sein nassauer Oheim eine Brille.

Die Menschenliebe und die Opferwilligkeit ihres Fürsten lernten seine Neuwieder so recht bei Gelegenheit der beiden schrecklichen Rheinüberschwemmungen von 1876 und 1882 kennen, da ihnen das Wasser sozusagen „an den Hals ging." Überall war er zurhand, er vervielfältigte sich förmlich, und tatsächlich hat er selbst verschiedene Leben gerettet, einmal auch in komischer Situation einen renitenten Alten aus dem bedrohten Hause durchs Wasser huckepack getragen. Mitten in der Wassersnot von 1876 verwüstete ein Zyklon den fürstlichen Schloßgarten. Der Vater des Schreibers machte nachher die photographischen Aufnahmen der zerstörten Baumgruppen, wobei ihm der Fürst selbst mit der Axt die Positionen verbesserte. Die Tränen liefen ihm dabei ob der Greuel der Vernichtung mehrmals über die Wangen.

Die mannigfachen sozialen Liebeswerke der Mutter unterstützte der Fürst aufs eifrigste. Aber er beteiligte sich auch sonst tätig auf sozialem Gebiete. F. W. Raiffeisen in Heddesdorf war sein intimster Freund und dankte ihm wärmste Förderung; die Gründung der Genossenschaft der westerwälder Obstverwertung durch J. H. Schütz in Kurtscheid ist mit vom Fürsten ausgegangen. Er ist ferner Präsident der Antisklavereigesellschaft gewesen. Auf patriotischem Gebiete war er nicht minder wirksam; er war Mitglied des Kolonialrats und Mitgründer der Kolonialschule zu Witzenhausen, auch längere Zeit Präsident des Flottenvereins. Krieger-, Turn- und Gesangvereine erfreuten sich seines Protektorates, und das Talent fand überall in ihm seinen Gönner.

Die äußeren Ehren häuften sich auch weiter bei ihm, ungesucht. Er stieg bis zum preußischen General der Infanterie im Gefolge des 4. Garderegiments (Augusta) und des 4. Gardelandwehrregiments, war Ritter des Schwarzen Adlerordens, des Seraphinenordens und des Johanniterordens, **Dr. phil. h. c.** der Universität Bonn, eine zeitlang Landtagsmarschall der Rheinprovinz und (1897—1904) Präsident des preußischen Herrenhauses. Aber er blieb der einfache fürstliche Edelmann, **primus inter pares**. Am liebsten weilte er in dem von ihm ausgestalteten Waldschlosse Monrepos, bei dem er sich auch einen prächtigen Marstall für die geliebten Pferde, herrliche Prachtexemplare, erbaute. Sonst trieb er keinen Aufwand, obschon er sich wohl einen

[1]) Ein eigentümliches Verwandtschaftsverhältnis entstand dadurch zwischen den beiden Fürstinnen Marie. Marie, die ältere, war durch ihre Mutter, Herzogin Luise, Nichte der Königin Luise von Preußen, die Großnichte dieser Königin. Marie, die jüngere, die jetzige Fürstin, war durch ihre Mutter Luise die direkte Enkelin der Königin von Preußen. Beide Fürstinnen von Wied waren also Geschwisterenkelinnen, und beider Mütter hießen Luise.

reichen Fürsten nennen durfte. Und einfach, bürgerlich ließ er auch seine Kinder erziehen.

Am 18. VII. 1896 feierte er seine Silberhochzeit, die zugleich ein Freudenfest für die wiedischen Lande war; am 29. X. 1898 vermählte sich der Erbprinz Friedrich zu Stuttgart, mit der Königstochter von Württemberg, Prinzessin Pauline (geb. 19. XII. 1877), und der Großvater durfte aus dieser glücklichen Verbindung noch zwei Enkel, die Prinzen Hermann (geb. 18. VIII. 1899) und Dietrich geb. 31. X. 1901) schauen. Auch die Hochzeit des zweiten Sohnes, Prinzen Wilhelm, mit der Prinzessin Sophie von Schönburg-Waldenburg (geb. 21. V. 1885) am 30. XI. 1906 zu Waldenburg hat er noch erlebt. Aber auch böse Zeiten kehrten wieder. Das Leiden einer seiner Töchter, der Tod der geliebten Mutter (24. III. 1902), nicht zum wenigsten eigene Krankheit trübten die Freuden. So ist auch er einer der wiedischen fürstlichen Krankheitsmärtyrer gewesen. Nichtsdestoweniger ließ sich bei seiner Diät und Vorsicht erwarten, daß er zu hohem Alter gelangen würde; — da machte eine einfache Erkältung, die in Lungenentzündung ausging, seinem Leben binnen wenigen Tagen ein Ende. Das kam überraschend und wirkte auf alle, die ihn kannten und liebten, wahrhaft niederschmetternd.

Am 26. Oktober, nachmittags um 2 Uhr, war die Beisetzung im Waldfriedhofe bei Monrepos, den einst der arme Prinz Otto selbst ausgesucht hatte, und wo er, die Eltern und des Fürsten kleiner Sohn Hermann bereits ruhen. Der Regen goß in Strömen; aber in endlosem Zuge strebten die Leidtragenden zu Wagen und zu Fuß die Höhe von Monrepos hinan. Persönlich erschienen die Königin von Rumänien, Prinz Eitel-Friedrich von Preußen als Vertreter des kaiserlichen Neffen, Prinz Heinrich der Niederlande als Vertreter der Nichte, der Königin Wilhelmine, der König von Württemberg, der Herzog von Sachsen-Koburg und -Gotha, die Fürsten von Waldeck, Hohenzollern, Salm-Dyck und Schönburg-Waldenburg, die Grafen von Solms-Laubach, von Ortenberg und von Görtz-Schlitz. Abgesandte hatten geschickt: die Königinnen von Schweden und Dänemark, der König von Rumänien, die Großherzoge von Baden, Oldenburg, Sachsen und Luxemburg, die Fürstenwitwen der Niederlande, von Baden und Luxemburg, die Grafen von Solms-Baruth und Solms-Lich. Außerdem kamen die Vertreter der Staatsbehörden (aus Nassau: Regierungspräsident v. Meister, die Landräte v. Lucke, v. Marschall, Büchting, Ley und v. Köller), der provinziellen und kommunalen Körperschaften, zivile und militärische Abordnungen, die Bürgermeister und Geistlichen des wiedischen Landes, Vereine, Schulen usw. Kondolenz und Andacht fanden im Schlosse statt; beim Anfang und Schluß sang der Seminarchor; die Gedächtnisrede hielt Pfarrer Lic. zur Linden aus Neuwied über I. Kor. 15. 10. Dann ging der Trauerzug, immerfort im Regen, zum Friedhofe unter den Klängen des Trauermarsches, arrangiert von Meister August Bungert nach einem von ihm komponierten Liede von Carmen Sylva. Choralgesang der Seminaristen, Gebet und Einsegnung durch Superintendent Görhard erfolgten; dann senkten fürstliche Jäger unter den Salven der Veteranen den Sarg in die Gruft, und Pfarrer Renckhoff von Altwied sprach den Segen.

Auch wir legen eine Palme auf das Grab des edeln Fürsten und Menschen Wilhelm zu Wied.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

2) Von R. Bonte. (1. Fortsetzung.)

V. Weilburg.

Wir wissen ja, daß die Menschen des Mittelalters große Lichtfreunde und in ihrer Weise auch große Freunde der schönen Natur waren, welche sich nur „der Not gehorchend" mit dicken, fensterarmen Mauern umgaben, und dürfen überzeugt sein, daß diese beiden Faktoren wesentlich auf die bauliche Gestaltung der altnassauischen Grafenresidenz eingewirkt haben. Wer einmal von der stolzen Höhe des heutigen Schlosses hinausgeschaut hat, über die waldigen Berge und den Spiegel des rauschenden Lahnflusses, der wird es begreiflich finden, daß Graf Johann grade an diesem Platze seinen wehrhaften Palasbau aufrichtete, und daß er und seine Nachfahren Weilburg zum Hauptsitze erkoren.

Die noch heute bestehende Bezeichnung des östlichen Steilabhanges: „Gebück", stammt anscheinend schon aus sehr früher Zeit. Bei den Naturvölkern zur Sicherung befestigter Plätze allgemein gebräuchlich, wurde die Anwendung dieses Hindernismittels mit der fortschreitenden Kriegsbautechnik mehr und mehr auf einzelne bestimmte Fälle beschränkt. Im Mittelalter war es üblich, den Burgfelsen von Gebüsch frei zu halten, einesteils um ihn besser übersehen zu können, anderenteils weil das Gebüsch immerhin einzelnen Tirailleuren Schutz bieten und beim Ersteigen Anhalt geben konnte. Sehr dichtes, gebückartig zusammengeflochtenes Buschwerk würde auch das Weiterrollen der von den Verteidigern hinabgestürzten Steine behindert haben; bei steilen Felsen, die an sich einen Angriff in geschlossener Sturmkolonne nicht zuließen, war seine Anwendung überhaupt zwecklos. Es ist daher als wahrscheinlich

anzusehen, daß der Felsen der Wilinaburg zu Graf Johanns Zeiten von dem etwa vorhandenen Buschwerk befreit und durch Eskarpierung nach Möglichkeit gegen das Ersteigen gesichert worden ist; denn er zeigt noch auf Dilichs Bild keinerlei Bepflanzung mit Baum- oder Buschwerk. Seine Verteidigung erfolgte aus den Fenstern des Palasbaues und der übrigen Gebäude, deren Ostwände hier die Ringmauer der Stadt bildeten, und beschränkte sich auf die Abweisung einiger Waghälse, welche etwa den Felsen zu ersteigen versuchten.

Wir dürfen uns im Hinblick auf die vollständig gesicherte Lage von dem Palasbau Johanns eine etwas andere Vorstellung machen, als wir es von anderen weniger günstig gelegenen Bauwerken dieser Art zu tun pflegen. Jedenfalls dürfen wir an der Ostseite das Vorhandensein großer und hoher Fenster mit Rundbogen und schlanken Mittelsäulen, und das Fehlen der Schutzläden und Pechnasen voraussetzen. Die Fenster werden mit dem Aufkommen der Butzenscheibenverglasung auch dieser nicht entbehrt haben, weil es im äußersten Falle ein Leichtes war, die verglasten Fensterflügel auszuheben und durch Bohlenverschlag zu ersetzen. Im Falle einer Belagerung wurden überhaupt die größeren Fenster, wo solches nötig war, zu Verteidigungserkern eingerichtet, indem vor ihnen aus Riegelwerk hergestellte, mit starken Bohlen beschlagene, kastenartige Vorbauten angebracht wurden, welche unten offen und an den Seiten mit Schießlöchern versehen waren.

An die östliche, etwas zurücktretende Giebelwand des nördlichen Schloßflügels, schließt sich nach Dilichs Zeichnung wieder eine eigentliche Wehrmauer mit Türmen an, welche in ihrem Zuge ungefähr das Terrain des späteren Prinzessinnenbaues P und des Marstalls im Osten begrenzt. An der Anschlußstelle ist die Mauerkrone auf eine kurze Strecke schräg abwärtsgeneigt; durch unsere früheren Betrachtungen mit burglichen Anlagen und Einrichtungen hinreichend vertraut, erkennen wir ohne weiteres, daß es sich hier um die Schulterwehr einer Treppe handelt, welche aus dem nördlichen Schloßflügel zu dem Wehrgang hinabführte. Merians Zeichner hat sich aber diesen kurzen Knick nicht zu deuten gewußt, und denselben daher einfach weggelassen.

Die Wehrmauer ist durch drei Türme verstärkt; der erwähnten Treppe zunächst steht ein kleinerer runder, ihm folgt ein größerer Rundturm, und den Abschluß des auf dem Bilde sichtbaren Teiles der Wehrmauer bildet ein starker, viereckiger, mehrgeschossiger Wohnturm mit hohem Walmdach.

Diese Steigerung der Turmgrößen, bezw. der Wehrfähigkeit des Verteidigungswerkes wird sofort als notwendig und zweckvoll einleuchten, wenn man erwägt, daß die Wehrmauer vorwiegend zur Beherrschung des Burgweges diente, der, die heutige Niedergasse bildend, damals wie ein großer Torzwinger oder eine Vorburg V, den Fuß des Burgberges umzog, und nach dem oberen Lahntor OL (dem nördlichen Stadttor) hinanführte. Die in den Torzwinger eingedrungenen Angreifer waren, so lange sie sich noch im unteren Teile des Burgweges befanden, von den rückwärtsliegenden Werken bestrichen, von der hochliegenden Wehrmauer aus aber noch kaum zu fassen. Je mehr sie aber den Burgweg aufwärts stürmten, und der oberen Wehrmauer und dem Stadttore sich näherten, um so intensiver hatte alsdann die Verteidigung seitens der letzteren Werke einzusetzen, um den Angriff abzuweisen, oder wenigstens die Gegner zu dezimieren und ihre gegen das Stadttor gerichteten Operationen zu behindern.

Es bleibt hier noch zu bemerken, daß die beiden zuerst erwähnten Mauertürme auf Dilichs Bilde deutlich als runde zu erkennen sind, daß sie aber bei Merian ebenso deutlich als viereckige dargestellt sind. Beide haben kein Dach und auch anscheinend ein solches vordem nicht gehabt.

Der dritte, viereckige Turm schließt bei Dilich das Bild der Stadtmauer ab, welche hier nach rückwärts umbiegt, und nicht weiter sichtbar ist. Wir sind daher auf andere Quellen und Erwägungen angewiesen, wenn wir uns die weitere Gestaltung der oberen Stadtbefestigungen zu vergegenwärtigen suchen. Bevor wir hierauf eingehen, wollen wir uns mit den Befestigungen im Tale beschäftigen, um damit zugleich wieder Anschluß an jene zu gewinnen.

Die Befestigungswerke des Lahnüberganges und des Tales bilden unstreitig den dankbarsten Teil unserer Betrachtungen und die wertvollste Überlieferung durch das Dilichsche Bild, dem wir einzig und allein die Kenntnis ihrer ehemaligen Gestaltung verdanken. Sie gehören m. E. sowohl in malerischer, wie auch in fortifikationstechnischer Beziehung zu den interessantesten ihrer Art.

In diesem zwiefachen Sinne betrachtet, wird uns der imposante Brückenkopf am rechtsseitigen Lahnufer mit der in bogenförmigem Trakt den Fluß überspannenden Brücke und dem straff an den Bergfuß angeschlossenen mächtigen Torzwinger mit dem wohlverwahrten unteren Lahntor als ein Bild vollendeter Zweckmäßigkeit und schlichter, ungesuchter Schönheit erscheinen.

Es ist leicht zu verstehen, daß ein Mann von Dilichs Art, der wie Dürer, Speckle und andere Berufsverwandte seiner Zeit nicht nur ein tüchtiger Landschafter, sondern auch Festungsbaumeister gewesen ist, von diesem Bilde angezogen wurde und es jedenfalls bei seinen Ausflügen als Student der freien Künste in Marburg nicht verabsäumt hat, eine Skizze der festen Stadt und Residenz Weilburg seiner Mappe einzufügen, welche dann als Vorlage für den Kupferstich in der Hessischen Chronik benutzt worden ist. —

Die sichere Verbindung der Stadt Weilburg mit dem rechtsseitigen Lahnufer war eine Lebensfrage für den kommerziellen und strategischen Verkehr und damit auch für die Bedeutung des Platzes als aufblühendes Gemeinwesen, wie als wehrhafte Residenz eines mächtigen Grafengeschlechts überhaupt, welcher nur durch eine feste, steinerne Brücke genügt werden konnte.

Eine solche Verbindung bedeutete aber vom Standpunkt der Verteidigung aus, zugleich die Aufgabe der unvergleichlichen Vorteile, welche die mäch-

tig flutende Lahn als Schutz gegen feindliche Annäherungsversuche gewährte, und die Verteidigungskunst hatte daher alle Mittel aufzubieten, um dem befestigten Platze auch an dieser gefährdeten Stelle die höchste erreichbare Sicherheit zu geben.

Die Gelegenheit dieser Überführungsstelle war gewissermaßen von der Natur selbst vorgezeichnet und vorbereitet durch einige inselartig im Strombette anstehende Felsbänke, welche schon den ersten Ansiedlern zum Übergang gedient hatten und in der Folgezeit durch praktikable Holzstege unter sich und mit den beiderseitigen Lahnufern verbunden worden waren. Daß ihre Lage und Formation auch auf den Brückenbau des Grafen Johann, insonderheit auf die Gestaltung des Brückenkopfes, auf die Zahl und Anordnung der Strompfeiler, sowie auf den gekrümmten Trakt der Brücke selbst bestimmend gewirkt haben, ist ebensowenig zu verkennen, wie die Geschicklichkeit des Erbauers in der zweckvollen Ausnützung des von der Natur Gebotenen, welche in der von Dilich überlieferten Gestaltung der Brückenanlage deutlich zum Ausdruck kommt. Unsere Bildbeigabe zeigt in den beiden Ecken oberhalb des Stadtplanes den Grundriß und die nach Dilich gezeichnete Ansicht des Brückenkopfes, welche letztere von der Merianschen Darstellung in einigen Punkten abweicht und daher zum Zwecke der Vergleichung wiedergegeben ist.

Dilichs Bild belehrt uns darüber, daß die steinerne Brücke Johanns I. nicht bis zum jenseitigen Lahnufer geführt war, sondern etwa 5 Meter von demselben entfernt, mit dem Brückenkopf endete. Der zwischen dem letzteren und der uferseitigen Futtermauer gebildete, von der Lahn durchströmte Abschnitt war mittels einer Zugbrücke überführt, welche in aufgezogener Stellung den Abschnitt öffnete und das vordere Tor des Brückenkopfes abschloß. Dilichs Bild zeigt deutlich den geländerlosen hölzernen Brückensteg auf dem jenseitigen Ufer aufruhend. Ebenso deutlich ersieht man aus ihm, daß die Durchfahrt des Brückenkopfes mit einem viereckigen Turm überbaut, also ringsum mit Mauern umgeben war. Durch das vordere, offenstehende Tor sieht man bei Dilich in den dunklen Innenraum der Durchfahrt, bezw. auf die fensterlose, lahnabwärts liegende Seitenwand und die entgegengesetzte, der Brücke zugewendete Torwand, in welcher sich links in perspektivischer Verschiebung die stadtseitige Toröffnung als ein schmaler, lichter Streifen von dem dunklen Hintergrunde des Innenraumes abhebt. Alles dieses läßt Dilichs Bild so deutlich erkennen, daß es ungeachtet der Kleinheit und der schlechten Ausführung des Kupferstichs für den Sachkundigen ein Leichtes ist, danach die Grundrißform des Bauwerks zu konstruieren. Dagegen hat Merian an der Stelle der Zugbrücke, bezw. des hölzernen Brückensteges einen steinernen Brückenbogen dargestellt, eine Abweichung, die man nicht ohne weiteres als willkürlich oder fehlsam bezeichnen darf, weil ein späterer Ersatz des Holzsteges durch eine solidere Anlage als sehr wahrscheinlich angenommen werden kann; er hat indeß den Torturm nur als einen einfachen offenen Torbogen in einer etwa 1,20 Meter starken Mauer dargestellt, durch welchen man nicht auf das Innere der Durchfahrt, sondern direkt auf die Fahrbahn der Brücke sieht, gleichwohl aber nach Dilich über dem Torbogen ein Dach gezeichnet, welches auf einen Unterbau von größerer Tiefe — also auf eine 5—6 Meter tiefe, rings von Mauern umgebene Durchfahrt — schließen lassen muß.

(Schluß folgt.)

Fischfang, besonders Salmenfang bei St. Goarshausen und St. Goar.

1) Von H. Pfeifer.

Wohl schon manchem Fremden, der unser schönes Nassauerland rheinaufwärts durchwanderte, sind die schmucklosen, altertümlich anmutenden Fischernachen, die sogenannten „Waage", aufgefallen. Es sind dies rechtkantige Fahrzeuge, deren Breite etwa 1,50—2 m, deren Länge 3—5 m und deren Tiefgang etwa 0,5 m beträgt. In die hintere Schiffswand ist ein etwa 1,50 m langer Balken senkrecht fest eingefügt. Auf ihm ruht ein etwas schwächerer, beweglicher Balken, der an dem einen Ende, das über Bord hinausragt, zwei sich kreuzende, halbkreisförmige Hölzer trägt. An diesen ist das quadratische Fischnetz, das sogenannte „Hamengarn", aufgespannt, das der Fischer ganz nach seinem Belieben einläßt und aufzieht, um dem Strom seinen Fang zu entreißen. Das Netz selbst wiederum kann durch ein Tau, das von der Mitte des Garnes über eine Rolle an dem Kreuzungspunkt der beiden Querhölzer in das Schiff läuft, durch die sogenannte „Keidelleine" hochgezogen werden. So kann der Fischer mit leichter Mühe seine Beute erkennen und mit einem kleinen Handnetz, dem „Schöpfer", in den an der Seite des Schiffes im Wasser hängenden Korb befördern. Freilich spielt diese mühsame Art des Fischfanges für unsere moderne Volkswirtschaft so gut wie gar keine Rolle mehr. Größere Dampfer mit Schleppnetzen haben ja schon heute am Niederrhein die kleinen Fischnachen vertrieben, und die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo die Fischerei vermittels der oben erwähnten Waage auch aus unserer Gegend verschwunden sein wird. Aber einst war dies ganz anders. Ganze Dörfer waren neben dem Ertrag ihrer Weinberge auf den Fischfang angewiesen, und ein Jahr, in dem der Strom wenig Fische lieferte, war ein großer wirtschaftlicher Ausfall für Hunderte von Menschen. Wohl mit zu den ältesten nassauischen Orten, denen die Fischereigerechtigkeit zustand, gehören St. Goarshausen und St. Goar. Wurden doch beide in den

ersten Jahrhunderten ihres Bestehens lediglich von Fischern bewohnt.

Bei St. Goarshausen befinden sich, dem Stromlaufe folgend, 6 Stellen, an denen der Fischfang ausgeübt wurde: Sann, Lung, Täubchenskehl, Ranfel, Heiterstein und „vor'm Thor“ (vor dem alten Stadttor) sind die rätselhaften Namen dieser Fischplätze. An allen diesen Stellen wurden in früherer Zeit mit dem oben geschilderten Hamennetz Fische aller Art (Weißfische, Hechte, Karpfen, Sander usw.) gefangen, während heute nur noch zu Sann und Lung gefischt wird. Neben diesen „Hamenschiffen“ finden sich an den zuletzt genannten Stellen auch noch Fahrzeuge, die lediglich zum Salmenfang eingerichtet sind. Auch linksrheinisch, bei St. Goar, wird augenblicklich noch an einer Stelle bei „Kodt“, gerade „Lung“ (am Fuße der Lorelei) gegenüber, auf Salme gefischt, während früher auch noch an einer anderen Stelle „bei Werb“ gefischt wurde (an der sogenannten „Bank“). Die Salmschiffe sind größere Fahrzeuge bis zu 6 m Länge, 2 m Breite und 0,5 m Tiefgang, in die 3 senkrechte Balken (etwa 1,50 bis 2 m hoch) in regelmäßigen Abständen eingebaut sind. Jeder derselben ist oben rechteckig ausgekerbt und trägt in dieser Kerbe auf einem beweglichen Querholz einen Balken, den sogenannten „Schnapp“, von etwa 4—5 m Länge. An den Enden dieser 3 Hölzer, die über den Rand des Schiffes hinausgehen, ist die eine Seite des länglichen, rechteckigen Netzes, des „Salmengarnes“ befestigt. Die andere Seite des Garnes steht durch drei (etwa 2 m lange) Seile mit den Querbalken in Verbindung. Der Fang selbst geht folgendermaßen vor sich. Die Balken werden nach der Fangseite des Schiffes heruntergezogen und am Bootrand durch ein Tau, durch die sogenannte Abzügsleine, befestigt. Jetzt senkt sich das durch Bleikugeln beschwerte Netz und wird sackförmig ausgespannt. Bemerkt nun der Fischer, der am Ausguckloch der festen, kleinen in das Schiff eingebauten Hütte sitzt, daß sich das Netz bewegt, d. h. daß ein Salm hineingelaufen ist, so zieht er die Abzugsleine an. Die am Ende durch Steine beschwerten Balken gehen in die Höhe, das Netz schließt sich, und der Fang kann geborgen werden. Zu bemerken ist, daß nur des nachts auf Salmen gefischt wird und zwar Anfang Frühjahr und im Herbst. Bei Mondschein, geringem Wasserstand, Eisgang, Versandung kann überhaupt nicht gefischt werden.

Doch nun zur historischen Seite des Aufsatzes und zur Frage, wie diese Fischereigerechtigkeiten verwaltet und vom Staate überwacht werden. —

Unzweifelhaft ist die Fischerei bei St. Goarshausen und St. Goar jetzt nahezu 1000 Jahre alt. Werden doch beide Orte schon um 1100 urkundlich erwähnt, und steht es doch auch fest, daß Fischer die ersten Einwohner beider Städtchen gewesen sind. Jedenfalls war die Fischerei im Stromgebiet des Rheines die ersten Jahrhunderte hindurch frei von Abgaben, Zehnten usw.

Dagegen kann im späteren Mittelalter der Salmfang wohl eines der königlichen Kronrechte gewesen sein. Doch mögen die verschiedenen Herrscher denselben wohl wieder an die einzelnen Rittergeschlechter als Zeichen ihrer Gunst verliehen haben. So heißt es urkundlich, „daß Kaiser Siegmund Johannsen von Schonenburg, den Jungen von Ehrenberg auf dessen demütiges Bitten belehnt habe mit Anteil zweier Salmenwässer zwischen Wesel und St. Goar, die Friedrich von Schonenburg der Alte als ein Erbe hinterlassen hat, so auch Friedrichs Witwe Greta ihr lebelang nachher in Wittums Weise innegehabt.“ An anderer Stelle wird eines Salmenfanges „Langen“, im Gericht St. Goarshausen Erwähnung getan (der indessen heute nicht mehr bekannt ist), der im Jahre 1424 von den betreffenden Adelsfamilien um 900 rheinische Gulden an den Grafen Johann von Katzenelnbogen verkauft worden sei.

Die älteste Urkunde, die im Besitze hiesiger Fischereiverwaltung ist, ein regelrechtes Fischereireglement, ist ein Erlaß der ehemaligen fürstlich hessischen Landesregierung vom 8. März 1764, der folgendermaßen lautet:

„Demnach wir höchst mißfällig zu vernehmen gehabt, waßmaßen einige Zeither sich die Salmenfischer eignen Haupts unterfangen, gegen den klaren Innhalt ihrer beschworenen Articulen die Salmen Waagen unter ihre Kinder ohne Rücksicht, ob dieselben zum Fischen fähig oder nicht, als ein sonstiges Eigenthum vertheilen, und dem Loos auszusetzen, wodurch dann nicht nur gnädigster Herrschaft in ihrem alleinig habenden Rechte ein strafbarer Eingriff und Antastung geschiehet, sondern auch das höchstherrschaftliche Interesse, so wie der den Fischern zugelegte Vorteil merklich deteriret und verschlimmert wird: So haben der dringenden Notwendigkeit zu sehen ermeßen, diesem Unwesen zu steuern, fort die obbemeldeten Articul zu erneuern und wo es nöthig zu erläutern und zu vermehren, nemblich

Erstlich wann ein Salmenfischer einen Salmenwaag bedienen will, der soll zuvor bey fürstl. Kanzley darumb sollicitiren, und daß er in der Fischerei erfahren und geübt seye, schriftliches Zeugnis vom Amte Rheinfels beybringen, fort von erm. Fürstl. Kanzley den Waag in Bestand nehmen, wann derselbe aber vermögens alters, oder sonst erheblicher Ursachen halber den Waag nicht länger bedienen kann oder will, so hat derselbe nicht Macht, den Waag nach seinem Gefallen zu verlaßen, zu verkaufen oder den Seinigen zu vertheilen, sondern er soll zuvor, diesen Bestand Fürstl. Kanzley angeben, und mag derselbe zwar zugleich einen anderen ehrlichen und geübten Fischer in Vorschlag bringen, ohne daß Fürstl. Kanzley benommen, einen geübteren an dessen Statt anzuordnen.

Zweytens ist ein Salmenfänger einen leiblichen Eid zu Gott zu schwören schuldig, daß er zu rechter Zeit sich zu Wasser begeben, keinen Fremden umb Taglohn auf den Waag bestellen (gestalten, wenn er seine ihn treffende Tour nicht halten wollte oder konnte, der ihm nachfolgende alsdann eintreten, und die Fischerey für sich treiben) des Tags seine Schlafstunde halten, sich in den Wirthshäusern nicht finden lassen, des Abends um 6 Uhr sich auf den Waag begeben, und also des Nachts seinen Beruf im Fischen abwarten wolle.

Drittens soll ein jeder Fischer, was er gefangen, getreulich in die Waage liefern, nichts unterschlagen oder heimlich verparthieren, fort dem Salmenwieger sich nicht widersetzen, und bey schwerer Strafe dasjenige, was er Nachts gefangen, des Morgens zwischen 7 und 8, was er aber vormittags fangen wird, zwischen 11 und 12 und den nachmittagigen Fang zwischen 4 und 5 Uhr anzeigen.

Viertens sollen die Salmen, so etwa ersoffen oder abgestanden dem Vorgeben nach auf die Waage gebracht, besichtigt und nach des Salmenwiegers Befindung entweder unter die Hausarmen ausgespendet oder zur Rechnung gebracht werden.

Fünftens wird hiermit ausdrücklich untersagel, an einem andern Ort als in des Salmenwiegers Wohnung,

Salmen zu schneiden, welcher dann wegen des Abzugs und sonsten mit dem Wiegen es bey dem Herkommen bewenden lassen, kein Fischer aber sich des Gewichtes anmaßen solle, als welches dem Salmenwieger seinen Pflichten gemäß zu verrichten alleinig zustehet, wie weniger nicht derselbe dahin angewiesen ist, kein Pfund Salmen aus seinem Hause tragen zu lassen, so nicht zuvor von ihm aufnotirt ist.

Sechstens und endlich wird sämtlichen Fischern auf das Schärfeste anbefohlen, daß jeder Fischer auf dem Waag in allen sonstigen Stücken treulich handelen, denen Mitfischern zu Nachteil nichts veruntreuen und verbringen, noch sonst beschädigen oder verderben solle.

Wie nun diese vorgeschriebene erneute Verordnung von allen und jeden Fischern auf das Genaueste gehalten wissen wollen und im Falle der Contravention in einem oder andern Punct den Contravenienten mit Abweisung von dem Waag zu bestrafen unverfehlen werden.

So ergehet an das Amt Rheinfels der ernstliche Befehl diese Verordnung alsbald sämtlichen Salmenwieger und Fischern nicht nur bekannt zu machen, sondern auch, daß derselbe genauest gelebet werde, pflichtmäßige Obsorge zu tragen und wie die Publication geschehen sowohl als auch in dem Verlauf von jeweiligen Vorfällen anher zu berichten. Wobey Wir uns dann die alleinfällig nöthige Minder oder Mehrung auch Interpretation vorbehalten. St. Goar den 8. Merz 1764.

Fr. Wagner.

aus

Fürstl. Hess. Rheinfels. Kanzley hierselbsten.

(Siegel!) In fidem copiae: Stockenhofen, Amtsmann.

(Schluß folgt.)

Der Juliansbrunnen.

6) Erzählung aus dem spanisch-französischen Kriege. Von August Herber. (Schluß.)

„Ein leichtes Geräusch ließ sich vernehmen, und Müller sprang auf, um die Türe aufs neue zu verbarrikadieren.

„Laßt das jetzt, Señor Capitano", sagte das Mädchen ruhig; „wir haben noch eine ganze Stunde vor uns. Es ist „Demonio", die schwarze Katze der Padrona, welche durch das Blut angelockt wird."

Zwei glühende Kohlen fuhren im Dunklen einher, und in leichtem, gewandtem Satze sprang das Tier auf das Bett, wo es sich behaglich schnurrend ausstreckte.

Der Hauptmann tötete die Katze mit einem Schlage seines Säbels, und Manuela brach, freudig in die Hände klatschend, in ein unterdrücktes kindliches Lachen aus.

„Der Demonio ist tot!" rief sie auf den schwarzen Kater deutend — ich habe mich immer vor ihm gefürchtet. Es ist das ein gutes Zeichen, Señor Capitano. Wenn Ihr auch die andern alle abgetan habt, nehmt Ihr mich dann mit?"

„Hoffst du denn, daß wir mit ihnen allen fertig werden?"

„Ja. Sie sind nur mutig, wenn ihre Opfer schlafen oder schon halb tot sind, Barbara ausgenommen und Pedro, wenn er getrunken hat. Die andern alle sind so feige wie Hasen."

„Auch Moreno?"

„Besonders er. Während er auf dem Anstande steht, zittert er, und sieht er in den Lauf einer Pistole, so klappern ihm die Zähne."

„Weshalb denkst du, daß uns noch eine Stunde bleibt?"

„Weil ich sie beim Zechen gesehen habe; hier seid Ihr am entgegengesetzten Ende des Hauses."

„Ach, darum hört man auch nicht das Mindeste von dem, was vorgeht."

„Antonio Moreno sitzt mit der Gitarre im Arm neben Barbara und singt, er trinkt gezuckerten Wein, sie vom stärksten Branntwein; Pedro und die beiden Genossen Morenos berauschen sich unterdessen mit dem, was in den Flaschen bleibt, und Muños trinkt nur Wasser."

„Es sind also sechs."

„Sind das zuviel für einen Capitano der französischen Armee?"

„Wenn's von meinen nassauischen Landsleuten wären, möchte ich nicht mit ihnen anbinden", lachte Müller leise; „aber auf fünf habe ich gerechnet, mag daher der sechste auch noch mit drein gehen. War Antonio Moreno schon da, als ich zu Nacht speiste?"

„Er ist seit elf Uhr da, und man wartete auf Euch, denn er fand in der Schlucht nur Euer Pferd, ein gutes Tier, das sie gern für sich gehabt hätten. Das des jungen Leutnants steht im Stalle, auf dem reitet Ihr morgen fort. Während man Euch das Nachtessen gab, war Moreno in der Küche und wusch sich die Hände. Von dem Winkel aus, in dem ich saß, habe ich ihn mehr als einmal mit seinem Karabiner auf Euch zielen sehen, aber er schoß nicht, aus Angst, Euch zu verfehlen."

„Manuela, Mädchen," sagte Müller, „du hast mich gewarnt und mir Gelegenheit gegeben, mein Leben zu retten. Wenn Gott will, daß wir dieser Mörderhöhle entkommen, werde ich für dich sorgen."

Nachdem er dieses Versprechen gegeben, rückte er die schwere Truhe wieder vor die Türe.

Das waren die ganzen Maßregeln, die er ergreifen konnte, und nun begann die fieberische, ungeduldige Zeit des Harrens, die er sich dadurch zu verkürzen suchte, daß er sich mit dem Mädchen unterhielt, und sich erkundigte, ob es keine Falltüre, keinen geheimen Gang gäbe.

Es war aber nichts von alledem vorhanden.

VII.

Es mochte gegen fünf Uhr morgens sein.

Der Mond war untergegangen, und die dem Tagesanbruch voraufgehende desto größere Dunkelheit war eingetreten.

Müller, der in höchster Spannung horchte, glaubte am Ende des Ganges ein Krachen zu vernehmen.

Er sprang auf und stellte sich in Bereitschaft.

„Wenn Ihr Eure beiden Pistolen abgefeuert habt, Señor Capitano", flüsterte Manuela, die sehr ruhig und kaltblütig zu sein schien, so gebe ich Euch die des Leutnants, die ich mitgebracht habe."

„Glaubst du, daß sie jetzt kommen,"

„Ja, der Mond ist untergegangen, die Stunde ist da."

Nach dem ersten Krachen war eine Pause eingetreten, dann war es dem Hauptmann, als ob er ein unterdrücktes Gelächter höre.

„Du hast zu viel getrunken, Barbara", sagte eine Stimme, die er wieder erkannte, denn er hatte sie am Abend in der Schlucht, als er sich an die Zypresse angeklammert, zweimal gehört.

Es war dieselbe Stimme, die dort gesagt hatte:

„Diese Franzosen haben überall ein Stück von einem Galgenstrick bei sich, daß ihnen der Teufel überall beisteht. Da liegt nun das Pferd allein!"

„Das ist Antonio Moreno", flüsterte ihm Manuela zu.

„Sachte, Kinder, macht keinen Lärm", sagte in einiger Entfernung die dünne Stimme des Señor Muños, worauf Barbara erwiderte:

„Unsinn! Er hat viermal tüchtig getrunken; — ich wette, er schläft wie ein Klotz."

Ein zweites Krachen ließ sich nun auf der wurmstichigen Treppe hören und fast gleichzeitig schimmerte ein Lichtstrahl durch die Ritze an der Türschwelle.

„Es scheint, sie haben wieder Öl für ihre Lampe gefunden", meinte der Hauptmann kaltblütig.

Die Helle, welche nun durch alle Ritzen der Türe schimmerte, von welcher er die Truhe wieder weggerückt hatte, beleuchtete seine Gestalt.

Er stand aufrecht dem Eingange gegenüber, den Säbel in der einen, die Pistole in der andern Faust, wie ein Mann, dessen Seele keine Furcht kennt.

„Bravo, Señor Capitano," flüsterte das Mädchen mit kindlichem Lächeln. „Das sieht sich schön an; Sie sind ein tapferer Mann!"

Das Licht kam näher, und verworrrenes Getrampel, als käme eine zahllose Menge daher, hallte im Gange wieder.

„Keinen Lärm! Keinen Lärm!" mahnte immerfort der kleine Wirt.

„Hört Ihr ihn nicht von weitem schnarchen?" spottete dagegen die rothaarige, schielende Barbara.

„Recht so!" fügte Moreno hinzu, „ich werde seine goldene Uhrkette an deinen Busen hängen."

„Halt, noch einen letzten Schluck!" befahl die Megäre.

Müller schaute in den Gang und konnte nun die ganze Armee überblicken, die ihn angreifen wollte.

Die rote Barbara eröffnete den Zug, eine Heugabel in der Hand. Hinter ihr kam Moreno, ein noch junger Mann mit nichtssagendem Gesicht und einem dichten schwarzen Barte, der seine Züge zur Hälfte verbarg.

Er war bis an die Zähne bewaffnet, und sein Gürtel konnte kaum die Dolche und Pistolen alle fassen, mit denen er ihn bespickt hatte. In der einen Hand hielt er eine große Donnerbüchse und an der andern baumelte eine Laterne.

Er trug die Kleider eines kastilianischen Stutzers; sie waren aber sehr verbraucht und an vielen Stellen ausgebessert.

Seinem ganzen Äußeren nach war er ein häßlicher Schelm, ungeachtet seines Ruhmes als Nationalheld und der besonderen Begünstigung der schielenden Barbara.

Hinter ihm folgten seine beiden Genossen, zerlumpte, wild aussehende Strolche. Gleich ihrem Herrn trugen sie Donnerbüchsen.

Den Beschluß bildeten der sanfte Señor Muños und Pedro, der sein schmutziges Tuch mit einer kurzen, schweren Eisenstange vertauscht hatte.

Muños trug eine zweite Laterne und einen schweren Hammer.

Als Barbara noch einmal getrunken hatte, reichte sie Moreno die Flasche.

Der Bandit war aber totenbleich und hatte augenscheinlich keine Lust zum Trinken.

Seine zerlumpten Begleiter leerten die Flasche trotz des halbunterdrückten Brüllens Pedros, der seinen Anteil verlangte.

„Vorwärts, Kinder!" drängte der sanfte Muños. „Vorwärts!"

„Vorwärts!" sagte auch Barbara und schwang ihre Heugabel.

Alle fielen in den Ruf: „Vorwärts!" ein, aber keiner rührte sich von der Stelle.

Moreno machte den Vorschlag, zu beraten wie man vorzugehen habe.

„Ich bin über den Verdacht der Feigheit erhaben", prahlte der elende Schurke. „Meinen Namen wiederholt das Echo im Gebirge wie in der Ebene — er ist der Schrecken jedes Reisenden und besonders der französischen Truppen. Hier aber handelt sich's um einen Genossen des Teufels selbst, und ich habe gehört, daß sich diese Leute noch im Schlafe mit Zähnen und Klauen verteidigen wie die Löwen und Tiger."

Hauptmann Müller hatte nicht gedacht, daß er sich in dieser Mordhöhle der Heiterkeit überlassen könne; aber die prahlerische Rede des Banditen mit dem komischen Schlusse, der seine Feigheit bemänteln sollte, zwang ihm doch ein Lächeln ab.

„Davon habe ich nie etwas gehört," sagte Barbara. „Und du, Muños?"

„Ich auch nicht, Kind. Antonio, öffne die Türe, ich habe sie nicht zugesperrt."

„Ich bestehe darauf, daß wir erst Rat halten," entgegnete Moreno. „Stellt mich auf freiem Felde einem Dutzend Reiter entgegen, und ich mache sie alle kalt, ich schlachte sie ab wie Hühner — aber hier — in dem engen Gange — in der Kammer — wo ein Hund von Franzosen liegt — das heißt der Teufel selber in eigener Person — da mag ein anderer die Tür öffnen; ich werde meine Büchse in sein Bett abfeuern."

„Und wenn er sich nun gar nicht gelegt hätte?" brummte Pedro mißmutig.

„Dann hat er uns gehört," versetzte Moreno und versteckte sich hastig hinter die breiten Formen Barbaras.

Diese sehr logische Folge machte die Bande wieder unschlüssig, und man wich einige Schritte zurück.

Der wilde Pedro bahnte sich jedoch Platz, so daß er bald der erste an dem gefürchteten Eingange war.

„Vorwärts!" knurrte er zornig. „Wer Miene macht, Reißaus zu nehmen, den schlage ich nieder. Die Büchsen angeschlagen, sage ich und aufgemerkt, daß man nicht auf mich zielt, statt auf den Franzosen. Fertig? — Ich mache auf!"

„Halt, Pedro, warte noch!“ flüsterte Moreno, dessen Zähne vor Furcht klapperten.

Die beiden Genossen des Banditenführers schlugen aber die Gewehre an und sagten:

„Wir sind fertig!“

Pedro drückte, sich zur Seite schmiegend, vorsichtig auf die Türklinke.

In demselben Augenblicke krachte aber ein Schuß aus dem Innern der Kammer, die wurmstichige Türe wurde durchlöchert, und eine Kugel warf den ersten der Banditen auf die Knie.

Moreno feuerte seine Donnerbüchse ab und warf sich dann platt zur Erde.

Der zweite Bandit schoß die seine blindlings auf die Türe los, so daß dieselbe wie ein Sieb durchlöchert wurde.

„Bravo, Julian!“ rief Pedro, „das muß ihm eins versetzt haben!“

Im Gange waren nur Barbara und der Bandit, der zuletzt geschossen hatte, aufrecht stehen geblieben.

Der sanfte, kleine Muños hatte bei dem ersten Schusse die Flucht ergriffen und sich im Stiegenhause versteckt.

Als Pedro sich offen hinstellte, um mit seiner Eisenstange die Türe vollends einzuschlagen, fiel ein zweiter Schuß aus dem Innern, und der Wilde brach in ein lautes Wutgeheul aus.

„O!“ rief er, „jetzt pfeifst du auf dem letzten Loche, du heidnischer Hund von einem Franzosen! Deine zwei Pistolen sind abgebrannt, und du hast nur noch deinen Säbel! Du hast mich gebissen, Schurke, und dafür sollst du braten!“

Die Eisenstange sauste durch die Luft, und die Türe fiel in Trümmer.

Moreno und Barbara drückten sich instinktmäßig an die Wand.

Das Licht der beiden Laternen fiel nun in die Kammer, und man sah den Offizier hinter der Truhe stehen, den Säbel zwischen den Zähnen haltend und in jeder Hand eine Pistole.

Pedro schrak vor dem kalten Blicke zurück, den der tapfere Hauptmann auf ihn warf. Wenn er aber getrunken hatte, war er ungestüm wie ein wilder Stier, und hätten die andern Banditen ihm geglichen, so würde Müller einen ungleich schwereren Stand gehabt haben.

Mit einem raschen Blicke zählte Pedro seine Leute und packte den feigen Moreno bei den Haaren.

„Padrona!“ rief er Barbara zu, die nach ihm das mutigste Herz besaß. „Stellt diesen Kerl da vor Euch und kitzelt ihn mit Eurer Heugabel, wenn er zurück weicht. Du Julian, nimm die Donnerbüchse deines Kameraden — und nun drauf! — Ich selbst habe, meine Eisenstange!“

Mit diesen Worten drang er vor.

Hauptmann Müller schlug zweimal an, beidemale aber vergebens, die Ladung war nicht erneuert worden und schien naß gewesen zu sein.

Er nahm daher die eine Pistole bei dem Laufe und schlug mit dem massiven Kolben so kräftig auf die Stirne Pedros los, daß dieser schwankte und zurücktaumelte.

In diesem Augenblicke erzitterte das Haus und wurde so hell erleuchtet, als ob es in Flammen stünde.

Moreno hatte nämlich, von der Gabel Barbaras gestachelt, seine Büchse mit geschlossenen Augen abgefeuert, aber nur die Laterne getroffen und verlöscht.

Inmitten der Trümmer und Rauchwolken entspann sich nun ein Kampf, der durch die Dunkelheit sowie die Flüche und das Geheul der Kämpfenden entsetzlich wurde.

Moreno schlug in seiner Angst wie ein Wütender um sich und zerbläute mit seinen Fäusten die nackten Wände, während Barbara mit ihrer Heugabel aufs Geratewohl in die Finsternis stieß, und Pedro, der seine gewichtige Eisenstange schwang, brüllte wie ein wildes Tier.

Es war ein Kampf, der sich unmöglich beschreiben läßt, und der jeden Augenblick an Heftigkeit zunahm.

Endlich trat eine düstere Grabesstille ein, außer Muños, der fortwährend rief:

„Nur Mut gefaßt, meine Freunde!“ hörte man bloß noch ein dumpfes Röcheln, das aber immer schwächer wurde.

Die Stimme des kleinen Mannes verstummte auch plötzlich, nachdem er noch ein eigentümliches Pfeifen hatte hören lassen, und alles war nun stille.

Endlich unterbrach Müller das Schweigen mit der an das Mädchen gerichteten Frage, ob sie noch lebe und ihr ein Leid zugefügt worden sei.

„Ich bin an Eurer Seite, Señor Capitano,“ erwiderte sie, „und unverletzt.“

Plötzlich erhellte ein Lichtstrahl den Gang.

Es war der kleine Buckelige — der Giboso —, welcher ein Lebenszeichen von sich gab, indem er ein heiseres Gelächter hören ließ.

Es dauerte indessen noch ziemlich lange, bis er zum Vorschein kam, denn er trug in der einen Hand die Lampe, welche die Wirtsstube erleuchtet hatte, und mit der andern schleppte er die Leiche des sanften Muños nach sich, den er getötet hatte.

Die Lampe beleuchtete eine wahrhaft furchtbare Schlächterei.

Die Heugabel Barbaras stak in der Brust Morenos, während Pedros Eisenstange den Schädel der Megäre zerschmettert hatte.

Ein Säbelhieb des Hauptmanns hatte dem Leben des wilden Pedro ein Ende gemacht.

Außer mit den beiden Pistolenschüssen und dem Säbelhiebe hatte Müller an dem Gemetzel nicht teilgenommen. Die Banditen hatten sich in ihrer Angst gegenseitig zerfleischt.

Als die Morgensonne die Gegend vergoldete, schlug Hauptmann Müller auf dem Pferde des französischen Leutnants den Weg nach Figueras ein.

Die kleine Manuela saß vor ihm auf dem Sattel, und der Giboso trabte, freundlich grinsend, vor dem Pferde her.

Oberst Kruse brach auf die Nachricht Müllers hin sofort auf.

Bei dem „Toro matado“ rastete man so lange, bis die Toten begraben und die berüchtigte Banditenschenke den Flammen übergeben worden war.

Dann wurde der Marsch fortgesetzt, und bei dem Schlosse Cabanil wurden die Guerilleros, die sich sicher wähnten, so vollständig überrumpelt, daß sie eine vernichtende Niederlage erlitten und mehr als

die Hälfte von ihnen auf dem Platze blieb; denn die erbitterten nassauischen Soldaten gaben keinen Pardon.

Hauptmann Müller war der Held des Tages.

Als später das zweite Regiment über England und Holland in seine Garnison Wiesbaden zurückkehrte und Müllers Abenteuer bekannt wurde, nannte man ihn allgemein den „Helden vom Toro matado", und dieser Name blieb ihm, solange er sich im Dienste befand.

Auf seine Verwendung hin war für Manuela und den Buckeligen gesorgt worden. — — —

Aus den vielen, mitunter haarsträubenden Abenteuern haben wir nur eines herausgegriffen, um zu zeigen, welchen Gefahren unsere wackeren Truppen während des Feldzuges in Spanien ausgesetzt waren.

Nicht nur für einen fremden Eroberer mußten sie bluten, sondern sie waren auch der heimtückischen und hinterlistigen Rache der fanatischen Spanier ausgesetzt.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

= **Tiefland**, Musikdrama in einem Vorspiel und zwei Aufzügen nach A. Guimera von Rudolf Lothar, Musik von Eugen d'Albert, zum erstenmal am 2. November. — Ohne Ouverture setzt sogleich unter den lieblichen Tönen der Flöte des Hirten Pedro das Vorspiel ein. Der Vorhang hebt sich, und wir gewahren, erst im Halbdunkel, dann im stets anwachsenden Licht eines jungen Morgens eine herrliche pyrenäische Landschaft. Im Hintergrunde zeigen sich Eisberge, vom rosigen Scheine der aufgehenden Sonne umwoben. Das ist das Reich des sittenreinen Helden des Dramas, des Pedro. Nur einmal des Jahres verläßt er diese reine Höhe, um zur Kirche zu gehen; sonst sind ihm die Menschen fern, und fremd sind ihm auch die Laster des Tieflands, so daß er sich sehr glücklich fühlt. Diesen Frieden stört nun sein Herr, Sebastiano, ein angeblich reicher Grundbesitzer; er will ihm seine im Tiefland befindliche Mühle samt der Müllerin übergeben. Diese muß wider ihren Willen ihren Herrn und einen achtzigjährigen Greis Tommaso auf die Höhe begleiten; sie entflieht zwar schnell wieder, doch nicht ohne von dem keuschen Pedro gesehen worden zu sein, der, bezaubert von der schönen Magd, auf den Antrag seines Herrn eingeht. Jubelnd über sein Glück steigt er zu Tal. — Eine etwas lange Zwischenmusik verbindet nun den musikalisch prächtigen Schluß des Vorspiels mit dem ersten Aufzuge, der uns in die Mühle versetzt, inmitten eines neugierig boshaften Mägde-Trios, das seinen Gefallen daran findet, die Müllerin Marta nicht von der besten Seite zu beleuchten. Zu diesen geschwätzigen Schönen gesellt sich schließlich das ganze Hofgesinde, um Pedro zu empfangen, der mit Marta Hochzeit machen will. Er erscheint, merkt aber nicht, daß das Lachen des Volkes spöttisch und höhnisch ist, sondern hält es in seiner Herzensreinheit für Freude. Sie nehmen ihn mit, um ihn zu schmücken; währenddem sind Marta und Sebastiano allein. Sie fleht ihn an, von der Heimat abzusehen. Der „reiche" Herr nämlich hatte sie einst gezwungen, seine Geliebte zu werden; nun befindet er sich in Geldverlegenheit, aus der ihn nur eine reiche Frau befreien kann. Vorher will er aber zum Schein Marta verheiraten, um dann seine Liebhaberrolle bei ihr weiter spielen zu können. Die Hochzeit findet dann auch schleunigst statt, ehe noch der alte Tommaso, der zu spät von der wahren Absicht des sauberen Herrn unterrichtet wurde, die Heirat vereiteln konnte. Aber eines tut er, nachdem ihm Marta ihr trostloses Schicksal von Anbeginn an erzählt hat; er hintertreibt die Verbindung der reichen Braut mit Sebastiano. Marta will zuerst absolut nichts von ihrem Mann wissen; endlich gelingt es ihm doch, sie zur Anhörung einer Heldentat seinerseits (er hatte einen Wolf erwürgt, der ihm nachts die Schafe stahl) zu interessieren. Die erste Nacht verbringen sie am Herde, sie sitzend, er der Länge nach ihr zu Füßen liegend. Denn er hatte ein Licht in ihrer Schlafkammer bemerkt, das von Sebastiano als Zeichen für Marta angezündet worden war, und langsam dämmert's in ihm, daß etwas Finsteres um ihn waltet. Der zweite Aufzug findet früh morgens das Paar noch in derselben Stellung wie zu Ende des ersten. Von Unruhe getrieben, erhebt sich Pedro und geht ins Freie. Marta ist plötzlich wie verwandelt: die Erzählung von dem Wolf erhielt für sie eine tiefere Bedeutung, indem sie sie auf ihr Verhältnis zu Sebastiano bezog. Pedro wird schließlich über die Rolle, die er spielt, aufgeklärt und schwört dem Bauer Rache. In einem Duo zwischen den Eheleuten offenbart sich ihre gegenseitige Liebe, und eben will Pedro sein Weib mit hinauf in die Berge nehmen, da erscheint der Herr und verlangt, daß Marta tanze. Sie sträubt sich, Pedro ebenfalls, weshalb er eine Ohrfeige von Sebastiano erhält. Nun gibt Marta ihrem Manne endlich kund, daß eben ihr Herr ihr Verführer sei. Pedro will sich auf ihn stürzen, wird aber von den Knechten hinausexpediert. Allein mit der jungen Frau, bedrängt Sebastiano diese; doch Marta schreit nach Pedro; dieser erscheint und — erwürgt, wie einst den Wolf, nun den Herrn. Vom Pöbel, der ihn vorher hänselte, angestaunt und nicht behindert, verläßt er mit Marta das Tiefland, um aufwärts in die reine Höhe zu steigen. — Das Motiv ist grausig und naturalistisch; die Handlung ist oft nicht genug begründet. Die Musik ist dem Texte willig gefolgt; sie entbehrt einerseits nicht der dramatischen Wucht und Fülle, anderseits auch nicht des Weichen und Schmelzenden in den lyrischen Partien. Nur hätte man oft mehr Eigenart des Ganzen und melodiösere Ausgestaltung der Details gewünscht. Eindruck hat die Komposition auf alle Fälle hinterlassen. Die Künstler waren sämtlich auf dem Platze: Fräulein Müller lieh in Spiel und Stimme der Marta alle gewinnenden Züge. Ein guter Partner war Herr Hensel als biederer Pedro, rein wie sein Tenor. Herr Schütz als unholder Sebastiano und Herr Schwegler als wackerer Tommaso wären daneben noch besonders hervorzuheben. Die sichere orchestrale Leitung Meister Mannstaedts, die treffliche Regie des Herrn Mebus und Herrn Schicks zauberhafte Technik verhalfen mit zum Erfolge, den der anwesende Komponist nebst diversen Blumenarrangements einheimsen durfte.

Residenztheater.

= **Die Hochzeitsfackel.** Spiel einer Maiennacht (5 Bilder) von Max Dreyer. Zum erstenmal am 2. zum drittenmal am 6. November. — Man hätte glauben sollen, Max Dreyer, der einst viel Verheißende, wäre mit seinem „Tal des Lebens" unten angekommen; aber in der Tat: die Hochzeitsfackel leuchtet in noch tiefere Sphären. Das „Spiel" ereignet sich an einem deutschen Fürstenhofe und stellt die Bemühungen zweier Fürstenkinder dar, in der Hochzeitsnacht zueinander zu gelangen. Das Hofzeremoniell verhindert das und trennt sie beinahe; nur der Eifersucht der kleinen Frau ist es zu verdanken, daß schließlich die Vereinigung herbeigeführt wird. Die vielen Albernheiten, Undeutlichkeiten und Deutlichkeiten sind mehr oder minder mit dem Barockmäntelchen verdeckt, und auch die Verse sollen über mancherlei Bedenkliches und Derbes hinweghelfen. Es ist bedauerlich daß der Dichter so verfranzöselt. — Gespielt wurde nicht schlecht. Das junge Paar, das Herr Hetebrügge und Fräulein Noormann darstellten, erweckte eben durch das Spiel der Rollenträger Sympathie; das gleiche gilt von dem Prinzen Günther und seiner Verlobten (Herrn Köhler und Fräulein Bischoff). Im weiteren wären noch besonders zu erwähnen Herr Miltner-Schönau als Raugraf und Fräulein Hammer als Schauspielerin Selinde.

Literatur.

* **Von der Erde und vom Menschen.** Von **Fritz Philippi. 286 S. Heilbronn, Eugen Salzer.** — Wenn

wir das letztemal den düsteren Zuchthausroman. Adam Notmann nicht freudig begrüßten, so können wir nun mit mehr Gunst das neue poetische Produkt unseres Landsmanns beurteilen. Philippi hat sich wieder aufs Gebiet der Novelle begeben, auf dem seine Stärke sich entschieden betätigt. Bauerngeschichten nennt er die vier vereinigten Erzählungen, die den Namen Novellen verdienen, weil sie psychologisch vertieft sind. Der „Landwolf" schildert so recht die Verbindung des Menschen mit der Erde. Dieser Bachwieser ist der echte „wuhlende" und „karstende" Bauer, der Nimmersatt, dem die Landgier über die Sorge für Frau und Sohn geht und der im Raffen und Scharren seine Lebensaufgabe sieht. Das „Borntier" hat etwas Mystisches an sich; es ist eine dunkle Geschichte, die sich auch zum Teil unterirdisch in den Erdbacher Erdhöhlen verliert, aber von der Sonne dennoch an den Tag gebracht wird. Das „Schutzescheusel", eine eigentümliche Bezeichnung, zeitigt einen freundschaftlichen Lichtstrahl, der in die, gottlob diesmal nur kurze Zellenszene fällt. Endlich: „Als ich meinem Schatten nachging" — ist eine wehmütig-frohe, heimwehselige Erzählung, die so recht dartut, wie der Verfasser amtlich wie menschlich mit seinen Westerwäldern verwachsen war und bleibt. Gern konstatieren wir, daß Philippi sich von der mystischen Verirrung und der krausen Stilistik bekehrt hat und zu der verständlicheren Darstellung seiner Erstlingsnovellen zurückzukehren sich bestrebt. An Rosegger und Hansjakob möchte er sich halten: natürliche, nicht gesuchte und gespreizte Originalität — dann wird er der wahre, der überall verständliche Volksschriftsteller sein.

Neues aus Nassau.

Steinfeier in Nassau.

K. Die 150. Wiederkehr des Geburtstages des Freiherrn vom und zum Stein wurde in seiner Geburtsstadt Nassau festlich begangen. Die Wahl des Tages machte manche Schwierigkeiten: Das Kirchenbuch und das Denkmal geben den 25. Oktober als Geburtstag an; Stein selbst hielt den 26. für seinen Geburtstag, und auf der Gruft in Frücht steht sogar der 27. Oktober. Aus lokalen Gründen einigte man sich, die Feier am Samstag, den 26. Oktober zu begehen. Das Komitee hatte die Angelegenheit gut vorbereitet, zahlreiche Anmeldungen zur Teilnahme waren eingegangen, aber als der Festtag anbrach, fing es an zu regnen, um dann immer stärker zu gießen. Unter diesen Umständen verlor die Schülerfeier am Steindenkmal viel von ihrem Reiz. Alle höheren Lehranstalten der nächsten Umgebung waren mit den Lehrerkollegien erschienen oder hatten Abordnungen entsandt. Die Schülerchöre, Deklamationen, die Festrede des Herrn Rektor Krull-Nassau, die Ansprachen beim Niederlegen der zahlreichen Kränze brachten die herrschende Stimmung zum Ausdrucke, Stein als des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein vor die Augen zu malen.

Offizielle Feiern fanden nachmittags im Schloßhofe und abends im Saale der Krone statt. Ersterer ging ein Fackelzug durch die dürftig illuminierte Stadt voraus, dann hielt vor dem Geburtszimmer des Freiherrn der Privatdozent Dr. Pohlmeyer aus Berlin die Festrede. Er zeichnete in großen Umrissen das Werk Steins, schilderte eingehender das Befreiungsedikt in seiner Wirkung als die größte soziale Tat des letzten Jahrhunderts und reihte Steins Verdienste in die der größten Männer Deutschlands ein. Wirkungsvoll vorgetragene Chöre der beiden Gesangvereine folgten, und ein Rundgang durch den Park schloß sich an, während das Steindenkmal in herrlicher Beleuchtung erstrahlte.

Die stark besuchte Abendfeier, geleitet durch Landrat Duderstadt-Diez, verschönert durch die Anwesenheit zahlreicher Vertreter der staatlichen und kommunalen Behörden, Abgeordneter und Ehrengäste, nahm ebenfalls einen trefflichen Verlauf. Nach dem Kaiserhoch in der Eröffnungsansprache und dem Vortrag einiger Chöre hielt Mittelschullehrer Kissel-Nassau die Festrede, in welcher er darlegte, daß die Persönlichkeit Steins heutzutage vielfach falsch, weil einseitig, aufgefaßt werde und man häufig den Maßstab der Gegenwart anlege, statt die Person aus ihrer Zeit heraus zu verstehen suche. Indem er letzteren Gedanken ausführte, zeigte er den Minister bei seiner täglichen Arbeit, in seinem Denken und Handeln als einen ganzen Mann und einen Charakter. Reichen Beifall ernteten auch ein Einakter, darstellend die Berufung Steins 1807, ebenso eine poetische Widmung von Hofrat Dr. Spielmann-Wiesbaden: Le nommé Stein. Nach mehreren Ansprachen, unter denen die des Vertreters der Königlichen Regierung noch besonders zu erwähnen ist, schloß sich eine nichtoffizielle Feier an, welche die Teilnehmer bis zum frühen Morgen beisammen hielt, währenddessen die Kapelle des Pionierbataillons Nr. 8 aus Koblenz wacker zum Tanze aufspielte.

Am 22. Oktober ist auf der Bahnbaustrecke Usingen-Weilmünster der Tunnel bei Weilmünster durchstochen worden.

Am 24. Oktober wurde die Strecke der Kerkerbachbahn Hintermeilingen-Waldernbach eröffnet. (Stationen: Lahr, Fussingen, Füllberg, Waldernbach.)

Am 26. Oktober wurde der neue Bahnhof zu Homburg eingeweiht.

Patriotische Niederländer haben der Sammlung im Wilhelmsturme zu Dillenburg ein Bild der Königin Wilhelmine gestiftet.

Das Graue Haus zu Winkel wird eben untersucht. Voraussichtlich läßt es der Besitzer in der früheren Gestalt wiedererstehen.

Eine besondere Automobilstraße Wiesbaden-Frankfurt, bezw. eine Automobilbahn im Südtaunus soll gebaut werden.

Nassauischer Geschichtskalender.

November.

19\. 1597. Graf Wilhelm von Nassau-Weilburg stirbt. Geboren am 25. VIII. 1570 als Sohn des Grafen Albrecht, hatte er mit seinen Brüdern 1593 mutschiert, so daß er Weilburg bekam. Er war vermählt mit der Gräfin Erika von Isenburg-Birstein, hinterließ aber keinen Sohn.

19\. 1808. Die preußische Städteordnung, das Werk des Ministers Freihern vom Stein, erscheint.

23\. 1307. Erzbischof Diether von Trier aus dem Hause Nassau stirbt. Er war der Sohn des Grafen Walram II. und älterer Bruder König Adolfs, vor 1250 geboren, wurde Geistlicher (Dominikaner) und 1300 zum Erzbischof von Trier gewählt.

25\. 1355. Die Grafen Adolf und Johann, Söhne des Grafen Gerlach von Nassau, teilen die walramischen Gebiete. Adolf nimmt seinen Sitz zu Idstein, Johann zu Weilburg.

26\. 1668. Heinrich Brömser von Rüdesheim, der letzte seines Geschlechtes, stirbt. Er war 1601 geboren und hatte die Würden eines kaiserlichen Hofrats und kurfürstlich mainzischen Geheimen Rats, Hofrichters und Vizedoms inne.

30\. 1812. Gefecht bei Villafranca. Siegreiches Gefecht eines Teils der Garnison von Barcelona gegen überlegene spanische Truppen, an dem auch das 1. Regiment Nassau teilnimmt. (Spanischer Feldzug.)

Briefkasten.

P. H. in M.-G. Dankend erhalten.

W. S. in W. Wir müssen uns das erst überlegen.

A. P. in W. Eines der Gedichte wird kommen.

W. G. in D. Aufsätze erwünscht. Das Gesandte ist in ähnlicher Form bereits in Nr. 21 vertreten.

Redaktionsschluß: 10. November.

Inhalt: Friederike Brion. (Gedicht.) Von Th. Gesky. — Wilhelm, Fürst zu Wied †. Von Dr. E. Spielmann. — Nassaus Burgen V. Von R. Bonte. (1. Fortsetzung.) — Fischfang u. s. w. bei St. Goarshausen und St. Goar. Von H. Pfeifer. — Der Juliansbrunnen. Von A. Herber. (Schluß.) — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 23. Wiesbaden, den 1. Dezember 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Waldklänge.

Im Wald am Wege liegt ein Stein,
Auf dem ich Rast gehalten
Im späten Abendpurpurschein,
Als Sang und Ruf verhallten.

Ein schlichter Block; man geht dahin
Am Tage leicht vorüber,
Ein Plätzchen nur für Träumersinn:
Der weilet um so lieber. —

Wenn fern dem Forst der Menschen Tritt
Verschallt in Abendröten,
Umschwebt ein wundersames Lied
Den stummen Stein, den spröden.

In Grillenzirpen, rauschend' Laub,
Verloren' Waldesläuten
Klingt traumhaft aus Jahrhundertstaub
Ein Sang von grauen Zeiten:

Germanenwucht und Römerstolz
Und von der Tuba Schmettern,
Von Eichenwald und Eibenholz
Ein Krachen und ein Wettern.

Ein Bollwerk einst, des Landes Schmach,
Half er unwillig bilden,
Bis es dem Zeitensturm erlag
Auf hohen Waldgefilden.

Was all der graue Stein geschaut
Aus Imperatortagen,
Wird dem nur von ihm anvertraut,
Der ihn versteht zu fragen.

Richard Peter.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

8) Von R. Bonte. (Schluß.)

Der Brückenkopf bildete, wie aus der Zeichnung ersichtlich, eine kleine Burg für sich, welche in dem Obergeschoß des Torturmes und dem anschließenden höheren, mindestens dreistöckigen Rundturm eine ganz stattliche Besatzungsmannschaft aufnehmen konnte. Letztere war verpflichtet und auch genötigt, das Werk bis zum äußersten zu verteidigen, da von seiner Behauptung viel abhing, und ein Rückzug, welcher unter dem Feuer der am nahen Lahnufer stehenden oder bereits in den Brückenkopf eingedrungenen Gegner über die langgestreckte, keinerlei Deckung bietende Brücke zu erfolgen hatte, eine sehr aussichtslose Sache gewesen wäre. Im Falle ernster Bedrängnis verbürgte übrigens schon die Bedeutung dieses Verteidigungswerks seiner Besatzung eine rechtzeitige und nachdrückliche Unterstützung aus der Stadt.

Sofern nicht besonders ungünstige Umstände vorlagen, war es ein leichtes, den Brückenkopf zu behaupten; umso schwieriger aber wäre es gewesen, ihn wieder zu gewinnen, weil er dem Gegner in der Verteidigung die gleichen Vorteile bot. Seine Wiedereroberung war aber für den Befehlshaber auf Weilburger Seite unbedingt erforderlich, weil er im Verein mit der Brücke, die er beherrschte, dem Angreifer als Operationsbasis gegen den Torzwinger in einer Weise dienen konnte, welche auch dessen Verlust wahrscheinlich machte.

Nach der Stadtseite hin schloß die Lahnbrücke an das Tor der Vorburg oder des Torzwingers, wie dieses Werk im Vorhergehenden benannt worden ist, wohl ebenfalls nicht mit einem steinernen Brückenbogen, sondern mittels einer Zugbrücke oder eines fliegenden Steges an. Wenn auch zu Dilichs Zeit ersterer Fall vorlag, so ist doch kaum anzunehmen, daß die mittelalterliche Kriegsbaukunst auf die Herstellung eines Annäherungshindernisses verzichtet habe, welche hier ebenso leicht erfolgen konnte, wie am anderen Lahnufer.

Derartige Balkenbrücken oder Stege waren aber namentlich bei starkem Verkehr der Abnutzung und bei eintretenden Hochfluten der Zerstörung sehr ausgesetzt, so daß in friedlicheren Zeiten steinerne Brückenbogen an ihre Stelle traten, wie auch Dilichs Bild bereits einen solchen zeigt. Es ist anzunehmen, daß die Berichte von einer Zerstörung der Brücke Johanns I. durch Hochwasser sich nur auf solche Teilschäden beziehen und nicht die ganze Brücke betroffen haben.

Die Durchfahrt des unteren Lahntors war ebenfalls überbaut, im übrigen aber einfacher ausgestattet als die des weit mehr exponierten Brückenkopfes und an der inneren, dem Zwinger zugewendeten Seite, offen, wie es bei solchen Torbauten und Türmen aus Gründen der Verteidigung üblich war. Die stadtseitig anschließende Wehrmauer war am Burgfelsen durch einen sie überragenden Rundturm verstärkt, dessen Ausbuchtung die Seitenbestreichung der Mauerfront und des Tores ermöglichte; ferner war er geeignet, das Ersteigen der Mauer, bezw. das Anlegen der Sturmleitern, zu behindern, welches hier in der von dem Felsen und der Wehrmauer gebildeten Ecke leichter erfolgen konnte.

Die lahnseitig an den Torbau anschließende Wehrmauer stieg der Form des Geländes folgend aufwärts bis zum **oberen Lahntore OL**, wie wir das nördliche Stadttor bezeichnet haben. Sie war hier an ihrem oberen Zuge nicht als einfache, sondern als doppelte — also beiderseits, nach außen und nach innen mit Brustwehr und Schießscharten versehene — Wehrmauer ausgebildet, um hier die seitliche Bestreichung des Stadttores bewirken zu können.

Von dieser Zwingermauer gibt uns Dilichs Bild keine unmittelbare Kunde. Damals war an die Stelle der ehemaligen Vorburg schon die beiderseits mit Häusern bebaute **heutige Niedergasse** getreten. Die lahnseitige Wehrmauer war gefallen oder als Rückwand für die Häuser benutzt worden, der Burgweg selbst durch Sprengung des Felsfußes verbreitert und damit der Raum für die hier angelehnte Häuserreihe der Niedergasse geschaffen worden. Hinsichtlich dessen, was über das nördliche Stadttor und den ganzen weiteren Zug der Stadtringmauer im Nordwesten, Westen und Südwesten bis zum südlichen Stadttor, dem alten Landtor, welche in Dilichs Bilde nicht sichtbar sind, noch zu sagen bleibt, wird auf den Befestigungsplan hingewiesen.

Das obere Lahntor war ebenfalls als **Wohnturm** ausgebildet und seiner Bedeutung entsprechend stark verteidigt. Die Ringmauer war nach Analogie der Ringmauer über der Niedergasse, aber in weiteren Abständen durch Rundtürme verstärkt, welche zur seitlichen Bestreichung der Mauer und als Wacht- und Aufenthaltsräume für die auf den Wehrgängen der Ringmauer postierten Mannschaften dienten. Sie war mit einem tiefer liegenden Zwinger umgürtet, dessen Wehrmauer sich den aufwärts klimmenden Angreifern als erstes Hindernis entgegenstellte.

Für den nordwestlichen Teil der Ringmauer ist das Vorhandensein eines solchen Zwingers mit Sicherheit vorauszusetzen, weil hier in nächster Nähe des Stadttores ein besonders nachdrücklicher Angriff mit starkem Truppenaufgebot zu erwarten, und daher eine ebenso wirksame Verteidigung erforderlich war. Dieser Zwinger hat später zur Anlage von Gärten oberhalb des Hains und der parallel mit der Gasse „Hinter der Mauer" laufenden Gasse am oberen Hain Anlaß gegeben. Seine dicht beim Stadttor anschließende kurze Querseite war gleich dem oberen Teil der damit verbundenen Torzwingermauer als doppelte Wehrmauer ausgebildet um einerseits das Stadttor, anderseits den Zwinger selbst, bezw. den Abhang am Torzwinger bestreichen zu können. Die andere Quermauer des Zwingers am Hain war an einen starken Rundturm Z angeschlossen, welcher sich an der Einmündung der heutigen Neugasse Ng in die Mauergasse aus der Ringmauer erhob.

Dieser Turm deckte zwei Nebenpforten, welche vorwiegend friedlichen Zwecken, nämlich dem Verkehr der Stadtbewohner nach der Lahn und dem Wiesengelände an der Westseite des Berings dienten; die erste in der Ringmauer führte zunächst in den Zwinger, die zweite in dessen Quermauer führte ins Freie und hinunter nach dem Lahnufer. Hier, in dem geräumigen Wiesengrunde und am Wasser, spielte sich ein nicht geringer Teil des städtischen Lebens und Treibens ab, und besonders an schönen Tagen und in friedlicher Zeit entfaltete sich ein buntbewegtes Bild auf dem grünen Rasen, am seichten Ufer und auf dem von der hohen Hauslei überragten Spiegel der Lahn.

Zur Abhaltung von Volksbelustigungen und Kampfspielen, zur Uebung der jungen waffenfähigen Bürgerschaft in den Fertigkeiten des Kriegshandwerks bot sich kein besserer und sicherer Platz. Der adlige Knappe tummelte, tränkte und putzte hier die Rosse seines Ritters; der hörige Mann weidete das Großvieh und grub und pflanzte in den Krautgärten für die herrschaftliche Küche und den eignen bescheidenen Bedarf. Am Wasser fanden Wäscherinnen, Gerber, Färber, Fischer und andere Gewerbetreibende, denen das nasse Element als Arbeitsmittel und Arbeitsstätte unentbehrlich ist, ihre alltägliche Beschäftigung.

Lebhafter Verkehr herrschte auch auf der großen in den Fluß hineingebauten hölzernen Bühne, welche als Anlegeplatz für die Nachen und als gemeinsame Schöpfstelle diente, an der die Bürger ihren Wasserbedarf entnahmen und in Kübeln und Kufen — zum Teil mit Hilfe von Karren und Tragtieren — in die Stadt beförderten.

Von jenem Turm Z zog die westliche Ringmauer, von zwei runden Halbtürmen seitlich bestrichen und von einem im Plane durch punktierte Linie angedeuteten Zwinger begleitet, in südlicher Richtung weiter, bog dann nach Südosten ab und endete in dreimal gebrochenem Trakt wieder an dem Rundturm R neben dem alten Landtor, von dessen Verteidigungseinrichtungen bereits die Rede gewesen ist. Die bastionsartig gestaltete winklige Ausbuchtung der Stadtmauer, deren Spitze von dem Turm R (auf dem Rosenkranzschen Grundstück in der heutigen Vorstadt) gebildet wird, verdient auch insofern Beachtung, als sich in ihr ein Beispiel für die an mittelalterlichen Befestigungen zuweilen bemerkbaren Anklänge an die Formen späterer Fortifikationssysteme darstellt. Die kurzen Seiten der drei Absätze des südwestlichen Mauerzuges sind als die Flanken des Bollwerks anzusprechen, welche die längeren Absätze der Ringmauer seitlich bestreichen und übersehen ließen, also gleichen Zwecken dienten wie die aus der Mauerflucht hervortretenden Türme und Rondelle.

Wir haben nun unsere Betrachtung der mittelalterlichen Befestigungen der Stadt Weilburg beendet und kommen noch einmal auf das Dilichsche Bild zurück.

Sein Wert, beruht m. E. darauf, daß es die älteste Darstellung Weilburgs bildet, welche uns überliefert worden ist, und daß es sehr wahrscheinlich von Dilich selbst nach der Natur angefertigt worden ist. Seine Originalität und Zuverlässigkeit wird hier und da angezweifelt, ebenso seine Bewertung zugunsten der von Zeiller und Merian in ihrer Topographie gebrachten Nachzeichnung verschoben, was übrigens auch für andere, der Hessischen Chronika entlehnten Bilder, sowie für die von Merian nachgestochenen Bilder sonstiger früherer Autoren gilt.

Dilichs Bild enthält nun auf dem auch von Merian, aber etwas kleiner wiedergegebenen Felsstück im Vordergrunde, eine lateinische Widmung an die „Konsuln und Senatoren" der Stadt Weilburg. Es ist kaum anzunehmen, daß Dilich diese — bei Merian nicht vorhandene — Widmung angebracht haben würde, wenn er nur eine Kopie und nicht eine selbsteigene Schöpfung anzubieten gehabt hätte. Daß es für ihn, der im Jahre 1591 die höchste hessische Landesuniversität Marburg besuchte, sehr leicht war, das nahegelegene Weilburg zu sehen und für seine Hessische Chronika zu zeichnen, wurde bereits angedeutet. Für die vorerwähnte Zeiller-Meriansche Topographie ist aber nicht nur Dilichs Bild, sondern auch der Text seiner Chronik in wenig verändertem Wortlaut benutzt worden. Dilich hat sogar über Weilburg noch mehr zu berichten, als Zeiller. Er schreibt anschließend an eine kurze Erwähnung der Stadt „Limpurg, welche trierisch und hessisch", folgendermaßen: „Etwa zwo meil über dieser stadt ist an diesem wasser Löhn das schöne schloß unnd städtlin Weilburg gelegen / davon diese Graffschaft den nahmen bekommen. Solches hat G. Philip zu Nassaw und Weilburg / weiln es allenthalben bawfellig / weggebrochen / unnd an dessen statt das jetzige zu bawen angefangen / welchen baw nach ihm sein sohn Albertus folnzogen / und den grossen thurm / wie auch den saal darein gesetzet. Die Graffen zu Nassaw aber / so dieses orts regiert / sind:" — Es folgt nun eine Stammtafel der letztgenannten von Johannes († 1371) bis auf Ludwig II. von Nassau-Saarbrücken.

In Zeiller-Merians Text heißt es: „Bey zwo Meylen über der Statt Limpurg, ligt an dem

Wasser Löhn in der Höhe, diß schöne Schloß und Stättlein, davon die Nassauische Graffschafft Weilburg den Namen bekommen. Im Schloß ist ein grosser Thurn, und ein schöner Saal: Es ist allhie ein Gräfliche Nassauische Residenz, und machen die Herren Grafen deß Orts, auß denen dreyen Linien oder Stämmen, so von den Sieben, die vor Zeiten gewesen, noch übrig, einen, nemlich den Weilburg-Saarbrück- und Wisbadischen." — —

Zum Schlusse sollen nur noch die auf Dilichs Bild dargestellten, im vorhergehenden bereits erwähnten Baulichkeiten auf dem Friedhofe angeführt werden, an denen die Minderwertigkeit und Verständnislosigkeit der Wiedergabe durch Merian ganz besonders zutage tritt. Jeder Weilburger und jeder Fremde, der die Stadt besucht hat und an ihren Denkmälern alter Kunst nicht achtlos vorübergegangen ist, kennt den Kreuzigungsberg mit seiner prächtigen Figurengruppe und die eigenartige Heiliggrabkapelle auf dem Friedhofe.

Jene Gruppe ist durch einen zwölfseitigen Ueberbau geschützt, ein Pyramidendach, das von 12, durch flache Bogen verbundene Säulen getragen wird.

Dilichs Bild stellt dessen Form ungeachtet seiner Kleinheit (der Ueberbau erscheint auf dem Bilde nur 4,5 Millimeter breit) vollkommen richtig als Zwölfeck dar; die Dachpyramide und deren Substruktion zeigen, geometrisch richtig, fünf Seitenflächen, indem deren eine parallel zur Bildfläche liegt; die vordere Säulenstellung ist mit Flachbogen überwölbt, und durch ihre offenen Zwischenräume werden die dahinter liegenden Säulen sichtbar.

Für Merians Zeichner, der das Bauwerk natürlich nicht kannte, war die Vergrößerung seiner Darstellung nach Dilichs kleinem Bilde allerdings eine mißliche Sache; er machte aus dem Ueberbau einen achteckigen gotischen Turmbau mit Strebepfeilern an den Ecken, in dessen geschlossenen Wänden sich Fenster mit Sprossenwerk befinden. Bei der Kapelle hat er den von Dilich in richtigem Höheverhältnis gezeichneten mittleren Rundbau, welcher das Dach der davor liegenden Vorhalle überragt, so hoch gemacht, daß er wie ein Wartturm erscheint.

Im Gegensatz zu diesen Abweichungen hat er aber das von Dilich unrichtig angegebene Gefälle des Wehres an der Brückenmühle — wohl kaum wider besseres Wissen — getreulich nachgezeichnet.

Für den Ortskundigen und für den mit den Gesetzen der Perspektive auch nur oberflächlich Vertrauten, wird es keines Hinweises darauf bedürfen, daß Dilichs Ansicht nicht von einem einheitlichen Standpunkt aus aufgenommen worden ist, sondern daß der Zeichner auf den Höhen zu beiden Seiten der Limburger Straße das Stadtbild von verschiedenen Punkten aus betrachtet und das da und dort Skizzierte nach freiem Ermessen zu einem gefälligen Gesamtbilde vereinigt hat.

Fischfang, besonders Salmenfang bei St. Goarshausen und St. Goar.

2) Von H. Pfeifer. (Schluß.)

Die Verwaltungsart, wie sie in dieser Verordnung vorgeschrieben ist, blieb auch später unter preußischer Regierung, abgesehen von einigen kleinen Änderungen, dieselbe.

Die vorher erwähnten Salmen- und Hamenfischereien bei St. Goarshausen werden zu je $^{16}/_{16}$ Anteil an einheimische Fischer in Erbbestand verliehen. Für jeden Anteil ist ein Erbleihbrief mit den für die Fischerei erforderlichen Bestimmungen ausgestellt. Linksrheinisch, bei St. Goar, waren die Fischereien auch anfangs in Erbleihe vergeben. Doch sie wurden später vom Fiskus wieder eingezogen und dann auf Naturallieferung verpachtet. —

Der Anteil des Staates aus den Erbleihfischereien bestand:

1. von den auf Salmenschiffen gefangenen Salmen in einem Dritteil,
2. von den auf den Hamenwaagen gefangenen, wenn nicht zu gleicher Zeit auf den Salmschiffen gefischt wurde, in der Hälfte des Erlöses und
3. in einer ständigen Erbpacht von 41 Mk. 40 Pf., die Martini jeden Jahres fällig war.

Störfische gehörten ganz dem Staate, doch zahlte dieser den betr. Fischern ein Fanggeld von 2 Fl. 24 K. = 4,09 Mk.

In St. Goar sind die fiskalischen Fischereien „Werb" und „Klodt" gegen Abgabe der Hälfte des Salmfanges verpachtet. Alle übrigen Fische gehören den betreffenden Fischern ganz. Das zur Fischerei nötige Geschirr muß zwar die Fischereigenossenschaft selber stellen, dagegen gehört ihr im voraus zur Unterhaltung der Fischereigeräte von Salmen über 12 Pfund = 6 kg, ein kg und von einem geringeren nur ½ kg. Bei der Erbleihfischerei St. Goarshausen erhält außerdem der Fischer der den ersten Salm im neuen Jahr gefangen hat, 2 Maß = 4 Liter Wein auf Rechnung des Fiskus.

Welchen Nutzen der Staat in Jahren, in denen es viel Fische gab, aus diesen Erbleihfischereien zog, mag aus den Manualaufzeichnungen eines älteren Salmenwiegers hervorgehen. So heißt es in einem Quartalsabschluß des Jahres 1799 wörtlich folgendermaßen: Hier Von erträgt es gnädigster Herrschaft 9 Rhtlr. 16 Kr. Und an sallmen und Stöhrgeld nach abzug von den Stöhr, was die Fischer da von bekommen Vor Fanggeld und vom ersten sallmen im Jahr bleibt noch vor gnädigste Herrschaft 40 Rhtlr. 7¼ Kr. Derselbe schreibt ein halbes Jahr später: Erträgt es gnädigster Herrschaft an hamen sallmen und Stöhr für sich in Summa 67 Rhtlr.

Da der Inhalt eines Erbleihbriefes von Inter-

esse ist, so sei ein solcher, der 1812 von der hessen-rheinfelsischen Regierung (unter der französischen Verwaltung der Niedergrafschaft) für den Sann ausgestellt wurde, hier mitgeteilt.

Des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Victor Landgrafens zu Hessen pp., Ritter des St. Hubert-Ordens pp., Unseres gnädigsten Fürsten und Herrn, Wir zu Höchst Ihrer nachgesetzten Kanzley dahier verordnete Direktor, Räthe und Assessor thun kund und bekennen hiermit, daß Nahmens Höchstbesagt Ihrer Höchstfürstlichen Durchlaucht, auf Ableben Höchst dero Herrn Vaters Landgrafens Emanuel p. m. Wir den . . . . . . zu St. Goarshausen mit einem Sechzehnteil des herrschaftlichen Salmen und Hamen-Waags Sann wie auch des Hamen-Waags Schapp für sich und seine rechtmäßigen Intestaterben mit Einschluß der Ascendenten und Seiten verwandten dergestalt beliehen haben, daß

§ 1

selbiger nebst den übrigen mit diesem Salmen und Hamenwaag Sann und Schapp beliehenen Fischern solche treu und fleißig versehen, und auf seine Kosten befischen, die gefangenen Salme und Störfische auch getreulich an den gnädigst bestellten Salmen-wieger einliefern soll, wie solches in der bestehenden oder künftig zu erlassenden Fischerordnungen vorgeschrieben wird, wonach sich derselbe noch besonders verpflichten zu laßen, und von welchen Verordnungen jeder Fischer sich ein Exemplar gegen die Abschreib Gebühr auf seine Kosten zu verschaffen hat

§ 2

derselbe a) von allen im Salmen Waag gefangen werdenden Salmen den dritten Theil von den in beyden Hammen Waag gefangen werdenden aber — im Falle nicht zu nämlicher Zeit auch auf dem Salmen-Waag Sann gefischt werden, als welchen Falles die im Hamen-Waag gefangenen Salmen ebenfalls nur à ⅓ gnädigster Herrschaft gebühren — die Hälfte des Gewichts, jedoch nach Abzug von 1 Pfund von jedem im Salmen oder Hamen waag gefangenen Salmen, der nicht über 12 Pfund wiegt, als welche resp. 1 und 2 Pfund den Fischern im voraus passirt (?) werden, ferner

b) die in beiderley Waagen gefangen werdende Störfische aber nebst

c) dem Wieggeld, welches auf 4 kr schwer von jedem Salmen, der 1—6 Pfund, — 8 kr schwer von jedem der bis 15 Pfund, und 10 kr schwer von jedem der über 15 Pfund wiegt, bestimmt ist, und wovon dem Salmenwieger ⅓ in partem salarii gnädigst zugestanden ist, ganz-gnädigster Herrschaft.

d) das Eingeweide von den Salmen hingegen, nebst dem Stück vom Schweif à ½ Pfund bei ausgeschnittenen Salmen ebenfalls dem Salmenwieger in partem salarii überlassen auch

e) wegen des Hamen Wags Sann 4 Rhtlr. 45 kr und wegen des Hamenwags Schapp zwey Rhtlr. 22 kr schwer oder in 20 fl. Fuß als Erbpacht jährlich an Fürstliche Renterey Rheinfels, oder wohin derselbe angewiesen wird, entrichten soll. Wogegen dann

§ 3

das übrige Gewicht der Salmen, das nicht nach § 2 gnädigster Herrschaft verbleibt, nebst dem daselbst bemerkten Voraus am Gewicht gleich allen in den Waagen gefangenen Fischen außer Salmen und Störfischen den Fischern dieses Waags zu gut kommt, — ihnen auch für jeden im Salmen oder Hamenwaag gefangenen Störfisch überhaupt 2 Gulden schwer für den Kopf, und 40 kr schwer für Wein und jedes Jahr den Fischern des Waags, worauf der erste frische Salmen gefangen worden, zusammen 2 Maas Wein vergütet werden sollen.

§ 4.

Daß die sämtlichen Fischer des Waags denselben auf ihre alleinige Kosten in gutem Stand erhalten, Schiff und alles zum Fischfang nöthige Geschirr, wie auch das nöthige Holz zum Wasserbau Brücken, Bockschwanz, Grundschaftsraidel und dergleichen, so fern das Land zu dessen Lieferanten und Anfahren nicht verbunden ist, stellen, und bei diesen Verrichtungen zum Nachteil des erblehnherrlichen Interesse bei willkürliger Strafe nicht nachlässig oder säumig seyn, weshalb fürstliche Kanzley die nöthige Aufsicht anordnen wird, nicht weniger

§ 5.

Alle sonstige auf dem Waag lastende Lasten und Abgaben, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, als nemlich insbesondere jährlich 8 Alb. leicht Kastengeld an die Lutherische Pfarrey zu St. Goarshausen oder was sonst hier unten bekannt gemacht werden möchte, übernehmen sollen, so daß die § 2 bestimmten Antheile gnädigster Herrschaft föllig frey und ohne weiteren Abzug bleiben.

§ 6.

Daß nach des Erbbeständers Tod zwar dessen Wittib als welche in so weit mitbelehnt wird, in des Verstorbenen Namen, dessen Erbleihe ohne eine Belehnung, solange sie lebt, jedoch dergestallt vortsetzen, daß der Waag durch einen tüchtigen von ihr vorzuschlagenden, den verpflichteten und von Seiten gnädigster Herrschaft zu genehmigenden Fischer auf ihre der Wittib Kosten versehen werde. Daß aber

§ 7

nach dem Tod einer solchen Wittib, oder wenn der Erbbeständer bei seinem Absterben keine Wittib hinterlaßen, deßen rechtmäßige ehelichen Intestat-Erben, jedoch bei der weiblichen Descendenz unter der Leitung eines, wie bei den Wittwen zu adhibirenden verpflichteten Fischers dergestalt im Lehn folgen sollen, daß

a) bei mehreren Lehnserben eine Teilung des ganzen Waags nur bis zu $^1/_{16}$ stattfinde,

b) der zum Besitz des Waags gelangende die übrigen gleiche Successions-Rechte habenden Miterben abfinde,

c) der Wahl des erblehnmannes überlaßen bleibe, eines von seinen Kindern per actum inter vivos oder mortis causa zu seinem Lehnfolger zu erwählen, wobei jedoch falls der Erblehnmann ohne eine solche Disposition verstürbe, oder keine Kinder aber mehrere in gleichem Grade stehenden Intestat-Erben hinterließe Dominus Directus im ersten Fall unter den Kindern, im letzten unter den Seitenverwandten den zu belehnenden auszuwählen befugt ist, wie dann

§ 8

überhaupt diejenigen Erbbeständer, welche minderjährigen oder hohen Alters des weiblichen Geschlechts oder anderer Ursachen wegen den Waag ordnungsmäßig zu versehen nicht im Stande sind oder sonst dazu erweislich untüchtig sind, hierzu ein anderes tüchtiges Subject, wie oben § 6 bei den Wittwen versehen ist, vorzuschlagen oder zu gewärtigen haben, daß ein solches von Seiten gnädigster Herrschaft ihnen beigegeben werde.

§ 9.

Falls aber ein oder sämtliche Teilhaber eines Waags den Waag nicht mehr befischen sollten, und solches auf deshalbige Erinnerung binnen einem Jahr noch ferner unterließen, so soll deßen Antheil oder der ganze Waag für derelequirt eo ipso halten, und gnädigster Herrschaft zur freyen Disposition wieder heim gefallen seyn. Sowie auch

§ 10.

Wenn der jetzige Erblehnsbesitzer, oder künftig ein noch belehnter Descendent oder Seitenverwandter ohne rechtmäßige Erben, wie auch des letztern Besitzers Wittib mit Todt abgegangen, mithin überhaupt kein rechtmäßiger Lehnserbe mehr vorhanden seyn sollte, — dieses sein Antheil Waages mit Ausschluß Schiffes und Geschirres ebenfalls dem höchsten Erblehnsherrn zur freien Disposition eo ipso eröffnet wird, und zurückfällt, ohne daß die sonstige Erben wegen Verbesserung oder sonstiger Ansprüche eine Vergütung fordern noch ein Zurückbehältungsrecht am Waag ausüben können.

§ 11.

Daß die Erbbeständer auf Erhaltung und Verbesserung des Waags möglichst bedacht seyn, die damit verbundenen Gerechtsame nach Kräften mehren, und von deshalbigen Anfechtungen bei Fürstlicher Kanzley, damit ihnen deshalben nach Befinden der herrschaftliche Anwalt jedoch auf ihre der Erbbeständer Kosten zur Assistenz gegeben werde, zeitig Anzeige thun.

§ 12.

Ihr Antheil am Waag ohne höchsten landesherrlichen Consens weder verpfänden noch veräußern, sondern jedes-

mal zu einem oder dem andern den Consens bei Fürstlicher Kanzley gegen die Gebühr von 1 Rthr. schwer für jedes $^1/_{16}$ Waag nebst Abschreibegebühr gehörig lösen, und bei Veräußerungen weiter zwey vom Hundert des Kaufgeldes pro Laudemio, wovon jedoch die Abfindungsgelder wegen der Waagen unter den Geschwistern frey sind an Fürstliche Rentherey Rheinfels entrichten, ferner der Käufer wie auch

§ 13

bei Sterbefällen, und zwar von Seiten Domini Directi sowohl als des Erbbeständers jeder Erblehnmann oder resp. deßen Nachfolger innerhalb 3 Monaten um die neue Belehnung bei Fürstlicher Kanzley geziemend nachsuchen, den neuen Erbleihen Brief gegen die Gebühr von 1 Rthlr. schwer für jedes $^1/_{16}$ Theil Waags nebst Abschreibgebühr lösen und empfangen, auch pro rata jedes $^1/_{16}$ Theil dieses Waags vier Rth. schwer pro recognitione an gedachte Renterey entrichten, endlich

§ 14

In allen zwischen dem Erblehnmann und dem Domino Directo wegen dieser Erbleihe entstehenden Irrungen jener die Fürstlich Hessische Rothenburgische Gerichte, und zwar als Kläger Fürstlicher Kanzley, als Beklagter aber das betreffende Amt, oder wenn er Honoratior wäre, gleichfalls Fürstliche Kanzley als sein Forum erster Instanz mit Vorbehalt der hausvertragsmäßigen Appellation anerkennen soll ohne Rücksicht auf ein ihm sonst etwa zustehendes forum privilegiatum, indem derselbe auf jeden Fall auch vorgedachte erste Instanz hierdurch compromitirt.

Allen diesen Bedingnißen verspricht Eingangs bemerkter . . . . für sich und seine in dieser Belehnung mit begriffenen Intestat-Erben, ohne jedoch auf deshalbige Evictionsleistung an gnädigste Herrschaft Anspruch zu machen, getreulich nachzukommen, bey Verlust dieser Erbleihe.

Zu dessen Urkund haben wir diesen Erbleihenbrief in zwey gleichlautenden Exemplarien ausfertigen laßen, und mit unserer Unterschrift und Insiegel versehen, wovon das eine ihm, dem . . . . ausgehändigt, und das andere mit derselben Unterschrift statt Reversalien anher versehen worden ist.

Langenschwalbach, den 28. October 1812.

Unter Kaißerlich Königlich Französischer Autorität.

Fürstlich Heßen Rothenburgische Kanzley hierselbst.

(Siegel) (gez.) Tippel.

Am 1. April 1867 beträgt der Anteil des Staates in einem Quartal von einer Waag (Sann) sogar 798 Fl. 27 Kr. Für die Ausübung der Verwaltung sind staatlicherseits Verwalter (rechtsrheinisch sogenannte Salmenwieger) bestellt, die rechtsrheinisch unter dem zuständigen kgl. Oberförster und linksrheinisch unter dem kgl. Landrat stehen. Sie überwachen den ganzen Fischerbetrieb, führen Buch über die Eingänge und unterziehen die Salmen einer öffentlichen Versteigerung, die hier „Foy" genannt wird. (Vielleicht nach dem französischen „foire"-Markt, Messe?) Bemerkenswert ist hierbei, daß der Salmkäufer ein Auf- (sogenanntes „Foygeld") und Wiegegeld zu entrichten hat. Das „Foygeld" beträgt von je 2,50 Mk. Kaufpreis 7 Pf., für das der Salmenwieger den Fischern eine entsprechende Quantität Wein zum sofortigen Trunke zu verabreichen hat, der, wie es in einer alten Handschrift heißt, den Fischern die nötige Kraft erhalten soll. Das Wiegegeld fällt dem Salmenwieger zu und betrug früher bei Fischen von 1—6 Pfund 15 Pf., von 6—15 Pfund 30 Pf. und darüber 35 Pf. (Doch nach Verfügung Kgl. Regierung vom 26. VI. 1879 neu geregelt. Der Salmenwieger erhält zu seinen bisherigen Bezügen 10 Prozent des Staatsanteiles.) Nach Ablauf eines jeden Vierteljahres rechnet der Salmenwieger mit den Fischern ab.

Zur Erklärung des Namens „Waag" ist noch folgendes nachzutragen. „Waag" oder rheinisch „Woog" nannte man ursprünglich die Stelle, wo das Wasser sowohl durch die Natur als durch Kunst dahin gebracht wurde, daß es Vorgang erhielt, d. h. daß es etwa 40 Meter lang gegen den Strom lief. Von dem Orte erhielt dann das an ihm verankerte Salmschiff den Namen „Waag". —

Betrachten wir nun einmal die Faktoren, die in der heutigen Zeit ungünstig auf den Fischfang überhaupt und auf den Salmfang mit dem „Waag" insbesondere einwirken.

In erster Linie muß man hier wohl an die Stromregulierungen und Einengungen denken, die der fortschreitende Verkehr mit sich brachte. Manche ertragreiche Fischerwaage sind gänzlich wertlos, manche schwer geschädigt worden. Auch der gewaltige Dampferverkehr mit der notwendigerweise damit verbundenen Unruhe des Stromes übt auf die Fischerei einen ungünstigen Einfluß aus. Einen anderen sehr wichtigen Faktor, der die Rheinfischerei geradezu unheilvoll beeinflußt, bilden die Abwässer der Fabriken im Rhein- und Maingebiet, die das Wasser trüben und mit ihren schädlichen Bestandteilen durchsetzen. Zieht man weiter den gewaltigen Ertrag, den die niederrheinischen Fischdampfer mit ihren Zeegennetzen (große Netze, die das ganze Strombett von Ufer zu Ufer absperren) erzielen, so kann man es wohl verstehen, wie die Fischerei mit dem veralteten Waag immer mehr zurückgeht. Mit Freude haben daher die Erbleihfischer, die in diesem Jahre erfolgte staatliche Ablösung ihrer Gerechtigkeiten durch eine einmalige Zahlung von 800 Mk. pro $^1/_{16}$ Anteil begrüßt.

Unter diesen Umständen mutet es uns geradezu tragikomisch an, wenn wir heutzutage, wo der Salm längst von dem Tische des einfachen Mannes verschwunden ist, in einer alten Chronik lesen, daß sich in fischreichen Jahren die Mägde nur unter der Bedingung verdingt hätten, daß es nicht mehr als dreimal in der Woche Salmessen gäbe!

Nassauische Dynasten VIII.

Von Dr. C. Spielmann.

Sayn.

Die Grafen von Sayn erscheinen als Erben der Pfalzgrafen vom linksrheinischen Maifeldgau, auf deren Grundherrschaft im Engersgau sie ihre Burg Sayn errichteten. Doch war dies Gebiet nicht umfangreich. Um 1140 treten die Sayner als Vögte des

Erzstifts Köln im oberen Auelgau auf, woraus sich die Landeshoheit dort entwickelte.

1. Grafen von Sayn.

Eberhardt (?)

Eberhard I. 1140 1158 — Heinrich I. 1140 1174

Heinrich II. 1176 1202 — Eberhard II. 1174 1206 — Bruno 1205–1208 Erzb. v. Köln

Heinrich III. d. Große † 1246 G. Mechtild v. Wied-Neuerburg vererbt die wiedischen Gebiete an Kurköln, die saynischen an Sponheim. Erloschen.

Adelheid G. Johann Graf v. Sponheim (Sponheimische Linie)

Johann (I.) † 1264 Graf von Sponheim

Gottfried I. † 1283 Graf von Sayn

Johann I. † 1324 (Sayn-Sayn) — Engelbert I. † 1336 (Sayn-Vallendar) [1]

Gottfried II. † 1327 — Johann II. † 1359

Johann III. † 1403

Gerhard I. † 1419

Dietrich † 1452 — Gerhard II. † 1493

Gerhard III. † 1506 — Sebastian I. † 1498

Johann IV. † 1529

Johann V. † 1560 — Sebastian II. † 1573

Adolf † 1568 — Heinr. IV. † 1606 — Hermann † 1588

Gottfried II. † 1354

Salentin. † n. 1386 (Erheiratet die Grafschaft Wittgenstein)

Johann III. † vor 1436 Graf v. Sayn-Wittgenstein

Georg I. † 1469

Eberhard † nach 1493

Wilhelm I. † 1568

Ludwig I. † 1605

Anna Elisabeth † 1608 — Wilhelm III. † 1623

Ernst 1623—1632

Ludwig II. 1632—1636 — Ernestine — Johannette

Erloschen.

---

[1] Nur die direkte Folge ist hier angegeben; ebenso sind die späteren wittgensteinschen Linien nicht beachtet.

Die Herrschaft Vallendar wurde 1392 zu ¾ an Kurtrier verkauft; 1441 wurde ¼ davon wieder eingelöst; diese ²/₄ kamen dann 1767 auch an Kurtrier. — Beim Erlöschen der Linie Sayn bemächtigten sich (nach 1636) Kurtrier und Kurköln fast der ganzen Grafschaft, mußten sie aber im Westfälischen Frieden außer Burg und Ort Sayn, Irlich, Rheinbrohl und den Anteil an Heimbach, die an Trier kamen, herausgeben, worauf 1652 die Gräfinnen Ernestine und Johannette teilten.

2a. Sayn-Hachenburg.

Ernestine 1652—1661.
G. Graf Salentin Ernst von Manderscheid 1661—1705.

Magdalene Christine 1705—1715
G. Georg Ludwig, Burggraf von Kirchberg † 1686

Georg Friedrich 1715—1749

Wilh. Ludwig 1749-1751 — Joh. August 1777-1799

Wilhelm Georg 1751—1777

Luise Isabella, Erbin 1799
G. Fürst Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg

Die Grafschaft kommt an N.-Weilburg mit Ausnahme des Bannes Marsain, der an Wied-Neuwied fällt.

2b. Sayn-Altenkirchen.

Johannette 1652—1701
2. G. Herzog Johann Georg von Sachsen-Eisenach † 1686

Eleonore † 1696 G. Markgraf Johann Friedrich v. Brandenburg-Ansbach † 1681 — Johann Wilhelm 1701—1714

Wilhelm Friedrich † 1723

Karl Wilhelm 1723—1757 (Erbt Sayn-Altenkirchen.)

Wilhelm Heinrich 1729—1741 Erloschen. An Brandenburg-Ansbach.

Christian Alexander 1757—1791 († 1806).
(Tritt die Grafschaft 1791 an Preußen ab.)
Christian Alexander 1757—1791 († 1806)
(Tritt die Grafschaft 1791 an Preußen ab).

Anno 1803 tritt Preußen die Grafschaft an Nassau-Usingen ab und wird wie England durch niedersächsische Bistümer entschädigt; 1815 kam die Grafschaft mit einem Teil der von Hachenburg an Preußen.

Ländlich Anekdotisches.

Von W. Zimmermann †.

1. Das mißverstandene Fremdwort.

In deutschen Landen sollte man füglich auch in amtlichem Verkehr nur gut deutsch mit dem Volke reden. Das gelehrte Juristenlatein hat bei den Bauern schon manch ärgerliches Mißverständnis hervorgerufen, hin und wieder freilich auch ein ergötzliches. Und von einem solchen will ich jetzt berichten.

Es war in der Zeit, da das nassauische Ländchen

noch 28 Ämter hatte; waren es auch nur Ämtchen nach den Maßen der heutigen Zeit, so war der Inhaber eines solchen doch ein „vielmögender“ Mann, dessen gefürchtete Machtbefugnis in der Regel sich auch äußerlich durch mächtige Leibesfülle symbolisierte. Besonders respektiert war aber einer, so im östlichen Winkel des Herzogtums als eine Art Vizeherzog regierte. Kein Wunder, daß die Prozeßsucht der Bauern unter seinem kräftig-väterlichen Szepter erfreulich abgenommen hatte, und daß selbst die Schultheißen beim Aufstehn sich bekreuzten, auf daß der neue Tag keine Vorladung vom Amt bringe. Und doch half solch heiliges Zeichen nicht immer, wie der neue „Schultes“ zu K. erfuhr. Traf nämlich eines Tages ein amtliches Schreiben ein, worin ihm im allerstrengsten Amtstone unter Androhung einer schweren Strafe binnen drei Tagen die Überbringung eines gewissen Dings befohlen wurde. Ich kann heute leicht sagen „eines gewissen,“ aber damals war dies dem damaligen „Schultes“ sehr ungewiß; denn im Schreiben war alles deutsch vor und nach dem Namen des gewissen Dings, nur der war „fremdländisch“, und leider war er doch die Hauptsache. Der „Schultes“ berief in seiner Verlegenheit den Gemeinderat, und in Gemeinschaft mit dem mußte er endlich — so schien es wenigstens — guten Rat gefunden haben; denn im weiteren Tageslauf rieb er sich vergnügt schmunzelnd die Hände. —

Des andern Tages stand schier das ganze Dorf um die Kirche herum und schaute gespannt nach deren Spitze, die Weiber, wie üblich, mit unter den Schürzen gefalteten Händen, während daheim die Erbsensuppe anbrannte. Da oben kroch eben ein Mann aus der Dachluke und stieg ein Dachdeckerleiter aufwärts. „Wenn er nur nit fällt!“ hörte man eine Stimme sagen, „nein, wenn er ihn nur nit falle läßt!“ eine zweite; „jetzt hat er ihn am Schwanz!“ eine dritte, „jetzt is er wieder durch das Gauploch eingekrochen!“ eine vierte. Ein allgemeines langes: „A——a——a——ah!“ erleichterte darauf die Brust, und jeder und jede drängte sich nach vorn, um ihn zu sehen; so nahe hatte ihn noch niemand gesehen. Wen? Den Mann? Nein! Wen dann? Ich bitte den geneigten Leser noch um einen Tag Geduld, der auf dem Papier viel schneller vergeht als in Wirklichkeit.

„Was die fürnehme Herrn doch für sonnerbare Infäll hawwe!“ äußerte ein altes, braunes Mütterchen auf dem Heimgange zu ihrem Weggenossen. Dieser, ein hagerer, gallig aussehender Bauer, meinte: „Annemagrith, wenn die sich so abrackern müßte wie ich und du, verginge ihne die Späß.“ —

Des dritten Tages stand im Amtshause zu H. vor der Tür mit der gefürchteten Aufschrift: „Amtsstube“ der Schultheiß von K., hatte längst die Kappe abgenommen, kratzte aber immer und immer wieder seine Schuhe auf dem Strohteppich ab, obwohl sie längst sauber waren, räusperte sich hierauf noch ein paarmal, klopfte dann schüchtern an und trat mit einem sehr unterwürfigen Kratzfuß auf das gebieterische „Herein!“ ein. „Seid Ihr endlich da?“ herrschte ihn der Herr des Hauses und des Amtes an. „Ich will Euch schon Beine machen! Aber am Ende habt Ihr das verlangte Objekt noch garnicht mitgebracht?“ „Doch, doch, allergnädigster Herr Amtmann“, verteidigte sich der Schultes und wickelte aus seinem frischgewaschnen geblümten Schnupftuch den neuvergoldeten — — — Kirchengickel heraus. Er hatte aber die Kirchenmatrikel bringen sollen.

2. Die Lehre in der Höflichkeit.

Man soll gar nicht denken, daß es vor fünfzig Jahren so leicht gewesen wäre, Landschulmeister zu sein. Was mußte man da nicht alles können und kennen: Reden halten beim Handstreich (Verlobung), Rat bei Prozessen und bei Menschen- und Viehkrankheiten erteilen u. s. w. Jedoch das Schwierigste für manchen Mann war das Sicheinleben in bäuerliche Sitte und Bräuche. Das erfuhr ich, als ich eines Tags einen Freund auf seinem einsamen Dörfchen besuchte. Unterwegs gesellte ich mich zu einem vom Felde heimgehenden Bauern, um nach Weg und Steg und so „hintenherum“ auch 'mal nach dem neuen Schullehrer seines Dorfes zu fragen. — „Ach geh'n Sie mir weg mit dem, das is ja en Muff, der mit unserei'm nit zu schwätze weiß, kaum daß er ei'm „„gun Dag!““ sagt.“ „Was soll er denn noch mehr sagen?“ „Ei, wenn mer im Feld sich müd schafft und es geht einer am Acker vorbei spazieren, der's doch so gut hat, dann tut's ei'm auch gut, wenn er ei'm zuruft: „„Seid nit so fleißig!““, oder fragt, wie die Kartoffeln ausgefalle sinn, dran merkt mer doch die Teilnahme. Su machen's alle Leut im Dorf, die ei'm gut sin.“ „Euer Schullehrer wird eure Weise noch nicht kennen: der wird wenig ins Feld hinausgehen und mehr hinter seinen Büchern hocken,“ versuchte ich meinen Freund zu entschuldigen. „A was!“ erwiderte der Bauer, „dann soll er's grad anersch mache und unner die Mensche gehn. Ich hab's ihm auch schon angerate, denn er is bei mir in der Kost; awwer er stellt sich bockbeinig und is nit zu kuriern und sagt, es wär dummes Zeug, wenn die Leut' in de Wiese wärn und es ging einer vorbei und fragt noch: „„Nun macht Ihr Heu?““, er säh es ja mit seine eigene Auge, was braucht' er da noch zu frage!“ Awwer da will ich Ihne zum Zeitvertreib, wenn Sie nix dagege hawwe, als Gegenstück zu unserm jetzige Schullehrer ein Geschichte van ei'm frühere verzähle. Vor 30 Jahr hatte mir ein, von dem rede heut noch alle Leut.

War das e gemeiner und spassiger Mann! Freilich hawwe mir ihn uns auch erst ziehe müsse, awwer er hat die Lehr angenomme. Das ging so zu. Er war von Wiesbaden stracks zu uns uffs Land gekomme und hat die Städtergewohnheit mitgebracht, niemand zu grüße und ein „gute Morge“ von unserer Seit mit kei'm „schöner Dank“ auch zu erwidern. Dariwwer warn die Leut' im Dorf natürlich sehr ungehalte und einer, uff den das Sprichwort gepaßt hat: „„Kinner und Narren sagen die Wahrheit““, meint: Laßt mich nur gewähre, den will ich euch schon kurieren! So is er eines schönes Tags dem Schullehrer begegnet und hat ihn so angeredt im feinste Hochdeutsch: „„Guten Tag auch, Herr Schullehrer!““ Der sieht ihn verwunnert an. Der anner aber fährt fort: „„Ja da gucken Sie! Ich hab mir's

ja gedacht und auch immer gesagt, wenn die andern gescholte habe, daß Sie nur die fürnehme Sprach' verstände, aber unser Bauerndeutsch nicht. Nun ist das freilich eine üble Sache, weil wir doch wahrscheinlich auf Jahre miteinander zusamme lebe müsse. Drum wollt ich nur gefragt habe: solle wir uns nach Ihne, oder wolle Sie sich nach uns richte? Ich für mein Teil will Ihne gern helfe, die Bauernart mit der Zeit verstehn zu lerne."" Da lachte der Schullehrer und war von dem Tag an der gesprächlichste Mann. Ich seh' ihn noch uff der Gass stehn und sein Zeitvertreib mit dem Nachbarsbub, dem Schusterjörg, halte. Dann hat er deklamiert:

Amol für allemol,
Eich kanns jo manteniern;
Eich sein wie e Holz e schwerer Mann,
Mein Jerjel muß studiern."

Miszellen.

Der Ursprung des Äpfelweins am Main.

Manchem der Äpfelweintrinker hierzulande mag es schier unglaublich scheinen, daß es eine Zeit gegeben habe, in der man am Main noch keinen Äpfelwein trank. Und doch liegt diese Zeit nicht viel mehr als hundert Jahre zurück, für Frankfurt selbst allerdings etwa 150 Jahre. Das ganze Mittelalter hindurch war in der ganzen Maingegend wie im Taunus und an der Lahn der Wein das ausschließliche Getränk. Alte Weistümer und Rechnungen kannten kein anderes. Auch an den Südhängen des Taunus war es so. Und wie sich heute noch Weinberge zu Kronberg, Hofheim und Hochheim — die Reste einer einst blühenden Weinkultur im Taunus- und Maingebiet — vorfinden, so wurde auch ehemals an anderen Orten der Maingegend die Weinkultur mehr oder weniger gehegt. Noch 1634 ward nach einem alten Protokollbuche durch Vermittelung des hanauischen Oberschultheißen Nützel zu Griesheim, der den damals zum hanauischen Amte Bornheimerberg gehörenden Orten Griesheim und Nied vorstand, ein Streit zweier Bürgermeister zu Nied dadurch geschlichtet, daß Nützel beiden aufgab, den „Nachbarn" (Bürgern) der Gemeinde Nied verschiedene Viertel Wein nebst Brot zum besten zu geben. Erst Ende des 17. Jahrhunderts kam das Bier als Nationalgetränk in Brauch, und im 18. schlich sich dann noch der Schnaps ein. Zur Zeit obiger Nieder Schlichtung scheint der Äpfelwein am Main noch gänzlich unbekannt gewesen zu sein, und selbst die Rechnungen des Siebenjährigen wie des späteren Revolutionskrieges wissen nichts vom Äpfelwein. Sogar in Frankfurt scheint es nicht viel anders gewesen zu sein; denn Lersners Chronik verzeichnet von Jahr zu Jahr den Weinertrag und den Preis des „Hochheimers", meldet auch, wenn einem Wirt der gewässerte Wein in die Gosse geschüttet wurde, vom Äpfelwein ist aber nur so nebenher die Rede, ein Beweis, daß er damals keine besondere Rolle spielte. Nur in besonders guten Obstjahren, wo man nicht wußte, wohin mit dem Obstsegen, kelterte man in Frankfurt einen Teil davon zu Wein, aber dann erließ der Magistrat eine besondere Verordnung, daß jener bei schwerer Strafe nicht unter den Traubenwein geschüttet werden dürfe. Der erste Äpfelwein wurde in Sachsenhausen nach Schrotzenbergers Francofurtensien von in einem Kuhtrog gestampften Äpfeln gemacht und zwar in dem ausgezeichneten Obstjahr 1754. Verzapft ward er von dem Gärtner J. K. Werner. Nachdem eine Probe chemisch untersucht worden war, wurde ihm gestattet, anzustechen und einen „grünen Kranz" an seinem Hause anzubringen. Der Straßenverkauf ward ihm auch erlaubt. Die Maß kostete zwei Weißpfennige, und es mußte zur Herstellung der Ordnung ein Konstabler requiriert werden. Vermutlich ist der „grüne Kranz" ein „Fichtekranz" — das Wahrzeichen des Äpfelweins — gewesen, und es hätte derselbe also im Jahre 1904 seinen 150. Geburtstag feiern können.

In Frankfurt-Sachsenhausen bildete sich demnach zuerst die Zunft der „Äpfelwein-Geschworenen" aus. Dieselbe, bald zahlreich an Zunftgenossen, brachte im Laufe der Jahre die Sachsenhäuser Äpfelweinkelterei so in Blüte, daß sie Weltruf erlangte. Von hier aus breitete sich die Äpfelweinkelterei langsam über die Mainebene aus. Allgemein in Gebrauch kam daselbst das Äpfelweintrinken erst im letzten Viertel des 18 Jahrhunderts. So ward auf dem Hofe Goldstein bei Schwanheim um das Jahr 1790 von einem Pächter zuerst Äpfelwein im großen gekeltert, und alte Schwanheimer erzählen, daß sich ihre Großeltern an dem „neuen Getränk", wie sie es nannten, gelabt hätten. Bald darauf ahmten sie und die Wirte und Private jenem Goldsteiner Pächter nach, so daß sich alsbald die Äpfelweinkelterei weit und breit am Main ausdehnte. Mit der Äpfelweinproduktion eng verbunden ist natürlich der Obstbau, der in der Folge auch am Main wieder mehr gepflegt wurde. War infolge der Verheerungen des Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieges fast kein Baum in der Mainebene stehen geblieben, war die einst hier blühende Wein- und Obstkultur durch die wilden Kriegshorden buchstäblich vernichtet worden, so begann man jetzt wieder mit Eifer aufzubauen, was ein böses Geschick zerstört hatte. Neue Obstkulturen wurden angepflanzt, ganze Baumstücke wurden angelegt. Gerade die Zeit des Übergangs aus dem 18. in das 19. Jahrhundert ist es, in der im Obstbau hier am Main großes geleistet wurde.

Wie ist nun die Obstweinkelterei in unsere Gegend gekommen? — Das Altertum kannte den Äpfelwein noch nicht. Erst von Karl dem Großen wissen wir, daß er auf seinen Gütern für tüchtige Siceratores sorgen ließ. Dies waren Leute, welche die Obstweinbereitung verstanden. Der Äpfelwein war sonach Karl dem Großen bekannt. Und wenn die Sage oder der Scherz ihn, der mit dem „Apfel in der Hand" auf der alten Mainbrücke zu Frankfurt steht, den „Äpfelweinerfinder" nennt, so weiß man noch lange nicht, ob sie, was unsere Gegend angeht, nicht das Richtige getroffen hat. Karl der Große hat hat den Äpfelwein sicherlich dort kennen gelernt, wo die Wiege seines Geschlechtes stand, in Flandern (und der Normandie). Dort ist der Äpfelwein zu Hause und noch heute Nationalgetränk. Den dortigen alten gallisch-germanischen Einwohnern, den Belgiern, schreibt man die Erfindung zu, den Saft der Traube durch den des Apfels ersetzt zu haben. Aus Flandern hat dann der Äpfelwein nach und nach seine Wanderung angetreten, bis er im Laufe der Zeit auch zu uns kam. Normanische Mönche haben seine Bereitung vervollkommnet; sie erfanden z. B. das Versetzen mit Speierling und Schlehensaft. Sie nahmen ihre Kunst mit nach Italien, und noch heute wird in Calabrien zum Entsetzen der übrigen Italiener sehr viel „Cidro" getrunken. K. Wolff.

C. T. **Badereise vor 300 Jahren.** Es klingt fast scherzhaft und kaum glaublich, und doch wie bezeichnend und charakteristisch für die Kulturverhältnisse einer abgelaufenen Zeitperiode ist es, wenn wir von der förmlichen Revolution lesen, welche am Hofe zu Dresden entstand, als Kurfürst August, der seinen Bruder Moritz von Sachsen in der Regierung gefolgt war, nach einer längerer Krankheit im Jahre 1583 eine Badereise unternehmen wollte.

Kurfürst August war ein Herr, der es liebte, „die Fastnachtsfreude in Fröhlichkeit und mehrerer Kurtzweil vollbringen zu helffen." Seine Liebden war infolge der jüngsten Fastnachtsfreude bettlägerig geworden und sollte, obschon „sonst des wassertrinkens nicht gewohnt", nach dem Gutachten der Leibärzte einen Heilquell besuchen. Kaum war das Gutachten abgegeben, als die Autorität

der juristischen Fakultät der Autorität der medizinischer heftig entgegentrat. Die kurfürstlichen Räte schüttelten ob der Entscheidung der Leibchirurgen sehr energisch mit dem Kopfe. Die getreuen Doktoren beider Rechte bezweifelten, ob „bei des gnädigsten Herrn leibesschwachheit die reise räthlich gewest", sie wünschten vor allen Dingen und zunächst genaue Auskunft darüber, „ob auch Leute in des Kurfürsten Alter" — August stand damals im 57. Lebensjahre — „solchen Brunnen zumal nüchtern gebraucht." Um den Getreuen zu genügen, schrieb der Kurfürst im April 1583 an die beiden Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und Philipp von Hessen-Rheinfels, welche ungefähr im gleichen Alter mit dem Kurfürsten waren und einen Sauerbrunnen im Vorjahre gebraucht haben sollten. Sechs bis sieben Wochen vergingen, ehe die Antwort der befreundeten Fürsten in Dresden „communicirt" wurde. Die nachgesuchte Auskunft lautete befriedigend; nun aber entstand eine neue, größere Schwierigkeit, an welchem Orte nämlich im heiligen Römischen Reiche „ein bequem Losament, wo die Gelegenheit nicht gar zu geringe und enge sei, für Ch. Durchlaucht und Gnaden ausgerichtet werden könnte." Ein Gerücht wollte wissen, daß im „Ringkau", das heißt im Rheingau, „Schloß und Städtlein wohl verwahret und gebauet wären; ein Näheres aber über jene Gegend war dem sächsischen Hofgeographen unbekannt. Demgemäß wurde ein kurfürstlicher Fourier mit entsprechendem Gefolge ausgeschickt, um unter den „Schloß- und Städtlein im Ringkau" die erforderlichen Entdeckungen zu machen. Der Abgesandte erledigte sich seiner Mission bestens, er entdeckte — Wiesbaden, das ihm überaus behagte. Trotzdem riet aber sein Bericht dem Kurfürsten den Besuch dieses Ortes ab, weil der Brunnen zu weit entlegen; es heißt in demselben: „Landgraf Ludwig hat mir ein Städtlein und Schloß verzeichnet, welches Wißbaden genennet, leidt 1½ Meilen Wegs von dem Brunnen und eine große Meile von Meyntz, gehört dem jungen Grafen von Nassau zu Idstein, habe ich auch besichtigt. Daselbst hätten Ew. H. Durchlaucht eine gute Gelegenheit und Herberge, wenn es Ew. Ch. Gnaden von dem Brunnen nich zu weit entfernt wäre. Denn solch Schloß und Städtlein, wohl verwahret und gebauet, hat auch ein warm Bad allda, kunnet Ew. Gnaden Hofgesinde und Pferde alles wohl untergebracht werden, so ist sonsten von Victualia und allerley notturft alldo wohl zu bekommen." Der Fourier entschied sich für Schloß Ellfeld oder Eltvill, welches der Erzbischof von Mainz mit zuvorkommender Liberalität für den Kurfürsten zur Dispsition stellte. Über die Ermittelungen war indes der Winter herangekommen, und so konnte die Badereise erst im Mai 1585 angetreten werden. Die Kurfürstin Anna, welche die Reise mitzumachen beschlossen hatte, übernahm es, für Unterhaltung und Kurzweil zu sorgen. Sie schickte dem Herzog Heinrich von Braunschweig einige Kannen Aqua vita und bat sich als Gegenleistung für den Branntwein eine Gefälligkeit aus, nämlich „ein Zwerglein, das lieblich singen konnte", denn „der Herzog solle, wie sie gehört, ein kleines mennlein, das sehr kurtzweilig und wohl selten sey, bei sich haben." Sie wünsche, „Seine Liebden wolle dasselbe ihr umb mehrerer Kurtzweil willen, wo nicht genzlich zukommen und volgen lassen, doch nur ein halb jar leihen und vergönnen. Wenn S. L. desselbigen mennleins ja nit gar entrathen könnten und wollten, sollte es S. L. über die vergünstigte zeitt nit vorenthalten werden." Zugleich versprach Anna im Namen des Kurfürsten, das Männlein, namens Benedikt, solle „beritten gemacht und mit Zehrung versehen werden." Ob das von Braunschweig erbetene Männlein freundnachbarlich verabfolgt wurde, darüber fehlen die Nachrichten, wohl aber erzählen die alten Aufzeichnungen, daß, als Kursachsen endlich aufbrach, es mit nicht weniger als 209 Pferden geschah, dazu noch „16 Leibpferde des Kurfürsten", unter denen besonders genannt wird „das lichtbraun türkisch Roß, so die Röm. K. Maj. Ihro Churf. Gnaden verehret." Die Reise selbst von Dresden nach Ellfeld dauerte 18 Tage. Der Kurfürst trank aber daselbst zu viel Wein, der sich mit seiner Gesundheit schlecht vertrug, und der „Bronnen am Rhein" bekam ihm gar übel, so daß August wenige Wochen nach seiner Heimkehr in Dresden starb.

I. B.-G. **Gemeindeprozesse um 1776.** Im Fürstentum Dillenburg war gegen Ende des 18. Jahrhunderts in manchen Gemeinden eine Prozeßsucht eingerissen, daß die Regierung eingreifen mußte, um eine Einschränkung derselben herbeizuführen. In der hierauf bezüglichen Verordnung vom 26. August 1776 wird hervorgehoben, daß fortan keine Gemeinde einen Prozeß anfangen dürfe, ohne obrigkeitliche Genehmigung. Den Gerichtsbeamten wird eingeschärft, keine Klage einer Gemeinde anzunehmen, ohne Vorzeigung einer Resolution seitens der Rentkammer, welche die Ausstellung der Klage zu begutachten habe. Auch für den Fall, daß eine Gemeinde in einen Prozeß sollte verwickelt werden, ist gleich bei der ersten Zitation der Rentkammer oder dem Unter-Direktorium davon Kenntnis zu geben. Sollte einer Gemeinde bei eben genannten Instanzen die Erlaubnis zur Führung eines Prozesses verweigert werden, obwohl sie sich in ihrem Rechte glaubt, so kann sie bei der Landesregierung hierüber Beschwerde erheben und falls sie mit deren Bescheid nicht zufrieden sein sollte, so ist ihr der Weg an die Krone offen. Diese Verordnung des Fürsten Wilhelm war nötig, da die Dorfschaften auf Anstiften „gewissenloser Gemeindsglieder", die ihrer privaten Gewinnsucht Vorteile verschaffen wollten, sich oft zu schweren Prozessen verleiten ließen.

H. H. **Aus altrunkelischen Akten.**

I.

Hochgeborener Reichs Graf!
Gnädigster Graf und Herr!

Wir haben den Herschaftlichen Frucht Zehnten auf das Jahr 1761 um 6. Simmern Weitzen, 29. Malter Korn, 24. Malter Gerst und 30. Malter Hafer zwar gepachtet. Ob wir nun gleich bei der Pachtung Schaden zu leyden befürchteten; so wurde doch von dem H. Archiv-Rat Staelin zum eifrigen Bieten aufgemuntert.

Nachdem wir aber die Zehent Früchte ausgedroschen, haben wir viel weniger eingenommen, als gebotten war, nämlich an Weitzen 2. Simmern, an Korn 5. Malter 9. Simmern, an Gerste 3. Malter 1. Simmern, an Haffer 5. Malter 6. Simmern; die jetzo noch nachgeliefert werden sollen.

Wir würden aber in einen allzuempfindlichen Verlust unschuldig gerathen, wenn wir diese niemahlen empfangenen Früchte bey ohnehin schwerer Schuldenlast abzalen und zusetzen sollten. Unser Verlust ist dabey begründet, und H. Archiv-Rath Staelin, der die Frucht im Augenschein genommen, wird solches bezeugen.

Ew. Hochgräflichen Gnaden flehen dahero um gnädigsten Nachlaß dieses Zehnten Rückstand demütigsten und ersterben in tiefstem Respekt.

Ew. Hochgräflichen Gnaden Treu Untertänigste Gemeinde Münster.

Der erbethene Nachlaß hatt nicht statt, doch sollen zu dessen Bezahlung Zwey Termine accordirt werden. Runckel 1765, den 11. Februar. (Name unleserlich.)

Daß die Gemeinde Münster alle diese rückständige Früchte auf den Herrschaftlichen Speicher geliefert und solches wird hierdurch bescheinigt und quittirt. Runckel, den 30. Dec. 1766. Weber, Renthmeister.

II.

Bei dem Ableben meines seeligen Herrn Vatters Gnaden habe ich nichts angelegneres, als meine guten und braven unterthanen der Gemeinden Seelbach und Aumenau besonders, wie auch von Münster und Wolfenhausen, die sich bei der unglücklichen Widerspenstigkeit der übrigen Bauern des Amtes Runckel, so ruhig als gehorsam betragen, und hierdurch meinem Hause ihr Attachement bewiesen, meine besondere Dankbarkeit zu erkennen zu geben. — Allen denen ebenfalls, welche zu der mir Erbgraf und Erbprinz verwilligten Steuer mit Liebe beygetragen, mit dem Zusatz, daß ich die empfangenen Summen mir als geliehen betrachte und sobald ich die Umstände meines Hauses werde gebessert finden, diese mit Freuden an sie oder die Armen ihres Kirchspiels werde zurückzahlen lassen.

Wir können übrigens unsere lieben Unterthanen versichern, daß wir aus allen Kräften an ihrem wohl arbeiten werden, und Ihnen mit besonderer Gnade zugethan seyn. Karl, Fürst zu Wied. Concordat cum Vero su Originali in fidem Humrich, Pfarrer.

Leider fehlt hier das Datum. (Es wird sicher 1791 sein. Der Fürst Karl Ludwig folgte in diesem Jahre seinem Vater Christian Ludwig in der Regierung. d. H.)

III.

Serenissimi nostri Hochfürstliche Durchlaucht haben, durch einen gestern abend dahier angekommenen expressen Boten, gnädigst anhero rescribirt: daß, da die französische Generalität auf einer Bauholzlieferung in das Tal Ehrenbreitstein absolut bestehe, kein anderes Mittel übrig sehe, als sich mit Gelde abzufinden; — daß Serenissimi hochfürstliche Durchlaucht hierüber bereits in guten Unterhandlungen stünden, und ein starker Nachlaß zu hoffen, Ursache hätten, daß aber einstweilen mit der Lieferung erkaufter Stämme der Anfang gemacht werden müsse, wenn nicht für das Land sehr nachteilige Folgen entstehen sollten; — daß mithin zu diesem Behufe, die — für den ersten Monat auf jedes Schazzungstausend ausgeschriebenen 3. Rthl. auf der Stelle bezahlt, und nach Dierdorf gesandt werden müßten. Welches sämtlichen Landesvorständen, zu ihrer Darnachachtung, und mit dem Anhange hierdurch bekannt gemacht wird, diese 3. Rthl. auf jedes Schazzungstausend sogleich an den Kirchspielsschultheißen, gegen Quittung zu bezahlen, welche diese Gelder sodann an den Herrn Rath Schlosser als gnädigst verordneten Vereinnehmer dieser Kasse abzuliefern, bereits angewiesen worden. Runckel, den 20. Juni 1799. Fürstl. Regierung. Gert.(?) Philippi."

J. B.-G. **Nassauische Wollmärkte 1776.** Die Schafzucht war im Nassauischen in früheren Zeit weit bedeutender als dies heute der Fall ist. Selbst die kleinste Gemeinde hatte ihren Schafhirten und ihre Herde, die oft mehrere hundert Stück zählte. Einen Beweis für die damals blühende Schafzucht haben wir schon in der Einrichtung besonderer Wollmärkte, wie sie namentlich in Nassau-Oranien laut Verordnung der Landesregierung vom 6. Januar 1776 vorgeschrieben waren. Es waren dafür folgende Tage bestimmt: Zu Diez drei Tage; der erste auf Freitag in der Woche Medardus und die beiden übrigen an den nächstfolgenden Freitagen; zu Hadamar zwei Tage, der erste Samstag in der Woche Medardus und der zweite Samstag vor der Woche Jacobi; zu Herborn Dienstag nach der Woche Medardus; zu Haiger Montag vor der Woche Johannis des Täufers; zu Ebersbach Dienstag vor der Woche Johannis des Täufers; zu Tringenstein Mittwoch ebengedachter Woche; zu Dillenburg zwei Tage, der erste Mittwoch in der Woche Johannis des Täufers und der zweite Freitag in der Woche Jacobi. Auf diese Märkte war alle Wolle zu bringen, welche die Untertanen zogen und zwar ohne Fehl und bei Strafe der Konfiskation. Keinem Landesbewohner war es erlaubt, die gezüchtete Wolle einem ausländischen Käufer, Christen oder Juden, abzulassen. Wer hiergegen handelte, dem wurde sowohl die Wolle als auch etwa darauf bezahltes Geld „de Fisco" beschlagnahmt. War ein Untertan wirklich genötigt, die Wolle absetzen zu müssen, um Geld zu bekommen, so hatte er bloß nötig, zu den einheimischen Tuchmachern und Strumpfwebern zu gehen, welche ihm auf das Wollquantum einen Vorschuß leisteten, für welchen später nach dem Marktwollenpreis an jedem Klaut zu ihrer Entschädigung 3 Albus als Zinsverlust konnten in Abzug gebracht werden. Erst wenn die inländischen Tuchmacher und Wollweber ihren Bedarf gedeckt hatten, konnte Wolle ins Ausland abgegeben werden. Heute sind die Wollmärkte erloschen; nur in dem im Kreise Wetzlar gelegenen Hohensolms hat sich dem Namen nach ein Wollmarkt bis auf den heutigen Tag erhalten.

J. B.-G. **Dienstbotenlöhne aus dem Jahre 1643.** Wenn man die Löhne der Dienstboten in der Gegenwart vergleicht mit denen der Dienstleute zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, merkt man auch auf diesem Gebiete der Lohnfrage einen gewaltigen und heilsamen Fortschritt. Damals erhielt ein geschickter Hauptknecht in den Aemtern Dillenburg, Herborn, Haiger, Ebersbach, Tringenstein und Driedorf je nach Beschaffenheit des Landes und der Arbeit als Jahreslohn 12 bis 16 Gulden, 2 Paar gelappte Schuhe und ein Paar einfache, 5 bis 8 Ellen leinenes Tuch und einen Hut für 12 bis 25 Albus. Der Mietpfennig betrug 1 Kopfstück. Ein „Hälbling", so er mähen konnte, erhielt als Lohn höchstens 6 bis 8 Gulden, 2 Paar gelappte Schuhe und 6 Ellen Tuch. Der Mietpfennig betrug ½ Kopfstück. Als Lohn für eine Hauptmagd waren bestimmt höchstens 5 bis 6 Gulden Bargeld, 6 bis 8 Ellen Tuch, 2 Paar gelappte Schuhe und ein Paar einfache. Eine geringere Magd empfing 2 bis 3 Gulden, 2 Paar gelappte Schuhe und ein Paar einfache, dazu 16 Ellen Tuch oder für jede Elle 5 Albus. Der Taglohn einer Grasmagd betrug in des Herrn Kost 5 Albus, der eines Habermähers 4 bis 6 Albus; ein starker Heumacher erhielt 2 Albus; eine Weibsperson 8 bis 12 Pfge.; ein Kornschnitter 14 bis 20 Pfge; ein Strohschnitter von Martini bis Peterstag 3½ Albus. Wer mit diesen Löhnen nicht zufrieden war, oder auch der, welcher höhere Löhne zahlte, war der Bestrafung ausgesetzt, sintemal die Löhne durch die Obrigkeit festgelegt wurden. Heute kann der Staat allerdings nicht mehr so scharf in die Rechte des einzelnen eingreifen; das würde zu Konflikten führen.

J. B.-G. **Gegen die Jagd- und Fischdiebe 1576.** Die Bauern im Dillenburgischen gingen im Jahre 1576 um die „Heyen Zeit den Jungen Hasen und Feltthuenern nach", um sie zu fangen, zu schießen oder auszuheben, „die Bache vnd Wäßer schlugen sie ab, um sie auszufischen." Um dieser Freimütigkeit der Bauern wirksam zu begegnen, erließ Graf Johann der ältere die Bestimmung: „Damit sich Ider kunftiglich baß vor Schaden hueten möge, ist Vnser Beuelch, das Du die Vnderthanenn Deines anbeuolenen Ampts morgen Sonntags nach gehabter Morgen Predigt öffentlich von der Cantzeln Vnserer vielfaltigen Ordnungen und Verbothen Erinnerest, Auch selber mit Ernst zusehest, das ein Ider also gelobe vnd sich nicht In Schaden vnd Vnglück stecke, das er seine Rueden Iderzeit anbinde, damit Vns dadurch das Wilpreth nicht verjagt werde. Übertreter aber sollen Iderzeit zur Straff ahngebracht werden. Dillenbergk, den 29. Junij anno 76." Der Erlaß ist insofern interessant, als er an die Geistlichen gerichtet scheint.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

= **Der letzte Funke**, Lustspiel in 3 Akten, von Max Blumenthal und Gustav Kadelburg, zum erstenmal am 9., zum zweitenmal am 11. November. — Ein Ehepaar, das schon zwei Jahre getrennt lebt, kommt endlich unter langem Hin und her wieder zusammen im Hause seiner verheirateten Tochter. Er ist ein Lebemann, der seine Freiheit über alles liebt, am Ende möchte er sich aber doch wieder mit seiner Frau, die er oftmals hintergangen hatte, aussöhnen. Sie ist zuerst unerbittlich, will sich scheinbar mit einem andern, ihrem beiderseitigen Freunde — der sie seit 15 (!) Jahren liebt und ihr treu (!) ist — verloben. Schließlich weiß der Ehemann aber den „letzten Funken" der alten Zuneigung seiner Frau, nämlich den der Eifersucht zu erregen, so daß sie ihm verzeiht. Tableau: sie sinken einander in die Arme! Das Ehepaar v. Zechlin gaben Herr Tauber und Frl. Eichelsheim; das junge Pärchen wurde durch Herrn Malcher und Frl. Eben, der Papa Kommerzienrat durch Herrn Kober, der Freund Lutz durch Herrn Strial und ein alter fideler Kreisarzt durch Herrn Andriano verkörpert. Letzterer war die sympathischste Figur des „Lustspiels".

Residenztheater.

= **Filia hospitalis**, ein Studentenstück in 4 Aufzügen, von Ferdinand Wittenbauer, zum erstenmal am 9., zum drittenmal am 14. November. Ein Doktorand, Ulrich Hauser, der fleißig und arbeitsam ist, wird von einem liederlichen Studenten gefordert, weil er die Filia hospitalis, bei deren Mutter er wohnt, und die er liebt, gegen den Bleß verteidigte, als letzterer zudringlich gegen das junge Mädchen wurde. Hauser ist kein Waffengeübter, und so kommt es, daß er dem Bleß einen sogenannten Sauhieb versetzt, durch den der unangenehme Geselle ums Leben kommt. Hauser ist völlig desparat durch das Geschehene und so verwirrt, daß er beim Examen „durchrasselt". Um ihn vor der Polizei zu schützen, die ihn zu verhaften kommt, drängen ihn sein Freund und die holde Filia Marianne zur Flucht, was sie nach langem Sträuben von seiten Hausers erreichen. Der Kommissar kommt und findet das Nest leer. Eben will ihn deswegen der Freund Hans verhöhnen, da — öffnet sich die Türe, und der Ferngeglaubte erscheint freiwillig wieder. Durch einen Brief seines ihm wohlgesinnten

Professors hatte Hauser erfahren, daß dieser für ihn Bürgschaft geleistet hatte, und darum kehrt er auf dem Wege zur Flucht um und stellt sich nun selbst der Gerechtigkeit. Recht ansprechend gab Herr Bartak den unglücklichen Hauser; weiter verdienen Frl. Noormann als gefühlvolle Filia, Herr Hetebrügge als Freund Hans, Herr Rücker als menschenfreundlicher Professor Engel und Herr Wilhelmy als „verbummelter" Bleß besonders aus der Zahl der Mitwirkenden lobend genannt zu werden.

Literatur.

* **Viktor, Prinz zu Wied-Neuwied.** Von Dr. C. Spielmann. 83 S. Pr. 1 M. Wiesbaden, P. Plaum. (Selbstanzeige.) Die in der „Nassovia" erschienene Arbeit über den fürstlichen Freiheitskämpfer unserer Heimat hat so vielen Anklang gefunden, daß sie nun auch als Büchlein erschienen ist. Der Verlag hat es prächtig ausgestaltet und mit einem Bilde des Prinzen nach dem Original im Schlosse zu Neuwied versehen. S. D. der verstorbene Fürst Wilhelm zu Wied hat die Widmung angenommen. Möge das Werkchen, gewissermaßen eine Hundertjahrschrift, im deutschen Volke und namentlich in der Jugend die Liebe zum Vaterlande wecken und pflegen helfen.

* **Postkarten mit Photographien der Adolfsdenkmal-Enthüllung und der luxemburgischen Herrschaften.** Von Hofphotograph F. Kehrer, Königstein. — Vor uns liegt eine Serie wohlgetroffener photographischer Postkarten: das Denkmal, Szenen der Enthüllung, Auffahrt der Herrschaften, ferner die Großherzogin-Mutter und die vier ältesten Prinzessinnen zu Pferde, dann jede einzeln und außerdem die Erbgroßherzogin, ihr Pferd haltend. Dieselben Bilder sind in Kabinettformat zu haben, das Bild mit der Großherzogin-Mutter zu Pferde und das mit dieser und sämtlichen Prinzessinnen zu Pferde auch in Boudoirformat (28 × 38 cm). Größeres Format nach Übereinkunft. Die Aufnahmen sind alle scharf und gut ausgeführt, die Positionen gut gewählt. Reizend macht sich die Kavalkade der kleinen Damen mit der Großmutter. Wer sich ein billiges Konterfei der uns lieben hohen Personen verschaffen will und ein Andenken an den erhabenen Vorgang der Denkmalsweihe, der kaufe sich die Bilder. Der Preis der Postkarten ist pro Stück 25 Pf. (Wiederverkäufer 17 Mark p. 100 Stück), der Kabinettbilder 2 Mk. (Wiederverkäufer 1 Mk. unaufgezogen, 1,30 Mk. aufgezogen); die größeren sind entsprechend teurer.

* **Nassauisches Dichterbuch.** Herausgegeben von Hans Ludwig Linkenbach. 154 S. Pr. geb. 4. Mark. Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Meyer). — Das Unternehmen ist neu und eigenartig und darum verdienstlich. Vor fast einem halben Jahrhundert hat Aloys Henninger, „der Taunide", seine Sammlung nassauischer Gedichte erscheinen lassen; manches Wertvolle und viel Reimerei war darinnen. H. L. Linkenbach hat seine Anthologie unter ganz anderen Gesichtspunkten zusammengestellt. Einmal ist die Beschränkung weggefallen, daß nur nassauische Stoffe behandelt werden; zum andern ist die Auswahl der Dichter und Dichtungen sorgfältiger gewesen. Die Autoren sind alle säßig zwischen Sieg, Main, Rhein und Wetterau; aber ihre Motive holen sie von überall her, wie denn der Poesie keine räumlichen Schranken gesetzt sind. Zwar missen wir noch diesen oder jenen; aber das, was in dem Buche enthalten ist, zeugt schon von der Unwahrheit des öfters geäußerten Wortes: Nassovia non cantat". Zu den bekannten Dichtern ist eine Reihe weniger bekannter gekommen, die sich zwar noch nicht in Gedichtbüchern ausgesprochen, aber doch sonst frisch und fröhlich gesungen haben. Die Proben enthalten jedenfalls die beste Auslese der 22 Poeten, die vertreten sind, und das Herz des Einheimischen darf sich daran aufrichtig erfreuen. Aber auch der Auswärtige wird finden, daß sich diese nassauische lyrische Anthologie jeder anderen getrost an die Seite stellen darf. Jedenfalls sind wir Nassauer dem Herausgeber Dank schuldig, daß er in weiteren Kreisen aufs neue den Namen Nassau zu Ehren gebracht hat. Äußerlich ist das Werkchen vom Verlag fein modern (nicht hypermodern) ausgestattet, und die prächtigen Illustrationen nassauischer Städte und Burgen, in malerischer Beziehung trefflich ausgewählt, machen das Buch doppelt anheimelnd. Es sei den Landsleuten als schönste Weihnachtsgabe angelegentlichst empfohlen.

Neues aus Nassau.

Das neue Krankenhaus zu Elfeld ist seiner Bestimmung übergeben worden.

Die 14. Rechtsauskunftsstelle zu Homburg wurde durch Geh. Justizrat Meyer eröffnet.

Die Stadtverordneten zu Wiesbaden haben die Wertzuwachssteuer und die Konzessionssteuer (für Wirtschaften) angenommen.

Die Gewerbeausstellung zu Wiesbaden in 1909 scheint gesichert.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. 1392. Graf Johann III. von Sayn-Wittgenstein verkauft ¾ der Herrschaft Vallendar an Kurtrier; ¼ davon wurde 1441 wieder eingelöst, doch blieb der saynische Anteil unter trierischer Oberhoheit, bis er 1767 ganz an Trier kam.

20. 1621. Gefecht im Busecker Tal. Herzog Christian von Braunschweig wird durch den ligistischen General Frhrn. von Anholt geschlagen. (Großer Krieg.)

23. 1641. Generalleutnant Peter Eppelmann, genannt Melander, wird vom Kaiser zum gefürsteten Reichsgrafen ernannt. Seit der Erwerbung der Esterau nannte er sich Graf von Holzappel.

24. 1660. Fürstin Marie von Nassau-Oranien, Witwe des Fürsten Wilhelm II., stirbt. Sie war 1631 als Tochter des Königs Karl I. Stuart von England geboren, vermählte sich 1641, elf Jahre alt, ward aber erst kurz nach dem Tode ihres Gatten, Wilhelms III., Mutter.

26. 1699. Fürst Johann Franz von Nassau-Siegen stirbt. Er war als Sohn des Grafen Johann VIII. geboren, folgte 1638 unter Vormundschaft dem Vater in der Regierung und vermählte sich dreimal. Sein Nachfolger wurde sein Sohn 2. Ehe Wilhelm Hyazinth.

30. 1778. Landgraf Konstantin von Hessen-Rheinfels stirbt. Geboren am 17. V. 1716 als Sohn des Landgrafen Ernst Leopold, folgte er diesem 1749 in der Regierung. Vermählt war er mit Eva Sophie von Starhemberg, Witwe Wilhelm Hyazinths von Nassau-Siegen, von der er einen Sohn, den Nachfolger Karl Emanuel, hatte.

Briefkasten.

N. S. in W. Besten Dank; angenommen.
Dr. **W. in N.** Das Mitgeteilte ist richtig.
Redaktionsschluß: 24. November.

Inhalt: Waldklänge. (Gedicht.) Von R. Peter. — Nassaus Burgen V. Von R. Bonte. (Schluß.) — Fischfang, besonders Salmenfang bei St. Goarshausen und St. Goar. Von H. Pfeifer. (Schluß.) — Nassauische Dynasten VIII. Von Dr. C. Spielmann. — Ländlich Anekdotisches. Von W. Zimmermann †. — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.



№ 24. Wiesbaden, den 16. Dezember 1907. 8. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Sinnsprüche.*)

Das Leben ist ein Fiedelmann,
Der fiedelt trüb und heiter,
Streicht Dur- unn Mollakkorde an
Und fiedelt immer weiter.

Ob Freude jauchzt, ob Trauer quillt,
Ob Wohlklang kommt gezogen,
Ob herber Mißklang pfeifend schrillt,
Er streicht mit breitem Bogen.

Er wartet nicht auf Glück und Zeit,
Hört Jubeln nicht und Klagen,
Er streicht behäbig, satt und breit,
Mit innigem Frohbehagen.

Und wenn die letzte Saite dann
Vom Fiedeln ist zersprungen,
Geht sinnend heim der Fiedelmann,
— Sein Lied hat ausgeklungen.

Zum Umdichschauen hast du immer Zeit,
Zum Einblick in dich selber aber selten,
Drum muß dir mehr als Aussicht weit und breit
Ein still' Versenken in dich selber gelten.

Wer ein frohes Schaffen wagt,
Blickt nach Himmels Fernen,
Frohgemut und unverzagt
Weilt er bei den Sternen.

Auch ein grambeschattet' Los
Stimmt ihn niemals trüber. —
Ist die Wolke noch so groß,
Schwebt sie doch vorüber.

Allzu hefig macht erschlaffen,
Starkes Feuer zehrt den Span,
Doch bewachte Flammen schaffen
Sich den Weg zur Himmelsbahn.

Georg Knauer.

*) „Aus meiner Welt." (Vgl. Nr. 23, S. 292.)

Schönauer Erinnerungen.

Von K. Wolf (Werschau).

Was man jetzt die Vogtei Schönau nennt, umfaßt die Dörfer Lipporn, Welterod, Strüth, die Pfarrei Schönau und die Höfe Angschied, Esrod und Rödel. In alten Zeiten war der Bezirk viel angesessener; Spuren von ausgegangenen Dörfern, von zerfallenen Burgen, verschwundenen Schlössern und Klöstern, verwischten Gerichtsstätten, abgelegten Zoll- und steinernen Häusern usw. finden sich an Ort und Stelle, wie bloß in Sage und Überlieferung. — Die Vogtei scheint für den Einrich alles gewesen zu sein: christliche Ansiedelung, Wallfahrtsort, Waisenhaus, Arbeitgeberin, landwirtschaftliche Musteranstalt, Lehrerseminar, Pastorat, geistliche und weltliche Macht. —

Auf die außerordentliche Bedeutung der Vogtei deutet eine große Zahl von Landstraßen, die von hier aus nach allen Himmelsgegenden liefen. Sie sind zum Teil verlegt, verlassen, veracker, zum Teil in den heutigen Wegebau aufgenommen. Aber die Überlieferung hat sie unter mancherlei Benennungen festgehalten. So lief eine längs des Mühlbaches bis an die Lahn, nach Nassau. Die Überlieferung geht hier bis vor die Reformation zurück, läßt zahlreiche Prozessionen auf- und abziehen, am Schwaller Sauerbrunnen Lager halten, in der Kapelle zu Diethardt Fußfall tun usw. Eine zweite Straße führt schnurgrade nach Braubach, Lahnstein, Koblenz. Sie erhielt später den Namen „Hesseländer Weg", weil sie meist durchs hessische (Katzenelnbogische) lief, und sie heißt noch so. Man erinnert sich, daß sie sehr frequentiert war, daß im Zollhaus am Esrod Fuhrgeld gegeben, am Zollborn das Zugvieh getränkt, und nach Hebung des Schlagbaums weitergefahren wurde. Eine dritte Straße lief nach Patersberg, bezw. St. Goarshausen; diese wurde ein Bestandteil der sogenannten Kasseler Straße, indem der Landgraf von Hessen-Kassel, der jährlich die Stadt St. Goar und die Feste Rheinfels zu besuchen pflegte, über Wiesbaden und Schwalbach kommend, sie einschlug. — Eine vierte Straße ist „der Ringker Weg". Sie führt über den Hohneberg, Weißen Turm usw. nach Marienthal, Nothgottes u. a., in den alten Rheingau. Ebenso führten Straßen nach Lorch und Kaub. Während sie meistens in grader Richtung, oder durch dick und dünn dem Laufe eines Baches folgend, ihrem Ziele zusteuerten, hatten sich die „Toten" von Meilingen ein einsames Umweglein erwählt, das sie unbemerkt nach Lipporn brachte. Es heißt „Totepfädchen" und will an einigen Stellen der Sage nach immer noch kein Gras treiben.

Ein Blick in Vogels „Herzogtum Nassau" überzeugt, daß die genannten Straßen nach Orten führten, die fast alle eine nahe Beziehung zur Vogtei hatten. Nassau und Laurenburg sind Filialen der Vogtei; Koblenz, Kamp Stiftungen des Allemannenherzogs Hermann, des Freundes und Gönners Drutwins I., des Vogteiers; Gronau, Marienthal usw. gleichartige Institute wie die Vogtei, und St. Goar ist die Zelle des Heiligen gleichen Namens, des Apostels der Einricher. —

Die beiden Brennpunkte der Vogtei sind die alte Burg und das Kloster. Jene ist einer der Stammsitze des nassauischen Hauses. Neben der Sage und den historischen Beweisen scheinen auch einige noch bestehende oder noch erinnerliche Einrichtugen im Volksleben für diese Tatsache zu sprechen. So erinnern sich alte Leute noch sehr wohl, daß die Vogtei allerlei Gefälle, Lebensmittel und andere Gegenstände nach Laurenburg verabreichte, die Mutter gleichsam der Tochter eine laufende Haussteuer leistete, selbst dann noch, als sich die Enkelin Nassau schon längst bestaatet hatte. Unter anderm wurde auch von Laurenburg aus jährlich am 21. März ein Bulle auf dem Rödeler Hof abgeholt und auf Jakobitag wieder dahin zurückgebracht. Ein anderer noch lebender Zeuge ist der Strüther Markt. Er fällt auf Peter und Paul. Dieser Umstand bringt einige uralte Traditionen mit der Gegenwart in merkwürdigen Einklang. Florin nämlich, der Patron von Schönau, wurde in einem Schweizer Peter-Paul-Stifte erzogen, und Drutwin I., der Vogteier, der nachmals eine Reliquie dieses Heiligen erhielt, setzte diese in dem eigens hierzu erbauten Kirchlein zu Lipporn ein in die Peter-Paul-Vigil. Daher ist der Strüther Markt ein Peter-Paul-Fest. Ob er von jeher hier gehalten worden ist, ob er immer neben dem Schönauer bestanden hat, ob dieser vielleicht ursprünglich ein Peter-Paul-Fest gewesen ist, und die Reformation eine Änderung hervorgerufen hat — wie dem sei: das Strüther oder Vogteier Kirchweihfest richtet sich sach- und sagengemäß nach Peter und Paul. Man geht damit um, die Märkte von Schönau und Strüth mit dem Lipporner Fest zu vereinigen. Man respektiert dabei die Tradition. Weiter könnte man fragen: Wie kommt Florin auf den Einrich? Woher rührt Drutwins Vorliebe für diesen Heiligen? Antwort: Es ist die alte Heimatliebe; denn wie die Sage meldet, stammen Drutwins Vorfahren ebenfalls aus der Schweiz. (? D. H.) Und so ist heute noch jedes Patrozinium in Schönau zugleich das Bestätigungsfest für diese Seite der Sage. Geschichte und Sage sind hier eins. —

Das Kloster. Es liegt in einer hügeligen Landschaft. Unzählige Ackerflächen ohne namhafte Erhebungen stoßen in den manigfaltigsten Steigungen

aneinander. Nur auf beiden Seiten des Mühlbaches gestalten sie sich zu einem Tale. Wer hier mit einem älteren Feldarbeiter ein Gespräch anknüpft, sieht sich ganz gewiß bei der dritten Frage schon zurückgeführt auf „Klosterzeiten“. Grund und Boden, die er pflügt, waren Klostergut. Wiesen und Wäler, soweit er sieht, desgleichen. Mit Hochachtung denkt er an den Reichtum der Klosterherren, die bis Lahnstein auf ihrem Eigentume gehen konnten. Er erzählt, wie dieser und jener Politikus bei Auflösung des Klosters tüchtig gesteigert hätte und für wenig Geld begütert und reich geworden sei; oder er beklagt, daß seine Väter ihren Vorteil nicht verstanden. Am Klang der Klosterglocken erkennt er Wind und Wetter und Tagesstunde, was zu Klosterzeiten beim Klange der Horen noch bequemer gewesen; sein Acker stößt ans Nonnenköpfchen, seine Wiese ans Nonnenwäldchen, sein Haus ist ein abgelegtes Klostergebäude, und die Treppe davor ist zusammengesetzt aus nassau-weilburgischen und kurpfälzischen Grenzsteinen. — Zunächst ums Kloster dehnen sich einige Gärten, der Totenhof und zu Klosterzeiten ein Lustwäldchen mit schönen Spaziergängen, sowie fünf große Weiher mit zahlreichen Krebsen und Forellen. An der Kirche zieht ein mächtiger Efeu unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er hat förmliche Stämme, läuft an der Mauer hinauf bis ans Dach, erscheint überall außerordentlich fest an- und eingewachsen, ist überhaupt sicherlich sehr alt, aber — seine beiden Hauptstämme sind nahe an der Erde von roher Hand durchhauen.

Ein anderer bemerkenswerter Gegenstand daselbst ist ein Gedenkstein vom Jahre 1688. Der Frische seiner Rückseite nach hat er irgendwo in einer Wand gestanden. In kreisrundem, nicht sehr großem Felde zeigt er drei Rosen, Bestandteile des Klosterwappens und die Jahreszahl 1688, beides rein und scharf eingegraben. Was mag er bedeuten. Eine Veränderung im Kloster? Einen Vorgang im nassauischen Hause? Wer weiß es? Das Kloster selbst war ehemals ein Doppelkloster des Benediktiner-Ordens, welches Graf Ruprecht von Laurenburg unter tätiger Beihilfe des ersten Abtes Hildelin 1125 stiftete; er vereinigte damit die Propstei in Lipporn und übergab alles dann 1132 dem Erzstift Mainz. Der Familie des Stifters blieb die Vogtei über das Kloster; sie erschien jedesmal bei der Wahl und Ordination eines Abtes, hatte für sich und ihre Diener freie Atzung im Kloster und eine Hundeatzung. Doch wollte sich das Kloster im 18. Jahrhundert der nassauischen Schirmherrschaft entziehen, worüber ein Rechtsstreit entstand.

Die Kirche brannte im Jahre 1723 zum Teil ab. Nur Reste der Grundmauer blieben stehen. Man erkennt das zum Teil am Aussehen, zum Teil auch an zugemauerten Bogentüren, die nach außen führten, in anhängende Seitenräume. Zugleich erkennt man daran, daß der Wiederaufbau kleiner und enger wurde als Altbau. Auch soll das Innere der Kirche die alte Pracht bei weitem nicht erreichen. Zu den jetzigen Sehenswürdigkeiten gehören: der Schädel der Heiligen Elisabeth von Schönau und der ihr geweihte Seitenaltar, das große Steinbild eines Abtes Engelbert vom Jahre 1793, eine bildliche Darstellung der himmlischen Glorie St. Florins vom Jahre 1781, hoch oben an der Scheidewand zwischen Chor und Schiff, die Spuren eines gewaltsamen Erbruchs des Tabernakels im Jahre 1818 (der mit einem spurlosen Verschwinden des Kelches und der Monstranz verbunden war), eine schöne Ampel, ewig in ihrer Leuchtung und Pendelregung und erinnernd an ihre denkwürdige Schwester in Pisa, die erste Lehrerin Galileis.

Am Wiederaufbau des Klosters hat sich die alte Sage von der Klostergründung hie und da unter den Leuten verjüngt. Sie erzählen nämlich folgendes: „Das Kloster ist einmal abgebrannt. Ein fremder Reiter kam und tritt um die Brandstätte. Er schien verdächtig, ein Spitzbube, und wurde vom Klosterjäger erschossen. Es stellte sich aber heraus, daß es ein reicher Graf war. Um bei der Sache Schuld und Unschuld zu versöhnen, übernahm die Witwe den Wiederaufbau.“ — Leicht erkennt man hier die Elemente der alten Sage: den heimkehrenden Drutwin zu Roß, den lauernden Bauern, den Pfeilschuß, die Stiftung usw. — Bei der oben erwähnten Feuersbrunst sind viele wertvolle Urkunden mitverbrannt. Im Jahre 1803 wurde das Kloster aufgehoben und eine nassauische Domaine. Die eigentlichen Klostergebäude werden als Sitz einer katholischen Pfarrei mit der Kirche noch unterhalten. Das Nonnenkloster, welches gleichen Alters mit dem Mönchskloster war, lag in dessen Nähe. Es ist bekannt durch die Heilige Elisabeth, die Hellseherin ihrer Zeit, die 1165 als Äbtin des Klosters starb. In seinen Mauern herrschen strenge Zucht, weshalb das Kloster Rupertsberg bei Bingen, als dessen Ordnung gänzlich zerrüttet war, von hier aus 1493 sechs Nonnen zu seiner Reformation erhielt. Ganz anders soll es 1607 gewesen sein, in welchem Jahre der Graf Ludwig von Nassau die Gebäude abbrechen ließ und die Güter dem Mönchskloster übergab. — Aus der Klosterschule des Mönchsklosters gingen u. a. hervor ein Kaiserlicher Reichskanzler und der Lehrer Johann Geißel. Jener, das bekannte Weidenbacher Hirtenbübchen, machte ein Vermächtnis zu Gunsten armer Kinder beider Konfessionen und fundierte die katholische Schule und die Kaplanei in Nastätten. Dieser, ein Waisenknabe aus Sauerthal, war Lehrer in Schönau bis zum Jahre 1812.

Nach einem Schriftstück vom 18. Februar 1801 hatte das Klosterpersonal damals folgenden Bestand: 1. Martinus, Abt; 2. Engelbertus Engel, Prior; 3. Pater Joseph, Senior; 4. Pater Florinus Russel; 5. Pater Egbertus Koch; 6. Pater Ildephonsus Klein; 7. Pater Mellitus. Was man sich von den Klosterherren erzählt, gibt von ihrem Tun und Treiben ein durchaus freundliches Bild. Mit der Außenwelt standen sie in regem Verkehr. Besonders sind es einige Wochen- und Jahrestage, die bei der Umgegend in gutem Andenken stehen. Dahin gehören zunächst die Gebtage. Jeder Mittwoch und Samstag war Gebtag. Wer kam, klein oder groß, reich oder arm, erhielt ein Viertel Brot. Die Brote waren eigens dazu gebacken und wurden mit

einem an der Wand befestigten Messer, das man in der Weise eines Strohmessers handhabte, geviertelt. Dann der Liefertag. Er galt den Pächtern und Hofleuten. Nach geschehener Abgabe erhielten sie Erbsenbrei, Sauerkraut mit dicken Speckklumpen, Schlünden genannt, und reichlich Bier. War es Freitag, so gab es Heringe. Dabei erzählt man sich folgendes: Einer der letzten Klosterköche sei sehr klein gewesen und habe nicht vermocht, in den Kessel zu schauen. Er habe daher hohe Absätze an den Schuhen getragen, und wenn ihn die harrenden Lieferanten scherzweise in die Höhe gehoben hätten, sei er sehr ärgerlich geworden. Weiter die Auszehntungstage. Im Bereiche der Vogtei pflegten die Klosterherren den Zehnten selbst zu heben. Sie gingen mit von Acker zu Acker, scherzten dabei und machten Kunst- und Kraftstücke. So wird von einem Pater Engelbert, nachmals Prior und nach Aufhebung des Klosters Pfarrer in Schönau bis 1818 erzählt, der wäre ein schöner, kräftiger und recht mutwilliger Herr gewesen. Ferner der Markttag. Er existiert noch, aber ohne Glorie. Zu Klosterzeiten wurden im Hof, in Scheuern und Gärten Tanzböden aufgeschlagen. Pächter und Hofleute mit ihren Frauen und Töchtern, desgleichen die benachbarten Geistlichen waren eingeladen und genossen eine artige Behandlung. Aber auch an anderen Tagen war der Zulauf an Bettlern, Handwerksburschen, Pilgern, Invaliden aller Art, Suppenholern, Sterndrehern, Fastnachtsfängern so groß, ihre Bettelfertigkeit so arg und die Freigebigkeit der Klosterherren so unbegrenzt, daß man behauptet, bei längerem Bestande wäre ein Konkurs unvermeidlich gewesen. Von der Gewandtheit eines Franziskaners erzählt man sich folgendes lustige Anekdötchen. Nachdem er den Klosterherren seine Züge und Wanderungen beschrieben, auch allerlei Abenteuer mitgeteilt hatte, begann Prior Engelbert: „Geh' mal 'naus und klopf' an! Angenommen, ich wäre ein protestantischer Oberförster!" — Richtig! Der Franziskaner geht, klopft an. — Prior: „Herein!" Franziskaner: Ein Franziskaner bittet um ein Geschenk. — Pr.: „Was? Ihr wieder da? ... Da liegt ihr in den Klöstern, faulenzt und mästet Euch vom Bettel! Ihr Kreuzhimmel — — —" — Fr.: „Ach, verzeihen Sie, Herr Oberförster! Was wir da zusammentragen, davon bekommen wir arme Teufel nichts! Das verschlingt unser Prior." — Der Franziskaner zog reich beschenkt von dannen. — Nicht zu vergessen endlich die Hubenmahlzeiten auf Pfingsten und Fastnacht, die sogenannte Pfingstsuppe und der Fastnachtsbraten. Jene war ein Benefiz für die Männer, dieser für die Frauen. Die Frauen begingen ihren Fastnachtsschmaus besonders lebhaft. Sie bereiteten Braten, Waffeln und Kreppel; kochten Kaffee, tranken Wein, harten Musikanten, maskierten sich, tanzten und sangen:

Ho! ho! ho!
Die Fastennacht ist do.
Fastennacht im Rhingken;
Schneid mir ein Stück vom Schinken!
Ho! ho! ho!
Die Fastennacht ist do.

Ho! ho! ho!
Der Jud liegt auf dem Stroh.
Das Stroh fängt an zu brennen;
Der Jud fängt an zu rennen.
Ho! ho! ho!
Der Jud liegt auf dem Stroh.

Ho! ho! ho!
Was sind die Leut so schroh!
Leut han nichts zu schaffen,
Machen Narren und Affen.
Ho! ho! ho!
Was sind die Leut' so schroh!

Gesetzlich waren bei diesem Fest nur zwei Männer anwesend, der Schultheiß und der Ortsdiener, beide dienend; der eine als Schenk, der andere als Truchseß. Das Defizit wurde durch Eintrittsgeld der jüngsten, zum erstenmal teilnehmenden Frau gedeckt; das heißt, sie wurde „gehänselt". Im Jahre 1848 wollten die Vogteier Frauen mit aller Gewalt ihr Fest wieder hergestellt haben. Die Ortsbehörden haten ihre Not. Sie verwilligten einmal etwas, drangen aber bei der Rechnungskammer nicht durch, daß es bewilligt wurde.

Mehr als auf Geld und Gut hielten die Klosterherren auf Unabhängigkeit. Bei der Abtwahl war, wie erwähnt, jedesmal Nassau zugegen und hatte freie Station im Kloster, freie Atzung für sich, seine Diener, seine Pferde und sogar Hunde. Dieser Obliegenheit wollten sich die Klosterherren entziehen. Ein andermal opponierten sie gegen Trier, so daß von hier aus die Aufforderung an den Schultheißen von Strüth erging, das Kloster mit 20 Mann zu umstellen und die Herren zu greifen. Dazu ist es denn doch nicht gekommen.

Die alten schönen Zeiten sind vorbei; nur Überreste erinnern noch an die vergangenen Tage in denen das Klosterleben so idyllisch war.

Ritterliche Erbteilung im 15. Jahrhundert.

Mitgeteilt von J. Benner.

Eine Erbteilung ist auch heute manchmal mit Schwierigkeiten verbunden, zumal da, wo es etwas zu verteilen gibt. Vor 500 Jahren scheint es indessen noch umständlicher gewesen zu sein; denn damals ließ sich die weitverzweigte adelige Familie der von Diez sogar einen Rechtsgelehrten von Frankfurt zu einer Teilung kommen, die in zwei getrennten Akten getätigt wurde.

Die erste Teilung wurde vorgenommen durch den gelehrten Ludwig von Paradies, Doktor beider Rechte aus Frankfurt a. M., „auf den Montag nach dem Sonntage zu Latyn genannt Exaudi, anno

1484, im Beisein von Godel von Ryffenberg, einem bevollmächtigten Mompar Dietrichs des Alten von Diez, von Dietrich dem Jungen und Emmerich (Gebrüder), Dietrichs von Diez seligen Kinder. Ferner waren zugegen Chonen von Ryffenberg der Alte, Chonen von Ryffenberg der Junge, Johann Hylgers von Lorch, Friedrich Pastor zu Bleseberg, Meffert von Brambach der Alte, Eydam des obengenannten Dietrich, und Otto von Diez der Junge."

Das Teilungsverfahren beginnt folgendermaßen: „Item das Erste ist Meffert von Brambach dem Alten mitsamt Otten von Diez dem Jungen, seinem Schwager gefallen auf unsern gnädigen Herrn von Trier 3000 Gulden Heubtgeldes (Hauptgeld = Hauptgeld oder Kapital, Guld bedeutet die Zinsen) und die Geld davon jeglichem halb. Otten von Diez dem Jungen ist insbesondere gefallen auf den von Helfenstein hundert Gulden, auf den Grafen von Nassau zu Idstein 200 Gulden, die von den 1400 Gulden desselben Grafen zu tun sind. Auf den von Langscheidt 50 und einem Gulden Schuld, auf Peter Wammeß zu Limburg 20 Korn Schuld." Dem vorbenannten Meffert von Brambach waren geworden 100 Gulden an Gold; ebenso wurden seinen vier Schwägern jeglichem 100 Gulden auf die Gebrüder von Helfenstein zugeteilt und die drei Jungen samt Otten ihr Bruder an diesen 400 Gulden abgelegt. Dem „guten Meffert" fielen weiter auf den von Aul und Obernhof 100 Gulden und auf etliche von Staffel 30 Gulden Schuld; ferner auf Tilmann von Pfaffendorff und seine Brüder 100 Gulden, auf etliche zu Flacht 15 Gulden und 9 Korn Schuld auf Heintzighen von Dieffenbach 2 Gulden 2 Korn und 3 Heller Schuld, daselbst auf Henn Mueß 19 Weißpfennig und 2 Heller Schuld und auf Clars Sypeln selige Hausfrau 6 Korn, auf den alten Henn von Dieffenbach 3 Gulden 3 Weißpfennig, auf Hennen Gryß daselbst 2 Gulden Schuld. Den drei jungen Kindern, Dietrich dem Alten, Dietrich dem Jungen und Emmerich, fielen auf „unsern Herrn Pfalzgrafen 2000 Gulden Heubtsommen, davon jeglichs auf St. Georgentag 100 Gulden an Guld; ferner auf den Grafen von Sayn 600 Gulden Heubtsommen, auf die Stadt Weilburg 200 und 20 Gulden Heubtsumme, und 20 Gulden blieben den drei jungen Kindern zu gut; ferner auf das Dorf Horchheim 300 Gulden Heubtgeld, auf Philipps Brüder 200 Gulden Heubtgeld, die sind unverändert, die gibt Graf Adolf von Nassau; auf die Stadt Montabaur 200 Gulden Heubtsumme." Insbesondere fielen noch zu Dietrich dem Alten von Diez auf Peter Webern 44 Gulden und 3 Weißpfennig Schuld, auf den Hofmann zu Ardeck 7 Gulden, zu Limburg auf Hannögen und Heinrich Fewten Gebrüder 9 Korn Schuld und daselbst auf Henn Schoydt 9 Korn Schuld. Dietrich dem Jungen ist gefallen auf den von Freiendiez 48 Gulden und 10 Weißpfennig Schuld, zu Limburg auf Weygand Wanerey 2 Gulden und 4 Korn Schuld, daselbst auf Henn Gryß 2 Gulden und 1 Korn Schuld. Emmerich fiel noch zu auf Hanns Hoenberger 12 Gulden Schuld, auf den von Elz 30 und dritthalben Gulden Schuld, zu Limburg auf Henninghyn Wanerey 7 Gulden 3 Weißpfennig Schuld und 1 alten Eniels (? ?).

Von den eigenen Weingütern zu Limburg wurden folgendermaßen verteilt: „Der Berg zu Thunenbettche bei Ardeck fiel in drei Teile; „das niederst Teil zu Freiendiez zu, nebigst Schwenken, ist Mefferten (von Brambach) gefallen; der Teil rechts davon ist gefallen Dietrich dem Alten, das Dritteil ist gefallen Dietrich dem Jungen." Der Weingarten in Limburg wurde in zwei Teile geteilt: „das nächst Teil nach Limburg zu Heyntz Marseynnen ist gefallen Emmerichen, das andere Teil nach Henn Godeln zu ist gefallen Otten von Diez dem Jungen."

Die zweite Teilung und Losung geschah Samstags nach Ostern anno 1485, ebenfalls durch den „würdigen hochgelehrten Herrn Ludwig von Paradies, beider Rechten Doktor", und es waren diesmal zugegen die Herren Godel von Ryffberg und Thönges Schütz von Holzhausen, Mompar der vorbenannten Kinder, Germant von Schwalbach, Ammann zu Lichtenberg, und Johann Hilgens von Lorch, der genannten Kindern Vetter, Otto von Diez der Junge und anstatt Mefferts von Brambach des Alten, der „ersam Herr Pastor Friedrich zu Bleseberg." Es wurde verteilt die Pfenniggulde, und es erhielt Otto von Diez der Junge: „1. Henn Muß zu Limburg gibt jahrs auf St. Martinstag 9 Korn von einem Weingarten, welcher Christghen Foltzen zu Dietkirchen war, und wovon Otto jährlich 13 Albus haben soll. 2. Kathennghen Wanerey gibt zu St. Georgentag auf einen Garten, welcher Henn Truden zu Limburg war, 6 Korn und 1 Huhn. 3. Derselbe gibt 7 Weißpfennig auf St. Martinstag auf einen Garten bei Syrlinger Brück, der Ackermanns war. (Schyrlingen war ein Dorf in der jetzigen Gemarkung Staffel auf der linken Lahnseite. Der letzte adelige Bewohner davon soll von den Limburgern in der Klosterkirche zu Dirstein, an dessen Stelle jetzt Schloß Oranienstein liegt, ermordet und darauf auch das Dorf zerstört worden sein.) 4. Henn Hartunk gibt auf einen Garten bei der Mentzer Pforten, der Richel Schwyneckers war, auf den Pfingsttag 5 Korn. 5. „Von den 5 Kornessen, die der Steltzer jährlich auf Unserer lieben Frauen Tag Lichtweihung gab, auf einen Garten in Limburgs Kappus Auwe hinter Soppenessers Garten, davon soll Otto 7 Weißpfennig haben." Er erhielt ferner auf Henrichs Knebels Hausfrau 3 Korn, auf dem Hof zu Fulda ein Malter Korngulde; von dem dritthalben Malter Korngulde die Peter Krebiß zu Altendiez jährlich von einem Hufen Landes gab, welcher im Altendiezer Feld gelegen war, sollte Otto einen halben Malter Korngulde haben; auch sollten ihm die Einnahmen aus den Ländereien zu Birlenbach gehören, welche 2 Achtel Korn ausmachten, wenn das Feld Korn brachte und zwei Achtel Hafer, wenn darin Hafer gebaut wurde; im 3. Jahr, wenn gebracht wurde, brachte es nichts. Der Weigandt von Elz, zur Zeit der Teilung Hofmann der Kinder von Diez zu Freiendiez, gab jährlich von einem Garten zu Freiendiez, „an dem Ende, als man zu der Brücken zu geht," 6 Korn, wovon Otto zu St. Martinstag jährlich 9 Weißpfennig beziehen

sollte. Derselbe Hofmann gab jährlich von einem Garten, gelegen bei derselben Gasse 2 Korn und 2 Zinshunt (?). Die Guttgen Welkers gab jährlich von einem Garten, welcher dem lahmen Thysen war, 3 Korn und 1 Huhn; und wenn die Guttgen mit Tod abgeht, soll der Garten wieder 9 Korn bringen, wie bisher. Heyntz von Felde zahlte 1½ Gulden, zwei „Zinshunt" und ein Fastnachthuhn, ferner von einem Boote auf dem Bach vier Korn und 1 Huhn, vier Heller für ein Drittel eines Huhnes. Herman Belt gab vier Englisch auf St. Martinstag, Hermann Mey 2 Korn von einem Stück Landes, gelegen bei Breden zu Altendiez zu St. Martinstag. Adam Schnawhart und Mene zahlten 2 Gulden und 4½ Albus, Peter Lutz 13 Weißpfennig, Thyß zu Freiendiez 6 Korn und der alte Hans ein Korn. Alle diese Gulde erbte Otto von Diez.

Meffert von Brambach der Alte dagegen bekam folgende Pfenniggulde: „Von Pulgen Schuhmacher zu Diez von einer Wiese, gelegen in den Boden, 20 alte Heller, von Elsgen Feldes von einer Wiese, gelegen an Schiltwoyns Wiese, 2 Korn, von Henn Schneider von einem Garten zu Freiendiez 3 Korn und 1 Huhn, von Niclars Kurtzners Frau von einem Garten, gelegen hinter dem Hause des Peter Edelmanns, 9 Weißpfennig und 2 Hühner, von Klaus Marpus von einem Garten bei Chuntzgen Mollners Haus 3 Korn und 1 Huhn, von Hydrich Beylle von einer Wiese, gelegen „bei breiten Sundt", zu St. Martinstag 9 Korn und von einem Placken Weiden unter dem Wehr 1 Korn und 1 Huhn, von Korns Eidam von einem Garten „bei den Brücken" 3 Schilling und ¼ Kappus, von Peter Steltzern zu Limburg von einem Garten in der Au 9 Albus, von einem 2. Garten 3 Weißpfennig. Peter Kale und Hermann Lotzghens Sohn gaben von einer Hofstatt in Elz 9 Korn, Herr Loer Louver (?) zu Limburg von einem Garten 9 Albus, Clars Syppeln Frau zu Limburg von einem Garten 6 Korn.

Dietrich der Alte erhielt die Pfenniggulde auf Land und Gärten zu Altendiez, Fachingen, Aul, Elz, Niederzeuzheim, Steinbach, Panrod, Limburg, Birlebach und Dietkirchen, Dietrich der Junge solche auf Weingärten, die Brunenbach genannt, auf Hofreiten und Ländereien in und um Diez, Gärten in Erbach, Weingärten in Limburg, Ländereien in den Gemarkungen Altendiez und Hundsangen. Dem Emmerich von Diez fiel die Pfenniggulde zu auf Gärten und Weingärten um Limburg und Diez, auf Häuser in Limburg, eine Wiese zu „Mönster am Dönberge." Das Wohnhaus zu Limburg hinter der Brotschirn „mit all seinem Begriff und Zubehör", der Hof Schure „mit allem Begriff binnen Limburger Dietzer Pforten, anher Walchers seligen Schure", der Halegarten mit seinem Begriff, 2 Morgen Landes vor dem Hanne und 3 Morgen in dem Roth, alles zusammen geschätzt auf 800 Gulden, wurden verlost und fielen Dietrich dem Jungen zu. Vor der Verlosung war jedoch verabredet worden, daß, falls das Los auf eines der drei jungen Kinder falle, die beiden anderen daran teil haben sollten. Ihren Schwager Meffert und den Bruder Otto sollten sie dann nach Gebühr entschädigen, was auch geschah.

Durch die ehrbaren Leute Johann Wolf, Scheffe zu Limburg, und andere war überschlagen worden, daß der Hof zu Heuchelheim hundert und zwanzigst halben Morgen Land, 3 Morgen Wiesen, „zwei von zwen (?) Morgen, wovon 1 Morgen für 11 Korn und 3 Hühner verliehen war", enthalten sollte, wozu noch die Hofreite und Bauten kamen. Dieselben „ehrbaren Leute" schätzten den Hof zu Freiendiez auf 135 Morgen und anderthalb Sadel. Dieser Hof mußte jährlich 9 Gulden mehr abgeben als der zu Heuchelheim; dafür war er aber dienstfrei und durfte eine Schäferei halten, was Heuchelheim nicht durfte, und es standen ihm auch noch Ländereien um Limburg zu.

Auf den St. Georgentag 1485 fiel bei der Teilung auf Meffert vom Brambach den Alten und seinen Schwager Otto von Diez den Jungen der Hof zu Heuchelheim. Meffert aber überließ den drei Jungen, Dietrich dem Alten, dem Jungen und Emmerich, seinen Teil an Heuchelheim, ferner 180 Gulden auf dem eppensteinischen Gelde und 20 Gulden auf dem Stückgut, das Sehn, wofür er 600 Gulden auf den Grafen von Sayn erhielt.

Von den zu verteilenden Wertpapieren („Bryff Geld") werden noch erwähnt solche auf den Pfalzgrafen, den zu Horchheim, den zu Elz.

Bei der vorstehenden Teilung handelt es sich nicht um die Grafen von Diez, welches Geschlecht um diese Zeit schon ausgestorben war, sondern um die Adeligen von Diez, welche das Erbmarschallamt der Grafschaft zu Lehen trugen, und die im Jahre 1727 ausstarben.

Begräbniswesen in Nassau-Oranien.

Von J. Brumm.

Mors est imperator.[1]) Er war es zu allen Zeiten und in früheren Jahrhunderten noch weit mehr als heute. Zu Tausenden und Abertausenden mähte er durch Pestilenz und anderen Seuchen die armen Menschenkinder nieder, und dann kam er wieder einmal in ruhigeren Schritten, um hier und da eine lebensmüde Seele hinwegzuführen in das dunkle Reich der Schatten. Vor seiner Majestät beugten sich die Überlebenden und bereiteten den Dahingeschiedenen in Ehren ein Grab, weinten Tränen über die gebrochene Liebe und trauerten im Herzen über ihre Unvergeßlichen. Auch in Nassau-Oranien war dies der Fall; doch sehen wir uns das genauer an.

[1]) Eigentlich ist er — trix. Aber schon die Alten nannten ihn mit dem männlichen Vornamen Hans. (D. H.)

Bei dem Ableben eines Angehörigen war es in Nassau-Oranien in früheren Zeiten Sitte, den Toten auf „das Schab" zu bringen. Es war dies eine Aufgabe, deren Erledigung den Totenfrauen zufiel.

Als Totenfrauen fungierten vieler Orten die Hebammen. Mit Recht erblickte die Landesregierung hierin einen hygienischen Mißstand und verordnete unterm 24. Februar 1767 folgendes: Man hat die Anzeige erhalten, daß in den hiesigen Landen die Hebammen sich fast durchgängig zur Ankleidung der Toten gebrauchen lassen. So unschuldig aber diese Gewohnheit ist, so gefährlich ist sie besonders in Ansehung der Kindbetterinnen und kleinen Kinder, welche sich von solchen Hebammen müssen bedienen lassen. Um nun diesem gemeinschädlichen Gebrauche den nötigen Einhalt zu tun, so ist man bewogen worden, daß künftig zum Behufe der Totenankleidung besondere, zu vereidigende Totenfrauen angeordnet werden.

Die Totenfrau hatte den Verstorbenen zu waschen und anzukleiden. Das Totenhemd lag für die Abgeschiedenen oft schon jahrelang parat. Wo dies nicht der Fall war, mußte der Schneider ein langes, weißes, weites Gewand anfertigen, das als letztes Ehrenkleid diente und zu der totenbleichen Gestalt vortrefflich paßte. Auf einer Bank breitete man eine Lage Roggenstroh aus, bettete den Toten darauf und deckte ihn mit einem alten Leinentuch zu. Die Leichname durften nach einer Verordnung vom 10. März 1767 nicht mehr in den Wohnstuben aufs „Schab" gelegt werden; sie waren vielmehr bei schwerer Strafe sofort aus denselben zu schaffen und in einer Kammer oder in der Hausdiele unterzubringen. War das geschehen, so hatte die Totenfrau die Verpflichtung, dem Ortsgeistlichen den Sterbfall anzuzeigen, der dann das Trauergeläute veranlaßte, das in vielen Orten Sitte war und meist von dem Schulmeister mußte ausgeführt werden. 1784 wurde das Trauergeläute in den oranischen Landesteilen abgeschafft, und da die Bevölkerung an der schönen Sitte festhielt, erließ man eine erneute scharfe Verordnung gegen die pietätvolle Einrichtung, und zwar wegen des daraus entspringenden Aberglaubens. Welcher Art derselbe gewesen sein mag, konnten wir nicht ermitteln. (S. Nr. 9 der „Nassovia" 1907.) Zu den Verpflichtungen der Totenfrauen gehörten ferner alle Botengänge, die aus Anlaß eines Sterbfalls zu erfolgen hatten. Die Ärmeren hatten dafür 20, die Reicheren 30 bis 40 Kreuzer zu entrichten nebst Beköstigung, wie solche ein jeder Hausmann für sich zubereitet; auch die Kleidungsstücke des Verstorbenen, so weit er sie zuletzt benutzt hatte, fielen der Totenfrau anheim.

„Todtes verblichene Leichnahm der Christen" wurden laut Kirchenordnung der Fürstlich-Nassau-Siegischen Herrschaft vom 15. Juli 1716 zur Bezeugung der Hoffnung künftiger Auferstehung und zur Erinnerung der gemeinen Sterblichkeit für die Lebendigen öffentlich und ehrlich auf den gewöhnlichen Kirchhof oder Gottesacker, welcher rein und verwahrt zu halten war, begraben; doch kam es auch vor, daß reiche und vornehme Standespersonen sich in den Landeskirchen beisetzen ließen. Dieses Privilegium wurde durch Fürstliche Verordnung im Jahre 1770 aufgehoben und unter keinen Umständen eine Beerdigung in Kirchen gestattet. Es konnten jedoch von diesem Zeitpunkte an eigene Grabstätten auf Friedhöfen gegen eine Abgabe von 1 bis 2 Reichstaler erworben werden.

Nach der oben angezogenen Kirchenordnung war es dem Prediger seiner anderen Amtsgeschäfte halber erwünscht, daß die Leiche an keinem Sonn- und Festtage, sondern an einem anderen Tage der Woche gehalten wurde. Als Tageszeit war der Nachmittag bestimmt, es sei denn, daß eine besondere Predigt gewünscht wurde. In solchem Falle konnte das Leichenbegängnis auch zu anderer Zeit stattfinden. Niemand durfte jedoch seine Toten, jung oder alt, reich oder arm, heimlich oder bei nächtlicher Zeit nach eigenem Gutdünken begraben; Dispensationen waren nur zulässig bei grassierenden Seuchen.

Die Begräbnisordnung war bei den verschiedenen Altersklassen unterschiedlich. Kinder und selbst die, welche vor der Taufe waren abgerufen worden, beerdigte man in der Stille, ohne jeglichen öffentlichen Ritus. Zur Beerdigung von Erwachsenen rief die Kirchenglocke die Trauerversammlung, die durch die Totenfrau, auch „Bittfrau" genannt, zum Begräbnis geladen waren, an das Sterbehaus. Der Schulmeister mit den Schülern und der Prediger fanden sich gleichfalls ein. Den Leichenträgern überreichte man Rosmarinzweige, auch dem Pfarrer und Schulmeister. Nach einem Gesang und Gebet begann der Gang zum Kirchhof. Vom Hause bis dahin wurden Chöre gesungen, wie „Herr Jesu Christ, wahr' Mensch und Gott", „Ich hab' mein' Sach' Gott heimb gestellt", bei jugendlichen Personen, bei alten Leichen aber, wie die Ordnung von 1716 besagt, „Psalm 38 oder „Mein' Wallfahrt ich vollendet hab'." War man auf dem Kirchhof eingetroffen, so erfolgte alsbald die Einsenkung des Sarges, wobei gesungen wurde: „Nun laßt uns den Leib begraben." Die Einsegnung des Toten durch den Geistlichen beschloß die Friedhofsfeier. Die Trauerversammlung wandte sich alsdann in die Kirche, die gewöhnlich in nächster Nähe des Totenhofs lag, und setzte da ihre Feierlichkeiten fort. Mit Gesang wurde begonnen und darauf eine kurze Leichenpredigt gehalten. Der Geistliche sollte nach der mehrfach erwähnten Kirchenordnung reden über Sünde, Erlösung durch Christum, von den letzten Dingen, dem Tod, Gericht, Himmel und Hölle, um dann die Zueignung nicht auf die Abgelebten, sondern auf die noch Lebenden zu machen, sie zu unterweisen und zu ermahnen, die Betrübten zu trösten und aufzumuntern, in der Furcht des Herrn heiliglich zu leben, damit auch sie in der Gnade des Herrn tröstlich und selig sterben möchten. Was die Personalien betraf, so war es dem Geistlichen gestattet, dieselben eingangs oder am Schluß der Predigt vorzutragen, jedoch in geziemenden Terminis ohne ausschweifendes und eiteles Wortgepräng; was aber das Christentum des Verstorbenen anging, darüber blieb dem Prediger Freiheit, dasjenige anzuführen, was ihm wohl bekannt war, doch so, daß die Kanzel, da Demut und Wahrheit gelehrt werden

soll, ja nicht zu einer Prahlbühne oder einem Lügenstuhl werde.

Nach der Predigt kehrte die Trauerversammlung an das Sterbehaus zurück, wo der Schuldiener den Dank abstattete; darauf ging die Versammlung auseinander ,um sich später wieder zum sogenannten „Laad" bei Kaffee und Kuchen, sowie geistigen Getränken zusammenzufinden. Gar häufig artete diese Art der Nachfeier in ein wüstes Gelage aus, bei dem es in der unwürdigsten Weise zuging. Von den zahlreichen Verordnungen, welche die Behörde gegen diese christliche Unsitte erließ, sei nur eine hier erwähnt vom 15./25. Marz 1658, erlassen vom Fürsten Moritz zu Nassau. Es heißt darin: Unß kombt beschwerlich zu Ohren, daß bey den Leichgeladchen ein großer straffbarer Mißprauch vorgehe, indem daß wann einem oder andern sein Ehegenoß, Kinder oder diesen ihre Eltern oder andere nahe Ahnverwandte verstorben, Freunde, Nachbarn vnd Gevattern ohne Unterscheidt ahnstatte deßen, daß sie die hinterpliebenen Trawerleuth trösten vndt ihr Leidt lindern helffen, einen Hauffen Trachten Speiße vnd Getränk in das Sterbehaus schicken, solchem hernach hauffenweiß nachfolgen, biß in die tiefe Nacht hinein sitzen pleiben, sich toll vnd voll sauffen, ja des folgenden Tages geladen oder auch vngeladen wieder kommen, um mit einem gleichmäßigen Schluß zu endigen, Unter Androhung ernster Strafen wird das Übel bekämpft. Nach einzelnen Verordnungen war es jedoch erlaubt, die nächsten Anverwandten, die aus fremden Orten zur Leiche gekommen waren, sowie den Trägern etwas vorzusetzen.

Zu trauern hatten die Hinterbliebenen wegen ihrer Toten; dazu gehörte das äußere Trauergewand. Laut der Verordnung von 1770 war die Trauer folgendermaßen geregelt. Die Trauer hatte einzutreten an dem Tage, an welchem eine Person verstarb. Die Eltern hatten in Ansehung ihrer Kinder, die das 12. Jahr zurückgelegt hatten, drei Monate lang, bei Kindern unter 12 Jahren jedoch keine Trauer anzulegen. Die Kinder mußten die Trauer für ihre verstorbenen Eltern oder Großeltern sechs Monate anlegen, bei Stiefeltern auf 30 Tage. Eine Witwe hatte den Mann ein Jahr zu betrauern, nicht länger; der Ehemann durfte die Trauer für die verstorbene Ehefrau schon nach 6 Monden ablegen; auch bei Schwiegereltern dauerte die Trauer ein halbes Jahr. Bei Bruder, Schwester, Schwager oder Schwägerin genügte eine Trauer von 3 Monaten. Alle übrigen Verwandten waren nur einen Monat zu betrauern. Übrigens durfte niemand bei Trauerfällen seine Kutsche schwarz drapieren, noch die Pferde oder Zimmer schwarz behängen, noch sein Hausgesinde oder die Bedienten in Trauer kleiden. Selbst den Totenträgern durften weder Flore noch Handschuhe gereicht werden, wie auch das Tragen langer Florbänder bei Manns- und Weibspesonen verboten war, bei unnachläßiger Strafe von 50 bis 200 Gulden.

Prediger, Vorsänger, Schulmeister und Thurn-Musizi hatten für ihre Mitwirkung bei Beerdigungen die gewöhnlichen fixierten Jura Stolae und Akzidentien zu fordern. „Weil das Leichentragen ein wesentliches Stück der christlichen Liebe ist", so hatten die Träger auf klingenden Lohn keinen Anspruch. Starben jedoch herrschaftliche Bedienten oder Magistratsangehörige der Städte, so durfte den Trägern ein Gulden gereicht werden. Bei der Beerdigung von Invaliden stellte die Landesregierung die Totenlade, die Totenkleidung und die Träger. Prediger, Schulmeister, Glöckner und Bittfrau hatten in solchen Fällen nichts zu beanspruchen.

Vieles hat sich im Wandel der Zeiten inbezug auf das Begräbniswesen in Nassau-Oranien geändert; eins ist geblieben — der Tod. Wie vor Zeiten gilt auch jetzt noch da das Wort: **Mors est imperator.**

Vaterliebe.

Rheinische Sage, erzählt von C. Spielmann.

Auf der Burg Reichenstein herrschte an einem Sommertage des Jahres 1282 eitel lustig' Leben unter den Insassen; im Palas galt es ein groß' Freudenfest zu feiern.

Der Burgherr Kuno von Waldeck und seine sieben blühenden Söhne saßen bereits zu Tisch, und von den Knappen und Knechten kam einer nach dem andern, um sich ans andere Ende der Tafel zu setzen; denn der gnädige Herr wollte alle um sich versammelt wissen, weil sie alle gleich wacker sich benommen hatten.

Ein großer Streich war gelungen. Das schwerbeladene Kölner Warenschiff hatten die Nachbarn des Waldeckers, rheinab, der Fürstenberger und der Sanecker (Soonecker), gemeldet und dabei sagen lassen, es habe Not gelitten und komme nur schwer vorwärts.

Hei, wie da der ganze reisige Troß sich in den Sattel schwang, der Ritter und seine sieben Reiterjungen vorauf. Die blauäugigen und blondlockigen Knaben waren das Erbteil seines vor sechs Jahren verstorbenen Gemahls und sahen diesem auch ähnlich. Bis auf den jüngsten. Der hatte die gewölbten Brauen, die Falten beiderseits der Nasenwurzel und die trotzig geschwungenen Lippen wie er.

„Du wirst daheim bleiben müssen," hatte der Vater gesagt und dabei mit der rauhen Hand so sanft als möglich über den seidigen Blondkopf gestrichen.

„Laß mich mit ziehen," hatte darauf der Zehnjährige gebeten und dabei die Händchen so bittend gegeneinandergeklappt. „Ich kann Eure Pferde halten; sie folgen mir, und ich kann doch auch schon den Kahn steuern. Bitte, bitte!"

Dem Buben etwas abschlagen, das konnte der

Alte nickt. „Nun, Ademar, es sei", war seine Antwort gewesen. Und Ademar hatte sich brav gehalten.

Es war ein freundliches Bild, der fröhliche Reiterzug, und es war dabei doch um Raub und Gewalttat gegangen. Aber das geschah so in jener Zeit, da jedermanns Hand wider den andern war.

Der dickbauchige Kölner hatte sich nur langsam zuberg geschleppt. Beim Wilden Gefährt bei Bacharach hatte er sich an den Rippen verletzt und kam nur mühesam herauf. Als er Lorchhausen gegenüber heranächzte, bemerkte er blinkenden Schein auf der linken Rheinseite. „Ach wehe!" riefen die Bedrohten. „Behüt' uns von den Stallmeisern, heiliger Clemens!" Und sie zogen die Notflagge auf.

Aber die Lorcher hüteten sich, angesichts der gefährlichen Feinde den Kölner hereinzulotsen. Desto flinker waren die Raubritter, die sich in rasche Piraten verwandelt hatten. Mit ein paar dutzend Nachen, die die Trechtingshäuser Fischer herleihen mußten — „Den Nachen oder das Leben!" — rannten sie den Kauffahrer an. Und obwohl die „Pfeffersackgeleiter" wacker mit den Armbrüsten draufbolzten und grimmig mit Bootshaken und Lanzen abwehrten und draufstachen, die schlauen Spitzbuben wußten wie's gemacht wurde. Sie drängten den Kölner immer weiter auf eine ihnen bekannte Untiefe zu. Krach! — da saß er endlich fest, und nun wurde er trotz allen Wiederstandes mit lautem Hallo geentert.

Die Beute war reichlich; die Nachen bis zum Sinken beladen. Und ganz zuletzt hatte Hans, Kunos Ältester, ein wunderschön' ohnmächtig' Mägdlein fürsichtig in sein Fahrzeug gebettet. Das war eine kölnische Patrizierstochter, die, von Vater und Ohm begleitet, in Lorch einem Stadtjunker als Braut zugeführt werden sollte. Der Alte war auf den Anteil des Fürstenbergers, der Ohm auf den des Saneckers gekommen. Da stand reichlich Lösegeld zu erwarten.

Ademar, der die Pferde gehalten hatte, — er stand in der Mitte der friedlich grasenden Tiere —, erhielt einen prächtigen, purpurnen Leibrock, der ihm wie angemessen saß, einen goldgewirkten Gürtel und einen schönen Ring mit rotem Stein vom Vater, und auch jeder der Brüder schenkte ihm etwas. Dafür stand er — seine höchste Freudenbezeugung — Kopf, um dann dreimal Rad zu schlagen. —

All das Erlebte ließen die Waldecker, selbacht wie sie beisammensaßen, noch einmal durchs Gedächtnis gehen; dann trug der Koch mit seinen Jungen die gebratenen Stücke von Hirsch und Wildschwein auf, und der Rheinwein rauschte in die Humpen und aus diesen in die Kehlen. Es war, wie gesagt, eitel Lustigkeit.

Da schallten von draußen Honrufe dazwischen.

„Ho, ho, was soll das bedeuten?" rief der Waldecker, und sein gerötetes Antlitz wurde blässer. Inmitten der Ausgelassenheit, war dem Ritter, als griff ihm eine krallige Faust in den Nacken und als schlüge es ihm wie Adlerfittiche betäubend ums Haupt, daß er taumelte.

Der Torwart trat ein. „Ein königlicher Herold!" meldete er.

Tiefe Stille ringsum. Da raffte sich Kuno von Waldeck auf:

„Laß ihn herein!"

In der Türe stand ein höflicher Mann, ritterlich gekleidet wie die andern, nur auf der Brustseite des gelben, ärmellosen, an den Seiten offenen Wappenrocks den schwarzen Reichsadler.

„Im Namen des Königs" — —

Die Anwesenden erhoben sich. Sie vernahmen nichts Neues. König Rudolf von Habsburg forderte Herrn Kuno von Waldeck zum dritten und letzten Male auf, sich seinem Gerichte zu stellen, widrigenfalls würde er mit Heeresmacht überzogen, seine Feste gebrochen und er selbst samt den Seinen am hölzernen Dreibein aufgehenkt werden, bis er tot sei, da er durch seine Unbotmäßigkeit ohne weiteres zugegeben habe, daß er ein Raubritter sei.

„Und was wird mein — unser Los sein, wenn wir uns stellen?", fragte der Ritter, düster die Seinen überblickend.

„Gerechtes Gericht und, soll's zum bösen Ende kommen, ehrlicher Tod durch das Schwert."

Das war, wie gesagt, das dritte Mal, daß der Burgherr diese Antwort empfing. Er schaute abermals erst auf den ältesten, dann auf den jüngsten seiner Söhne. Der Kleine dauerte ihn; — aber da geschah, was er kaum erwartet hatte. Ademar pflanzte sich, die Hände geballt, vor den Herold: „Sag' dem Könige, er möge warten bis wir kommen!"

Kuno von Waldeck fuhr empor. „Der Knabe soll für mich gesprochen haben", sagte er dann fest. „Bringt die Nachricht dem Könige!"

— — — — — — — — — — — —

Sechs Wochen später.

Auf dem Bergfried der Feste Faitzberg flatterte das königliche Banner; eifrig' Kommen und Gehen herrschte. König Rudolf hatte sein Quartier droben aufgeschlagen.

Er war wie ein Feuerstrom rheinab gefahren. Überall flammten die Räubernester auf, schaukelten sich an den bösen hölzernen Dreibeinen des heiligen römischen Reiches ehemalige Freiherren, als gemeine Verbrecher mit des Seilers Tochter vermählt.

Die Städter empfingen den König mit der großen Adlernase, dem blassen Antlitz und den harten Zügen, jubelnd; denn er griff durch mit eiserner Faust und machte den schrecklichen Zuständen ein Ende.

Auch Reichenstein und Sooneck und Fürstenberg ging es nun an den Kragen; der königliche Adler schlug seine Fänge ein in die Mauern und reichte auch wohl hinüber. Die Blyden und Katapulten der Städter halfen redlich. Und dann — der Hunger! Was die Menschen nicht vollbrachten, das besorgte er.

Der Waldecker auf Reichenstein beugte sich zuerst. Einen Boten mit weißem Stabe und das blasse, kölnische Mägdlein hatte er an den König auf Faitzberg gesandt. Er bot alles an um seiner Söhne willen: seine Burg, sein Hab und Gut, sich selbst

Aber keine Miene verzog sich in König Rudolfs ernstem Gesicht, als er sprach: „Die Jungfrau habe

ich längst erwartet, die Burg gehört seinem Lehnsträger, dem von Bolanden, sein Hab und Gut den Beraubten, er selbst und die Seinen mir; — er hat nichts mehr anzubieten.

Und als dann sogar die bisher Gefangene ein gutes Wort einlegen wollte, da sie ritterlich behandelt worden sei, traf sie aus den Augen des Königs ein Blick, der ihr wie eine Dolchspitze ins Herz drang, daß ihre Stimme stockte.

Noch am selben Abend überlieferte der Ritter das Schloß und empfing den sofortigen Befehl, mit den Seinen andern Morgens am Rheinufer, da, wo auf vorspringender Landzunge an freier Stelle die große Eiche mit dem Bildstocke St. Clemens' stand, sich waffenlos einzufinden. —

Der König saß in dem Erkergemach der Feste und schaute hinunter nach dem Rheine und hinüber nach Aßmannshausen. Da wurde ihm ein dringlicher Besuch angesagt. Der Erblandmarschall des Rheingaus, Johann Marschall Saneck von Waldeck, ließ sich melden; er sei von Mainz herübergeritten.

Eine furchtbare Angst lag auf dem Antlitze des Mannes, da er vor dem Könige das Knie beugte. Er brachte die tiefgehorsamste Bitte vor, die gedemütigen Raubritter, seine Verwandten, zu schonen, und als Rudolf einen Augenblick lang schwieg, erhob er sich rasch, öffnete die Tür und zeigte dem Erstaunten eine Anzahl anderer Adligen, die alle fürbittend knieten. Eindringlicher sprach der Marschall; er hatte schließlich das Herz zu sagen, die Strafe durch den Strick gebühre doch eigentlich nur Bauern und Knechten und sei für Adlige und Krieger unwürdig, die man wohl mit hohen Geldstrafen belegen möchte. Und die anderen murmelten zustimmend.

Da fuhr der König vom Sessel auf.

„Es sind Räuber", herrschte er die Ritter an, „die in äußerste Strafe genommen werden müssen, wie sie's verdient haben. Ja, es sind keine Adlige, sondern höchst verbrecherische Diebe und Räuber, die die Armen mit Gewalt unterdrücken, die gewaltsam den Frieden brechen und das Recht des Reichs verwirren. Wahrer Adel wahrt die Treue, pflegt die Tugenden, liebt die Gerechtigkeit, beleidigt niemanden, tut keinem so tief unrecht. Wer edel ist, verteidigt die Gerechtigkeit bis zum Tode, begeht keinen Diebstahl und setzt nicht Raub ins Werk. Also ihr da, hört, wenn ihr Adlige seid, nur auf, Fürbitte für die Diebe einzulegen, die, obgleich sie Grafen oder Herren zu sein sich dünken, so wahr ich Richter bin, der Todesstrafe nicht entgehen werden, die sie verdienen. Nicht ist's die Pflicht des Edelmannes, die Armen gewaltsam zu unterdrücken, sondern vielmehr, das Unrecht von jedermann fernzuhalten."

Diese Rede war so unerbittlich aus des Herrschers Mund gequollen, wie sich der zerstörende Waldbach zutal wälzt, und die Edeln mußten einsehen, daß alles verloren war. —

Früh am Morgen stand ein Teil des Heeres des Königs am Rheine in einem Halbkreise geordnet aufgestellt, dem Könige gegenüber, der mit seinem Gefolge unter der großen Eiche stand. Hell blinkten in der Morgensonne die Lanzen der Krieger, lustig spielte der Morgenwind mit den Wimpeln der Speere; von weitem rauschte es, von den Schnellen des Binger Lochs her; ernst war und feierlich alles gestimmt.

Da nahte der Zug der Gefangenen; voran, zwischen zwei Mönchen in schwarzer Kutte Kuno von Waldeck, hohläugig, wankend, gebeugt, gebrochen. Nach ihm kamen die sieben Söhne, dann die Knechte, alle im Lederwams, waffenlos, barhäuptig. Im selben Augenblicke ging auf Reichenstein die Reichsflagge in die Höhe, und dreifacher Heilruf schallte herüber.

Kuno trat vor den König; er schaute noch einmal im Kreise herum, als wollte er alle Herrlichkeit der Gottesnatur zum letzten Male in sich aufnehmen. Da fiel sein Blick auf die dreibeinigen Gerüste, die, höher als der Speerwald, über diesen emporragten. Und als der Blick dann weiter, über seine blühenden Söhne glitt, und an dem jüngsten haften blieb, da knickte mit dem Raubritter der Trotz zusammen und zitternd, unter Tränen hob Kuno die Hände und stammelte:

„Gnade, — ein gnädig' Gericht!"

Aber der König schüttelte ernst das Haupt: „Das Gericht ist Euch und den Euern gesprochen, Kuno von Waldeck; Ihr habt allesamt Euer Leben verwirkt." Er schlug mit der Hand durch die Luft, — das Zeichen, man möge mit der Hinrichtung beginnen.

„Nicht um mich", flehte der Graukopf, auf den Knien näher rutschend, „nicht um mich bitte ich, auch nicht um die andern, — nur um diesen da, den einen. „Sieh', er ist gut, ich hab' ihn das Stegreifwerk nicht gelehrt; er hat seine Mutter kaum gekannt, er wußte es nur nicht anders. Gnade für ihn, — er ist unschuldig und wird sich bessern!"

Rasch hatte Kuno des Königs Füße umfaßt, und die anderen knieten um ihn her. Nur Ademar stand aufrecht.

Es zuckte einen Augenblick über des Königs ernstes Gesicht, dann sagte er, den Kleinen fest anblickend:

„Kuno von Waldeck, den Knaben habt Ihr für Euch reden lassen, als Ihr mir die Absage schicktet. Er ist dem Nachrichter verfallen, und ich kann mein Wort nicht rückgängig machen. Aber ich kann es mildern. Nicht am Galgen, sondern durchs Schwert soll Ihr sterben.

Und ich will dazu einer höheren Hand anheimgeben, weiter Gnade walten zu lassen." Der König reckte sich in die Höhe: „Sei es, daß Ihr, gerichtet, hauptlos an der Reihe Eurer Söhne entlang gehet, — bis wohin Ihr schreitet, denen möge das Leben geschenkt sein."

Da flog's wie leuchtender Sonnenstrahl über des Verurteilten Antlitz. „Und Ihr verbürgt Euch dafür?" fragte er.

„Mit meinem Königsworte."

„Nun" — Kuno von Waldeck sprang empor — „dann heran! Ich fürchte den Tod nicht."

Lächelnd ließ er sich fesseln, nahm Abschied von den Seinen die sich erhoben und in eine Reihe gestellt hatten, lang und innig küßte er den Kleinsten, der an seinem Halse hing.

Dann blickte er noch einmal prüfend die Reihe entlang, als ob er sich den Weg genau einprägen wollte und kniete nieder.

Der eine der Mönche hörte die kurze Beichte, absolvierte den Sünder und trat zurück. Der Nachrichter faßte das zweihändige Schwert, — ein zuckender Blitz, und das Haupt rollte dahin.

Und sieh, — Entsetzen der Anwesenden! — langsam und schwankend erhob sich der hauptlose Rumpf, langsam und schwankend schritt er die Reihe der todesbleichen Jünglinge entlang, — noch ein Schritt, — der jüngste war erreicht, da brach der Körper in sich zusammen. —

Der König hatte gleich den übrigen Umstehenden, anfangs starr dem schrecklichen Vorgang zugeschaut. Nun wandte er den Blick nach oben, faltete die Hände zu stummem Gebet, und alle taten desgleichen.

Theater zu Wiesbaden.

Hoftheater.

= **Der Andere**, Schauspiel in 4 Akten von Paul Lindau, zum erstenmal am 4. Dezember. — Ein unangenehmeres Stück ist wohl lange nicht über unsere Hofbühne gegangen als dieses entsetzlich nervenerregende Schauspiel. Man sollte in unserer ohnedies schon sehr nervös überreizten Zeit die Bühne mit solchen Stücken verschonen. Man will sich von den Anstrengungen des Tages im Theater erholen, sich erheben; dazu dienen wahrlich nicht solche Gruselgeschichten, und das quälende Zusehen wie ein Übernervöser alle Phasen seiner Krankheit durchmacht. Ein Staatsanwalt hat sich stark überarbeitet, so stark, daß er zu einer „Doppelpersönlichkeit" wird. Am Tage ist er ein strenger Berufsmensch; er behauptet gegen den konsultierten Nervenarzt und seine Freunde, die zu ihm von „alternierender Persönlichkeit" reden, daß jeder Mensch für seine Sittlichkeit verantwortlich ist und bestreitet die Theorie vom „Doppelwesen" energisch. Doch siehe, sobald es Nacht geworden ist, begibt er sich selbst in Verkleidung in eine Diebskneipe, um mit einem andern Individuum einen Einbruch in seine eigene Villa zu verabreden und auch auszuführen. So, wie der Staatsanwalt aus dem Schlaf heraus diese Handlung als „Anderer" unternahm, so verfällt er nun auch, während sein Gefährte alles Wertvolle einpackt, wieder in Schlummer, aus dem er dann als strenger Sittenrichter erwacht, ohne von dem „Anderen" eine Ahnung zu haben. Der Arzt, der im ersten Akt ausspricht, „die Nervosität unserer Zeit sei der Anfang vom Wahnsinn," — ebenderselbe Arzt verspricht im 3. Akte dem Patienten volle Heilung." — Der vortrefflichen Regie Dr. Oberländers gebührt, wie auch der Darstellung, volle Anerkennung. Schade, daß Herr Leffler, (Staatsanwalt), sein lebenswahres, bis ins kleinste Detail prächtig ausgearbeitetes Spiel nicht einer besseren Rolle widmen konnte. Ebenfalls meisterhaft war Herr Zollin als Wirt der Diebskneipe; Frau Doppelbauer als „Roter Male" gelang namentlich ihr Part im 3. Akt sehr gut, ebenso Herrn Andriano der Einbrecher. Auch die Vertreter der kleineren Rollen ließen gar nichts zu wünschen übrig, besonders Herr Rober als Nervenarzt, Herr Strial als Polizeikommissar, Herr Schwab als Rechtsanwalt und Frl. Ressel als dessen Schwester. So spendete denn das Publikum der Regie und der Darstellung reichen Beifall; auch der Autor erschien zum Schlusse, um sich freundlich zu bedanken.

Ferdinand Nitzsche †. Am 29. November starb im 36. Lebensjahre der Oberinspektor der Garderobe des Hoftheaters, Ferdinand Nitzsche. Er litt schon seit Jahren am Herzen; vor einiger Zeit trat ein Schlaganfall ein, der ihn auf einer Seite lähmte und in Apathie warf, so daß der Tot eine Erlösung für ihn bedeutete. Es ist sehr schmerzlich, daß der hochbegabte Mann so frühe scheiden mußte. Er war ein ganz vorzüglicher Illustrator, sowohl im eigenen Finden als auch im Ausführen, besaß eine große Arbeitskraft und ein geschicktes Organisationstalent. Dabei erschien er allzeit als liebenswürdiger Mensch. Auch dem Herausgeber der „Nassovia" ist er oft und gern dienlich und ihm freundschaftlich verbunden gewesen. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Residenztheater.

= **Rosen**, Einakterzyklus von Hermann Sudermann, zum erstenmal am 23., zum drittenmal am 28. November. — 1. Margot, ein Schauspiel, handelt von der Verführung einer jungen Adeligen, die von ihrer Mutter gezwungen werden soll, ihren vornehmen Verführer zu heiraten, nachdem er, ebenfalls auf Betreiben der Frau on Yburg, von seiner Frau geschieden worden ist. Das Fräulein sträubt sich dagegen und — verliebt sich in den Rechtsbeistand der Familie, dem sie dann plötzlich um den Hals fällt. Der Brave wirbt auch in aller Form um sie. Die ganze Sache ist unglaubhaft und läßt darum recht nüchtern, trotzdem Frl. Blanden sich alle Mühe gab, so wahr als möglich darzustellen, ebenso wie Herr Miltner-Schönau den Rechtsanwalt sympathisch zu machen suchte. — 2. Der letzte Besuch, Schauspiel, führt uns in ein Trauerhaus. Ein Rittmeister wurde im Duell niedergeknallt, natürlich einer Dame wegen, einer Gräfin, die ungenannt bleibt. Sie betritt noch einmal die Wohnung ihres toten Geliebten, angeblich um Rosen an der Bahre niederzulegen, in Wirklichkeit, um ihre sie kompromittierenden Briefe wiederzubekommen. Dabei wirft sie ihre Schlingen aber schon nach einem neuen Anbeter aus, der indes ein treuer Freund des Dahingeschiedenen ist und die Gnädige abblitzen läßt. Dasselbe widerfährt ihr von der heimlich angetrauten Gattin des Rittmeisters, die ihre Rosen zurückweist. Trotz des düsteren Sujets erscheint dieser Einakter als der eindrucksvollste der drei. Die sympathischste Figur war die des Freundes, des Leutnants v. Wolters, den Herr Wilhelmy äußerst feinsinnig verkörperte. Auch Frl. Hammer und Frl. Bischoff taten ihr bestes, als Gräfin, bezw. Gattin des Rittmeisters. — 3. Die ferne Prinzessin, ein Lustspiel, will als letzter Teil des Zyklus etwas erheitern; trotzdem war auch bei ihm wie beim ersten Stücke das Gefühl des Gezwungenen unleugbar. Ein Cand. phil., Fritz Strübel liebt eine „Prinzessin" und zwar — durchs Fernrohr! In der Nähe sah er sie noch nie. Nun kommt zufällig die wirkliche Prinzessin mit Gefolge in einen Gasthof, oberhalb des Bades, in dem die vermeintliche zur Kur weilt, und findet hier den fidelen Fritz vor, der entzückt durch das Glas seine entfernte Geliebte anhimmelt, nicht ahnend, daß er nur eine Dame des Gefolges vergöttert und daß die wirkliche Prinzessin hinter ihm steht. Er wird sie gewahr und knüpft gleich ein munteres Gespräch mit ihr an, ohne zu wissen wer sie ist; er hält sie für eine kleine Provinzlerin. So schwatzt er ihr von seiner Liebe und nachdem er durch Hinzukommende ihren wahren Stand erfährt, nimmt er blitzschnell Reißaus, verweigert sogar die Annahme einer Rose, die ihm die Prinzessin zum Gedenken schenken will(!). Frl. Delosea war allerliebst als Prinzessin, Herr Bartak als Naturbursche auf dem rechten Platz; solche Rollen liegen ihm am besten. — Aber — die „Rosen", die in jedes der Stücke eingestreut waren, verbreiteten keinen nachhaltigen Duft.

Literatur.

* **Die Tanzmamsell.** Roman von Joseph Lauff. 508 S. Berlin, G. Grote. — Der neue „Lauff" führt uns wieder in die alte Gegend, ins Flachland am Niederrhein, in welchem der Dichter wurzelt, und nach dem ihn die Jugend- und Heimatsehnsucht immer zieht. Es heimelt einen jedesmal an bei der prächtigen Schilderung niederrheinischer Natur und niederrheinischen Lebens, wenn auch der Dichter mit seiner holländischen Manier der Klein- und Einzelmalerei hie und da zu behaglich wird, und die Haupthandlung von den vielerlei Kleinsituationen oft überdeckt erscheint. Die Charaktere zeichnet Lauff mit starken, festen Strichen, so daß die Konturen oft eckig und rauh heraustreten, wie eben seine gern in Holzschuhen einherklappernden Kleverländer Kleinbürger sich geben. Auch die Zeiten und Motive kehren wie in den früheren Romanen wieder: die sechziger und siebziger Jahre mit ihrem Ringen und Kämpfen der Vernunft und der Vaterlandsliebe gegen Borniertheit und Ultramontanismus. So auch hier: die versöhnende echte Priesterschaft tritt in Gegensatz der gemüterverhetzenden Kaplanokratie, und unter diesem Zwiespalt in der Gemeinde leidet auch der Held des Romans, der freigesinnte Zimmermann Wesselink, dem das angetraute Weib seiner Liebe von dem früheren Liebhaber und ehemaligen päpstlichen Zuaven abspenstig gemacht wird, um zugleich der Kirche das ansehnliche Vermögen der verführten Frau zuzuwenden. Der wackere Handwerksmeister wird boykottiert; aber die Unfähigkeit seines ultramontanen Konkurrenten beim Kirchturmbau zwingt seine Widersacher geradezu, seine rettende Hand wiederzuergreifen. Und nun wird ihm auch das Lebensglück an der Seite der „Tanzmamsell". Das ist nämlich ein prächtiges Persönchen, eine verarmte lutherische Adlige, die als Tanzlehrerin mit ihrer Mutter plötzlich in die „christkatholische" Philisterschaft hineinschneit, und die wegen ihrer naiv-freien Lebensauffassung durch die Borniertheit ebenso zu leiden hat wie Wesselink. Kein Wunder, daß die beiden verwandten Seelen sich zueinander hingezogen fühlen. Und sie bestehen auch den Kampf gegen die Widersacher und werden, wie gesagt, glücklich miteinander, weil sie rein sind. So geht dieser Roman entgegen den früheren freundlich aus.

Neues aus Nassau.

König Oskar von Schweden †. Am 8. Dezember verschied zu Stockholm S. M. Oskar II., König von Schweden. Geboren am 21. Januar 1829, hat er es auf ein Alter von fast 79 Jahren gebracht und, seit 1872 regierend, auf ein Königtum von 35 Jahren. Am 6. Juni d. Js. konnte er seine goldene Hochzeit feiern. Mit seiner hohen Witwe, J. M. Sophie, unserer Prinzessin, trauern wir Nassauer um den Fürsten, der ein weiser Regent, und ein Freund von Kunst und Wissenschaft war und selbstschöpferisch als Schriftsteller sich betätigte. Verehrung seinem Andenken! — Sein Sohn hat als König Gustav V. den Thron bestiegen. Nassauisches Blut fließt in seinen Adern. Heil ihm und seinem Lande!

Die Einwohnerzahl der Stadt Wiesbaden betrug zu Anfang des Oktober 104 858, die durchschnittliche jährliche Zunahme seit 1905 also etwa 2000.

Die elektrische Bahn Wiesbaden-Bierstadt über die Bierstadter Straße ist genehmigt worden.

Am 27. November fand im Landeshause zu Wiesbaden zum ersten Male eine Landeskonferenz der nassauischen Kreisschulinspektoren statt. Die Konferenz war von der Regierung einberufen und hatte den Zweck, durch Vorträge auf gemeinsames Wirken hinzuarbeiten und die Herren untereinander bekannt zu machen.

Am 8. Dezember wurde endlich das neue Postgebäude zu Wiesbaden seiner Bestimmung völlig übergeben.

Am 29. November, morgens um 7 Uhr, wurde in Braubach ein schwacher Erdstoß verspürt.

Die Mosbacher (Biebricher) evangelische Kirche ist im Innern auf prächtige Weise erneuert worden.

Zu Nassau wurde eine Rechtsauskunftsstelle eröffnet.

Die Bahn Königstein-Schmitten soll nun gebaut werden.

Auf der Bierstadter Höhe bei Wiesbaden, unterhalb der Warte, soll eine Bismarcksäule oder ein Bismarckturm errichtet werden.

Nassauischer Geschichtskalender.

1. 1718. Die Beckenkollekten im Usingischen zur Unterstützung armer in- und ausländischer Schulen, Kirchen und um ihres Glaubens willen Vertriebenen (ohne Unterschied der Konfession) treten ins Leben.

2. 1809. Gefecht bei Villoviejo. Siegreicher Kampf einer Abteilung reitender Jäger und westfälischer Chevaulegers unter Major v. Reineck gegen spanische Partisanen. (Spanischer Feldzug.)

10. 1793. Prinz Johann Adolf von Nassau-Usingen stirbt. Er war am 19. VII. 1740 als Sohn des Fürsten Karl geboren, trat erst in französische, dann in preußische Dienste, in denen er bis zum General stieg. Er blieb unvermählt.

10. 1847. Pfarrer J. Ch. K. Luja stirbt. Er war am 16. IV. 1767 als Sohn des Kantors S. B. G. Luja zu Wiesbaden geboren, studierte zu Gießen, wurde nacheinander Pfarrer zu Niederkleen, Weilmünster, Ebersgöns, Altenkirchen, dann in Dotzheim, bis er sich 1836 pensionieren ließ. Er war ein eifriger Altertumsforscher und einer der Gründer des Altertumsvereins.

13. 1808. Große Revue des IV. Armeekorps (Lefebre), bei dem sich das 2. Regiment Nassau befand, vor Napoleon bei Madrid. (Span. Feldzug.

14. 1812. Gefecht bei Salamanca. Die reitenden nassauischen Jäger schlagen sich mit englischer Kavallerie. (Spanischer Feldzug.)

Briefkasten.

W. M. in B. Besthaupt bedeutete den besten Teil des Nachlasses der Leibeigenen, der meist spezifiziert war und dem Herren zufiel.

H. Sch. in G. Leider nicht verwendbar. Vielleicht gelingt Ihnen einmal etwas Originelles.

O. F. in Sch. Dankend erhalten, muß aber noch etwas warten.

Prof. A. A. in W. Dankend erhalten. Frdl. Gruß.

K. D. in W. Unbegründete Sorge Ihrerseits. Eines Formfehlers wegen werden wir Ihnen nicht gram. Das sind Äußerlichkeiten, auf die wir nichts geben. Also, es bleibt beim Alten.

Redaktionsschluß: 14. Dezember.

Mit dieser Nummer beschließen wir den achten Jahrgang der „Nassovia". Wir danken allen Abonnenten und Lesern für das uns entgegengebrachte Vertrauen und bitten herzlichst, uns solches auch künftig zu bewahren. Für jeden neu zugeführten Abonnenten sind wir dankbar. Und nun: Fröhliche Weihnachten und glückliches Neujahr! **Herausgeber und Verleger.**

Inhalt: Sinnsprüche. (Gedichte.) Von G. Knauer — Schönguer Erinnerungen. Von K. Wolf. — Ritterliche Erbteilung im 15. Jahrhundert. Von J. Brenner. — Begräbniswesen in Nassau-Oranien. Von J. Brumm. — Vaterliebe. Von C. Spielmann. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.